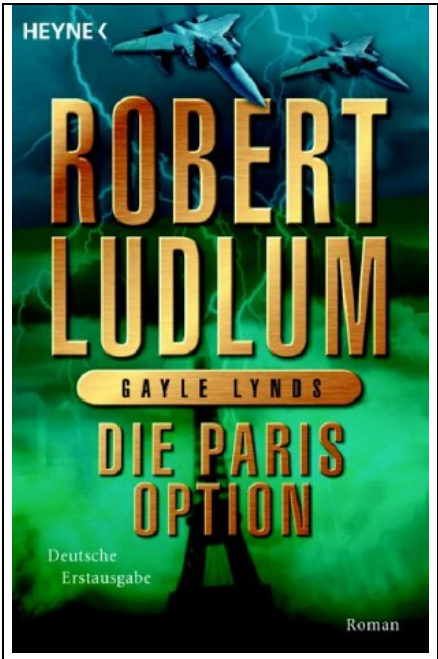

Robert Ludlum

Die Paris-Option

scanned by unknown
corrected by ab

Eine Bombenexplosion im berühmten Pasteur Institut in Paris tötet unter anderem den Wissenschaftler Émile Chambord, der gerade an der Entwicklung eines DNA-Computers arbeitete. Im Feuersturm nach der Explosion sind offenbar auch seine Unterlagen vernichtet worden. Doch wenig später verschwinden auf mysteriöse Weise amerikanische Kampfjets von den Radarschirmen. Covert-One-Agent Jon Smith fliegt nach Paris, um die Verbindung zwischen dem Anschlag auf das Institut und dem gefährlichen Mastermind, der den Weltfrieden bedroht, herauszufinden.

ISBN: 3-453-43015-8
Original: The Paris Option
Aus dem Amerikanischen von Heinz Zwack
Verlag: Heyne
Erscheinungsjahr: Deutsche Erstausgabe 01/2005
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Eine Bombenexplosion im berühmten Pasteur-Institut in Paris tötet unter anderem den Wissenschaftler Émile Chambord, der gerade an der Entwicklung eines DNA-Computers arbeitete. Im Feuersturm nach der Explosion sind offenbar auch seine Unterlagen vernichtet worden. Doch wenig später verschwinden auf mysteriöse Weise amerikanische Kampfjets von den Radarschirmen. Covert-One-Agent Jon Smith fliegt nach Paris, um die Verbindung zwischen dem Anschlag auf das Institut und dem gefährlichen Mastermind, der den Weltfrieden bedroht, herauszufinden. Was er entdeckt, ist so ungeheuerlich, dass er es kaum glauben kann: Eine Organisation hat sich unter dem Schutz einer befreundeten Macht entwickelt und plant nun einen Anschlag auf die USA, der alles in den Schatten stellt, was internationale Terroristen bisher auf der Welt angerichtet haben. Jon Smith und sein Team haben nur eine einzige kleine Chance, das Unheil abzuwenden.

Autor

Robert Ludlum hat mehr als zwanzig Romane geschrieben, die in über dreißig Sprachen übersetzt wurden und weltweit eine Auflage von 200 Millionen erreichten. Im Heyne Verlag erschienen zuletzt »Das Sigma Protokoll«, »Der Janson-Befehl« und »Der Tristan-Betrug«. Alle seine Romane erschienen als Heyne-Taschenbücher, besonders erfolgreich zuletzt die »Bourne-Trilogie«, die mit Matt Dämon und Franka Potente verfilmt wurde.

Gayle Lynds schrieb zusammen mit Robert Ludlum »Der Hades-Faktor« (als Heyne TB lieferbar) und als Einzelroman erscheint von ihr in Kürze »Der Nautilus-Plan« (Mai 05). Die Autorin lebt in Santa Barbara, Kalifornien.

Danksagung

Die Zukunft wird uns viele neue wissenschaftliche Erkenntnisse bringen. Eine der faszinierendsten und spannendsten neuen Entwicklungen ist der DNS-Computer, gelegentlich auch als Molekularcomputer bezeichnet. Wir sind Kathleen Foltz, Ph. D., die uns an ihrem profunden Wissen in diesem neuen Feld der Wissenschaft teilhaben ließ, für ihre großzügige Unterstützung dankbar. Dr. Foltz ist Dozentin am Lehrstuhl für Molekular-, Zellular- und Entwicklungsbiologie an der University of California, Santa Barbara. Vor kurzem ist sie von der National Science Foundation als Presidential Faculty Fellow berufen worden. Außerdem ist sie auch Mitglied des Marine Science Institute.

PROLOG

Paris
Montag, 5. Mai

Laue Frühlingsluft lockte die des langen Winters müden Pariser aus ihren Häusern auf die Straßen und Boulevards, wo sie die Bürgersteige bevölkerten, Arm in Arm dahinschlenderten und die Straßencafes füllten. Selbst die Touristen hörten auf, sich zu beklagen – dies war endlich das echte Paris, das bezaubernde Paris, das ihre Reisebroschüren ihnen versprochen hatten.

Die Zecher in der Rue de Vaugirard, ganz auf den *vin ordinaire* in ihren Gläsern und den nächtlichen Sternenhimmel konzentriert, registrierten den großen schwarzen Renault Van mit den abgedunkelten Scheiben überhaupt nicht, der jetzt in Richtung auf den Boulevard Pasteur rollte, in eine Seitenstraße einbog, die Rue du Dr. Roux hinunterfuhr und schließlich die Rue des Volontaires erreichte, die abgesehen von einem jungen Pärchen, das sich in einem Torbogen küsste, völlig menschenleer war.

Der schwarze Renault kam vor dem Institut Pasteur zum Stillstand, der Motor wurde abgeschaltet, die Scheinwerfer erloschen. Dann blieb er stehen, bis das Pärchen, ganz und gar auf sein junges Glück konzentriert, in einem Gebäude auf der anderen Straßenseite verschwand.

Gleich darauf öffneten sich die Türen des Vans, und vier ganz in Schwarz gekleidete Gestalten, die Gesichter hinter Strumpfmasken verborgen, stiegen aus. Alle vier waren mit

Uzi-Maschinenpistolen bewaffnet und trugen Rucksäcke auf dem Rücken. Sie huschten fast unsichtbar und lautlos durch die Nacht. Eine Gestalt löste sich aus dem Schatten des Pasteur-Instituts und wies ihnen den Weg, während die Straße hinter ihnen still und verlassen blieb.

Draußen auf der Rue de Vaugirard hatte ein Saxofonist zu spielen begonnen, eine weiche, melancholisch klingende Melodie. Der Nachtwind trug die Musik, das Gelächter und den Duft der Frühlingsblumen durch die offenen Fenster der vielen Gebäude des Pasteur-Instituts. Das berühmte Forschungszentrum beherbergte mehr als zweieinhalbtausend Wissenschaftler, Techniker, Studenten und Verwaltungsangestellte, von denen viele auch zu dieser späten Stunde noch arbeiteten.

Damit hatten die Eindringlinge nicht gerechnet. Vorsichtig hielten sie sich abseits von den beleuchteten Wegen, lauschten, beobachteten die Fenster und huschten von Baum zu Baum, während der Lärm von draußen, von der Rue de Vaugirard, immer lauter wurde.

Dr. Émile Chambord, der alleine in dem ansonsten völlig menschenleeren ersten Stock des Gebäudes in seinem Labor vor dem Computer saß, merkte von all dem Geschehen draußen nichts. Sein Arbeitsraum war so groß, wie es einem der angesehensten Wissenschaftler des Instituts zukam, und war ausgestattet mit einigen höchst modernen Gerätschaften, darunter einem automatischen Gen-Chip-Leser und einem Raster-Tunnel-Mikroskop, mit dem man einzelne Atome messen und in ihrer Bewegung beobachten konnte. Für ihn freilich von sehr viel größerer Bedeutung waren die Unterlagen, die er neben dem linken Ellbogen liegen hatte, und das dicke Spiralheft rechts von ihm, in das er in akkurater Schrift Aufzeichnungen machte.

Seine Finger hielten ungeduldig auf der Tastatur inne, die mit

einer eigenartigen Apparatur verbunden war, die mehr mit einem Oktopus als mit den Produkten von IBM oder Compaq gemein zu haben schien. Das Nervenzentrum der Apparatur befand sich in einem temperaturkontrollierten Glasbehälter, durch dessen Seitenwände man silberblaue Gelpacks sehen konnte, die wie durchsichtige Eier in einer gelierten, schaumartigen Substanz schwammen. Winzige Röhren verbanden die Gelpacks miteinander, auf deren Behälter ein Deckel angebracht war. Eine beschichtete Metallplatte darunter stellte die Verbindung zu den Gelpacks her. Dahinter stand ein Apparat von der Größe eines iMac mit einer kompliziert wirkenden Kontrolltafel, auf der zahlreiche Lichter wie winzige Augen blinkten. Aus dem Kasten führten weitere Schläuche in den Glasbehälter, der ebenso wie der Apparat selbst mit der Tastatur, einem Monitor, einem Drucker und einer Anzahl anderer elektronischer Geräte verkabelt war.

Dr. Chambord gab über die Tastatur Befehle ein, beobachtete den Bildschirm, las an der iMac-ähnlichen Apparatur die Werte ab und behielt dabei ständig die Temperatur der Gelpacks in dem Behälter im Auge. Dabei machte er ständig Notizen in sein Heft, bis er sich plötzlich zurücklehnte und die ganze Anordnung studierte. Schließlich nickte er ruckartig, tippte dann eine scheinbar sinnlose Folge von Buchstaben, Zahlen und Symbolen ein und betätigte einen Zeitschalter.

Sein rechter Fuß wippte nervös, und seine Finger trommelten auf den Labortisch. Exakt zwölf Sekunden später erwachte der Drucker zum Leben und stieß ein Blatt Papier aus. Dr. Chambord zügelte seine Nervosität, hielt den Zeitschalter an, machte sich eine Notiz und griff erst dann nach dem Ausdruck.

»Mais, oui«, lächelte er, als er ihn überflogen hatte.

Er atmete tief durch und tippte dann weitere Befehle ein.

Auf dem Bildschirm huschten Symbolketten so schnell an

ihm vorbei, dass seine Finger damit nicht Schritt halten konnten. Er murmelte etwas Unverständliches und tippte weiter. Ein paar Augenblicke später spannten sich seine Schultermuskeln, er beugte sich dichter an den Bildschirm und flüsterte »… noch einen … noch … einen … ja!«

Er lachte laut, ein triumphierendes Lachen, und sah auf die Uhr an der Wand. Es war 21 Uhr 55. Nachdem er die Zeit notiert hatte, stand er auf.

Mit vor Erregung gerötetem Gesicht stopfte er seine Unterlagen und das Spiralheft in eine abgewetzte Aktentasche und griff sich sein Jackett von dem altmodischen Kleiderständer neben der Tür. Während er sich den Hut aufsetzte, warf er einen Blick auf die Uhr und ging dann noch einmal zu seiner Apparatur zurück. Im Stehen tippte er eine weitere Befehlsfolge ein, beobachtete den Bildschirm eine Weile und schaltete schließlich alles ab. Er ging mit festen Schritten zur Tür, öffnete sie, sah in den Korridor hinaus und stellte fest, dass er dunkel und verlassen war. Einen Augenblick lang überkam ihn eine düstere Vorahnung.

Dann schüttelte er sie ab. *Non*, wies er sich selbst zurecht. Dies war ein Augenblick, den es auszukosten galt. Es war vollbracht. Mit einem breiten Lächeln trat er in den düsteren Flur hinaus. Bevor er die Tür hinter sich schließen konnte, drängten sich vier schwarz gekleidete Gestalten um ihn.

Eine halbe Stunde später hielt der drahtig wirkende Anführer der Eindringlinge Wache, während seine drei Gefährten die letzten Gegenstände in den schwarzen Van auf der Rue des Volontaires trugen. Sobald die Schiebetür an der Seite geschlossen war, sah er sich noch einmal prüfend in der stillen Straße um und nahm dann auf dem Beifahrersitz Platz. Er nickte dem Fahrer zu, und der Van setzte sich fast lautlos in Richtung auf die immer noch von Menschen erfüllte Rue de

Vaugirard in Bewegung, wo er sich in den Verkehrsstrom einreihte.

Auf den Bürgersteigen, in den Cafés und den Tabacs herrschte immer noch frühlingshafte Hochstimmung. Inzwischen waren weitere Straßenmusikanten aufgetaucht, und der *vin ordinaire* floss in Strömen. Dann, ohne jede Warnung, explodierte plötzlich auf dem legendären Pasteur Campus das Gebäude, in dem sich Dr. Chambords Labor befand, in einem grellroten Feuerball. Die Erde zitterte, als aus jedem Fenster Flammen schossen und den schwarzen Nachthimmel so erhellten, dass es kilometerweit zu sehen war. Steinbrocken, Glas und Asche regneten herab und jagten die Menschen auf den umliegenden Straßen entsetzt in ihre Häuser.

TEIL I

1

Diego Garcia, Indischer Ozean

Auf dem US-Militärstützpunkt von Diego Garcia war es 6 Uhr 54 morgens. Der wachhabende Offizier im Kontrollturm starrte zum Fenster hinaus, wo die Morgensonne die warmen blauen Wellen der Emerald Bay auf der Lagunenseite des wie ein U geformten Atolls beleuchtete, und wünschte sich, seine Schicht wäre zu Ende. Er blinzelte träge, und seine Gedanken begannen zu wandern.

Er und seine Kollegen waren auf diesem strategisch platzierten und äußerst wichtigen Stützpunkt der US Navy mit dem logistischen Support für Luft- und Seeoperationen betraut. Der Lohn dafür war die Insel selbst, ein abgelegener Ort von märchenhafter Schönheit, auf dem träge dahinfließende Routine jeden Ehrgeiz abstumpfte.

Er erwog gerade, ob er gleich nach Dienstschluss in der Lagune schwimmen sollte, als eine Minute später, um 6 Uhr 55, der Kontrollturm den Kontakt mit der gesamten zurzeit in der Luft befindlichen Flotte von B-1B, B-52, AWACS, P-3 Orion und U-2-Maschinen auf einer Vielzahl von Einsätzen verlor, darunter auch einigen äußerst wichtigen und durchaus nicht routinemäßigen Aufklärungs- und U-Boot-Überwachungsflügen.

Die tropische Lagune war aus seinen Gedanken sofort wie weggewischt. Er brüllte Befehle, stieß einen Techniker von einer der Konsolen weg und schaltete auf Diagnose. Alle blickten wie gebannt auf die Displays und Bildschirme und gaben sich alle Mühe, das Geschehen wieder unter Kontrolle zu bringen.

Doch da war nichts zu machen. Um 6 Uhr 58 verständigte er in einem Zustand mühsam kontrollierter Panik den kommandierenden Offizier des Stützpunkts.

Um 6 Uhr 59 informierte der kommandierende Offizier das Pentagon.

Und dann, völlig unerklärlich, war um 7 Uhr, exakt fünf Minuten nach dem Abbrechen aller Verbindungen, auf die Sekunde genau der Kontakt zu sämtlichen Flugzeugen wiederhergestellt.

Fort Collins, Colorado
Dienstag, 6. Mai

Über der weiten Prärie im Osten ging die Sonne auf und tauchte den Foothills Campus der Colorado State University in goldenes Licht. Jonathan (»Jon«) Smith, M. D., saß in einem modernst ausgestatteten Labor in einem unauffälligen Gebäude, spähte in ein Binokular-Mikroskop und schob bedächtig eine feine Glasnadel zurecht. Er praktizierte den unsichtbaren Tropfen einer Flüssigkeit auf eine flache Glasscheibe, die nicht größer als eine Nadelspitze war. Unter dem hochauflösenden Mikroskop erinnerte die Scheibe verblüffend – und obwohl das eigentlich unmöglich war – an einen elektronischen Schaltkreis.

Smith drehte kaum merkbar an einer Stellschraube und stellte das Bild schärfer. »Gut«, murmelte er und lächelte dann. »Es besteht Hoffnung.«

Smith war Experte für Virologie und Molekularbiologie und zugleich medizinischer Offizier der Army – Lieutenant Colonel, um es genau zu sagen – und kurzzeitig hier zwischen den rauschenden Fichten und den sanften Vorbergen Colorados im CDC, dem Zentrum für Seuchenkontrolle, stationiert. Das

militärische Forschungsinstitut für Infektionskrankheiten, USAMRI1D, hatte ihn inoffiziell an die Universität »ausgeliehen«, um ihm die Möglichkeit zu geben, sich an der mit dem Virenwachstum befassten Grundlagenforschung zu beteiligen.

Nur dass Viren mit dem, was er an diesem frühen Morgen unter seinem Mikroskop beobachtete, nicht das Geringste zu tun hatten. USAMRIID war das führende militärische Forschungsinstitut, sein hoch gelobtes ziviles Pendant das CDC. Normalerweise herrschte zwischen den beiden Instituten heftige Rivalität. Aber nicht hier und nicht jetzt, und die Arbeiten, die in diesem Laboratorium durchgeführt wurden, standen auch nur in sehr peripherer Beziehung zur Medizin.

Smith gehörte einem wenig bekannten CDC-USAMRIID-Forschungsteam an, das an dem weltweiten Wettstreit um die Entwicklung des ersten molekularen – oder DNS-Computers der Welt teilnahm, was eine ganz neuartige Kombination zwischen der Biologie und der Computerwissenschaft erforderte, ein Konzept, das den Wissenschaftler in Smith faszinierte und eine Herausforderung für seine reiche Erfahrung auf dem Feld der Mikrobiologie darstellte. Was ihn zu dieser frühen Stunde in sein Labor geführt hatte, war seine Hoffnung auf einen Durchbruch bei der Entwicklung molekularer Schaltkreise aufgrund spezieller organischer Polymere, die er und andere Forscher in ständiger Arbeit rund um die Uhr entwickelt hatten.

Wenn ihren Bemühungen Erfolg beschieden war, würde es möglich sein, ihre Epoche machenden DNS-Schaltkreise viele Male neu zu konfigurieren, und damit würden sie ihrem Ziel einen Schritt näher kommen, Silizium, das derzeitige Schlüsselelement der Computertechnik, überflüssig zu machen. Und das war gut so. Die Computerindustrie hatte sich ohnehin den Grenzen der Siliziumtechnologie angenähert, und biologische Komponenten stellten den logischen – wenn auch schwierigen – nächsten Schritt dar. Sobald es einmal möglich

sein würde, DNS-Computer zu bauen, sollten diese wesentlich leistungsfähiger sein, als man sich das in der Öffentlichkeit gemeinhin vorstellte. Und an diesem Punkt setzte das Interesse des Militärs und damit das von USAMRIID ein.

Smith hatte, fasziniert von diesem Forschungsvorhaben, sofort seine Fühler ausgestreckt und sich, unmittelbar nachdem er von diesem geheimen Gemeinschaftsprojekt des CDC und des USAMRIID gehört hatte, eine Einladung beschafft. Jetzt stürzte er sich in diesen Technologiewettbewerb, wo die Zukunft vielleicht nur die Breite eines Atoms entfernt war.

»Hey, Jon.« Larry Schulenberg, ein Zellbiologe von hohem wissenschaftlichem Rang und einer der Kollegen in dem Projekt, kam in seinem Rollstuhl in das Labor gerollt. »Haben Sie das vom Pasteur-Institut gehört?«

Smith blickte von seinem Mikroskop auf. »Ich habe nicht mal gehört, wie Sie die Tür aufgemacht haben.« Dann bemerkte er Larrys düsteren Gesichtsausdruck. »Das Pasteur-Institut?«, wiederholte er. »Warum? Was ist passiert?« Ebenso wie USAMRIID und das CDC gehörte auch das Pasteur-Institut zur Spitzenklasse der in diesem Bereich tätigen Institutionen.

Schulenberg, ein Mann um die fünfzig, war tief gebräunt; er pflegte sich den Schädel glatt zu rasieren und trug einen kleinen Diamanten im Ohr. Seine Schultern waren von den vielen mit Gehhilfen verbrachten Jahren mit dicken Muskelpaketen versehen. Jetzt klang seine Stimme ernst. »Eine Explosion. Schlimme Sache. Es hat ein paar Tote gegeben.« Er hatte einen Stapel Ausdrucke im Schoß und reichte dem Kollegen einen davon.

Jon schnappte nach dem Papier. »Mein Gott … Wie ist das passiert? Ein Laborunfall?«

»Das glaubt die französische Polizei nicht. Vielleicht eine Bombe. Man überprüft gerade ehemalige Angestellte.« Larry drehte seinen Stuhl herum und rollte wieder auf die Tür zu.

»Ich dachte, das würde Sie interessieren. Jim Thrane in Porton Down hat mir ein E-Mail geschickt, und daraufhin hab ich mir die Sache heruntergeladen. Ich will nachsehen, wer sonst noch da ist. Das interessiert bestimmt alle.«

»Danke.« Während die Tür sich hinter Schulenberg schloss, überflog Smith das Blatt, das der ihm gegeben hatte. Er hatte das Gefühl, sein Magen würde sich umdrehen, und er las die kurze Notiz ein zweites Mal …

Explosion im Pasteur-Institut zerstört Labor

Paris – Eine gewaltige Explosion hat in der vergangenen Nacht um 22 Uhr 52 in dem berühmten Pasteur-Institut mindestens zwölf Todesopfer gefordert und ein dreistöckiges Gebäude mit Büros und Laborräumen zum Einsturz gebracht. Vier Überlebende konnten in kritischem Zustand geborgen werden. Die Suche nach weiteren Opfern wird in den Trümmern fortgesetzt.

Ermittler der Brandschutzbehörden erklären, dass Hinweise auf Sprengstoff gefunden wurden. Bis jetzt haben sich weder Einzelpersonen noch Gruppen zu der Tat bekannt. Die Untersuchungen werden fortgeführt, und es wird gegen in letzter Zeit entlassene Angestellte ermittelt. Unter den Überlebenden, die bis jetzt identifiziert werden konnten, befindet sich Martin Zellerbach, Ph. D., ein Computerwissenschaftler aus den Vereinigten Staaten, der Kopfverletzungen erlitten hat …

Smith hatte das Gefühl, sein Herz würde stocken. Martin Zellerbach, Ph. D., ein Computerwissenschaftler aus den Vereinigten Staaten, der Kopfverletzungen erlitten hat. Marty? Während seine Hand das Papier zerknüllte, tauchte vor seinem

inneren Auge das Gesicht seines alten Freundes auf. Das schiefe Lächeln, die durchdringend blickenden grünen Augen, die vergnügt blitzen und im nächsten Augenblick in weite Ferne blicken konnten, als würden sie einen Punkt draußen im Weltraum fixieren. Ein kleiner rundlicher Mann mit unsicherem Gang, so als ob er nie gelernt hätte, seine Beine richtig zu bewegen – Marty litt unter dem Asperger-Syndrom, einer Störung im motorischen Nervensystem, die man dem weniger gefährlichen Bereich des Autismus zuordnete und zu deren Symptomen Zwangsvorstellungen, hohe Intelligenz und ein hochgradiger Mangel an kommunikativen und sozialen Fähigkeiten sowie ein phänomenales Talent in einem speziellen Bereich gehörten – bei ihm Mathematik und Elektronik. Marty war tatsächlich das, was man als Computergenie zu bezeichnen pflegte.

Smith spürte, wie ihm ein würgender Kloß in die Kehle stieg. Kopfverletzungen. Wie schwer mochten Martys Verletzungen sein? Der Artikel erwähnte davon nichts. Smith zog sein Handy heraus, in das ein spezieller Zerhacker integriert war, und wählte eine Nummer in Washington.

Er und Marty waren zusammen in Iowa aufgewachsen, wo er Marty vor den Hänseleien seiner Mitschüler und sogar vor einigen Lehrern beschützt hatte, die einfach nicht begreifen wollten, dass jemandem von so hoher Intelligenz nicht bewusst wurde, wie unerträglich sein Verhalten für seine Umgebung manchmal war. Martys Krankheit wurde erst viel später diagnostiziert, und erst zu diesem Zeitpunkt konnte er mit Medikamenten versorgt werden, die es ihm ermöglichten, mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehend zu funktionieren. Dennoch war es Marty zutiefst zuwider, Medikamente einzunehmen, und er hatte sein Leben so gestaltet, dass er so oft wie nur möglich darauf verzichten konnte. Manchmal verließ er seinen behaglichen Bungalow in Washington D. C. jahrelang nicht. Nur dort fühlte er sich mit

seinen Computern neuester Bauart und der Software, die er ständig verbesserte, sicher, und nur dort bot sich seinem genialen Verstand und seiner Kreativität die Möglichkeit zum unbehinderten Höhenflug. Geschäftsleute, Akademiker und Wissenschaftler aus der ganzen Welt suchten dort seinen Rat, allerdings nie persönlich, sondern stets nur auf elektronischem Wege.

Was also hatte der scheue Computerzauberer in Paris verloren?

Das letzte Mal, dass Marty sich bereit gefunden hatte, seine sichere Zuflucht zu verlassen, lag jetzt achtzehn Monate zurück, und es hatte mehr als nur sanfter Überredung bedurft, um ihn dazu zu bewegen – nur die wilden Schießereien und die drohende Katastrophe des Hades-Virus, die dem Tod von Smith' Verlobter Sophia Russell zugrunde lag, hatten es schließlich vermocht, ihn aktiv werden zu lassen.

Das Handy an Smith' Ohr übertrug das Klingeln im fernen Washington D. C. – wenigstens dachte Smith das –, und im gleichen Augenblick hörte er etwas vor seiner Labortür, das ebenfalls wie das Klingeln eines Handys klang. Ihn überkam das unheimliche Gefühl …

»Hallo?« Es war die Stimme von Nathaniel Frederick (»Fred«) Klein, den er hatte anrufen wollen.

Smith fuhr herum und starrte auf seine Tür. »Kommen Sie rein, Fred.«

Der Leiter der äußerst geheimen Covert-one-Geheimdienst- und Abwehrorganisation betrat das Labor, leise wie ein Gespenst, das Handy immer noch in der Hand. »Ich hätte mir denken müssen, dass Sie davon hören und mich anrufen.« Er schaltete sein Gerät ab.

»Wegen Mart? Ja, ich habe die Sache vom Pasteur-Institut gerade gelesen. Was wissen Sie, und was machen Sie hier?«

Ohne die Frage zu beantworten, schritt Klein an den

blitzenden Reagenzgläsern und sonstigen Gerätschaften vorbei, die die diversen Labortische bedeckten, an denen bald andere CDC-USAMRIID-Forscher und -Assistenten tätig sein würden. Er blieb neben Smith stehen, setzte sich auf die Granitplatte, verschränkte die Arme vor der Brust und blickte ihn finster an. Klein war etwa einen Meter achtzig groß und trug wie stets einen seiner zerknitterten Anzüge, diesmal in braunem Tweed. Seine Haut war blass; sie bekam nur selten ein wenig Sonnenschein ab. Kleins Aktionsfeld war nicht die freie Natur. Mit seiner beginnenden Stirnglatze, der Nickelbrille und seiner hohen Intelligenzlerstirn hätte er ebenso gut ein Verleger wie ein Geldfälscher sein können.

Er sah Smith an und sagte mit einem Anflug von Mitgefühl in der Stimme: »Ihr Freund lebt, aber er liegt im Koma. Ich will Ihnen nichts vormachen, Colonel. Die Ärzte machen sich Sorgen.«

Smith litt immer noch unter Sophias Tod, und Martys Verletzung rief ihm das alles aufs Neue ins Gedächtnis. Aber Sophia war nicht mehr am Leben, und jetzt ging es nur noch um Marty.

»Was in aller Welt hatte er im Pasteur zu suchen?«

Klein zog seine Pfeife heraus und holte den Tabaksbeutel aus der Tasche. »Ja, das haben wir uns auch gefragt.«

Smith setzte schon zum Reden an, zögerte dann aber. Für die Öffentlichkeit und den größten Teil der Regierung, mit Ausnahme des Weißen Hauses operierte Covert-one völlig unsichtbar, außerhalb der offiziellen militärischen Geheimdienstbürokratie und fern jeder Überwachung durch den Kongress. Der schemenhafte Chef dieser Institution wurde nie sichtbar; es sei denn, irgendetwas Welterschütterndes geschah oder bahnte sich an. Covert-one verfügte über keinerlei formelle Organisation oder Bürokratie, keine richtige Zentrale und keine offiziellen Agenten, lediglich ein lockeres

Netz professioneller Experten in vielen Feldern stand zur Verfügung; alle mit Geheimdiensterfahrung, die meisten auch mit militärischem Hintergrund, und alle im Wesentlichen ungebunden – ohne Familie und irgendwelche Bindungen oder Verpflichtungen, seien sie nun kurzzeitiger oder dauernder Art.

Wenn man seiner Dienste bedurfte, war Smith einer jener Eliteagenten.

»Sie sind nicht wegen Marty gekommen«, entschied Smith. »Es geht um das Pasteur-Institut. Irgendetwas ist dort faul. Was?«

»Gehen wir hinaus.« Klein schob seine Brille auf die Stirn und stopfte Tabak in seine Pfeife.

»Hier drinnen dürfen Sie die nicht anzünden«, wies Smith ihn zurecht. »DNS kann durch Partikel in der Luft kontaminiert werden.«

Klein seufzte. »Ein Grund mehr, zu verschwinden.«

Fred Klein – und Covert-one – vertraute niemandem und nichts, nahm nichts als gegeben an. Selbst ein offiziell überhaupt nicht existierendes Labor konnte abgehört werden, und Smith wusste sehr wohl, dass das der eigentliche Grund war, weshalb Klein ins Freie wollte. Er folgte dem Abwehrchef nach draußen in den Flur und sperrte seine Tür ab. Dann gingen sie nebeneinander die Treppe hinunter, vorbei an dunklen Laborräumen und Büros; unter wenigen Türen schimmerte noch Licht durch. Sah man einmal vom leisen Atem des riesigen Lüftungssystems ab, lag das Gebäude in völliger Stille da.

Draußen beleuchtete das Licht der Morgendämmerung die riesigen Fichten und hüllte sie im Osten in schimmernde Helle, während sie im Westen noch im schattigen Schwarz verharrten. Hoch über dem Campus türmten sich im Westen auch die Rocky Mountains auf; ihre schroffen Spitzen reflektierten das erste Sonnenlicht. Die Täler zwischen den Bergen waren noch

in purpurne Dunkelheit gehüllt. Rings um die beiden Männer erfüllte der aromatische Duft der Pinien die Luft.

Klein ging ein paar Schritte von dem Gebäude weg und blieb dann stehen, um seine Pfeife anzuzünden. Er paffte und drückte den Tabak zurecht, bis der Rauch sein halbes Gesicht verdeckte. Mit einer Handbewegung wedelte er ihn weg.

»Gehen wir ein Stück.« Während sie zur Straße hinübergingen, sagte Klein: »Erzählen Sie mir etwas von Ihrer Arbeit hier. Wie läuft denn alles? Sind Sie bald so weit, dass Sie einen Molekularcomputer bauen können?«

»Das würde ich mir wünschen. Die Arbeiten machen gute Fortschritte, aber es geht sehr langsam. Alles ist sehr kompliziert.«

Jede Regierung der Welt hatte den Wunsch, als Erste einen funktionsfähigen DNS-Computer zur Verfügung zu haben, weil ein solches Gerät in der Lage wäre, jeden Code und jede Chiffre innerhalb weniger Sekunden zu knacken. Eine erschreckende Vorstellung, besonders, wenn es um die Verteidigung ging. Sämtliche Flugkörper Amerikas, die geheimen Systeme der NSA, die Spionagesatelliten der Nationalen Aufklärungsbehörde, das gesamte Operationsfeld der Navy, sämtliche Verteidigungspläne … jegliche Aktivität, die auch nur im Entferntesten mit Elektronik zu tun hatte, würde dem ersten molekularen Computer hilflos ausgeliefert sein. Selbst der größte Silizium-Supercomputer würde sich geschlagen geben müssen.

»Wie lange dauert es denn noch, bis es einen funktionsfähigen DNS-Computer gibt?«, wollte Klein wissen.

»Einige Jahre«, erklärte Smith ohne zu zögern, »und vielleicht auch länger.«

»Und wer ist am nächsten dran?«

»Praktisch einsetzbar und funktionsfähig? Niemand, der mir bekannt wäre.«

Klein rauchte und drückte wieder den Tabak in der Pfeife fest. »Wenn ich jetzt sagen würde, dass es jemand doch schon geschafft hat, auf wen würden Sie dann tippen?«

Es waren schon eine ganze Anzahl Vorläufermodelle gebaut worden, die jedes Jahr dem Ziel näher kamen, aber ein echter, vollständiger Erfolg? Bis dahin würden wenigstens noch fünf Jahre vergehen, es sei denn … Takeda? Chambord?

Und dann fiel es Smith plötzlich wie Schuppen von den Augen. Kleins Erscheinen in seinem Labor bedeutete, dass das Pasteur-Institut der Schlüssel war. »Émile Chambord! Wollen Sie sagen, dass Chambord uns anderen Jahre voraus ist? Dass er weiter ist als Takeda in Tokio?«

»Chambord ist wahrscheinlich bei der Explosion ums Leben gekommen.« Klein zog mit besorgter Miene an seiner Pfeife. »Sein Labor wurde völlig vernichtet. Nur noch Ziegeltrümmer, verkohltes Holz und zerbrochenes Glas sind übrig. Man hat bei ihm zu Hause nachgesehen, bei seiner Tochter, überall. Sein Wagen stand auf dem Institutsparkplatz, aber ihn selbst können sie nicht finden. Es gibt Gerüchte …«

»Gerüchte? Gerüchte gibt es immer.«

»Diesmal ist es anders. Gewisse Vermutungen gehen von höchsten Kreisen beim französischen Militär aus, von Kollegen, Vorgesetzten.«

»Wenn Chambord dem Ziel so nahe war, würde mehr geredet werden. Jemand hat etwas gewusst.«

»Nicht unbedingt. Das Militär hat sich in regelmäßigen Abständen über seine Fortschritte informiert, aber er hat behauptet, er sei auch nicht weiter als alle anderen. Und was das Pasteur selbst angeht, so hat ein führender Wissenschaftler vom Rang eines Chambord niemanden, vor dem er Rechenschaft ablegen muss.«

Smith nickte. In dieser Beziehung war das berühmte Institut für seine anachronistische Einstellung bekannt. »Und seine

Notizen? Aufzeichnungen? Berichte?«

»Nichts aus dem letzten Jahr. Null.«

»Keine Aufzeichnungen?« Smith' Stimme wurde lauter.

»Die muss es geben. Vermutlich in der Datenbank des Pasteur. Jetzt sagen Sie bloß nicht, dass das ganze Computersystem zerstört worden ist.«

»Nein, die Zentraleinheit existiert noch. Die ist in einem bombensicheren Raum untergebracht, aber Chambord hatte seit einem Jahr keine Daten mehr eingegeben.«

Smith furchte die Stirn. »Er hat handschriftliche Aufzeichnungen gemacht?«

»Wenn er überhaupt welche gemacht hat.«

»Das muss er getan haben. Ohne komplette Daten, Labornotizen, Ergebnisberichte kann man keine Grundlagenforschungen durchführen. Man muss detaillierte Aufzeichnungen niederlegen, andernfalls ist es unmöglich, Arbeiten zu verifizieren oder reproduzieren. Jede Sackgasse, jeder Fehler, jeder Schritt muss festgehalten werden. Verdammt noch mal, wenn er seine Daten nicht dem Computer anvertraut hat, dann muss er sie handschriftlich notiert haben. Das ist sicher.«

»Das mag ja sein, Jon, aber bis jetzt haben weder das Pasteur-Institut noch die französischen Behörden irgendwelche Aufzeichnungen gefunden, und Sie können mir glauben, dass die gründlich nachgesehen haben. Sehr gründlich.«

Smith überlegte. Handschriftlich? Warum? Konnte es sein, dass Chambord vorsichtig geworden war, als er gemerkt hatte, dass er kurz vor dem Erfolg stand? »Meinen Sie, dass er gewusst oder zumindest geargwöhnt hat, dass ihn jemand aus dem Institut bespitzelt?«

»Die Franzosen wissen nicht, was sie denken sollen, und alle anderen auch nicht«, meinte Klein.

»Hat er alleine gearbeitet?«

»Er hatte einen einfachen Laborassistenten von minderer Qualifikation, der sich im Augenblick in Urlaub befindet. Die französische Polizei sucht nach ihm.« Klein starrte nach Osten, wo die Sonne jetzt höher stand, eine riesige, glutrote Scheibe über der Prärie. »Und wir glauben, dass auch Dr. Zellerbach mit ihm zusammengearbeitet hat.«

»Sie glauben?«

»Was auch immer Dr. Zellerbach dort drüben getan hat, war allem Anschein nach völlig inoffiziell, beinahe geheim. Die Sicherheitsstelle des Pasteur hat ihn lediglich als ›allgemeinen Beobachter‹ registriert. Nach der Bombenexplosion war die Polizei sofort in seinem Hotelzimmer, hat dort aber nichts gefunden. Er lebte praktisch aus dem Koffer und hatte dort keinerlei Freunde oder Bekannte, nicht im Hotel und auch nicht im Pasteur. Die Polizeibehörden haben sich darüber gewundert, wie wenige Leute sich überhaupt an ihn erinnern konnten.«

Smith nickte. »Typisch Marty.« Sein einsiedlerhafter alter Freund, der mit Sicherheit darauf bestanden hatte, weitestgehend anonym bleiben zu können. Und ein Molekularcomputer, der kurz vor der Fertigstellung stand – eines der wenigen Projekte, das ihn aus seiner Isoliertheit in Washington hätte losreißen können. »Sobald er wieder bei Besinnung ist, wird er Ihnen sagen, wie weit Chambord war.«

»Falls er aufwacht. Und selbst dann könnte es schon zu spät sein.«

Jon verspürte eine plötzliche Aufwallung von Ärger. »Er wird aus dem Koma erwachen.«

»Schon gut, Colonel. Aber wann?« Klein nahm die Pfeife aus dem Mund und blickte finster zur Seite. »Wir haben gerade einen recht beunruhigenden Anruf bekommen, der uns aufgeschreckt hat und von dem Sie wissen sollten. Um sieben Uhr fünfundfünfzig, nach Washingtoner Zeit also gestern Nacht, hat der Stützpunkt Diego Garcia Island jeglichen

Kontakt zu seinen Flugzeugen verloren. Alle Versuche, den Kontakt wiederherzustellen oder den Grund der plötzlichen Funkstille zu ermitteln, sind gescheitert. Und dann, exakt fünf Minuten später, funktionierten plötzlich wieder sämtliche Verbindungen. Es gab keinerlei Systemdefekte, keine Wetterprobleme, keinerlei menschliche Fehler. Der einzig verbleibende Schluss ist, dass hier ein Computerhacker am Werk war, aber man hat keinerlei Spuren gefunden, und jeder Experte auf der ganzen Welt sagt, dass kein derzeit existierender Computer fähig wäre, so etwas zu bewirken, ohne Spuren zu hinterlassen.«

»Sind Schäden aufgetreten?«

»Was das System angeht, nein. In Bezug auf unseren Besorgnisquotienten – eine ganze Menge.«

»Zeitlicher Zusammenhang mit der Explosion im Pasteur?«

Klein lächelte grimmig. »Zwei Stunden später.«

»Das könnte ein Test von Chambords Prototyp sein, falls er einen hatte. Und falls der von jemand gestohlen wurde.«

»Genau. Fakt ist – Chambords Labor existiert nicht mehr. Er ist tot oder verschwunden. Und seine Arbeit ist vernichtet … oder ebenfalls verschwunden.«

Jon nickte. »Sie glauben, man hat die Bombe dort gezündet, um seine Ermordung und den Diebstahl seiner Unterlagen und seines Prototyps zu tarnen.«

»Ein funktionsfähiger DNS-Computer in falscher Hand, das ist nicht gerade eine angenehme Vorstellung.«

»Ich hatte bereits vor, nach Paris zu fliegen, wegen Marty.«

»Dachte ich mir schon. Und das wäre eine gute Tarnung. Außerdem gibt es bei Covert-one niemanden, der eine bessere Chance hätte als Sie, einen Molekularcomputer zu erkennen, wenn er einen vor sich hat.« Klein blickte besorgt in den Himmel über der weiten Prärie, als könnte er bereits einen

Regen von Interkontinentalraketen niedergehen sehen. »Sie müssen herausbekommen, ob Chambords Notizen, Berichte und Daten zerstört worden sind oder ob jemand sie gestohlen hat. Ob es wirklich irgendwo dort draußen einen funktionsfähigen Prototyp gibt. Wir werden wie üblich operieren. Ich werde Ihre einzige Kontaktperson sein. Wenn Sie etwas brauchen, von der Regierung oder dem Militär, auf dieser Seite des Atlantiks oder der anderen, was immer es auch ist, Sie brauchen es nur zu sagen. Aber das Ganze muss streng geheim bleiben, ist das klar? Wir können keine Panik gebrauchen. Und was noch schlimmer ist, wir wollen nicht, dass irgendein ehrgeiziges Land in der Zweiten oder der Dritten Welt einen einseitigen Handel mit den Bombenattentätern macht.«

»Richtig.« Die Hälfte aller rückständigen Nationen hegten nicht gerade liebevolle Gefühle für die Vereinigten Staaten. Und ebenso wenig die diversen Terroristen, die sich in zunehmendem Maße Amerika und Amerikaner als Ziele aussuchten. »Wann reise ich ab?«

»Jetzt gleich«, erklärte Klein. »Ich werde natürlich auch andere Experten von Covert-one einsetzen. Die werden anderen Hinweisen nachgehen, aber Sie sind die Nummer Eins. Die CIA und das FBI haben ebenfalls Leute eingesetzt. Und was Zellerbach angeht, so sollten Sie nicht vergessen, dass ich ebenso besorgt bin wie Sie. Wir alle hoffen, dass er bald wieder zu Bewusstsein kommt. Aber möglicherweise haben wir verdammt wenig Zeit, und viele, viele andere Leben stehen auf dem Spiel.«

2

Paris

Als Farouk al Hamids Schicht kurz vor 18 Uhr zu Ende war, schlüpfte er aus seiner Uniform und verließ das Hopital Européen Georges Pompidou durch den Personalausgang. Dass ihm jemand auf dem belebten Boulevard Victor Hugo zum Café Massoud in einer kleinen Seitenstraße folgte, bemerkte er nicht und hatte auch keinen Anlass, auf Verfolger zu achten.

Er war müde und deprimiert, was nach einem ganzen Tag lang harter Arbeit – Böden schrubben, riesige Körbe mit schmutziger Wäsche tragen und der ganzen Fülle der niedrigen Arbeiten, die man eben von einem Krankenhaushelfer erwartete – kein Wunder war, und nahm an einem Tisch ganz vorn im Lokal, direkt am Bürgersteig, Platz. Die Glastüren waren zurückgeklappt worden, und deshalb mischte sich die würzige Frühlingsluft mit den aromatischen Essensdüften aus der Küche.

Er sah sich um, nahm aber bald seine algerischen Landsleute und die Marokkaner und Berber, die die Stammkundschaft des Lokals darstellten, nicht mehr zur Kenntnis. Kurz darauf hatte er sein zweites Glas starken Kaffee vor sich stehen und warf, immer wieder daran nippend, denen seiner Landsleute, die sich dem Weingenuss hingaben, finstere Blicke zu. Der Prophet hatte jeglichen Alkohol verboten, ein Gesetz des Islam, das nur zu viele seiner nordafrikanischen Landsleute ignorierten, sobald sie einmal ihre Heimat ein Stück hinter sich gelassen und damit das Gefühl hatten, auch Allah hinter sich zurückgelassen zu haben.

Während Farouks Missmut stieg, nahm ein Fremder an

seinem Tisch Platz.

Den hellblauen Augen nach zu schließen, war der Mann nicht arab, sprach aber Arabisch. »Salaam aleikum, Farouk. Sie sind ein hart arbeitender Mann. Ich habe Sie beobachtet und glaube, dass Ihnen Besseres zuteil werden sollte. Und deshalb habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sind Sie interessiert?«

»Wahs-tah-hahh?«, brummte Farouk argwöhnisch. »Nichts ist umsonst.«

Der Fremde nickte verständnisvoll. »Das stimmt. Aber trotzdem, was würden Sie und Ihre Familie von einem kleinen Urlaub halten?«

»Ehs-mah-lee. Urlaub?«, fragte Farouk missmutig. »Was Sie da vorschlagen, ist doch unmöglich.«

Das Arabisch, das der Mann sprach, deutete auf eine höhere Gesellschaftsschicht hin als die, der Farouk sich zugehörig fühlte, und der Mann hatte einen seltsamen Akzent, Iraker vielleicht, oder Saudi. Aber er war weder Iraker noch Saudi noch Algerier. Der Mann war ein weißer Europäer, älter als Farouk, drahtig und braun gebrannt. Als der Fremde dem Kellner winkte, Kaffee zu bringen, bemerkte Farouk al Hamid, dass er gut gekleidet war, aber wiederum nicht in einer Art, die auf eine bestimmte Nation schließen ließ, und in solchen Dingen kannte Farouk sich aus. Das war ein Spiel, mit dem er sich oft die Zeit vertrieb, um seine Gedanken von seinen müden Muskeln und den langen Stunden voll sinnloser Arbeit abzulenken – und davon, dass er in dieser neuen Welt nicht die leiseste Chance hatte, voranzukommen.

»Für Sie, ja«, nickte der Fremde. »Für mich nicht. Ich bin ein Mann, der das Unmögliche möglich machen kann.«

»La. Nein, ich werde nicht töten.«

»Das habe ich nicht von Ihnen verlangt. Und man wird auch nicht von Ihnen verlangen, dass Sie stehlen oder Sabotage verüben.«

Jetzt war Farouks Interesse geweckt. »Wie soll ich dann für diesen großartigen Urlaub bezahlen?«

»Lediglich, indem Sie eine handschriftliche Notiz an das Krankenhaus schreiben, eine kurze Mitteilung, dass Sie plötzlich erkrankt seien und Ihren Cousin Mansour auf ein paar Tage als Ihren Vertreter schicken werden. Wenn Sie das tun, bekommen Sie von mir Geld dafür.«

»Ich habe keinen Cousin.«

»Alle Algerier haben Cousins. Wussten Sie das nicht?«

»Das stimmt freilich. Aber ich habe keinen hier in Paris.«

Der Fremde lächelte verständnisvoll. »Er ist gerade aus Algier eingetroffen.«

Farouk spürte eine mächtige Freude in sich aufsteigen. Ein Urlaub für seine Frau, für die Kinder. Für ihn. Der Mann hatte völlig Recht, niemand in ganz Paris würde sich dafür interessieren, wer in dem riesigen Pompidou-Hospital zur Arbeit erschien, solange sie nur erledigt wurde, und das für diesen Hungerlohn. Allerdings – was dieser Bursche oder seine Auftraggeber wollten, würde nicht gut sein. Vielleicht hatten sie vor, Drogen zu stehlen. Andererseits waren das hier alles ohnehin Ungläubige, und ihn ging das Ganze eigentlich nichts an. Er konzentrierte sich ganz auf die Freude, zu seiner Familie nach Hause gehen und ihnen sagen zu können, dass sie Urlaub machen würden … wo?

»Ich würde gern wieder einmal das Mittelmeer sehen«, sagte Farouk tastend und musterte den Mann, scharf auf irgendein Anzeichen achtend, dass er vielleicht zu viel gefordert hatte. »Capri, vielleicht. Ich habe gehört, dass die Strande in Capri mit silbernem Sand bedeckt sind. Das wird sehr teuer sein.«

»Schön, also Capri. Oder Porto Vecchio. Oder meinetwegen auch Cannes oder Monaco.«

Während dem Fremden diese Namen von der Zunge rollten,

magisch und viel verheißend, floss Freude in Farouk al Hamids müde Seele, und er murmelte: »Sagen Sie mir, was ich schreiben soll.«

Bordeaux

Ein paar Stunden später klingelte das Telefon in einer schäbigen Pension ein Stück außerhalb von Bordeaux, irgendwo zwischen den Weinlagerhäusern am Ufer der

Kobra beobachtet.

»Sind Sie da drinnen, Jean-Luc?« Die Stimme war leise, und der Tonfall deutete auf einen Ortsansässigen. Der Mann dort draußen war bestimmt bloß ein paar Zentimeter von der Tür entfernt. »Ich bin's, Capitaine Bonnard. Warum nehmen Sie Ihr Telefon nicht ab? Lassen Sie mich rein.«

Jean-Luc zitterte vor Erleichterung. Er versuchte zu schlucken, aber seine Kehle war so trocken wie eine Wüste. Mit zitternden Fingern schloss er die Tür auf, öffnete sie und sah in den düsteren Gang hinaus.

»Bonjour, Capitaine. Wie haben Sie …?«, fing Jean-Luc an.

Auf eine kurze, herrische Handbewegung des kompakt gebauten Offiziers, der in sein Zimmer trat, verstummte er sofort, voll Respekt für die Macht des Mannes, der die Uniform eines Eliteregiments der französischen Fallschirmjägertruppen trug. Der besorgte Blick von Hauptmann Bonnard registrierte jede Einzelheit des billigen Zimmers, ehe er sich Jean-Luc zuwandte, der immer noch wie erstarrt in der offenen Tür stand.

»Sie scheinen Angst zu haben, Jean-Luc. Wenn Sie meinen, dass Sie in so großer Gefahr sind, dann würde ich vorschlagen, dass Sie die Tür schließen.« Das kantige Gesicht des Offiziers und dessen offener Blick flößten irgendwie Vertrauen ein. Sein blondes Haar war um die Ohren herum militärisch kurz gestutzt, und Jean-Luc registrierte geradezu dankbar die Aura der Verlässlichkeit, die von dem Mann ausstrahlte.

Sein aschfahl gewordenes Gesicht rötete sich. »Es … es tut mir Leid, Capitaine.« Er schloss die Tür.

»Das sollte es auch. So, und jetzt sagen Sie, was das alles soll. Sie behaupten, Sie wären in Urlaub. In Arcachon, oder? Warum sind Sie dann jetzt hier?«

»Ich – ich halte mich versteckt. Da waren Männer in meinem Hotel, die haben nach mir gesucht. Und sie wussten genau über mich Bescheid. Meinen Namen, wo ich in Paris wohne, eben

alles.« Er hielt kurz inne, schluckte. »Einer der Männer hat seine Pistole gezogen und den Mann am Empfang bedroht … und ich habe das alles gehört! Woher wussten die denn, dass ich in dem Hotel bin? Was wollten sie von mir? Sie haben so ausgesehen, als ob sie mich umbringen wollten, und ich wusste nicht einmal, warum. Also habe ich mich hinausgeschlichen und mich in meinen Wagen gesetzt und bin weggefahren. Bei einem kleinen Wäldchen habe ich angehalten, bin auf einen Waldweg gefahren und habe dort Radio gehört und versucht, mir darüber klar zu werden, ob ich wieder zurückkehren und mein Gepäck holen sollte, und dann habe ich von diesem schrecklichen Unglück im Pasteur gehört. Dass … dass Dr. Chambord vermutlich tot ist. Wissen Sie etwas Neues? Wie geht es ihm?«

Hauptmann Bonnard schüttelte besorgt den Kopf. »Man weiß nur, dass er in jener Nacht noch in seinem Labor gearbeitet hat, seitdem hat ihn niemand mehr zu Gesicht bekommen. Für die Ermittler ist es ziemlich klar, dass es noch mindestens eine Woche dauern wird, die ganzen Trümmer dort zu durchsuchen. Heute Nachmittag hat man zwei weitere Leichen gefunden.«

»Das ist schrecklich. Der arme Dr. Chambord! Er war so gut zu mir. Oft hat er gesagt, ich würde zu viel arbeiten, und dann hat er darauf bestanden, dass ich Urlaub nehme, weil ich noch welchen guthatte.«

Der Offizier seufzte und nickte. »Ja, schlimm. Aber erzählen Sie doch weiter. Sagen Sie mir, warum Sie glauben, dass diese Männer hinter Ihnen her waren.«

Der Laborassistent wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Sobald ich das vom Pasteur und von Dr. Chambord gehört hatte … da ergab das doch alles Sinn, ich meine, warum die hinter mir her waren. Also bin ich wieder weggelaufen und habe erst Halt gemacht, als ich schließlich diese Pension gefunden hatte. Hier kennt mich keiner, und die Pension liegt auch etwas abseits.«

»Je comprends. Und dann haben Sie mich angerufen?«

»Oui. Ich wusste nicht, was ich sonst hätte tun sollen.«

Jetzt schien der Hauptmann Verständnisprobleme zu haben. »Die waren hinter Ihnen her, weil Émile Chambord möglicherweise bei der Explosion umgekommen ist? Warum? Das ist doch sinnlos, es sei denn, Sie würden sagen, dass es mit diesem Bombenattentat etwas Besonderes auf sich hatte.«

Jean-Luc nickte heftig. »Ich bin völlig unwichtig, nur dass ich … dass ich … der Assistent des großen Émile Chambord war. Ich glaube, die Bombe war für ihn bestimmt, er sollte umgebracht werden.«

»Aber um Himmels willen, warum denn? Wer sollte ihn denn töten wollen?«

»Das weiß ich auch nicht, Capitaine, aber ich glaube, es war wegen des Molekularcomputers. Als ich mich von ihm in den Urlaub verabschiedet habe, war er sich zu neunundneunzig Prozent sicher, dass er es geschafft hatte, den Computer funktionsfähig zu machen. Aber Sie wissen ja auch, wie er sein konnte, er war ein ausgesprochener Perfektionist. Er wollte nicht, dass etwas bekannt wurde, nicht einmal andeutungsweise, solange er sich nicht hundertprozentig sicher war, dass auch alles funktionierte. Sie verstehen doch, wie wichtig eine solche Konstruktion wäre? Es gibt eine ganze Menge Leute, die ihn, mich und jeden beliebigen anderen umbringen würden, um an einen richtigen DNS-Computer heranzukommen.«

Hauptmann Bonnards Blick verfinsterte sich. »Wir haben keinerlei Hinweise darauf gefunden, dass er seine Arbeiten erfolgreich zum Abschluss gebracht hatte. Aber von dem Labor ist ja auch nur eine riesige Schutthalde übrig geblieben, so hoch wie die Alpen. Sind Sie sich mit dem, was Sie da jetzt gerade gesagt haben, auch wirklich ganz sicher?«

Jean-Luc nickte. »Bien sûr. Ich war ja an jedem einzelnen Schritt beteiligt. Ich meine, ich habe vieles von dem, was er

getan hat, nicht verstanden, aber …« Er stockte, als neue Ängste in ihm hochkamen und ihn fast erstarren ließen.

»Sein Computer ist zerstört worden? Sie haben seine Notizen nicht gefunden? Den Beweis?«

»Das Labor ist ein einziger Trümmerhaufen, und auf der Zentraleinheit des Pasteur war nichts gespeichert.«

»Das ist mir völlig klar. Er hatte Sorge, jemand könnte sich zu früh Zugang verschaffen, vielleicht sogar, dass irgendwelche Hacker ihn bespitzeln könnten. Deshalb hat er seine sämtlichen Aufzeichnungen handschriftlich auf einem Notizblock festgehalten, den er immer in seinen Laborsafe eingeschlossen hat. Das ganze Projekt war auf diesem Notizblock in seinem Safe festgehalten!«

Bonnard stöhnte. »Das bedeutet, dass wir seine Arbeit nicht nachvollziehen können.«

»Vielleicht doch«, meinte Jean-Luc vorsichtig.

»Was?« Der Offizier runzelte die Stirn. »Was sagen Sie da, Jean-Luc?«

»Dass sich seine Arbeit vielleicht doch rekapitulieren lässt. Wir können ohne ihn einen DNS-Computer bauen.« Jean-Luc zögerte, kämpfte gegen die Angst an, die ihm tief in den Knochen saß. »Ich glaube, das ist der Grund, weshalb diese Männer mit ihren Pistolen nach Arcachon gekommen sind und nach mir gesucht haben.«

Bonnard starrte ihn an. »Sie haben eine Kopie seiner Aufzeichnungen?«

»Nein, bloß meine eigenen Notizen. Die sind natürlich nicht so ausführlich wie die seinen. Ich habe ja nicht alles verstanden, was er getan hat, außerdem hatte er mir und diesem seltsamen Amerikaner, der ihm geholfen hat, ausdrücklich verboten, Aufzeichnungen zu machen. Aber ich habe trotzdem insgeheim aus dem Gedächtnis alles bis zum Ende der letzten

Woche niedergeschrieben. Das ist der Zeitpunkt, wo ich in Urlaub gegangen bin. Ich bin sicher, dass meine Aufzeichnungen nicht so vollständig und auch nicht so detailliert wie die seinen sind, aber ich denke, für einen Fachmann auf diesem Gebiet würde es ausreichen, um damit zurechtzukommen und die Lücken zu schließen.«

»Ihre Notizen?« Bonnard wirkte plötzlich erregt. »Sie haben sie mit in den Urlaub genommen? Sie haben sie hier bei sich?«

»Oui, Monsieur.« Jean-Luc tippte auf die Aktentasche, die vor ihm auf dem Boden stand. »Ich habe sie nie aus den Augen gelassen.«

»Dann sollten wir sehen, dass wir schleunigst wegkommen. Möglicherweise hat man Ihre Spur aufgenommen und Sie verfolgt, und die Leute tauchen jeden Augenblick hier auf.« Er ging ans Fenster und blickte auf die nächtliche Straße hinunter. »Kommen Sie her, Jean-Luc. Ist da irgendjemand, der so aussieht wie diese Männer? Jemand, der Ihnen verdächtig vorkommt? Wir müssen ganz sicher sein, um zu wissen, ob wir den vorderen oder den hinteren Ausgang nehmen.«

Jean-Luc trat neben Hauptmann Bonnard an das offene Fenster und betrachtete die Straßenszene im Schein der Straßenlaternen. Drei Männer betraten gerade eine Bar am Flussufer, und zwei kamen heraus. Ein halbes Dutzend andere rollten Fässer aus einem Lagerhaus die Straße hinunter und verluden sie auf der offenen Ladebrücke eines Lastwagens. Ein Landstreicher saß am Straßenrand auf dem Gehsteig, der Kopf war ihm nach vorne gesunken, als ob er eingeschlafen wäre.

Jean-Luc musterte jede einzelne Person. »Nein, diese Männer kenne ich nicht.«

Hauptmann Bonnard brummte zufrieden. »Bon. Wir müssen uns beeilen, ehe die Burschen Sie finden. Schnappen Sie sich Ihre Aktentasche. Mein Jeep steht gleich um die Ecke. Gehen wir.«

»Merci!« Jean-Luc nahm hastig seine Aktentasche auf, klemmte sie sich unter den Arm und rannte auf die Tür zu. Aber kaum hatte sich der junge Mann von ihm abgewandt, griff sich Bonnard mit einer Hand ein Kissen von der schmalen Schlafstelle und zog mit der anderen eine 7.65mm Le-Francaise-Militaire-Pistole mit Schalldämpfer aus dem Holster. Es war eine alte Waffe, die schon seit Ende der Fünfzigerjahre nicht mehr hergestellt wurde. Die unten am Lauf eingravierte Seriennummer war sorgfältig abgefeilt worden. Die Waffe verfügte über keine Sicherung, man musste also sehr sorgfältig damit umgehen. Bonnard liebte diesen Nervenkitzel; eine solche Waffe war für ihn eine Herausforderung.

Er folgte Massenet und rief leise: »Jean-Luc!«

Der drehte sich um, und sein offenes Jungengesicht wirkte erleichtert. Dann sah er die Waffe und das Kissen. Überrascht und noch ein wenig verständnislos hob er abwehrend die Hand. »Capitaine?«

»Tut mir Leid, Junge. Aber ich brauche diese Aufzeichnungen.« Bevor der junge Mann ein weiteres Wort herausbrachte, ja auch nur eine Bewegung machen konnte, drückte Hauptmann Darius Bonnard ihm das Kissen hinten gegen den Kopf, presste ihm die Mündung der Waffe mit dem Schalldämpfer gegen die Schläfe und drückte ab. Ein leises ploppendes Geräusch war zu hören, Blut, Gehirnmasse und Schädelknochen explodierten in das Kissen. Die Kugel durchschlug es und blieb im Verputz der Wand stecken.

Ohne das Kissen loszulassen, weil er verhindern wollte, dass irgendwelche Blutspuren in das Zimmer gerieten, zerrte Hauptmann Bonnard die Leiche zum Bett und legte sie mit dem Kissen unter dem Kopf auf die Liegestatt. Dann schraubte er den Schalldämpfer von der Pistole, steckte ihn in die Tasche und drückte Jean-Luc die Waffe in die linke Hand. Zuletzt schob er das Kissen ein wenig zurecht, legte seine Hand über die von Jean-Luc und betätigte erneut den Abzug. Diesmal

hallte der Schuss wie ein Donnerschlag und ließ das Mobiliar in dem kleinen Raum erzittern. Selbst Hauptmann Bonnard, der darauf vorbereitet gewesen war, wunderte sich, wie laut der Schuss krachte.

Das hier war eine Hafengegend, aber ein Schuss würde dennoch Aufmerksamkeit erregen. Er hatte wenig Zeit. Zuerst musterte er das Kissen. Der zweite Schuss war perfekt gewesen, lag so dicht neben dem ersten Loch, dass es wie eine einzige große Ausschussöffnung aussah. Und jetzt würden Rückstände der abgefeuerten Pistole an Jean-Lucs Hand festzustellen sein, und der Leichenbeschauer könnte befriedigt feststellen, dass der junge Mann Selbstmord begangen hatte, wahrscheinlich aus Kummer über den Verlust seines verehrten und geliebten Dr. Chambord.

Nach kurzer Suche fand der Hauptmann einen Notizblock mit Druckstellen, die darauf hinwiesen, dass jemand auf das darüber liegende Blatt geschrieben hatte. Er holte das zusammengeknüllte Papierblatt aus dem Abfallkorb und stopfte es mit dem Block in die Seitentasche seiner Uniformjacke, ohne sich die Zeit zu nehmen, etwas zu lesen. Dann sah er unter das Bett und die übrigen alten Möbelstücke. Es gab keinen Kleiderschrank. Er grub die erste Kugel aus der Wand und schob eine alte Kommode ein Stück nach links, um das Loch damit zuzudecken.

Als er Jean-Lucs Aktentasche aufhob, war in der Ferne das gleichmäßig an- und abschwellende Heulen einer Polizeisirene zu hören. Er spürte, wie sein Puls sich beschleunigte, schloss die Augen und lauschte. Oui, die Sirene kam näher. Noch einmal musterte er mit geübtem Blick jede Einzelheit in dem billigen Zimmer. Überzeugt davon, nichts übersehen zu haben, öffnete er die Tür. Als Hauptmann Bonnard im Halbdunkel des Korridors verschwand, hielt der Polizeiwagen mit quietschenden Bremsen vor der Pension an.

3

Paris

An Bord der C-17-Frachtmaschine, die am frühen Morgen nach Denver-Zeit den Luftwaffenstützpunkt Buckley verlassen und auf der Polroute München angeflogen hatte, befand sich ein einziger Passagier, dessen Name weder auf der Mannschaftsliste noch sonst wo festgehalten war. Um 6 Uhr morgens legte der riesige Jet in Paris einen außerplanmäßigen Zwischenstopp ein, angeblich um eine dringend in München benötigte Sendung aufzunehmen. Ein Dienstwagen der US Air Force rollte zu dem Düsenfrachter, und ein Mann in der Uniform eines Lieutenant Colonel der US Army trug eine leere Metallkassette an Bord. Er blieb dort. Als die Maschine dann eine Viertelstunde später wieder startete, hatte der offiziell nicht existierende Passagier das Flugzeug längst verlassen.

Kurz darauf hielt derselbe Dienstwagen ein zweites Mal an, diesmal am Seiteneingang eines kleinen Nebengebäudes auf dem Charles de Gaulle Airport im Norden von Paris. Die hintere Tür des Fahrzeugs öffnete sich, und ein hoch gewachsener Mann, ebenfalls in der Uniform eines Lieutenant Colonel der US Army, stieg aus. Jon Smith. Anfang vierzig, schlank und austrainiert und durch und durch wie ein Soldat wirkend. Er hatte ein schmales, kantiges Gesicht; sein dunkles Haar unter der Offiziersmütze trug er etwas länger als gewöhnlich. Er richtete sich auf und ließ den Blick seiner blauen Augen in die Runde wandern.

Als er schließlich in der Morgendämmerung auf das niedrige Gebäude zuging, war an ihm nichts, was irgendwie aufgefallen

wäre. Der Mann war einfach ein Offizier der US Army mit einer Reisetasche und einem IBM-Laptop in einem massiven Aluminiumkoffer. Eine halbe Stunde später verließ Smith das Gebäude wieder, diesmal in Zivil. Er trug jetzt legere Kleidung, wie er sie bevorzugte – ein Tweedjackett, ein blaues Baumwollhemd, beige Baumwollhosen und einen Trenchcoat. In einem Schulterhalfter unter dem Jackett steckte seine 9-mm-Sig-Sauer.

Er ging zielstrebig über die Landepiste und passierte mit anderen Passagieren die Zollkontrolle, wo man ihn wegen seiner US-Militärpapiere ohne weitere Visitation durchwinkte. Draußen wartete eine Limousine, deren hintere Tür bereits offen stand. Smith stieg ein und wehrte ab, als der Fahrer ihm die Reisetasche und den Laptop abnehmen wollte.

Die Stadt Paris ist weithin für das bekannt, was ihre Bewohner joie lie vivre nennen, und dazu gehört auch die Einstellung der Pariser zum Straßenverkehr. Die Hupe beispielsweise dient der Kommunikation: Ein lang gezogener Hupton bedeutet Verärgerung – mach gefälligst Platz. Ein kurzes Antippen kennzeichnet eine freundliche Warnung. Ein paar kurze Huptöne hintereinander symbolisieren eine fröhliche Begrüßung, ganz besonders, wenn die Huptöne rhythmisch sind. Und auch die Fahrweise ist eine besondere: Um zurechtzukommen, muss man schnell und geschickt sein, gute Reflexe haben, und vor allem Optimist sein – insbesondere, wenn man das Verkehrschaos im Wettbewerb mit den vielen Chauffeuren der zahlreichen Taxi- und Limousinengesellschaften bewältigen möchte. Smith' Fahrer war Amerikaner und sichtlich mit einem Bleifuß ausgestattet, und das war Smith ganz recht so. Er wollte so schnell wie möglich ins Krankenhaus zu Marty.

Während die Limousine auf dem Boulevard Périphérique im Süden die überfüllte Stadt umrundete, saß Smith angespannt in den Polstern. In Colorado hatte er schnell jemanden gefunden,

dem er seine Forschungsarbeiten an molekularen Schaltkreisen hatte übergeben können. Er hatte das sehr bedauert, aber es war einfach notwendig gewesen. Während des langen Flugs nach Frankreich hatte er sich telefonisch erneut nach Martys Befinden erkundigt. Bis jetzt war keine Besserung eingetreten, aber der Zustand seines Freundes hatte sich wenigstens nicht verschlechtert. In weiteren Telefonaten mit Kollegen in Tokio, Berlin, Sydney, Brüssel und London hatte er sich sehr taktvoll danach erkundigt, wie sie mit ihren Entwicklungsarbeiten im Bereich der molekularen Schaltkreise vorankamen. Alle hatten sich jedoch sehr zurückhaltend geäußert; jeder von ihnen wollte schließlich der Erste sein.

Daraus hatte Jon Smith für sich den Schluss gezogen, dass sie alle noch ein gutes Stück vom Ziel entfernt waren. Jeder Einzelne von ihnen hatte sich bedauernd über Émile Chambords Tod ausgesprochen, ohne dabei aber auf sein Projekt einzugehen. Smith hatte den Eindruck, dass sie ebenso wenig wussten wie er noch vor einem Tag.

Der Fahrer lenkte die Limousine auf die Avenue de La Porte de Sevres und hielt kurz darauf vor dem Hopital Georges Pompidou, das achthundert Betten Platz bot. Mit seiner Glasfassade und den geschwungenen Wänden ragte es wie ein gewaltiges Hustenbonbon als eine Art Denkmal der modernen Architektur gegenüber dem Park Andre Citroen auf. Smith griff sich sein Gepäck, bezahlte den Fahrer und trat in die mit Marmor ausgekleidete Galleria des Gebäudes. Er nahm seine Sonnenbrille ab, steckte sie in die Tasche und sah sich um.

Die Galleria war so gewaltig – nicht viel kleiner als ein Fußballstadion –, dass darin eine leichte Brise aufgekommen war, die die Palmwedel der dekorativen Gewächshausbäume sanft bewegte. Das Krankenhaus war erst vor zwei Jahren eröffnet worden und wurde allgemein als das derzeit modernste Krankenhaus der Welt angepriesen. Als Smith auf die Informationstheke zuging, entdeckte er Rolltreppen von dem

Format, wie man sie üblicherweise in großen Kaufhäusern findet, die zu den Patientenzimmern in den oberen Geschossen führten; beleuchtete Pfeile wiesen den Weg zu den Operationssälen; überall der dezente Duft von Johnsons Bohnerwachs.

In perfektem Französisch erkundigte er sich nach der Intensivstation, in der Marty behandelt wurde, und fuhr dann mit der Rolltreppe nach oben. Offenbar war er gerade in den Schichtwechsel geraten, denn rings um ihn huschten eine Unzahl von Schwestern und Krankenpflegern, Technikern, Angestellten und sonstigem Personal herum. Das alles verlief fast lautlos und elegant, und es brauchte einen erfahrenen Blick, um überhaupt wahrzunehmen, mit welcher Effizienz hier die Aufgaben von einer Schicht an die nächste übergeben wurden.

Eines der Prinzipien, nach denen dieses Musterkrankenhaus funktionierte, sah vor, dass die einzelnen Dienste zusammengefasst wurden, sodass der Spezialist zum Patienten kam, anstatt wie meist üblich umgekehrt. Neu eingewiesene Patienten meldeten sich an zweiundzwanzig unterschiedlichen Empfangspulten, wo sie von persönlichen Hostessen empfangen wurden, die sie in ihre Zimmer geleiteten. Dort war am Fußende eines jeden Betts ein Computer aufgestellt und sämtliche Krankenberichte wurden im Cyberspace registriert. Kleinere chirurgische Eingriffe führten Roboter durch. Sogar über Schwimmbäder, Fitnesscenter und Cafés verfügte das gigantische Krankenhaus.

Hinter dem Empfangspult für die Intensivstation waren zwei Gendarmen an der eigentlichen Zugangstür postiert. Smith gab sich bei der Empfangsschwester in aller Form als der amerikanische ärztliche Vertreter der Familie von Dr. Martin Zellerbach zu erkennen. »Ich möchte mit dem für die Behandlung von Dr. Zellerbach zuständigen Arzt sprechen.«

»Das wäre dann Dr. Dubost. Er macht gerade Visite und hat Ihren Freund schon heute Morgen besucht. Ich werde ihn ausrufen lassen.«

»Merci. Würden Sie mich zu Dr. Zellerbach bringen? Ich warte so lange hier.«

»Bien sûr. S'il vous plaît?« Sie ließ ein geschäftsmäßiges Lächeln aufblitzen und führte ihn dann, nachdem ein Gendarm seinen Militärausweis überprüft hatte, durch die schwere Pendeltür.

Die kleinen Geräusche des Krankenhauses waren mit einem Mal verstummt, und er befand sich in einer gleichsam schallgedämpften Welt leiser Schritte, flüsternder Ärzte und Schwestern und dem gedämpften Licht und den blinzelnden Leuchtdioden von Maschinen, die in der herrschenden Stille laut zu atmen schienen. In einer Intensivstation beherrschten Maschinen das Universum, und die Patienten waren ihnen Untertan.

Smith ging besorgt auf Marty zu, der sich in der dritten Nische auf der linken Seite befand und reglos hinter den hochgeschobenen Seitengittern eines schmalen, an verschiedene Gerätschaften angeschlossenen Betts lag, zwischen all den Schläuchen, Drähten und Bildschirmen so hilflos wie ein Krabbelkind, das zwei aus seiner Perspektive riesenhafte Erwachsene an den Händen führen. Smith blickte mit einem Gefühl der Beklommenheit auf seinen Freund hinab. Im Koma erstarrt, wirkte Martys rundes Gesicht bleich wie Wachs, aber sein Atem ging gleichmäßig.

Smith tippte an den Bildschirm am Fußende des Bettes und las die dort abrufbereiten Daten: Marty lag immer noch im Koma. Seine sonstigen Verletzungen waren eher belanglos, meist nur Kratzer und Prellungen. Beunruhigend war das Koma mit seinem Potenzial für Hirnschäden, plötzlichen Tod und noch Schlimmeres – einem Schwebezustand zwischen Leben und Tod gleich. Aber der Bildschirm ließ auch ein paar gute Zeichen erkennen. Sämtliche autonomen Reflexe funktionierten. Marty konnte ohne Unterstützung atmen, musste gelegentlich husten, gähnen, blinzeln und zeigte Augenbewegungen, die darauf hindeuteten, dass der Gehirnsektor, der diese Aktivitäten

steuerte, noch in Ordnung war.

»Dr. Smith?« Ein grauhaariger, schmächtiger Mann mit olivenfarbenem Teint ging auf ihn zu. »Wie ich höre, kommen Sie aus den Vereinigten Staaten.« Er stellte sich vor, und Smith warf beinahe automatisch einen Blick auf den Namen, der auf der Brusttasche des langen weißen Arztmantels eingestickt war – Edouard Dubost, Martins behandelnder Arzt.

»Danke, dass Sie sich so schnell für mich Zeit genommen haben«, meinte Smith. »Sagen Sie, wie ist Dr. Zellerbachs Zustand?«

Dr. Dubost nickte. »Ich habe gute Nachrichten. Der Zustand unseres Freundes hier scheint sich gebessert zu haben.«

Smith spürte, wie unwillkürlich ein Lächeln über sein Gesicht huschte. »Was ist geschehen? Nach den Aufzeichnungen für heute Morgen war davon noch nichts zu sehen.«

»Ja, ja. Aber, wissen Sie, ich war noch nicht fertig. Ich musste kurz weg. Jetzt kann ich Ihnen schildern, wie es um ihn steht, und die Ergebnisse gleichzeitig eintippen.« Der Arzt beugte sich über die Computertastatur. »Wir haben Glück mit Dr. Zellerbach. Er befindet sich, wie Sie sehen können, noch im Koma, aber heute Morgen hat er ein paar Worte gesprochen und den Arm bewegt. Er hat auf externe Stimuli reagiert.«

Smith atmete erleichtert auf. »Dann ist es also nicht ganz so schlimm, wie Sie das ursprünglich angenommen hatten? Es ist also durchaus möglich, dass er wieder aufwacht und gesund wird?«

Dubost nickte und tippte weiter. »Ja, ja.«

»Seit der Explosion sind jetzt mehr als vierundzwanzig Stunden vergangen«, fuhr Smith fort. »Nach so langer Zeit muss man doch befürchten, dass das Bewusstsein nicht wieder voll einsetzt.«

»Ganz richtig. Ich verstehe gut, dass Sie besorgt sind. Ich bin

das auch.«.

»Sie werden doch veranlassen, dass sich die Schwestern um ihn kümmern? Ihm Fragen stellen? Ihn dazu veranlassen, sich zu bewegen?«

»Das tue ich gerade.« Er tippte noch ein paar Worte ein und richtete sich dann auf. »Machen Sie sich keine Sorgen, Doktor«, sagte er und musterte Smith. »Wir wissen hier schon, was wir tun. Ihr Freund befindet sich in besten Händen. Mit etwas Glück wird er sich in einer Woche laut über all seine Prellungen beklagen und das Koma völlig vergessen haben.« Er legte den Kopf zur Seite. »Er bedeutet Ihnen sehr viel, das spüre ich. Sie können hier bleiben, solange Sie mögen, aber ich muss meine Visite fortsetzen.«

Voller Hoffnung, dass Marty nicht nur wieder aus dem Koma aufwachen, sondern auch keinerlei Schäden hinsichtlich seiner Gehirnfunktionen davontragen würde, setzte Smith sich neben das Bett zwischen die blitzenden Skalen und Dioden der Geräte, an die Marty angeschlossen war, und betrachtete seinen Freund. Seine Gedanken wanderten zu ihrer gemeinsamen Highschool-Zeit in Council Bluffs zurück, wo er und Marty sich kennen gelernt und Jons Onkel seine erste Diagnose über Martys Asperger-Syndrom abgegeben hatte … zu dem Mord an Sophia und der Hades-Virusseuche, wo er Martys geniales Geschick im Umgang mit allen elektronischen Dingen so dringend benötigt hatte.

Er griff nach Martys Hand und drückte sie. »Hast du gehört, was der Arzt gesagt hat? Er meint, du wirst wieder völlig gesund. Mart, kannst du mich hören?« Er wartete, musterte das ausdruckslose Gesicht seines Freundes. »Was in aller Welt ist im Pasteur passiert, Mart? Hast du Chambord bei der Entwicklung seines Molekularcomputers geholfen?«

Marty regte sich, und seine Lippen zitterten, als wolle er etwas sagen.

»Was ist nur los?«, fuhr Jon erregt fort. »Sag es mir, Mart! Bitte! Wir beide wissen, dass dir nie die richtigen Worte gefehlt haben.« Er hielt inne, hoffte auf eine Reaktion, aber als die nicht kam, fuhr er mit warmer, fast liebevoll klingender Stimme fort: »Schrecklich, dass wir uns unter solchen Umständen wiedersehen müssen, Mart. Aber du weißt ja, wie es ist – ich brauche dich einfach. Und jetzt bin ich hier und bitte dich inständig, mir zu helfen …«

Er blieb beinahe eine Stunde, redete auf Marty ein und ließ dazwischen immer wieder seine Gedanken in die Vergangenheit zurückschweifen. Er drückte Martys Hand, rieb ihm die Arme, massierte seine Füße. Aber bei Marty war immer nur dann, wenn er das Pasteur erwähnte, eine Reaktion zu erkennen. Smith hatte sich gerade im Sessel zurückgelehnt, die müden Glieder gedehnt und beschlossen, dass es wohl besser sein würde, wenn er seine Ermittlungen im Hinblick auf Dr. Chambords Molekularcomputer anderswo fortsetzte, als ein hoch gewachsener Mann in der Uniform eines Krankenpflegers vor Martys Bett erschien.

Der Mann war dunkelhäutig und hatte einen riesigen schwarzen Schnauzbart. Er starrte Smith aus tief liegenden braunen Augen finster an. Wachsam und tödlich. Und in dem Bruchteil einer Sekunde, in dem ihre Blicke sich begegneten, schien er irgendwie zu erschrecken. Man konnte das nur ganz am Aufblitzen seiner Augen erkennen, und als der Mann sich dann umdrehte und davonhastete, blieb der Eindruck von etwas Bösem, oder vielleicht auch Amüsiertheit … oder als hätte der Mann irgendeine Gemeinheit vor … jedenfalls kam Smith irgendetwas seltsam vor.

Dieses flüchtige Gefühl ließ Smith einen winzigen Augenblick lang zögern, dann sprang er auf, eilte hinter dem Pfleger her und zog seine Sig Sauer aus dem Halfter unter dem Jackett. Was ihn gestört hatte, waren nicht nur der Gesichtsausdruck und die Augen des Mannes gewesen, sondern auch die Art und

Weise wie er die zusammengefalteten Bettlaken über dem rechten Arm getragen hatte. Möglicherweise versteckte er eine Waffe darunter. War er gekommen, um Marty zu töten?

Vor der Intensivstation wandten sich alle Augen Smith zu, als der die schweren Pendeltüren vor sich aufgestoßen hatte und mit wehendem Trenchcoat nach draußen gehastet war. Der Pfleger vor ihm legte plötzlich Tempo zu, raste den Korridor hinunter und stieß dabei rücksichtslos Leute weg, die ihm im Weg waren.

»Haltet diesen Mann auf!«, schrie Smith auf Französisch und rannte hinter ihm her. »Er hat eine Waffe!«

Als der Verfolgte das hörte, ließ er alle Tarnung fallen und fuchtelte mit einer kleinen Maschinenpistole herum, die nicht viel größer als Smith' Sig Sauer war. Er drehte sich um, lief geschickt rückwärts und schwang seine Waffe dabei von links nach rechts, als ob er den ganzen Korridor damit bestreichen wollte. Dieser Mann war ein Profi und drohte den Verfolgern, überzeugt, dass er, um Angst und Schrecken zu verbreiten, keinen Schuss abzufeuern brauchte.

Laute Schreie überall, als Schwestern, Ärzte und Besucher sich zu Boden warfen oder in Wandnischen Schutz suchten.

Smith stieß einen Wagen mit Frühstückstabletts aus dem Weg und rannte weiter. Vor ihm hastete der Mann durch eine Tür und knallte sie hinter sich zu. Smith trat sie auf, hetzte an einem erschreckten Techniker vorbei durch die nächste Tür und an einer heißen Therapiewanne vorbei, in der ein nackter Mann saß, dem die ihn betreuende Schwester hastig ein Handtuch überwarf.

»Wo ist er?«, fragte Smith. »Wo ist der Pfleger hingerannt?«

Die Schwester wies mit vor Angst kalkweißem Gesicht auf eine von drei Türen, und Smith hörte, wie in dem Raum, auf den sie gezeigt hatte, eine Tür zugeknallt wurde. Er rannte weiter, durch das Zimmer hindurch, stieß eine Tür auf und fand

sich in einem weiteren Korridor, dessen Fliesenboden so hell blitzte, als wäre er erst gestern gelegt worden. Erschreckte Menschen hatten sich an die Wand gepresst und starrten alle nach rechts, als ob gerade ein tödlicher Tornado an ihnen vorbeigefegt wäre und sie gerade noch mit dem Leben davongekommen wären.

Smith rannte in die Richtung, in die sie starrten, wurde immer schneller und sah, wie der Pfleger kurz vor dem Ende des Korridors einen leeren Krankenwagen in die Mitte geschoben hatte, um ihm den Weg zu versperren. Smith stieß eine Verwünschung aus, atmete tief durch und spürte, wie seine Lungen wie Feuer brannten. Wenn er den Wagen erst aus dem Weg schieben musste, würde der Mann mit Sicherheit entkommen. Ohne langsamer zu werden, konzentrierte Smith seine ganze Energie auf seine Beine, redete sich ein, dass er es schaffen würde, und sprang über den Rollwagen hinweg. Seine Knie drohten einzuknicken, als er auf der anderen Seite aufkam, aber er hielt sein Gleichgewicht und hastete weiter, hinter sich erschreckte Gesichter. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, aber dafür hatte er jetzt auch etwas aufgeholt, während der Pfleger, als er ihm den Rollwagen in den Weg geschoben hatte, ein wenig von seinem Vorsprung verloren hatte. Smith wurde wieder schneller, spürte, wie seine Hoffnung stieg.

Ohne sich umzusehen, hetzte der Mann durch eine weitere Tür, über der AUSGANG stand. Die Feuertreppe! Smith rannte ihm nach und entdeckte aus dem Augenwinkel, wie sich jemand links hinter der Tür wegduckte, als er sie aufriss.

Er hatte nur noch Zeit, schützend die Schulter vorzuschieben, als der Pfleger ihn in dem düsteren Treppenhaus ansprang und mit voller Wucht gegen ihn prallte. Der Aufprall brachte ihn fast aus dem Gleichgewicht, aber er schaffte es, auf den Beinen zu bleiben und schmetterte den Pfleger mit der Schulter zur Seite, sodass dieser in Richtung der Treppe taumelte.

Der Mann strauchelte und stieß mit dem Hinterkopf gegen die stählerne Balustrade. Offensichtlich im Nahkampf ausgebildet, war er aber mit Smith' Stoß mitgegangen und hatte sein Gleichgewicht schnell wieder gefunden, während Smith, vorwärts taumelnd, seine Sig Sauer fallen ließ und den Boden unter den Füßen verlor. Er krachte auf den Betonboden und prallte schmerzhaft mit dem Rücken gegen die Wand. Ohne den Schmerz zur Kenntnis zu nehmen, rappelte er sich wieder hoch und griff nach seiner Pistole, sah aber bereits den Schatten des Mannes über sich aufragen. Smith schlug zu, aber zu spät. Ein stechender Schmerz zuckte durch seinen Schädel, und dann hüllte ihn völlige Finsternis ein.

4

Als der Schnellzug aus Bordeaux am Dienstagmorgen in den Gare d'Austerlitz einfuhr, war Hauptmann Darius Bonnard der dritte Passagier, der den Express verließ und sich durch die Scharen ankommender und abreisender Pariser, Provinzbewohner und Touristen auf dem Bahnsteig seinen Weg bahnte, als würden sie für ihn überhaupt nicht existieren. In Wirklichkeit achtete er aufmerksam auf das geringste Anzeichen dafür, dass jemand ihn beobachtete. Es gab zu viele, Freunde wie Feinde, die versuchen würden, seinen Absichten Einhalt zu gebieten, wenn ihnen das möglich gemacht würde. Während er dem Ausgang zustrebte, blieb seine Wachsamkeit unverändert – ein untersetzter, lebhaft wirkender Mann mit blondem Haar in makelloser Offiziersuniform. Er hatte sein ganzes Erwachsenenleben im Dienst Frankreichs verbracht, und möglicherweise war sein augenblicklicher Einsatz der wichtigste in der glorreichen Geschichte seiner Nation. Für ihn war er das jedenfalls, und der gefährlichste obendrein.

Er zog sein Handy aus der Tasche, wählte eine Nummer und sagte, als die Stimme am anderen Ende sich meldete, lediglich: »Ich bin hier.« Unmittelbar darauf wählte er eine zweite Nummer und wiederholte seine Botschaft.

Vor dem Bahnhofsgebäude angelangt, ging er an den aufgereihten Taxis sowie vier bereitstehenden Mietwagen mit livrierten Chauffeuren vorbei und stieg in ein nicht lizenziertes Taxi, das gerade herangerollt war.

»*Salaam aleikum*«, begrüßte ihn eine raue Stimme vom hinteren Sitz.

Während Hauptmann Bonnard neben dem mit einem langen Umhang bekleideten Mann Platz nahm, erwiderte er den Gruß mit der üblichen Formel: »*La bahs kamdililah.*« Er knallte die

Tür zu und betätigte den Verriegelungsmechanismus.

Auf der Straße erregten sich andere Taxifahrer lauthals über diesen flagranten Bruch der Taxietikette.

Als der Wagen sich in Bewegung setzte und in südwestlicher Richtung durch schmale Seitenstraßen rollte, wandte Hauptmann Bonnard sich seinem Sitznachbarn zu. In dem düsteren Wageninneren huschten nur wenige Sonnenstrahlen über dessen tief in ihren Höhlen liegende grünbraune Augen. Das Gesicht des Mannes war zum größten Teil von den weiten Falten der traditionellen weißen goldgeränderten Kaffiyeh der Wüstenbeduinen verdeckt, aber aus dem Wenigen, was Bonnard sehen konnte, war zu erkennen, dass die Haut des Mannes samtschwarz war. Bonnard wusste, dass sein Name Abu Auda lautete und dass er ein Angehöriger des Fulani-Stammes aus der Sahel-Region am Südrand der Sahara war, wo die trockene, unwirtliche Wüste an üppige Wälder und Grassteppen grenzte. Die grünbraunen Augen deuteten darauf hin, dass irgendeiner seiner Vorfahren ein blauäugiger Berber oder ein Vandale gewesen war.

»Haben Sie sie mitgebracht?«, fragte der Fulani in arabischer Sprache.

»*Naam.*« Der Offizier nickte. Er knöpfte zuerst seine Uniformjacke und dann sein Hemd auf und zog eine dünne, mit einem Reißverschluss versehene Ledermappe von der Größe eines Briefbogens heraus. Abu Audas Blick verfolgte jede Bewegung Bonnards, als dieser ihm die Mappe überreichte und dabei berichtete: »Chambords Assistent ist tot. Was ist mit dem Amerikaner, mit Zellerbach?«

»Wir haben wie erwartet keinerlei Aufzeichnungen gefunden, obwohl wir gründlich gesucht haben«, erklärte Abu Auda.

Die seltsamen Augen des Mannes bohrten sich in die Bonnards, als wollten sie bis in die Seele des Franzosen vordringen. Es waren Augen, die niemandem und nichts

vertrauten, nicht einmal dem Gott, zu dem er fünfmal täglich betete, ohne auch nur ein einziges Gebet auszulassen. Er betete zu Allah, aber er vertraute niemandem. Als Hauptmann Bonnard dem bohrenden Blick des Beduinen standhielt, wandten sich die durchdringenden Augen schließlich der Mappe zu.

Abu Auda betastete sie mit langen, mit feinen Narben übersäten Fingern und schob sie sich dann schließlich unter sein Gewand. »Er wird sich mit Ihnen in Verbindung setzen«, sagte er dann bedächtig und jedes Wort abwägend.

»Das ist nicht nötig. Ich werde ihn bald treffen.« Bonnard nickte knapp. »Lassen Sie anhalten.«

Der Beduine gab die entsprechende Weisung, worauf das Fahrzeug an den Straßenrand rollte und der Franzose ausstieg. Sobald die Tür sich hinter ihm geschlossen hatte, rollte das Taxi davon.

Hauptmann Bonnard ging bis zur nächsten Straßenecke und zog dann wieder sein Handy heraus. »Sind Sie gefolgt?«

»*Oui.* Keine Probleme.«

Sekunden später rollte ein großer Citroen mit abgedunkelten Scheiben heran und wurde langsamer, als er sich der Kreuzung näherte. Seine hintere Tür öffnete sich, und der Hauptmann stieg ein. Die schwere Limousine wendete auf der Straße und brachte ihn in sein Büro, wo er einige Telefonate zu erledigen hatte, ehe er sich mit Abu Audas Vorgesetzten traf.

*

Als Jon Smith im Treppenhaus des riesigen Pompidou-Hospital aus seiner Bewusstlosigkeit erwachte, tauchte ein Bild vor seinem inneren Auge auf. Es war ein Gesicht, das ihn höhnisch musterte. Dunkel, mit dickem schwarzem Schnurrbart, schwarzen Augen und einem triumphierenden Lächeln. Aber

die Augen … er konzentrierte sich auf die Augen, die immer blasser wurden … *Dann Stimmen in, ja, in welcher Sprache? Französisch? Ja, Französisch. Wo zum Teufel war …?*

»… ist Ihnen nicht gut? Monsieur?«

»Wie fühlen Sie sich?«

»Wer war der Mann, der Sie angegriffen hat? Warum hat er …?«

»Weg da, ihr Idioten. Seht Ihr denn nicht, dass er immer noch bewusstlos ist? Macht Platz, damit ich ihn untersuchen kann …«

Smith' Augen öffneten sich. Er lag mit dem Rücken auf hartem Beton, über sich eine graue Betondecke. Ein Kreis aus besorgten Gesichtern spähte auf ihn herab – Pfleger und Pflegerinnen, ein Arzt, der neben ihm kniete, ein Gendarm und dahinter uniformierte Sicherheitsbeamte.

Smith setzte sich auf und verspürte ein schmerzhaftes Ziehen im Kopf. »Verdammt.«

»Sie müssen liegen bleiben, Monsieur. Sie haben einen bösen Schlag auf den Kopf bekommen. Sagen Sie mir, wie Sie sich fühlen.«

Smith legte sich nicht wieder hin, erlaubte aber, dass der weiß bemäntelte Arzt ihm mit einer kleinen Taschenlampe in die Augen leuchtete, und ließ die Untersuchung ungeduldig über sich ergehen. »Großartig. Ich fühle mich wirklich großartig.« Was natürlich eine Lüge war. In seinem Kopf dröhnte und krachte es, als ob dort jemand mit einem Vorschlaghammer wüten würde. Und dann erinnerte er sich plötzlich. Er packte die Hand des Arztes, hielt sie wie ein Schraubstock umfasst, schob die Taschenlampe weg und sah sich um. »Wo ist er?«, wollte er wissen. »Dieser Krankenpfleger, dieser Araber. *Wo ist er!* Er hatte eine Maschinenpistole. Er …«

»Er ist nicht der Einzige, der eine Waffe hatte.« Der Gendarm hielt Smith' Sig Sauer in die Höhe. Sein Gesichtsausdruck war

streng, misstrauisch, und Smith hatte das Gefühl, dass er kurz davor stand, verhaftet zu werden. »Haben Sie die hier in Paris gekauft?«, fuhr der Gendarm fort. »Oder haben Sie die Pistole vielleicht irgendwie ins Land geschmuggelt?«

Smith griff nach seiner Jacketttasche. Sie war leer, und das bedeutete, dass sein Ausweis verschwunden war. »Haben Sie meine Papiere?« Als der Gendarm nickte, fuhr Smith fort: »Dann wissen Sie, dass ich ein Colonel der US Army bin. Ziehen Sie den Ausweis heraus. Darunter ist eine Sondergenehmigung, die es mir erlaubt, meine Waffe in Ihr Land einzuführen und sie zu tragen.«

Unter den argwöhnischen Blicken der Krankenhausangestellten kam der Polizist der Aufforderung nach. Dann nickte er bedächtig und gab Smith die Ausweistasche zurück.

»Meine Sig Sauer auch. *S'il vous plaît.*« Ein Sicherheitsbeamter reichte sie ihm, und Smith fuhr fort: »Und jetzt sagen Sie mir, wer dieser ›Pfleger‹ mit der Maschinenpistole war!«

Der Arzt sah den Sicherheitsbeamten an. »Dieser andere Mann war ein Pfleger?«

»Das muss Farouk al Hamid gewesen sein«, erwiderte der Wachmann. »Das hier ist seine Sektion.«

Ein anderer Wachmann widersprach. »Das war nicht Farouk. Ich habe ihn laufen sehen, und es war nicht Farouk.«

»Das muss er aber gewesen sein. Es ist doch seine Sektion.«

Jetzt schaltete sich eine Schwester ein. »Ich kenne Farouk. Der Mann war viel größer als er.«

»Während sich alle bemühen, das Geheimnis aufzuklären, werde ich meine Untersuchung zu Ende führen«, verkündete der Arzt, an Smith gewandt. »Es dauert nur noch einen Augenblick.« Er leuchtete Smith mit seiner Lampe zuerst in das linke, dann in das rechte Auge.

Smith hatte alle Mühe, seine Ungeduld nicht zu deutlich zu

zeigen. »Mir fehlt nichts«, sagte er erneut und meinte es diesmal auch ernst. In seinen Kopf zog langsam wieder Klarheit ein, und der Schmerz begann nachzulassen.

Der Arzt nahm die Lampe weg, kauerte aber immer noch neben Smith. »Fühlen Sie sich schwindlig?«

»Nicht im Geringsten.« Was der Wahrheit entsprach.

Schulterzuckend richtete der Arzt sich auf. »Ich weiß, dass Sie Mediziner sind, also ist Ihnen selbst klar, wie gefährlich Kopfverletzungen sein können. Aber Sie scheinen ja so etwas wie ein Hitzkopf zu sein.« Er runzelte die Stirn und musterte Smith besorgt. »Sie sind offensichtlich ganz wild darauf, hier rauszukommen, und ich kann Sie nicht daran hindern. Aber zumindest sind Ihre Augen klar und folgen jeder Bewegung, ihre Hautfarbe ist in Ordnung, und möglicherweise denken Sie sogar rational, also will ich Sie lediglich warnen und Sie auffordern, vorsichtig zu sein und zuzusehen, dass es zu keinen weiteren Verletzungen kommt. Falls Ihr Zustand sich verschlechtert oder Sie wieder bewusstlos werden, müssen Sie sofort wieder herkommen. Sie kennen die Gefahren einer Gehirnerschütterung. Möglicherweise haben Sie eine.«

»Ja, Doktor.« Jon rappelte sich hoch. »Vielen Dank. Ich weiß Ihre Sorge zu schätzen.« Er beschloss, nicht auf die Bemerkung einzugehen, dass er ein Hitzkopf sei. »Wo ist der Sicherheitschef des Krankenhauses?«

»Ich bringe Sie zu ihm«, erbot sich einer der Sicherheitsbeamten.

Er führte Smith über die Feuertreppe zu einem abseits gelegenen Bürotrakt, der aus mehreren Räumen bestand, die alle mit den modernsten elektronischen Überwachungsgeräten und Computern ausgestattet waren. Das Büro des Leiters der Sicherheitsabteilung war so gelegen, dass es einen großen Parkplatz überblickte, seine Wände waren mit mehreren gerahmten Fotos geschmückt. Eines davon war eine Schwarz-

Weiß-Aufnahme von fünf erschöpft wirkenden Männern in Kampfuniform mit verschmutzten, trotzigen Gesichtern. Sie saßen, umgeben von dichtem Dschungel, auf Holzkisten. Smith studierte das Foto einen Augenblick lang und erkannte dann Dien Bien Phu, wo die Franzosen 1954 nach einer brutalen, demütigenden Belagerung besiegt worden waren, womit Frankreichs langjährige Herrschaft über jene Region Südostasiens ihr Ende gefunden hatte.

Der Wachmann erklärte: »Chef, das ist der Herr, der versucht hat, den bewaffneten Pfleger aufzuhalten.«

Smith streckte die Hand aus. »Lieutenant Colonel Jon Smith, US Army.«

»Pierre Girard. Nehmen Sie Platz, Colonel.«

Girard erhob sich nicht hinter seinem modernen Schreibtisch und schüttelte Smith auch nicht die Hand, sondern deutete bloß mit einer Kopfbewegung auf einen der Stühle vor dem Schreibtisch. Der Mann war mittelgroß und korpulent, trug einen nicht sonderlich sauberen grauen Anzug und hatte seine Krawatte gelockert. Er wirkte eher wie ein Veteran der Sûreté als wie der Leiter einer privaten Sicherheitsorganisation.

Smith setzte sich. »Der Pfleger, oder um wen auch immer es sich handelt – und in dem Punkt scheint es ja einige Zweifel zu geben –, war, glaube ich, in die Intensivstation gekommen, um Martin Zellerbach zu töten.«

Girard sah seinen Untergebenen an. »Der Mann war kein Pfleger, wie gemeldet wurde?«

»Es ist die Station von Farouk al Hamid«, erklärte der Wachmann, »aber einige Zeugen behaupten, dass er es nicht gewesen ist.«

Der Chef griff nach seinem Telefon. »Geben Sie mir die Personalabteilung.« Er wartete mit ausdruckslosem Gesicht. Ohne Zweifel war er früher einmal Kriminalbeamter gewesen und daher an Bürokratie gewöhnt. »Sie haben einen Pfleger

namens Farouk al Hamid, der in der … ja, genau, in der Intensivstation arbeitet. So, hat er das? Verstehe. Danke.«

Girard legte auf und meinte zu Smith gewandt: »Er hat sich schriftlich bei der Personalabteilung krankgemeldet und erklärt, sein Cousin würde seine Arbeit übernehmen. Den Brief hat er mit dem Cousin hergeschickt, und das war, wie es scheint, unser Pfleger mit der Waffe.«

»Und«, fügte Smith hinzu, »in Wirklichkeit war er kein Pfleger und wahrscheinlich nicht einmal Algerier.«

»Verkleidet«, nickte Girard. »Mag sein. Darf ich fragen, weshalb jemand den Wunsch haben sollte, Monsieur Zellerbach zu töten?« Wie den meisten Franzosen fiel es ihm schwer, den deutschen Namen richtig auszusprechen.

»Dr. *Zellerbach.* Er ist Computerwissenschaftler und hat in der Nacht des Bombenattentats mit Dr. Émile Chambord im Pasteur zusammengearbeitet.«

»Schlimm, jemanden wie Chambord zu verlieren.« Girard legte eine kurze Pause ein. »Dann ist es möglich, dass Ihr Dr. Zellerbach dort etwas Belastendes gesehen oder gehört hat. Vielleicht wollen die Bombenattentäter jetzt verhindern, dass Dr. Zellerbach wieder aus seinem Koma aufwacht und uns diese Informationen weitergibt.«

Das war eine typische Polizistenantwort, und Smith sah keinen Anlass, näher darauf einzugehen. »Ich würde sagen, das ist mehr als möglich.«

»Ich werde die Polizei verständigen.«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie oder die Polizei die Bewachung Dr. Zellerbachs in der Intensivstation verstärken würden und ihn, falls er verlegt wird, auch in der nächsten Station bewachen lassen.«

»Ich werde die Sûreté informieren.«

»Gut.« Smith stand auf. »Vielen Dank. Ich bin verabredet

und muss deshalb gehen.« Das entsprach nicht genau der Wahrheit, kam ihr aber nahe.

»Selbstverständlich. Die Polizei wird Sie sicherlich noch sprechen wollen, nehme ich an.«

Smith gab Girard den Namen und die Telefonnummer seines Hotels und ging. In der Intensivstation war an Marty keine Veränderung festzustellen. Er setzte sich wieder an sein Bett, betrachtete das runde Gesicht seines schlafenden Freundes und machte sich Sorgen. Marty wirkte so verletzbar, und Smith spürte, wie ihm ein Kloß in die Kehle stieg.

Schließlich stand er auf, drückte Martys Hand noch einmal und versprach, wiederzukommen. Er verließ die Intensivstation, blieb aber im selben Stockwerk und ging zu der Feuertreppe zurück. Am Treppenabsatz suchte er nach irgendetwas, was der Mann mit der Maschinenpistole dort vielleicht zurückgelassen hatte, irgendetwas, das ihn weiterführen würde. Aber mit Ausnahme einer Blutspur am Treppenpfosten fand er nichts, damit aber immerhin einen Hinweis darauf, dass er dem Mann eine Verletzung zugefügt hatte; das könnte sich als nützlich erweisen, falls der Mann jemals wieder auftauchen sollte.

Immer noch auf der Treppe stehend, schaltete er sein Handy ein, das mit einem speziellen Zerhacker versehen war, und wählte. »Jemand hat versucht, Marty im Krankenhaus zu töten«, berichtete er.

Die Stimme von Fred Klein auf der anderen Seite des Atlantiks klang wie ein Knurren. »Wissen wir, wer es war?«

»Sieht nach einem Profi aus. Gut vorbereitet. Der Kerl war als Krankenpfleger verkleidet, und wenn ich nicht da gewesen wäre, hätte er es vermutlich geschafft.«

»Die französischen Wachen haben nichts bemerkt?«

»Nein, aber vielleicht macht die Sûreté ihre Sache in Zukunft besser«, meinte Smith.

»Noch besser wird sein, wenn ich selbst mit den Franzosen rede und sie bitte, dass sie Soldaten ihrer Spezialeinheit schicken, um Zellerbach zu bewachen.«

»Das wäre gut. Noch etwas sollten Sie wissen. Der Mann hatte eine Mini-MP. Er trug sie unter einem Bündel Bettwäsche.«

Am anderen Ende trat kurz Stille ein. Klein wusste ebenso gut wie Smith, dass die Mini-MP ein entscheidend wichtiger Faktor war. Das veränderte die Situation. Damit wurde aus einem anscheinend ganz gewöhnlichen Mordversuch etwas wesentlich Komplizierteres. »Und was genau bedeutet das, Colonel?«, ließ Kleins Stimme sich schließlich vernehmen.

Smith hatte keinen Zweifel daran, dass Klein genau wusste, was er dachte, sprach es aber dennoch aus. »Er verfügte über die nötige Feuerkraft, um Marty von dort, wo er stand, zu töten. Dass ich da war, hätte ihn keinesfalls abgeschreckt, wenn er bereit gewesen wäre, mich und vielleicht alle anderen in der Intensivstation Anwesenden zu erschießen. Er hatte ursprünglich wahrscheinlich vor, die Tat mit einem Messer zu begehen, lautlos, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Maschinenpistole war bestimmt nur für den äußersten Notfall gedacht.«

»Und?«

»Das deutet darauf hin, dass ihm klar war, dass es wesentlich schwieriger gewesen wäre, aus dem Hospital zu entkommen, wenn er das Feuer eröffnet und dabei eine Hand voll von uns getötet hätte. Und das wiederum bedeutet, dass er das Risiko nicht eingehen wollte, dass er gefangen genommen wurde, lebend oder tot. Was schließlich nahe legt, dass es sich bei dem Bombenattentat nicht um eine zufällige Tat oder allenfalls eine Racheaktion eines entlassenen Angestellten gehandelt hat, sondern um den Teil eines sorgfältig ausgearbeiteten Plans von Leuten mit einem ganz bestimmten Ziel – Leuten, die sich

einige Mühe geben, nicht entdeckt zu werden.«

Wieder herrschte auf Kleins Seite eine Weile Schweigen.

»Sie denken, jetzt sei es klar, dass Dr. Chambord das Ziel der Aktion war. Und demzufolge auch Marty, weil er mit Chambord zusammengearbeitet hat.«

»Hat irgendeine Gruppe oder eine Einzelperson sich zu dem Bombenattentat bekannt?«

»Bis jetzt nicht.«

»Dann wird das auch niemand tun«, entschied Smith.

Klein gab einen schwer definierbaren Laut von sich – ein zynisches Lachen vielleicht. »Ich war ja schon immer der Ansicht, dass Ihre Talente an die Medizin und die Forschung verschwendet sind, Jon. Schön, wir denken also dasselbe, aber bis jetzt pfeifen alle anderen noch im Dunkeln, um sich Mut zu machen, und in der Hoffnung, dass Chambords Tod nur ein Nebeneffekt des Bombenanschlags war, ein Zufall.«

Ein tiefes Seufzen war im Hörer von Smith' Handy zu vernehmen. »Nun, das liegt jetzt in meiner Zuständigkeit. Sie müssen sich sofort auf die Suche machen und die Aufzeichnungen ausfindig machen – außerdem alles, was irgendwie dem Prototyp des von Chambord entwickelten Computers ähnelt.« Seine Stimme wurde hart. »Und wenn Sie die Sachen nicht in Ihren Besitz bringen können, müssen Sie sie vernichten. Das ist Ihre Aufgabe. Wir können unmöglich das Risiko eingehen, dass derartige Machtmittel in die falschen Hände geraten.«

»Ich verstehe.«

»Wie geht es Zellerbach? Irgendeine Veränderung in seinem Zustand?«

Smith berichtete von der eingetretenen Besserung.

»Eigentlich ganz gut, aber bis jetzt gibt es keinerlei Garantie, dass er sich vollständig erholen wird.«

»Dann können wir nur hoffen.«

»Wenn er etwas weiß oder sich Notizen gemacht hat, dann könnte es sein, dass die Daten auf seinem Rechner in Washington gespeichert sind. Am besten wird sein, Sie schicken einen Computerexperten von Covert-One.«

»Ist bereits veranlasst, Colonel. Der Mann hatte es verdammt schwer, überhaupt reinzukommen, und als er es schließlich geschafft hatte, hat er nichts gefunden. Falls Zellerbach sich Aufzeichnungen gemacht hat, ist er Chambords Vorbild gefolgt und hat sie nicht auf seinem Computer gespeichert.«

»War nur so ein Gedanke.«

»Natürlich. Was haben Sie als Nächstes vor?«

»Ich werde zum Pasteur gehen. Dort gibt es einen amerikanischen Biochemiker, mit dem ich schon zusammengearbeitet habe. Ich will sehen, was er mir über Chambord sagen kann.«

»Seien Sie vorsichtig, und denken Sie immer daran, dass Sie in dieser Geschichte keinerlei offizielle Deckung haben. Niemand darf das mit Covert-One in Verbindung bringen.«

»Nur ein Freund, der einen Freund besucht, nicht mehr«, beruhigte ihn Smith.

»Na schön. Noch etwas … Ich möchte, dass Sie sich mit General Carlos Henze treffen, das ist der amerikanische Befehlshaber der NATO-Streitkräfte in Europa. Er ist dort drüben der Einzige, der weiß, dass Sie in der Sache ermitteln, aber er ist der Meinung, dass Sie für die militärische Abwehr tätig sind. Der Präsident hat ihn persönlich angerufen und ihn auf Ihren Besuch vorbereitet. Henze hat seine Kontakte eingesetzt und wird Sie darüber informieren, was er in Erfahrung bringen konnte. Er weiß natürlich nichts von mir oder von Covert-One. Merken Sie sich, was ich jetzt sage: Pension Cezanne, Punkt vierzehn Uhr. Fragen Sie nach M. Werner. Die Parole lautet *Loki*.«

5

Washington, D. C.

Es war früher Morgen, und die Frühlingsbrise wehte den Duft der Kirschblüten über das Gezeitenbecken durch die offene Verandatür ins Oval Office, aber Präsident Samuel Adams Castilla war zu konzentriert, als dass er das bemerkt oder sich dafür interessiert hätte. Er erhob sich hinter dem massiven Fichtenholztisch, den er als Schreibtisch benutzte, und musterte finster die drei Leute, die ihm gegenübersaßen und darauf warteten, dass er fortfuhr. Im ersten Jahr seiner zweiten Amtsperiode war eine militärische Krise das Allerletzte, was Castilla gebrauchen konnte. Jetzt war die Zeit, das Geleistete zu verfestigen, den Rest seiner Programme durch den widerspenstigen Kongress zu bekommen und damit seinen Platz in den Geschichtsbüchern zu sichern.

»Es sieht also folgendermaßen aus«, polterte er. »Bis zur Stunde besitzen wir noch keine ausreichenden Beweise dafür, dass tatsächlich bereits ein Molekularcomputer existiert und, wenn das der Fall sein sollte, wer ihn hat. Das Einzige, was wir mit Sicherheit wissen, ist, dass wir ihn nicht haben, verdammt noch mal.« Castilla war groß und kräftig gebaut, mit mächtigen Schultern und einer mit den Jahren ziemlich außer Kontrolle geratenen Taille. Gewöhnlich war er recht umgänglich, aber jetzt funkelten seine Augen finster durch die Gläser seiner Titanbrille, und man sah ihm an, dass er alle Mühe hatte, seine Wut unter Kontrolle zu halten. »Die Air Force und meine Computerfachleute erklären mir, dass sie für das, was auf Diego Garcia passiert ist, keine andere Erklärung haben. Mein

Wissenschaftsberater sagt, er habe mit den Spitzenleuten dieses Fachgebietes gesprochen, und die behaupten, dass es für den Kommunikationsaussetzer dort draußen eine ganze Anzahl Gründe geben kann, beispielsweise irgendwelche seltenen atmosphärischen Anomalien. Ich hoffe, dass die Wissenschaftstypen Recht haben.«

»Das hoffe ich auch«, pflichtete Admiral Stevens Brose ihm unverzüglich bei.

»Das hoffen wir alle«, schloss Emily Powell-Hill, die nationale Sicherheitsberaterin, sich an.

»Amen«, setzte Charles Ouray, der Stabschef des Präsidenten, der neben dem Kamin an der Wand lehnte, hinzu.

Admiral Brose und Sicherheitsberaterin Powell-Hill saßen auf Ledersesseln gegenüber dem Schreibtisch des Präsidenten, den dieser sich aus Santa Fe mitgebracht hatte. So wie das alle Präsidenten vor ihm getan hatten, hatte auch er das Oval Office nach seinem persönlichen Gusto eingerichtet. Das augenblickliche Mobiliar legte Zeugnis ab für seinen etwas rustikalen, vom Leben im Südwesten der USA geprägten Geschmack, ein wenig gemildert durch fünf Jahre kosmopolitischer Verfeinerung, an der er erstaunlicherweise an diesem erhabenen Sitz der Bundesregierung und nach einer Unzahl Besuche in den Hauptstädten und Museen auf der ganzen Welt Spaß gefunden hatte. Das Ranch-Mobiliar aus der Residenz des Gouverneurs von New Mexico hatte teilweise eleganten französischen Beistelltischen und einem behaglichen britischen Clubsessel vor dem offenen Kamin Platz machen müssen. Neben den rot und gelb gemusterten Navajovorhängen, einem indianischen Häuptlingskopfschmuck und einigen Vasen und Körben standen oder hingen jetzt senegalesische Masken, nigerianische Lehmskulpturen und Zulu-Schilde über dem Kamin.

Der Präsident ging unruhig um den Schreibtisch herum, lehnte sich daran, verschränkte die Arme vor der Brust und

fuhr fort: »Wir alle wissen, dass Terroristenattentate meist von Leuten verübt werden, die auf ihr Anliegen aufmerksam machen und irgendwelche Missstände anprangern wollen. Aber diese Situation hier hat bis jetzt wenigstens zwei Haken: Sie war zum einen nicht gegen das übliche symbolische Ziel gerichtet – eine Botschaft, ein Regierungsgebäude, eine Militäranlage, ein berühmtes Bauwerk –, und zum anderen haben wir es auch nicht mit einem Selbstmordattentäter zu tun, der einen überfüllten Bus oder einen mit Menschen voll gestopften Nachtclub in die Luft gesprengt hat. Stattdessen handelte es sich bei dem Ziel um eine Forschungseinrichtung. Das ist ein Ort, der der Menschheit hilft. Und ganz speziell das Gebäude, in dem ein Molekularcomputer gebaut wurde.«

Emily Powell-Hill, eine der wenigen Frauen, die es bei der US Army bis zum Brigadegeneral gebracht hatte, hob ihre perfekt gezupften Augenbrauen. Sie war Mitte fünfzig, schlank, langbeinig und höchst intelligent. »Bei allem gebotenen Respekt, Mr. President, aber wenn man Ihnen gesagt hat, dass da ein DNS-Computer kurz vor der Fertigstellung gestanden hat, so scheint mir das hauptsächlich auf Spekulation zu beruhen, einer Extrapolation aus unzureichenden Daten und reinen Vermutungen. Das alles basiert auf einem Gerücht, hinter dem ebenso gut ein zufälliger Bombenüberfall auf ganz beliebige Opfer stehen kann. Ist es möglich, dass das Katastrophenszenario Ihrer Gewährsperson einfach auf Paranoia zurückzuführen ist?« Sie machte eine kurze Pause.

»Ich will es noch mal etwas höflicher formulieren … Jeder weiß, dass die Mentalität der Geheimdienste dazu neigt, auch beim kleinsten Schatten gleich durchzudrehen. Mir klingt das mehr nach einer typischen Kniereflexreaktion der Dienste.«

Der Präsident seufzte. »Ich vermute, dass ist nicht alles, was Sie zu dem Thema sagen wollen.«

»Allerdings nicht, Mr. President. Meine wissenschaftlichen Berater schwören Stein und Bein, dass die DNS-Computer-

technologie sich noch in einem ganz frühen Entwicklungsstadium festgefahren hat. Man rechnet damit, dass es mindestens zehn Jahre dauern wird, bis jemand einen funktionsfähigen Prototyp vorstellen kann. Vielleicht auch zwanzig. Und das sollte uns veranlassen, äußerst vorsichtig zu sein und uns vor Überreaktionen zu hüten.«

»Kann durchaus sein, dass Sie Recht haben«, nickte der Präsident. »Ich vermute allerdings, dass Ihre Wissenschaftler auch darin übereinstimmen, dass Chambord, wenn irgendjemand zu einem so großen Sprung fähig wäre, dafür am allerehesten infrage käme.«

Charles Ouray, der Stabschef des Präsidenten, runzelte die Stirn. »Kann jemand einem alten Schlachtross von Politiker vielleicht mit einfachen Worten erklären, weshalb ein DNS-Computer etwas so Besonderes und so über alle Maßen gefährlich ist?«

Der Präsident nickte Emily Powell-Hill zu, und die wandte sich an Ouray. »Es geht darum, von Silizium, dem bisherigen Grundelement aller Computer, auf Kohlenstoff, den Grundstoff des Lebens, umzuschalten«, erklärte sie. »Maschinen sind sklavisch schnell und präzise, das Leben hingegen unterliegt ständigen Änderungen und ist subtil. Ein DNS-Computer würde die Fähigkeiten beider Welten in einer Technologie vereinen, die allem, was man sich heute vorstellen kann, himmelweit überlegen wäre. Und das ist hauptsächlich deshalb so, weil wir gelernt haben, wie man DNS-Moleküle anstelle von Mikrochips einsetzt.«

Ouray verzog das Gesicht. »Leben und Maschinen zusammenkoppeln? Das klingt mir wie Science-Fiction.«

»Ja, das wäre es früher wahrscheinlich einmal gewesen«, gab der Präsident ihm Recht. »Eine ganze Menge technologischer Durchbrüche, die uns heute selbstverständlich erscheinen, waren tatsächlich vor fünfzig Jahren Science-Fiction. Aber in

Wahrheit haben die Wissenschaftler tatsächlich schon Jahre daran gearbeitet, die natürliche Fähigkeit der DNS zu nutzen, sich schnell in komplexen, aber vorhersehbaren Mustern zu reorganisieren und zu kombinieren.«

»Jetzt verstehe ich bloß noch Bahnhof, Mr. President«, sagte Ouray.

Der Präsident nickte. »Tut mir Leid, Chuck. Sagen wir mal, Sie würden einen Rasen wie den draußen auf der Mall mähen wollen.« Eine seiner mächtigen Pranken wies durch die halb offene Verandatür. »Die elektronische Lösung würde darin bestehen, ein paar riesige Rasenmäher einzusetzen, von denen jeder tausende von Grashalmen in der Sekunde abschneidet. So operieren konventionelle Supercomputer. Die DNS-Lösung ist genau das Gegenteil davon. Sie würde Milliarden winziger Mäher einsetzen, von denen jeder bloß einen einzigen Grashalm abschneidet. Der Trick besteht darin, dass all diese kleinen DNA-Mäher Ihre Grashalme exakt gleichzeitig mähen würden. Das ist der Schlüssel – der massive Parallelismus der Natur. Glauben Sie es mir ruhig, ein Molekularcomputer wird die größten Supercomputer, die es heute gibt, wie altes Eisen erscheinen lassen.«

»Und außerdem würde er fast keine Energie verbrauchen und viel billiger zu betreiben sein«, fügte Emily Powell-Hill hinzu. »Wenn es ihn einmal gibt. Falls es je einen gibt.«

»Na, großartig«, brummte Admiral Stevens Brose, der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs, der auf dem zweiten Ledersessel stumm zugehört hatte. Er saß ziemlich unbequem in dem tiefen Sessel und hatte sein großes Kinn vorgeschoben. Man konnte von seinem kantigen Gesicht ablesen, dass in ihm ein innerer Kampf zwischen Selbstvertrauen und Sorge ablief. »Wenn dieses DNS-Ding wirklich existiert und wenn es sich unter Kontrolle von jemandem befindet, der uns nicht mag, oder vielleicht auch von Leuten, die etwas wollen, was wir nicht hergeben möchten, und das gilt im Augenblick ja wahrscheinlich

für die halbe Welt …, nun, dann mag ich gar nicht an die Zukunft denken. Unser Militär kämpft, lebt und atmet mit Elektronik und mit Kommando- und Kommunikationscodes. Verdammt noch mal, heutzutage steuern die Computer doch alles, selbst wenn es darum geht, den Bourbon für die Cocktailpartys der Vereinigten Stabschefs zu bestellen. So wie ich das sehe, waren Eisenbahnen der Schlüssel zum Sieg im Bürgerkrieg, Flugzeuge der entscheidende Faktor im Zweiten Weltkrieg und verschlüsselte und geschützte Elektronik wird der entscheidende Faktor im zukünftigen Krieg sein. Möge Gott uns beistehen.«

»Sie sind für die militärischen Konsequenzen verantwortlich, Stevens«, erklärte der Präsident, »deshalb denken Sie logischerweise auch zuerst in diesen Kategorien. Ich muss auch andere Probleme berücksichtigen. Konsequenzen im zivilen Bereich.«

»Was denn zum Beispiel?«, wollte Chuck Ouray wissen.

»Man hat mir gesagt, dass man mit einem DNS-Computer sämtliche Pipelines für Öl und Gas stilllegen kann und damit unsere gesamte Brennstoffversorgung. Man kann damit auf dem ganzen Kontinent die Flugsicherheitskontrolle ausschalten, überall, in New York, Chicago und Los Angeles. Das könnte zu schrecklichen Katastrophen führen. Und dann wäre ein solcher Computer natürlich auch in der Lage, sich in die Geldbewegungen der Federal Reserve einzuschalten, und das heißt, dass unsere gesamten Geldbestände im Bruchteil einer Sekunde verschwinden könnten. Oder man könnte die Schleusen des Hoover-Damms öffnen. Das würde hunderttausenden das Leben kosten.«

Chuck Ouray wurde bleich. »Das kann nicht Ihr Ernst sein. Sagen Sie, dass das nicht Ihr Ernst ist! Die Schleusentore des Hoover-Damms sollen einem DNS-Computer zugänglich sein?«

»Ja«, nickte der Präsident. »Sie sind computergesteuert, und der Computer ist Teil unseres zentralen Energiesteuerungssystems.«

Betretenes Schweigen.

Der Präsident rückte ein Stück zur Seite. Sein Blick schweifte über seine drei Berater. »Natürlich können wir, wie Emily ja vorhergesagt hat, nicht sicher sein, dass es tatsächlich einen voll funktionsfähigen DNS-Computer gibt. Wir wollen schrittweise vorgehen. Chuck, finden Sie heraus, was die CIA und die NSA zu sagen haben. Nehmen Sie Verbindung mit den Briten auf, und bringen Sie in Erfahrung, was die wissen. Emily und Stevens, machen Sie sich bei Ihren Leuten schlau. Wir treffen uns dann heute Nachmittag wieder.«

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Direktor der NSA, dem Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs und dem Stabschef des Präsidenten geschlossen, da ging die Tür auf, die zum persönlichen Arbeitszimmer des Präsidenten führte. Fred Klein trat in das Oval Office, wie immer in einem seiner ungebügelten grauen Anzüge und mit einer kalten Pfeife im Mund.

Er nahm die Pfeife in die Hand und verkündete trocken: »Ich finde, das ist gut gelaufen.«

Der Präsident seufzte und kehrte zu seinem wuchtigen, lederbezogenen Schreibtischsessel zurück. »Es hätte schlimmer sein können. Setzen Sie sich, Fred. Können Sie mir denn über dieses Schlamassel nicht ein bisschen mehr sagen als das, was man aus Diego Garcia meldet und was Ihnen Ihre Intuition verrät?«

Klein nahm auf dem Sessel Platz, den Admiral Brose gerade frei gemacht hatte. Er fuhr sich durch sein schütteres Haar. »Nicht viel«, räumte er ein. »Aber das wird sich ändern.«

»Hat Jon Smith schon etwas in Erfahrung gebracht?«

Klein berichtete dem Präsidenten über den von Smith verhinderten Attentatsversuch auf Martin Zellerbach. »Als wir zuletzt miteinander telefoniert haben, war Smith gerade im Begriff, das Pasteur aufzusuchen, um dort mit einem Kollegen zu sprechen. Anschließend trifft er sich mit General Henze.«

Der Präsident schob die Lippen vor. »Smith ist offensichtlich ein guter Mann, aber es wäre besser, wenn wir noch ein paar Leute dort drüben hätten. Sie wissen, dass ich alles und jeden genehmigen werde, was und wen auch immer Sie brauchen.«

Klein schüttelte den Kopf. »Terroristenzellen sind klein und ständig in Bewegung. Die würden jede größere Maßnahme sofort entdecken, und das bedeutet, dass die CIA oder MI6, wenn sie den üblichen Staub aufwirbeln, von dem Augenblick an völlig nutzlos sind. Covert-one ist für chirurgische Eingriffe von genau der Art geschaffen, wie sie jetzt geboten sind. Geben wir Smith doch eine Chance, sozusagen die Fliege an der Wand zu sein, einfach ein Teil der Szenerie, die niemand bemerkt. Und gleichzeitig habe ich ja, wie Sie wissen, andere Covert-one-Leute auf spezielle Aufgaben angesetzt. Wenn Smith Hilfe braucht, lasse ich es Sie wissen, und dann werden wir die nötigen Maßnahmen einleiten.«

»Wir brauchen bald etwas von ihm … oder von sonst jemandem, verdammt noch mal.« Die Augenbrauen des Präsidenten schoben sich besorgt zusammen. »Ehe wir wieder eine Kostprobe bekommen, die diesmal bestimmt schlimmer ist als das, was in Diego Garcia passiert ist.«

Paris

Das Institut Pasteur war eine private gemeinnützige Organisation und eines der größten Forschungszentren der Welt, mit an die zwanzig Zweigstellen auf fünf Kontinenten. Der letzte Besuch von Smith in der Zentrale hier in Paris anlässlich einer von der Weltgesundheitsorganisation veranstalteten Konferenz über Molekularbiologie lag wenigstens fünf Jahre zurück. An jene Konferenz musste er jetzt denken, als er sein Taxi vor der Nummer 28 Rue du Docteur Roux anhalten ließ, benannt nach einem der ersten Forschungsmitarbeiter des Instituts. Er bezahlte

den Fahrer und ging auf den Kiosk des Anbaus zu.

Das Pasteur-Institut befand sich im östlichen Teil des 15. Arrondissements von Paris und nahm auf beiden Seiten der dicht befahrenen Straße mehrere Häuserblocks ein. Es war eine der Ironien des Lebens, dass man das Gelände im Osten einfach das Institut oder den alten Campus nannte, während das Gelände und die Bauwerke im Westen, die wesentlich größer waren, als Anbau bezeichnet wurden. Die Wege zwischen den einzelnen Gebäudeteilen säumten Schatten spendende Bäume, die dem Ganzen das Flair einer etwas verschlafenen Universität verliehen, und Smith konnte beiderseits der Straße viele Gebäudeteile – prunkvoll verschnörkelte Bauten aus dem 19. ebenso wie glatte Glas- und Betonarchitektur des 21. Jahrhunderts – erkennen. Außerdem sah er französische Soldaten, die auf den Straßen und Gassen des Instituts patrouillierten, ein ungewöhnlicher Anblick, aber zweifellos eine Reaktion auf das schreckliche Bombenattentat.

Smith zog seine Ausweispapiere heraus und zeigte sie dem uniformierten Sicherheitsbeamten des Pasteur an der Eingangstheke des Anbaus, wo einer der Soldaten mit einem 5,6-mm-FAHMA-Sturmgewehr in der Hand Wache stand. Hinter dem Mann kräuselten sich graue Rauchfäden über den Dächern.

Als Smith seinen Ausweis wieder einsteckte, deutete er mit einer Kopfbewegung auf den Rauch und fragte den Wachmann in französischer Sprache: »Ist das die Stelle, wo Dr. Chambords Labor war?«

»*Oui*. Es ist nur noch wenig übrig geblieben. Ein paar Außenwände und eine schreckliche Erinnerung.« Der Mann zuckte auf unnachahmlich gallische Art die Schultern.

Smith brauchte jetzt Bewegung. Es gab so vieles zu überlegen, und es galt, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Zugleich wurde er die Sorge über Martys Zustand nicht los. Er blickte auf. Wie um sich seiner Stimmung anzupassen, hatte

der Himmel sich verdüstert, und die Sonne war hinter einer dicken Wolkendecke verschwunden, sodass die Gegend in düsteres Licht getaucht wurde. Er wartete einen Wagen ab, der in den Anbau fuhr, überquerte dann die Straße und strebte auf dem Bürgersteig den Rauchschwaden zu, die für ihn das erste sichtbare Zeichen des Attentats darstellten. Bald entdeckte er einen weiteren Hinweis – hellgraue Asche und schwarze Rußpartikel, die Mauern und Büsche bedeckten. Beißender Gestank stieg ihm in die Nase. Und dann stieß er auf ein paar Vogelkadaver – Spatzen, Stare, Amseln –, die über die Rasenfläche verteilt lagen, aus dem Himmel abgestürzt, wo der Feuerschwall sie erfasst hatte.

Je weiter er ging, umso dichter wurde die Asche; jetzt eine gespenstische Decke, die Gebäude, Bäume, Büsche und Hinweistafeln bedeckte … alles und jedes. Nichts war unberührt geblieben. Endlich bog er um eine Ecke und sah sich dem Schauplatz der Katastrophe unmittelbar gegenüber – mächtige, wirr verstreute Hügel aus rauchgeschwärzten Ziegelbrocken, über denen drei Außenwände vor dem grauen Himmel wie Skelette aufragten. Er vergrub beide Hände tief in den Taschen seines Trenchcoats und blieb stehen, um das bedrückende Bild zu studieren.

Das Gebäude musste vor der Katastrophe recht geräumig gewesen sein, etwa so groß wie eine Lagerhalle. Hunde schnüffelten in den Ruinen herum. Rettungsmannschaften und Feuerwehrleute gruben in den Schuttbergen, an deren Rand bewaffnete Soldaten patrouillierten. Die angekohlten Überreste von zwei Autos standen am Randstein. Dahinter war irgendeine Hinweistafel aus Metall zu einer verzerrten Faust aus Stahl zerschmolzen. In der Nähe wartete eine Ambulanz für den Fall, dass doch noch ein Überlebender gefunden werden sollte oder dass einer der Arbeiter sich verletzte.

Mit schwerem Herzen wartete Smith, während ein Soldat mit ernster Miene auf ihn zukam und ihn aufforderte, sich

auszuweisen. Als er dem Soldaten seine Papiere reichte, fragte er: »Irgendwelche Spuren von Dr. Chambord?«

»Dazu darf ich nichts sagen, Monsieur.«

Smith nickte. Er verfügte über andere Mittel und Wege, um das herauszufinden, und jetzt, wo er mit eigenen Augen die Stätte der Verwüstung gesehen hatte, wusste er, dass es hier für ihn nichts zu ermitteln gab. Es war reines Glück, dass überhaupt jemand überlebt hatte. Marty war vom Glück begünstigt gewesen. Als er die Stätte des Grauens verließ, dachte er an die brutale Rücksichtslosigkeit, die hinter dieser Tat stand, und die Wut drohte seine Brust zu sprengen.

Er kehrte zur Rue du Docteur Roux zurück und überquerte die Straße zum alten Campus. Inzwischen wieder etwas ruhiger geworden, wies er sich an der Empfangstheke aus, wo ein weiterer Sicherheitsbeamter des Institut Pasteur und ein bewaffneter Soldat Wache hielten. Nachdem man seine Papiere gründlich überprüft hatte, wies man ihn zu dem Büro und Labor seines alten Freundes und Kollegen Michael Kerns.

Als er an dem alten Gebäude vorbeiging, wo einmal Louis Pasteur gelebt und gearbeitet hatte und jetzt begraben lag, wurde ihm bewusst, wie gut es ihm trotz der widrigen Umstände tat, sich wieder einmal an dieser Wiege der reinen Naturwissenschaft zu befinden. Schließlich war dies der Ort, wo Pasteur im 19. Jahrhundert seine brillanten Experimente im Bereich der Fermentierung durchgeführt hatte, die nicht nur zu bahnbrechenden Erkenntnissen in der Bakteriologie, sondern auch zum Prinzip der Sterilisierung geführt hatten und damit zu völlig neuen Erkenntnissen über Bakterien, die später Millionen Menschen das Leben gerettet hatten.

Nach Louis Pasteur hatten andere Wissenschaftler hier bedeutende wissenschaftliche Erkenntnisse gewonnen, in deren Folge es gelungen war, Seuchen wie Diphtherie, Influenza, die Pest, Kinderlähmung, Tetanus, Tuberkulose, ja sogar Gelbfieber

unter Kontrolle zu bringen, und es war kein Wunder, dass aus dem Institut mehr Nobelpreisträger hervorgegangen waren, als die meisten Nationen für sich verbuchen konnten. Mit seinen über hundert Forschungseinheiten und Labors beherbergte die Anlage an die fünfhundert ständig tätige Wissenschaftler, während weitere sechshundert aus aller Herren Länder jeweils kurzzeitig an Spezialprojekten tätig waren. Und einer davon war Michael Kerns, Ph. D.

Mikes Büro befand sich im Jacques-Monod-Flügel, in dem die Abteilung für Molekularbiologie untergebracht war. Die Tür stand offen. Als Smith eintrat, blickte Mike von seinem mit einer Unmenge von Papieren und Berechnungen bedeckten Schreibtisch auf.

Nach einem kurzen Blick auf Smith sprang Kerns auf: »Jon! Du lieber Gott, Mann, Mann, was machst du denn hier?« Mit flatterndem Labormantel schoss Kerns mit dem ganzen Schwung eines ehemaligen Footballstars der Iowa University um den Schreibtisch herum. Er war knapp einen Meter achtzig groß und athletisch gebaut; heftig schüttelte er Smith die Hand. »Verdammt noch mal, Jon, wie lang ist das jetzt her, dass wir uns zuletzt gesehen haben?«

»Fünf Jahre, mindestens«, erinnerte ihn Smith mit einem Lächeln. »Was macht deine Arbeit?«

»So nah und doch so fern.« Kerns lachte. »Wie üblich, stimmt's? Was führt dich nach Paris? Bist du wieder für USAMRIID auf Virenjagd?«

Smith schüttelte den Kopf. »Es geht um meinen Freund Marty Zellerbach. Er ist bei dem Bombenanschlag verletzt worden.«

»Der Dr. Zellerbach, von dem es heißt, dass er mit dem armen Chambord zusammengearbeitet hat? Ich habe ihn nie persönlich kennen gelernt. Mir tut das schrecklich Leid, Jon. Wie geht es ihm?«

»Er liegt im Koma.«

»Verdammt. Und wie stehen die Prognosen?«

»Wir haben Hoffnung. Aber er hat eine hässliche Schädelverletzung, und das Koma will nicht weichen. Aber es gibt Anzeichen, dass er durchkommt.« Smith schüttelte wieder den Kopf, blickte finster. »Gibt es irgendwelche neueren Nachrichten über Chambord? Hat man ihn schon gefunden?«

»Die suchen immer noch. Bei der Explosion wurde das ganze Gebäude in Schutt und Asche gelegt. Es wird Tage dauern, bis man alles durchsucht hat. Man hat einzelne Körperteile gefunden, die man jetzt zu identifizieren versucht.«

»Hast du gewusst, dass Marty mit Chambord zusammengearbeitet hat?«

»Nein. Das habe ich erst aus der Zeitung erfahren.« Kerns kehrte hinter seinen Schreibtisch zurück und bedeutete Smith, auf einem alten Lehnsessel in dem mit allem möglichen Kram voll gepackten Büro Platz zu nehmen. »Wirf die Akten einfach auf den Boden.«

Smith nickte, nahm den Stapel Aktenordner, legte ihn auf den Boden und setzte sich.

»Ich habe gesagt, dass ich Zellerbach nie persönlich kennen gelernt habe, ja?«, fuhr Kerns fort. »Aber richtiger wäre wohl, wenn ich sage, dass ich überhaupt nicht wusste, dass er hier ist. Er war hier nirgends eingetragen, und ich habe ihn weder auf einer Besucherliste noch sonst wo entdeckt. Vermutlich war das eine ganz persönliche Abmachung mit Chambord.« Kerns hielt kurz inne. »Ich sollte dir das wahrscheinlich gar nicht sagen, aber ich habe mir wegen Émile Sorgen gemacht. Er hat sich in letzter Zeit sehr seltsam verhalten.«

Smith wurde aufmerksam. »Chambord hat sich seltsam verhalten? In welcher Hinsicht?«

»Nun …« Kerns überlegte kurz und beugte sich dann

verschwörerisch vor, die Hände auf seinen Papieren verschränkt. »Er war früher immer ein richtig lustiges Haus, du weißt doch, wie ich das meine? Gesellig, nett, überall dabei, sozusagen einer von den Jungs, und das trotz seines Ruhms und seines hohen Rangs. Jemand, der hart gearbeitet hat, aber seine Arbeit, so wichtig sie war, nie so besonders ernst genommen hat. Ein klarer Denker. Oh, exzentrisch war er schon, aber das sind ja die meisten von uns. Er hatte einfach die richtige Einstellung – nicht überspannt, weißt du. Einmal, als vielleicht ein Dutzend von uns beisammen waren und ein paar Gläser getrunken haben, hat er gesagt: ›Das Universum wird auch ohne uns ganz gut zurechtkommen. Es gibt immer auch einen anderen, der die Arbeit macht.‹«

»Also war er bescheiden, willst du wohl sagen, und echt. Und dann hat er sich verändert?«

»Ja. Es war fast so, als ob er verschwunden wäre. Man hat ihn nie mehr auf dem Flur gesehen oder bei Sitzungen oder in den Cafés oder bei Partys und dergleichen. Und es ist ganz einfach gekommen.« Er schnippte mit den Fingern. »Es war so, als würde er jede Verbindung zu uns allen lösen, wie mit einer Schere abgeschnitten. Für die meisten von uns war er einfach verschwunden.«

»War das vor einem Jahr, etwa um dieselbe Zeit, wo er aufgehört hat, seine Forschungsberichte in den Computer einzugeben?«

Kerns wirkte erstaunt. »Das hatte ich gar nicht gehört. Verdammt, heißt das, wir haben keine Ahnung, was er in den letzten zwölf Monaten geschafft hat?«

»Genau das heißt es. Du weißt, woran er gearbeitet hat?«

»Natürlich, jeder hat das gewusst. Am Molekularcomputer. Und ich habe auch gehört, dass er ziemlich große Fortschritte gemacht hat. Dass er es vielleicht als Erster schaffen würde, in weniger als zehn Jahren. Es war kein Geheimnis, also …«

»Also?«

Kerns lehnte sich zurück. »Warum also die Geheimnistuerei? Das war es, was uns an ihm so verblüfft hat. Geheimnistuerisch, verschlossen, irgendwie abwesend – und er ist seinen Kollegen aus dem Weg gegangen. Er ist im Institut erschienen, ist in sein Labor gegangen, hat dort gearbeitet, ist nach Hause gegangen, zur Arbeit zurückgekehrt – sonst nichts. Manchmal war er mehrere Tage hintereinander hier. Wie ich höre, hat er sich sogar ein Bett in sein Büro stellen lassen. Wir anderen dachten einfach, er sei bei irgendwelchen Forschungsarbeiten auf einer heißen Spur, und haben uns damit abgefunden.«

Smith wollte kein allzu großes Interesse an Chambord, dessen Aufzeichnungen oder dem DNS-Computer an den Tag legen. Er war schließlich wegen Marty in Paris, nur um sich um seinen Freund zu kümmern, und sonst nichts – wenigstens soweit das Kerns und sonst jemanden betraf. »Er wäre nicht der Erste, der sich ganz auf seine Arbeit konzentriert hat. Ein Wissenschaftler, der nicht gelegentlich unter solchem Druck steht, gehört nicht in die Forschungsarbeit.«

Er hielt inne, machte eine kurze Pause und fragte dann beiläufig: »Und was ist deine Theorie?«

Mike schmunzelte. »Wenn meine Fantasie mit mir durchgeht, dann Diebstahl von Forschungsergebnissen. Spione. Industriespionage vielleicht. Irgendeine Mantel- und Degensache.«

»Ist denn etwas vorgefallen, was dich auf solche Gedanken bringt?«

»Na ja, da ist natürlich immer die Sache mit dem Nobelpreis. Derjenige, der den ersten Molekularcomputer baut, hat fast eine Garantie darauf. Das bedeutet natürlich nicht nur Geld, sondern auch Prestige – den Olymp des Prestiges. Niemand im Pasteur würde den Nobelpreis ablehnen. Wahrscheinlich

niemand auf der ganzen Welt. Unter diesen Umständen könnte jeder von uns ein wenig nervös und geheimnistuerisch werden und seine Arbeit für sich behalten, ehe er damit wirklich an die Öffentlichkeit gehen kann.«

»Das leuchtet ein.« Aber Stehlen war eine Sache, und Massenmord, und darauf lief das Bombenattentat ja schließlich hinaus, eine ganz andere. »Da muss doch noch etwas anderes sein, das dich auf den Gedanken bringt, Chambord hätte Sorge gehabt, man würde ihm seine Arbeit stehlen wollen. Irgendetwas Ungewöhnliches, vielleicht sogar Verdächtiges, was dich darauf gebracht hat.«

»Jetzt, da du es erwähnst … ich habe mir ein paar Mal Gedanken über einige der Leute gemacht, mit denen ich Chambord ein- oder zweimal außerhalb des Pasteur gesehen habe. Und auch Gedanken über einen Wagen, der ihn abends manchmal hier abgeholt hat.«

Smith war bemüht, sich sein Interesse nicht anmerken zu lassen. »Was für Leute denn?«

»Ach, eigentlich ganz gewöhnliche Leute. Franzosen, gut gekleidet. Sie trugen immer Zivil, sonst hätte ich gesagt, dass es Militärs waren. Aber ich denke, wenn Chambord mit seinem DNS-Computer Fortschritte gemacht hat, wäre das ja ganz logisch. Das Militär würde ihn dann sicherlich scharf im Auge behalten und seine Arbeiten beobachten.«

»Ja, natürlich. Was ist mit dem Wagen? Erinnerst du dich an die Marke und das Baujahr?«

»Ein Citroen, ziemlich neu. Das Baujahr weiß ich nicht. Er war groß und schwarz. Ich habe ihn gelegentlich gesehen, wenn ich länger geblieben bin. Er ist ab und zu aufgetaucht, wenn ich zu meinem Wagen ging. Dann öffnete sich die hintere Tür, Chambord duckte sich und stieg ein – er war sehr groß, musst du wissen –, und dann fuhr der Wagen weg. Mir kam das seltsam vor, weil er ja selbst einen kleinen Renault

hatte. Ich meine, ich habe den Renault auf dem Parkplatz stehen sehen, nachdem der große Citroen weggefahren war.«

»Und du hast nie gesehen, wer mit ihm zusammen in dem Citroen saß?«

»Nein. Aber zu der Zeit war ich auch müde und wollte so schnell wie möglich nach Hause.«

»Hat ihn der Citroen auch wieder hierher zurückgebracht?«

»Keine Ahnung.«

Smith überlegte. »Vielen Dank, Mike. Ich sehe, du hast viel zu tun, und ich möchte deine Zeit nicht länger beanspruchen. Ich kümmere mich ein wenig um das, was Marty hier in Paris gemacht hat, um eine Vorstellung über seinen Gesundheitszustand vor der Bombe zu bekommen. Tut mir Leid, dass ich jetzt mit Chambord ein bisschen vom Thema abgekommen bin. Marty leidet am Asperger-Syndrom und kommt damit normalerweise ganz gut zurecht, aber da ich eine ganze Weile nicht mehr mit ihm gesprochen habe, möchte ich ganz sicher sein. Was kannst du mir über Chambords Familie sagen? Möglicherweise wissen die mehr über Marty.«

»Émile war Witwer. Seine Frau ist vor etwa sieben Jahren gestorben. Damals war ich noch nicht hier, aber wie ich höre, hat es ihn schwer getroffen. Er hat sich damals ganz auf seine Arbeit konzentriert und war eine Weile völlig unzugänglich, hörte ich. Er hat ein Kind, eine erwachsene Tochter.«

»Hast du ihre Adresse?«

Kerns drehte sich zu seinem Computer herum und schlug ein paar Tasten an. Als er die Adresse gefunden hatte, sah er Smith von der Seite an. »Sie heißt Thérèse Chambord. Wie ich höre, ist sie eine ziemlich erfolgreiche Schauspielerin, hauptsächlich Bühne, aber auch ein paar französische Filme. Soll sehr gut aussehen, nach allem, was ich weiß.«

»Danke, Mike. Ich werde dich über Marty auf dem

Laufenden halten.«

»Ja, tu das. Und ehe du wieder nach Hause fliegst, müssen wir uns wenigstens auf einen Drink zusammensetzen. Mit etwas Glück kann ja Marty auch mitkommen.«

»Das ist eine gute Idee. Wäre sehr schön.« Er stand auf und ging hinaus.

Draußen blickte Smith über das weite Campusgelände zu der Rauchwolke hinüber, die immer noch vor dem bewölkten Himmel zu sehen war. Er schüttelte den Kopf, wandte sich ab und ging, mit den Gedanken immer noch bei Marty, zur Straße zurück. Mit seinem Handy rief er das Pompidou-Hospital an und sprach mit der Stationsschwester der Intensivstation, die ihm berichtete, dass Martys Zustand stabil geblieben sei und dass es immer noch gelegentlich Anzeichen dafür gebe, dass er vielleicht aus dem Koma aufwachen würde. Das war nicht viel, aber Smith hielt an der Hoffnung fest, dass sein langjähriger Freund durchkommen würde.

»Wie fühlen Sie sich denn?«, fragte die Schwester.

»Ich?« Er erinnerte sich an den Schlag auf den Kopf, als er gestürzt war. Das schien jetzt eine Ewigkeit zurückzuliegen, und im Vergleich zu der Verwüstung, die er hier gesehen hatte, unwichtig. »Mir geht’s gut. Danke der Nachfrage.«

Als er das Handy abschaltete, hatte er die Rue du Docteur Roux erreicht und ließ sich das, was er von Mike Kerns erfahren hatte, noch einmal durch den Kopf gehen: Das ganze letzte Jahr über hatte sich Émile Chambord wie jemand verhalten, der es eilig hatte, wie jemand, der ein Geheimnis hütete. Und er war mit gut gekleideten Männern gesehen worden, bei denen es sich möglicherweise um Militärs in Zivil gehandelt hatte.

Während Smith noch diesen Gedanken nachhing, hatte er plötzlich das Gefühl, beobachtet zu werden. Man konnte das

nennen, wie man wollte – Ausbildung, Erfahrung, einen sechsten Sinn, ein unterschwelliges Bild, Paranoia oder vielleicht sogar Parapsychologie … Jedenfalls war da ein Prickeln in seinem Nacken, das ihm sagte, dass ihn jemand beobachtete, dass da Augen waren, die jede seiner Bewegungen verfolgten. Und es hatte in dem Augenblick angefangen, als er den Bürgersteig betreten hatte.

6

Hauptmann Darius Bonnard war, als könne er die Kamele riechen, die in der Sonne verfaulenden Datteln, den Gestank nach Ziegenfett, den der Couscous vom Tag vorher verbreitete, und sogar den etwas fauligen und doch so wunderbaren Geruch von abgestandenem Wasser. Er hatte sich umgezogen, trug jetzt nicht mehr seine Hauptmannsuniform, sondern Zivil, einen leichten Anzug, der dennoch für die Wohnung, die er gerade betreten hatte, zu warm war. Er schwitzte bereits unter dem blauen Hemd im feinen Nadelstreifenmuster.

Er sah sich um. Es sah aus wie im Inneren eines jeden Beduinenzelts, in dem er gesessen hatte, von der Sahara bis zu all den gottverlassenen Wüstenstützpunkten des ehemaligen Imperiums, in dem er Dienst getan und kläglich und mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Boden gesessen hatte. Alle Fensteröffnungen waren mit marokkanischen Teppichen verhängt, die auch den Boden zwei Lagen tief wie ein Kissen bedeckten. Die Wände waren mit algerischen und Berberteppichen sowie vielerlei Kunstgegenständen verziert, und das Mobiliar aus Holz und Leder war niedrig und hart.

Mit einem Seufzer ließ der Hauptmann sich auf einem nur ein paar Zentimeter hohen Hocker nieder und war doch dankbar, dass man wenigstens nicht von ihm erwartete, sich mit übereinander geschlagenen Beinen auf dem Boden niederzulassen. Einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, als müsste gleich unter den Zeltwänden heißer Sand hereinwehen und ihm die Knöchel verbrennen.

Aber Bonnard befand sich nicht in der Sahara und auch nicht in einem Zelt und hatte auch wichtigere Dinge im Sinn als die Illusion von Kameldung und heißem Sand. »Es war äußerst unklug, diesen Mann ins Krankenhaus zu schicken, um Martin

Zellerbach zu töten, M. Mauritania«, schimpfte er. »Idiotisch! Wie konnten Sie glauben, dass er das schaffen und ihm dann noch die Flucht gelingen würde? Die hätten ihn mit Sicherheit geschnappt und dann die Wahrheit aus ihm herausgepeitscht. Und das noch dazu, während Zellerbachs Freund bei ihm war. *Merde!* Jetzt hat die Sûreté die Wachen verdoppelt, und es wird zehnmal schwieriger sein, Zellerbach auszuschalten.«

Der Mann, dem Hauptmann Bonnards Wutausbruch galt und den er M. Mauritania genannt hatte, der einzige Name, unter dem ihn die internationale Unterwelt der Spione und Kriminellen kannte, ließ keinerlei Gefühlsregung erkennen. Mauritania war eine untersetzte Gestalt mit rundem Gesicht und weichen, perfekt manikürten Händen unter den Manschetten eines weißen Hemds, die makellos aus den Ärmeln eines perlgrauen englischen Anzugs aus dem Atelier eines Maßschneiders der Savile Row hervorlugten. Seine blauen Augen in dem fein geschnittenen Gesicht musterten Bonnard und seinen Wutausbruch mit der Leid gewöhnten Geduld eines Menschen, der sich gezwungen sieht, sich das Gebell eines Hundes anzuhören.

Als die Tirade des Hauptmanns schließlich zu Ende war, zupfte sich Mauritania, der eine französische Baskenmütze trug, eine braune Haarsträhne hinters Ohr und antwortete in makellosem Französisch mit einer Stimme, die ebenso hart war wie seine Hände weich. »Sie unterschätzen uns, *mon capitaine.* Wir sind nicht blöd. Wir haben niemanden ausgeschickt, um Dr. Zellerbach in dem Krankenhaus oder sonst wo zu töten. Das wäre zu jeder Zeit dumm gewesen und jetzt ganz besonders, wo es ja durchaus möglich ist, dass er ohnehin nicht wieder zu Bewusstsein kommt.«

Bonnards Augen weiteten sich verblüfft. »Aber wir hatten doch entschieden, dass wir unter keinen Umständen das Risiko eingehen dürften, ihn leben zu lassen. Es kann doch sein, dass er zu viel weiß.«

»*Sie* haben das entschieden. *Wir* haben entschieden abzuwarten. Die Wahl liegt bei uns, nicht bei Ihnen«, sagte Mauritania in einem Tonfall, der jede weitere Diskussion beendete. »Und in jedem Fall haben Sie und ich wesentlich wichtigere Dinge in Erwägung zu ziehen.«

»Beispielsweise wer dann den Mörder geschickt hat, wenn Sie das nicht waren. Und warum?«

Mauritania nickte leicht. »Daran hatte ich jetzt nicht gedacht. Aber Sie haben Recht, wir werden sehen, was wir darüber in Erfahrung bringen können. Aber wir haben unterdessen die Aufzeichnungen des wissenschaftlichen Assistenten studiert, die Sie uns gegeben haben. Dabei konnten wir feststellen, dass sie exakt, wenn auch nur lückenhaft, mit Chambords eigenen Berichten und Daten übereinstimmen. Allem Anschein nach ist nichts übersehen worden oder verloren gegangen. Da wir jetzt über diese Aufzeichnungen verfügen, sollte es aus der Richtung keine Schwierigkeiten mehr geben. Sie sind bereits vernichtet worden.«

»Womit unsere Aktivitäten, wie ich Ihnen das ja erklärt habe, hübsch geheim bleiben«, erwiderte Bonnard mit einem Hauch kolonialer Herablassung, die Mauritania zwar nicht entging, ihm aber gleichgültig war. »Aber ich bin gar nicht sicher, ob es klug ist, Zellerbach leben zu lassen. Ich würde vorschlagen …«

»Und ich«, fiel Mauritania ihm ins Wort, »schlage vor, dass Sie Zellerbach uns überlassen. Sie sollten sich um gefährlichere Dinge kümmern, beispielsweise die polizeilichen Ermittlungen hinsichtlich des ›Selbstmords‹ von Chambords Assistenten. So wie die Dinge liegen, ist mit Fragen nicht nur seitens der Polizei zu rechnen. Was machen denn die offiziellen Untersuchungen hinsichtlich dieser Selbstmordermittlungen?«

Der Mauretanier hatte Bonnard aus dem Konzept gebracht, und der Hauptmann musste einen Augenblick lang gegen

seinen aufkommenden Widerwillen ankämpfen. Andererseits arbeitete er ja deshalb mit dem Unterweltführer zusammen, weil er jemanden brauchte, der clever und genauso hartnäckig wie er selbst war. Wie konnte er also von ihm etwas anderes erwarten? Außerdem leuchtete ihm ein, dass die Frage logisch war.

Er gab sich Mühe, etwas entgegenkommender zu wirken.

»Ich habe nichts gehört. Aber nachdem der Assistent weggerannt war, als er Ihre Männer entdeckt hatte, musste er anhalten, um zu tanken. Die Leute an der Tankstelle meldeten, der Assistent habe von Émile Chambords Tod gehört und sei darüber völlig außer sich geraten und in Tränen ausgebrochen. Die Nachricht habe ihm furchtbar zugesetzt. Das sollte als Motiv genügen. Er wollte ohne seinen Mentor nicht weiterleben.«

»Und mehr wissen Sie nicht? Nicht einmal von Ihren Gewährsleuten bei der französischen Armee?«

»Kein Wort.«

Mauritania überlegte. »Und das beunruhigt Sie nicht?«

»Keine Nachrichten sind gute Nachrichten.« Bonnard begleitete die abgedroschene Redensart mit einem kühlen Lächeln.

Mauritania verzog angewidert die Nase. »Das ist ein westliches Sprichwort, das ebenso gefährlich wie dumm ist. In einer solchen Angelegenheit ist Schweigen alles andere als Gold. Es ist schon schwierig genug, einen Selbstmord so vorzutäuschen, um damit einen Polizeikommissar mit einem Funken Verstand und Erfahrung in die Irre zu führen, ganz zu schweigen vom Deuxième Bureau. Ich würde vorschlagen, Sie oder Ihre Leute kümmern sich darum, was die Polizei und der Geheimdienst tatsächlich über den Tod des Assistenten wissen. Und ich empfehle dringend, das in aller Eile zu tun.«

»Ich werde mich darum kümmern«, nickte Bonnard etwas

widerstrebend. Er rutschte auf dem niedrigen Hocker ein Stück nach vorn und schickte sich an aufzustehen.

Aber Mauritania hob seine kleine Hand, und Bonnard ließ sich mit einem Seufzer wieder auf den niedrigen, harten Stuhl sinken.

»Eines noch, *Capitaine* Bonnard. Dieser Freund von Zellerbach … was wissen Sie über ihn?«

Man würde Bonnard bald in seiner Dienststelle vermissen, und deshalb wollte er gehen. Aber er zügelte seine Ungeduld und sagte: »Der Mann heißt Lieutenant Colonel Jonathan Smith. Er ist Arzt und ein alter Freund von Zellerbach. Zellerbachs Familie hat ihn geschickt. Zumindest hat Smith das dem Krankenhaus gesagt, und nach allem, was ich von meinen anderen Gewährsleuten gehört habe, stimmt das auch. Zellerbach und Smith sind zusammen an einem Ort namens Iowa aufgewachsen.« Bonnard hatte Mühe, den Namen richtig auszusprechen.

»Aber nach Ihrer Schilderung des Attentatsversuchs auf Zellerbach im Krankenhaus hat sich dieser Dr. Smith eher wie jemand mit Kampf- oder Polizeierfahrung verhalten. Sie sagen, er ist bewaffnet in das Krankenhaus gekommen?«

»Ja, allerdings, und ich finde auch, dass er sich gar nicht wie ein Arzt benommen hat.«

»Vielleicht ein Agent? Von jemandem in das Krankenhaus geschickt, den wir mit unserem kleinen Tarnmanöver nicht überzeugt haben?«

»Wenn Smith ein Agent ist, dann jedenfalls nicht von der CIA oder von MI6. Ich kenne alle Leute, die diese Institutionen in Europa haben, und auch die in der Europaabteilung in Langley und beim SIS in London. Amerikaner ist er eindeutig, Mossad und die Russen scheiden also aus. Und er ist keiner von unseren Leuten. Das würde ich mit Sicherheit wissen. Meine Gewährsleute bei der amerikanischen Abwehr sagen, er

sei Wissenschaftler bei einer Forschungseinheit des US-Militärs.«

»Zweifelsfrei Amerikaner?«

»Seine Kleidung, sein Auftreten, sein Akzent, sein ganzes Verhalten sprechen dafür. Und dazu die Bestätigung durch meine Kontaktleute. Ich würde meinen Ruf darauf setzen.«

»Vielleicht ist er doch ein Mann von der Company, und Sie wissen das nur nicht? Langley lügt in solchen Dingen. Das ist ihr Geschäft. Und inzwischen verstehen sie sich ganz gut darauf.«

»*Meine* Kontaktleute lügen nicht. Außerdem ist er in keiner unserer Listen militärischer Abwehrorganisationen verzeichnet.«

»Könnte er ein Agent einer Organisation sein, die Sie nicht kennen oder in der Sie keine Verbindungsleute haben?«

»Unmöglich. Wofür halten Sie uns eigentlich? Wenn das Deuxième Bureau eine solche Organisation nicht kennt, dann existiert sie auch nicht.«

»Na schön.« Mauritania nickte. »Trotzdem sollten wir ihn weiter beobachten, Ihre Leute und unsere auch.« Er erhob sich in einer fließenden Bewegung.

Erleichtert stemmte Hauptmann Bonnard sich von dem niedrigen Hocker hoch. Seine Beine fühlten sich wie gelähmt an. Er hatte nie ganz begriffen, warum diese Wüstenbewohner nicht alle Krüppel waren. »Vielleicht«, meinte er und massierte sich dabei die Kniekehlen, »ist Smith wirklich nur das, als was er sich zu erkennen gegeben hat. Die Amerikaner sind nun einmal auf Waffen versessen.«

»Aber man würde ihm doch wohl kaum erlauben, auf einem Linienflug nach Europa eine Waffe mitzunehmen, ohne dass es dafür einen guten Grund gibt, und zwar einen sehr wichtigen Grund«, gab Mauritania zu bedenken. »Aber wer weiß,

vielleicht haben Sie Recht. Es gibt schließlich auch hier Mittel und Wege, sich Waffen zu verschaffen, und zwar auch für Ausländer, ja? Da sein Freund Opfer einer Gewalttat ist, kann es ja sein, dass Smith hierher gekommen ist, um Rache zu nehmen. Jedenfalls scheinen sich Amerikaner immer dann weniger verletzbar zu fühlen, wenn sie eine Waffe mit sich führen. Ziemlich albern eigentlich.«

Und das vermittelte Hauptmann Bonnard das deutliche Gefühl, dass der rätselhafte und gelegentlich auch nicht ganz ehrliche Terroristenchef nicht der Ansicht war, dass Bonnard Recht hatte.

*

Jon Smith schlenderte alarmiert in Richtung auf den Boulevard Pasteur, bemüht den Eindruck zu erwecken, als würde er nach einem Taxi Ausschau halten. Er sah sich immer wieder nach links und rechts um und suchte den Verkehrsstrom nach einer Fahrmöglichkeit ab, hielt aber in Wirklichkeit nach jemandem Ausschau, der ihn beobachtete.

Die Luft war mit Auspuffdämpfen geschwängert. Er blickte zum Eingang des Instituts hinüber, wo die Wachleute damit beschäftigt waren, Ausweise zu überprüfen. Schließlich entschied er sich für drei potenzielle Beobachter: eine jüngere Frau, vielleicht Mitte dreißig, dunkelhaarig, normale Figur, fülliges Gesicht. Sie war mit einem schwarzen Rock und dunklem Pullover bekleidet und wirkte völlig unauffällig. Momentan war sie stehen geblieben und bewunderte die düstere Backsteinkirche Saint-Jean Baptiste de la Salle.

Die zweite Möglichkeit war ein gleichermaßen farbloser Mann in mittleren Jahren in einem dunkelblauen Sportsakko und Cordhosen, die nicht so recht zu dem warmen Maiwetter passten. Er stand vor dem Karren eines Straßenverkäufers und

musterte die dort ausgestellten Kostbarkeiten, als suche er nach einem bedeutenden Meisterwerk. Die dritte Person war ein hoch gewachsener alter Mann, der sich auf einen schwarzen Spazierstock stützte und im Schatten eines Baums am Randstein die Rauchschwaden betrachtete, die über dem Pasteur in den Himmel stiegen.

Smith hatte noch annähernd zwei Stunden Zeit bis zu seinem von Präsident Castilla arrangierten Treffen mit General Henze, dem NATO-Oberbefehlshaber. So lange würde er wahrscheinlich nicht brauchen, um etwaige Beobachter abzuschütteln, und das bedeutete, dass er sich vorher noch ein paar Informationen verschaffen konnte.

Die ganze Zeit über hatte er weiterhin so getan, als würde er ein Taxi suchen. Jetzt zuckte er theatralisch die Schultern und ging weiter in Richtung auf den Boulevard Pasteur. An der Kreuzung bog er nach rechts und schlenderte auf den belebten Eingang des Hotel Arcade mit seiner Fassade aus Glas und Stahl zu. Er sah ins Schaufenster, blickte auf die Uhr und blieb schließlich vor einem Café stehen, wo er einen Tisch an der Straße wählte. Er bestellte sich ein *demi*, nahm, als das Bier gebracht wurde, genüsslich einen Schluck und betrachtete die vorüberschlendernden Passanten mit dem entspannten Lächeln eines erst vor kurzem eingetroffenen Touristen.

Als Erster der drei tauchte der alte Mann auf, der sich im Schatten eines Baumes auf seinen Spazierstock gestützt und den Rauch über dem Institut Pasteur beobachtet hatte, was für sich bereits verdächtig sein konnte. Es war bekannt, dass Verbrecher sich häufig zu ihrem Tatort hingezogen fühlten, auch wenn dieser Mann zu alt und zu gebrechlich wirkte, um in ein Bombenattentat verwickelt zu sein. Er hinkte dahin, stützte sich geschickt auf seinen Stock und fand auf der anderen Straßenseite, Smith direkt gegenüber, einen Platz in einem Café. Als er sich gesetzt hatte, zog er ein Exemplar der *Le Monde* aus der Tasche und faltete die Zeitung auseinander,

nachdem der Kellner ihm Kaffee und Gebäck gebracht hatte. Er las, während er immer wieder einen Schluck Kaffee nahm und von seinem Croissant abbiss; offenbar interessierte er sich überhaupt nicht für Smith. Tatsächlich blickte er die ganze Zeit kein einziges Mal von seiner Zeitung auf.

Als Nächste erschien die junge Frau mit dem verquollenen Gesicht und dem dunklen Haar und schritt plötzlich keine zwei Meter entfernt an Smith vorbei. Sie sah ihn direkt an und ging weiter, ohne auch nur das geringste Interesse an ihm zu zeigen, als gäbe es ihn überhaupt nicht. Nach ein paar Schritten blieb sie stehen, als überlegte sie, ob sie nicht einen Schluck trinken sollte, schlenderte dann aber weiter und verschwand kurz darauf im Eingangsportal des Hotel Arcade.

Die dritte Person, der Mann, der so großes Interesse für die Waren des Straßenverkäufers an den Tag gelegt hatte, tauchte überhaupt nicht auf.

Als Smith sein Bier ausgetrunken hatte, ließ er das, was er an dem großen alten Mann und der unauffälligen Frau beobachtet hatte, noch einmal vor seinem inneren Auge vorbeiziehen – Gesichtszüge, Bewegungsrhythmen, wie sie den Kopf gehalten und ihre Hände und Füße bewegt hatten. Er verließ seinen Platz nicht, bis er ganz sicher war, alles in seinem Gedächtnis gespeichert zu haben.

Dann bezahlte er und ging mit schnellen Schritten den Boulevard zurück zur Metrostation Pasteur an der Kreuzung mit der Rue de Vaugirard. Kurz darauf erschien der alte Mann mit dem Stock hinter ihm. Für sein Alter und seine angebliche Gebrechlichkeit bewegte er sich auffällig schnell. Smith hatte ihn sofort entdeckt, beobachtete den Mann aus dem Augenwinkel und fuhr fort, seine Umgebung nach sonstigen Auffälligkeiten abzusuchen.

Jetzt war der Augenblick, einen alten Trick seines Gewerbes einzusetzen: Er hastete die Treppe zur Metrostation hinunter

und fuhr fort, alles ringsum zu beobachten. Der Mann mit dem Stock folgte ihm nicht. Smith wartete, bis ein Zug in die Station einfuhr, und mischte sich dann in den Strom von Fahrgästen, die die Treppe hinauf zur Straße nahmen. Einen Häuserblock entfernt konnte man den alten Knaben gehen sehen. Smith eilte weiter, ließ den Mann aber nicht aus den Augen, bis dieser schließlich eine Buchhandlung betrat, an deren Glastür ein Schild BIN MITTAGESSEN hing. Der Mann zog einen Schlüssel heraus und sperrte die Tür auf. Drinnen angelangt drehte er die Tafel um, sodass jetzt GEÖFFNET zu lesen war, stellte seinen Spazierstock in einen Ständer neben der Tür und schlüpfte aus seinem Jackett.

Weitermachen hatte wohl keinen Sinn, entschied Smith. Schließlich hatte der Mann einen Schlüssel. Andererseits wollte er ganz sicher sein. Er blieb also vor dem Schaufenster der Buchhandlung stehen und sah zu, wie der Mann in eine beige Strickjacke schlüpfte und sie bedächtig von oben bis unten zuknöpfte. Als er fertig war, setzte er sich auf einen Hocker hinter die Theke, blickte auf, sah Smith, lächelte und winkte ihm zu, hereinzukommen. Offensichtlich war er der Besitzer des Ladens oder vielleicht auch ein Angestellter. Smith verspürte einen Stich der Enttäuschung.

Trotzdem war er sicher, dass jemand ihn beobachtet hatte, und er war überzeugt, dass das entweder die dunkelhaarige Frau oder der Mann war, der solches Interesse für die Kostbarkeiten des Straßenhändlers an den Tag gelegt hatte. Aber wer auch immer von den beiden es war, er hatte Smith' Argwohn bemerkt und die Verfolgung aufgegeben.

Er winkte dem Buchhändler freundlich zu und kehrte mit schnellen Schritten zu der Metrostation zurück. Zu seiner Verblüffung spürte er, kaum dort angelangt, wie seine Nackenhaare sich wieder sträubten. Es war immer noch jemand in der Nähe und beobachtete ihn. Beunruhigt blieb er vor der Station stehen und sah sich um, konnte aber nichts entdecken.

Er musste seinen Beschatter abschütteln. Um keinen Preis durfte er jemand zu seinem Treffen mit dem General führen. Also machte er auf dem Absatz kehrt und hastete wieder die Treppe hinunter.

In einer Türnische, teilweise von einem Busch verdeckt, musterte die Frau mit dem fülligen Gesicht und dem schwarzen Rock Smith, wie dieser sich sorgsam umsah. Ihr Versteck lag im Dunkeln, sodass ihre düstere Kleidung mit dem Hintergrund verschmolz. Sie achtete darauf, im Schatten zu bleiben, weil es sonst leicht hätte sein können, dass ihr gebräuntes, aber helles Gesicht genügend Licht reflektierte, um Smith aufmerksam zu machen.

Er wirkte beunruhigt und argwöhnisch. Der Mann sah gut aus, er hatte fast indianische Gesichtszüge – hohe Backenknochen, ein kantiges Gesicht und dunkelblaue Augen. Im Moment verdeckte zwar eine schwarze Sonnenbrille seine Augen, aber sie erinnerte sich an die Farbe und fröstelte.

Jetzt schien er zu einer Entscheidung gelangt zu sein und eilte die Treppe zur Metrostation hinunter. Für sie gab es jetzt keine Zweifel mehr. Er hatte bemerkt, dass jemand ihm folgte, wusste aber nicht, dass sie das war, sonst wäre er ihr gefolgt, nachdem sie an seinem Tisch vor dem Café vorübergegangen war und ihn dabei angesehen hatte.

Sie seufzte, war irgendwie irritiert. Es war Zeit, Meldung zu machen. Hastig zog sie ihr Handy aus einer Tasche unter ihrem schweren schwarzen Rock. »Er hat bemerkt, dass er beschattet wird, aber er hat mich nicht entdeckt«, meldete sie ihrer Kontaktperson. »Im Übrigen scheint er wirklich hier zu sein, weil er sich Sorgen um seinen verletzten Freund macht. Alles, was er seit seiner Ankunft getan hat, passt dazu.« Sie lauschte und antwortete dann ärgerlich: »Ganz wie Sie wollen. Wenn Sie meinen, dass sich das lohnt, dann schicken Sie jemanden,

der ihn beschattet. Ich habe meinen eigenen Auftrag … nein, bis jetzt nichts Bestimmtes, aber ich spüre, dass es etwas Großes sein wird. Mauritania wäre nicht hierher gekommen, wenn es nicht wichtig wäre … ja, *falls* er es hat.«

Sie schaltete ihr Handy ab, sah sich vorsichtig um und trat aus den Schatten heraus. Jon Smith war aus der Metrostation nicht wieder aufgetaucht, und so eilte sie zu dem Café zurück, wo er gesessen hatte. Sie suchte das Pflaster unter dem Stuhl ab, den er benutzt hatte, und nickte dann befriedigt. Da war nichts.

Smith wechselte viermal den Zug und verließ bei zwei Stationen sogar den Bahnsteig, kehrte zur Straße zurück und rannte gleich darauf wieder die Treppe hinunter. Er sah sich jedes Mal gründlich um, bis er schließlich nach einer Stunde sicher war, den Beschatter abgeschüttelt zu haben. Erleichtert, aber immer noch vorsichtig stieg er in ein Taxi und fuhr zu der Adresse, die Fred Klein ihm genannt hatte.

Es handelte sich um eine private Pension in einem mit Efeu bewachsenen dreistöckigen Ziegelbau in einem kleinen Hinterhof an der Rue de Renaudes, abseits von der Straße und vor Verkehrslärm geschützt. Die Concierge an ihrer Theke hinter der eleganten Eingangstür wirkte ebenso diskret wie das Gebäude selbst. Die matronenhafte Frau mit den stahlgrauen Augen und den undurchdringlichen Gesichtszügen ließ keinerlei Reaktion erkennen, als Smith nach M. Werner fragte, trat aber hinter ihrer Theke hervor und führte ihn mit keineswegs matronenhaften Hüftbewegungen die Treppe hinauf. Smith vermutete, dass sich unter ihrem Pullover und ihrer Kittelschürze mehr Metall als nur ihre Hausschlüssel verbarg.

Ähnliches vermutete er, als er den Bantamgewichtler auf einem Sessel im Korridor im ersten Stock sitzen und einen Krimi von Michael Collins lesen sah. Die Concierge verschwand die Treppe hinunter wie ein Kaninchen im

Zylinder eines Zauberkünstlers, und der kleine Kraftprotz auf dem Stuhl prüfte Smith' Ausweis, ohne dabei aufzustehen und ohne seine kerzengerade Haltung zu verändern. Er trug einen dunklen Straßenanzug, aber die Ausbuchtung unter seiner linken Schulter machte auf Smith den Eindruck, als würde sich dort ein alter Colt Semiautomatik, Baujahr 1911, verbergen. Die Haltung des Mannes und seine Bewegungen erweckten den Eindruck einer unsichtbaren Uniform, die ihm praktisch auf die Haut tätowiert war. Offenbar war er Berufssoldat im Mannschaftsrang; ein Offizier wäre aufgestanden. Dass er immer noch den alten Colt.45 trug, deutete auf gewisse Privilegien hin – wahrscheinlich war er ein dem General persönlich zugeteilter Master Sergeant.

Er gab Smith den Ausweis zurück, machte eine leichte Kopfbewegung, die man als Ehrenbezeugung deuten konnte, und sagte: »Die Parole, bitte, Colonel.«

»Loki.«

Wieder eine leichte Kopfbewegung. »Der General erwartet Sie. Dritte Tür rechts.«

Smith ging zu der Tür, klopfte und öffnete sie, als ein kehliges »Herein« zu vernehmen war. Er betrat ein sonnendurchflutetes Zimmer mit einem großen Fenster und einem wahren Blütenmeer, an dem Monet die reine Freude gehabt hätte. In dem Zimmer stand ein weiterer Bantamgewichtler, aber zehn Jahre älter und vierzig Pfund leichter als der Mann draußen im Flur. Er war spindeldürr und wandte Smith den Rücken, sichtlich in die Betrachtung seines Gartens vertieft.

Als Smith die Tür schloss, fragte der General: »Was steht uns denn mit dieser neuen Technologie bevor, die uns angeblich in nächster Zeit erwartet, Colonel? So etwas wie eine Atombombe oder eher eine Kugelspritze? Oder vielleicht gar nichts? Was haben die vor?« So klein der Mann war, seine

Stimme klang nach Schwergewicht und wenigstens einem Meter achtzig Größe. Sie war rau wie die Rinde eines alten Baumes und vermutlich seinen Jahren als subalterner Offizier zuzuschreiben, die er damit verbracht hatte, mit seinen Befehlen Geschützfeuer zu übertönen.

»Ich bin hier, um das in Erfahrung zu bringen, Sir.«

»Und was meinen Sie?«

»Nachdem ich erst seit ein paar Stunden in Paris bin? Nun, jemand hat versucht, mit einer automatischen Waffe auf mich und Dr. Zellerbach, der mit Dr. Chambord zusammengearbeitet hat, ein Attentat zu verüben.«

»Davon habe ich gehört«, nickte der General.

»Außerdem haben mich irgendwelche Leute beschattet, die ihr Handwerk verstehen. Und dann ist da natürlich dieser Zwischenfall in Diego Garcia. Also, einfach abtun kann man diese Geschichte sicherlich nicht.«

Der General drehte sich um. »Und das ist alles? Keine Theorien? Keinerlei Vermutungen? Sie sind doch Wissenschaftler. Und Arzt obendrein. Worüber soll ich mir Sorgen machen? Terroristen, die den Weltuntergang vorbereiten, oder bloß ein Schuljunge mit einer blutigen Nase – und ein kleiner Knacks, den unser grandioses amerikanisches Ego abbekommen hat?«

Smith schmunzelte. »Als Wissenschaftler und Mediziner haben wir nicht gelernt, einem General verrückte Theorien aufzutischen, Sir.«

Der General lachte bellend. »Nein, wahrscheinlich nicht.«

General Carlos Henze, US Army, war Supreme Allied Commander of Europe (SACEUR) für die Vereinten Streitkräfte der NATO. Henze war drahtig wie eine Stahlfeder und trug sein ergrauendes Haar kurz gestutzt, wie man es vom Militär erwartete. Allerdings war das nicht der millimeterkurze

Bürstenschnitt, den Generäle der Marineinfanterie und andere Haudegen zur Schau zu stellen pflegten, um sich damit als echte Frontschweine zu profilieren, die nichts dabei fanden, wie ihre Untergebenen durch den Schlamm zu kriechen. Vielmehr reichte sein Haar bis auf einen Zoll an den Kragen seines makellos geschneiderten anthrazitfarbenen Straßenanzugs, den er mit der gleichen Eleganz wie der Chef eines Wirtschaftsimperiums trug. Henze gehörte einer neuen Gattung von Generälen an, die voll und ganz auf das 21. Jahrhundert vorbereitet waren.

Jetzt nickte er knapp. »Also schön, Colonel, wie wär's, wenn ich Ihnen sagen würde, was *ich* weiß, okay? Nehmen Sie Platz. Dort drüben auf der Couch.«

Smith setzte sich auf eine prunkvoll verzierte Samtcouch aus der Zeit Napoleons III., während der General an sein Fenster mit dem Blick auf den Blumengarten zurückkehrte und Smith wieder den Rücken zuwandte. Der fragte sich, ob dies Henzes Methode war, einen ganzen Saal voll Divisions- und Regimentskommandeure zu zwingen, sich auf ihn und seine Ausführungen zu konzentrieren. Es war ein guter Trick. Smith erwog, ihn sich auszuborgen und bei Sitzungen mit seinen notorisch desorganisierten Wissenschaftlerkollegen einzusetzen.

»Wir haben es also vielleicht mit einer neuen Art von Maschine zu tun«, sagte der General, »einer Maschine, die sich Zugang zur gesamten Software und Hardware der ganzen Welt verschaffen kann. Geheimcodes, Chiffren, elektronische Schlüssel für den Start von Marschflugkörpern, Kommandostrukturen und sonstige Instruktionen eingeschlossen. Das ist doch wohl eine gute Zusammenfassung für alles, was dieses Dingsbums kann, oder? Immer vorausgesetzt natürlich, es existiert.«

»Für militärische Zwecke, ja«, nickte Smith.

»Etwas anderes interessiert mich im Augenblick nicht, und

Sie auch nicht. Um den Rest mag sich die Geschichte kümmern.« Immer noch Smith den Rücken zukehrend, blickte der General zu den stahlgrauen Wolken auf, die den Maihimmel bedeckten, als würde er sich fragen, ob die Sonne wohl je wieder scheinen würde. »Alles deutet darauf hin, dass der Erbauer dieser Maschine tot ist und dass seine sämtlichen Aufzeichnungen jetzt Asche sind. Niemand hat sich zu der Bombe bekannt, von der er getötet wurde; etwas, das bei terroristischen Anschlägen ziemlich selten, aber nicht völlig ungewöhnlich ist.« Plötzlich hörte Henze zu reden auf, und wenn man genau hinsah, konnte man erkennen, wie sich seine Schultermuskeln leicht spannten, ein Hinweis darauf, dass er eine Antwort erwartete, ein Ja oder ein Nein.

Smith unterdrückte ein Seufzen. »Ja, Sir, nur dass wir noch einen mutmaßlichen Attentäter mit ins Kalkül ziehen müssen, der heute Morgen versucht hat, Dr. Zellerbach im Krankenhaus zu töten. Davon habe ich Ihnen berichtet.«

»Richtig.« Jetzt drehte Henze sich um. Er marschierte zu einem Brokatsessel, ließ sich hineinfallen und funkelte Smith so an, wie das nur ein General konnte. »Okay, ich habe auch ein paar Informationen für Sie. Der Präsident hat gesagt, dass ich Ihnen in jeder Weise behilflich sein und ansonsten den Mund über Sie halten soll, und ich bin nicht gewohnt, Befehle meines Präsidenten zu ignorieren. Und deshalb will ich Ihnen mitteilen, was meine Leute und die CIA in Erfahrung gebracht haben: In der Nacht der Explosion hat man auf der Rue des Volontaires hinter dem Anbau des Pasteur einen geparkten schwarzen Lieferwagen stehen sehen. Unmittelbar vor der Explosion hat der Wagen seinen Standort verlassen. Wussten Sie, dass Chambord einen Assistenten hatte?«

»Ja, das Letzte, was ich gehört habe, ist, dass die französischen Behörden nach dem Mann suchen. Hat man ihn gefunden?«

»Tot. Selbstmord. Er hat sich letzte Nacht in einem

armseligen kleinen Hotel außerhalb von Bordeaux das Leben genommen. Er hatte in einem Dorf an der Küste Urlaub gemacht und dort Fischer gemalt, wenn Sie sich eine solche Verrücktheit vorstellen können. Einer der Freunde des jungen Mannes sagt, Chambord hätte ihm zugeredet, Urlaub zu machen, weil er überarbeitet sei, und das war seine Vorstellung von Erholung. Diese Franzosen! Was hatte er also in einer Absteige an der Garonne zu suchen?«

»Steht denn fest, dass es Selbstmord war?«

»Zumindest sieht es so aus. Die CIA sagt, der Besitzer der Absteige würde sich erinnern, dass der Assistent bei seiner Ankunft eine Aktentasche bei sich gehabt hätte. Das war ihm aufgefallen, weil das mehr Gepäck ist, als die meisten seiner so genannten Gäste haben. Sie wissen schon, was ich meine – es handelt sich um eine ganz bestimmte Art von ›Hotel‹. Aber der Mann war alleine, ganz ohne Begleitung, kein Freund, keine Freundin. Und wenn er bei der Ankunft eine Aktentasche hatte, dann ist die jetzt verschwunden.«

»Sie meinen, die Bombenattentäter haben erneut zugeschlagen, einen Mord begangen und als Selbstmord getarnt und die Aktentasche und ihren Inhalt an sich gebracht?«

Henze sprang auf und marschierte wieder zu seinem Lieblingsplatz am Fenster. »Darüber nachzudenken, hat der Präsident gesagt, ist *Ihre* Aufgabe. Aber ich möchte die Meinung des CIA teilen, dass dieser Selbstmord ein wenig aus dem Hals riecht, auch wenn die Sûreté offensichtlich nichts daran findet.«

Smith überlegte. »Ein wissenschaftlicher Assistent würde natürlich über den Stand von Chambords Arbeiten informiert sein, aber das alleine wäre nicht Grund genug, ihn zu töten. Nach dem Tod Chambords und den Gerüchten über einen erfolgreichen Abschluss seiner Arbeiten müssten wir ja

ohnehin so handeln, als ob Chambord einen funktionsfähigen Molekularcomputer gebaut hätte, ich würde also sagen, dass es noch ein weiteres Motiv geben muss. Höchstwahrscheinlich die Aktentasche, ganz wie Sie das vermuten. Die Aufzeichnungen des Assistenten … vielleicht Chambords eigene Aufzeichnungen … und dabei etwas, das jemand für gefährlich oder kritisch hält.«

»Yeah«, knurrte Henze, drehte sich um und warf Smith einen finsteren Blick zu. »Und nach dem, was in Diego Garcia passiert ist, sieht es so aus, als hätten die Bombenattentäter die Daten und Unterlagen für das, was Chambord geschaffen hat, an sich gebracht, das, was Sie für einen funktionsfähigen Molekular-Supercomputer halten …«

»Einen *Prototyp*«, korrigierte ihn Smith.

»Was soll das bedeuten?«

»Eine ziemlich sperrige Apparatur, nicht ohne weiteres transportabel. Glas und Schläuche und Verbindungskabel. Ganz anders als die schlanken, kommerziellen Modelle, wie wir sie in Zukunft zu sehen bekommen werden.«

Der General blickte finster. »Die entscheidende Frage ist, ob das Ding funktioniert?«

»Wenn jemand damit umgehen kann, allem Anschein nach, ja.«

»Wo liegt dann der Unterschied? Jemand hat dieses verdammte Ding, und wir haben einen *Scheiß* – das stinkt doch zum Himmel.«

»Yessir. Ich würde sogar sagen, es stinkt ganz gewaltig.«

Henze nickte ernst. »Dann sehen Sie zu, dass es zu stinken aufhört, Colonel.«

»Ich werde mir Mühe geben, General.«

»Das will ich hoffen. Ich werde veranlassen, dass mein Stellvertreter bei der NATO, das ist General La Porte, mit

Ihnen Verbindung aufnimmt. Er ist Franzose. Die Militärs hier machen sich natürlich Sorgen. Da das hier ja schließlich ihr Land ist, möchte das Weiße Haus, dass die französischen Freunde sich wohl fühlen, aber wir wollen denen nicht mehr geben, als absolut notwendig ist, klar? La Porte hat bereits wegen Ihnen und Dr. Zellerbach herumgeschnüffelt. Ich habe den Eindruck, er spürt, dass man ihn außen vor lässt – typisch Franzose eben. Ich habe ihm gesagt, dass Sie als ein Freund von Dr. Zellerbach hier sind, aber ich spüre, dass er mir das nicht ganz abnimmt. Er hat von dem Theater im Pompidou-Hospital gehört, Sie sollten also auf ein paar recht persönliche Fragen vorbereitet sein. Aber bleiben Sie bei Ihrer Story!« Henze ging zur Tür, öffnete sie und streckte die Hand aus. »Bleiben Sie mit mir in Verbindung. Und wenn Sie etwas brauchen, rufen Sie an. Sergeant Matthias wird Sie hinausbringen.«

Smith schüttelte die eiserne Hand. Der kleine, untersetzte Sergeant im Korridor schien nicht besonders erbaut davon zu sein, seinen Posten verlassen zu müssen. Er klappte den Mund auf, um dem General zu widersprechen – ganz offensichtlich ein langjähriger Master Sergeant –, überlegte es sich aber anders, als er Henzes Blick begegnete.

Wortlos begleitete er Smith die Treppe hinunter, vorbei an der Concierge, die hinter ihrer Theke eine Gitane rauchte. Als Smith an ihr vorbeiging, entdeckte er den Griff einer 9mm-Pistole im Bund ihres Rockes. Die Sicherheitsvorkehrungen für General Carlos Henze wurden offenbar recht ernst genommen.

Der Sergeant blieb an der Tür stehen und schaute Smith nach, bis dieser den Hof passiert hatte und durch den Bogengang auf die Straße hinausgetreten war. Dort blieb Smith neben einem Baum stehen und sah sich in dem dichten Verkehr um, musterte die wenigen Fußgänger … und hatte plötzlich das Gefühl, sein Herzschlag würde aussetzen. Er wirbelte herum.

Er hatte einen Blick auf ein Gesicht auf dem Rücksitz eines

Taxis erhascht, als dieses von der Straße in den Innenhof einbog. Wie vom Blitz gerührt, zählte Smith bis fünf und huschte dann zurück, um zwischen den Büschen den Eingang zu der Pension sehen zu können.

Obwohl der Mann einen Hut trug, hatte Smith die dunklen Züge und den dicken Schnurrbart erkannt – und jetzt erkannte er auch die schlanke Gestalt. Das war der unechte Pfleger, der in dem Krankenhaus versucht hatte, Marty zu töten. Derselbe Mann, der Smith bewusstlos geschlagen hatte. Er hatte soeben die Tür der Pension erreicht. Dieselbe Tür, durch die Smith gerade herausgekommen war. Der Sergeant stand immer noch dort. Er trat höflich zur Seite, um den Killer eintreten zu lassen. Als echter Profi warf der Sergeant einen prüfenden Blick in die Runde, trat dann durch die Tür und schloss sie hinter sich.

7

Zwielicht legte sich wie eine dunkle Decke über Seine St. Denis im Norden von Paris jenseits des Boulevard Périphérique. Smith bezahlte seinen Taxifahrer und stieg aus. Metallischer Ozongeruch stieg ihm in die Nase. Die warme Luft war feucht, fast stickig, und man konnte den bevorstehenden Regen förmlich spüren.

Auf dem Bürgersteig stehend, schob er die Hände in die Taschen seines Trenchcoat und musterte den schmalbrüstigen, lehmfarbenen Ziegelbau, den Mike Kerns ihm als Adresse Thérèse Chambords genannt hatte. Der Bau wirkte mit seinem vorgezogenen Dach und den eingelegten Mosaikarbeiten altmodisch und malerisch und stand in einer Reihe ähnlicher Bauten, die wahrscheinlich Ende der Fünfziger- oder Anfang der Sechzigerjahre entstanden waren. So wie es von der Straße her aussah, beherbergte das Haus drei Wohnungen, eine pro Stockwerk. In jedem Stockwerk brannte Licht.

Er drehte sich um und sah sich auf der Straße um, wo eine Anzahl Fahrzeuge auf französische Art mit jeweils zwei Rädern auf dem Bürgersteig parkten. Ein sportlich wirkender Ford rollte vorbei; seine Scheinwerfer warfen weiße Lichtkegel in die beginnende Dämmerung. Die Straße war ziemlich kurz, überall waren die Außenbeleuchtung und die Straßenlaternen eingeschaltet, und an ihrem Ende, in der Nähe einer Hochbahnstation, ragte ein ultramodernes achtstöckiges, ebenfalls beige getünchtes Hotel auf, das man wahrscheinlich so gestrichen hatte, damit es sich den niedrigeren Wohngebäuden anpasste.

Smith schaute sich wachsam um und ging auf das Hotel zu. Er blieb eine halbe Stunde in der Hotelhalle stehen und beobachtete vorsichtig das Geschehen draußen durch die

Glaswände, aber offensichtlich war ihm niemand gefolgt. Und es war auch niemand zu sehen, der Thérèse Chambords Gebäude betrat oder verließ.

Er schlenderte durch das Hotel, bis er einen Lieferanteneingang fand, der in eine Seitenstraße mündete, verließ den Bau und ging mit eiligen Schritten ans Ende der Seitenstraße. Auch dort schaute er sich um, entdeckte aber niemanden, der den Hoteleingang oder Thérèse Chambords Zuhause beobachtete. Mit Ausnahme der beiderseits der Straße geparkten Autos gab es auch keinerlei Möglichkeiten, sich zu verstecken, und sämtliche Fahrzeuge waren leer. Er nickte kurz und ging, immer noch nach allen Seiten sichernd, zu Mlle. Chambords Adresse zurück.

In dem etwas zurückgesetzten Eingang steckte in dem Adressschlitz für den zweiten Stock eine weiße Visitenkarte, die in Prägeschrift ihren Namen trug. Er drückte den Klingelknopf unter der Karte und nannte seinen Namen und den Zweck seines Kommens.

Nachdem die Eingangstür sich mit einem leisen Summen geöffnet hatte, fuhr er mit dem Fahrstuhl nach oben, und als die Lifttür sich öffnete, stand sie, mit einem weißen schmalen Abendanzug und einer hochgeschlossenen weißen Bluse sowie elfenbeinfarbenen hochhackigen Pumps bekleidet, unter der offenen Tür ihres Appartements. Sie wirkte wie ein Andy-Warhol-Gemälde, weiß auf weiß, wozu das Blutrot ihres Lippenstifts und die langen, herunterhängenden Ohrringe einen kräftigen Kontrast bildeten. Und dann war da noch ihr kontrastierendes Haar, schwarz wie Seide, in einer ebenholzfarbenen Wolke, die theatralisch und höchst attraktiv gleichsam über ihren Schultern schwebte. Nicht zu leugnen, dass sie Schauspielerin war. Aber die ganze Dramatik konnte natürlich auch ihren höchst normalen Verhaltensweisen, entsprechend ihrem Talent und ihrer Erfahrung, entspringen.

Eine große schwarze Handtasche hing über ihrer linken

Schulter, als ob sie gerade hätte ausgehen wollen. Smith trat auf sie zu.

Sie sprach makelloses Englisch, ohne den leisesten Akzent. »Ich weiß nicht, was ich Ihnen über meinen Vater sagen kann, oder über den einen Mann im Krankenhaus, von dem man sagt, er sei mit ihm zusammen gewesen, als … als die Bombe explodierte, Mr …. Smith, nicht wahr?«

»Dr. Jon Smith, ja. Können Sie zehn Minuten für mich erübrigen? Dr. Zellerbach ist ein guter alter Freund. Wir sind zusammen aufgewachsen.«

Sie sah auf die Uhr und biss sich mit schmalen, gleichmäßig geformten weißen Zähnen auf die Lippen, während sie offenbar eine kurze Berechnung anstellte. Dann nickte sie schließlich. »Also schön, zehn Minuten. Kommen Sie rein. Ich trete heute Abend auf, aber ich werde eben auf ein paar Minuten Yoga verzichten.«

Die Wohnung war ganz anders, als er das nach der altmodischen Fassade des Gebäudes erwartet hatte. Zwei Wände bestanden ganz aus Glas und ließen das Appartement sehr modern wirken. In der dritten Wand öffneten sich hohe, breite Glastüren auf einen umlaufenden Balkon mit einem schmiedeeisernen Gitter, das in einem schlichten geometrischen Muster gehalten war.

Die Räume waren groß, aber nicht riesig, mit elegantem Mobiliar aus der Zeit Louis XIV. bis Zweites Empire ausgestattet, ziel- und planlos durcheinander gemischt und auf unnachahmliche Pariser Art in dem Raum verteilt, der dennoch in keiner Weise überfüllt wirkte und eine geradezu unwahrscheinliche Harmonie ausstrahlte. Smith entdeckte durch halb offen stehende Türen zwei Schlafzimmer und eine kleine, aber zweckmäßig eingerichtete Küche. Nobel, warm, komfortabel und originell.

»Bitte.« Sie musterte ihn mit einem schnellen Blick von oben

bis unten und bedeutete ihm dann, auf einem massiv gebauten Sofa Platz zu nehmen.

Er lächelte. Mit jenem kurzen Blick hatte sie ihn taxiert und ihm einen entsprechenden Platz zugewiesen. Sie selbst lehnte sich in einem etwas zierlicheren Louis XIV.-Sessel zurück. Aus der Distanz, als sie unter der Tür gestanden hatte, war sie ihm groß vorgekommen, fast imposant, aber jetzt, aus der Nähe und im Sitzen, wurde ihm bewusst, dass sie nicht einmal einen Meter fünfundsiebzig erreichte. Wahrscheinlich würde sie auf der Bühne ganz nach Wunsch groß oder klein erscheinen, primitiv oder zart, jung oder alt. Man spürte, dass dies eine Persönlichkeit war, die ihr Publikum beherrschte.

Er bedankte sich und fragte: »Wussten Sie, dass Marty – Dr. Zellerbach – mit Ihrem Vater zusammengearbeitet hatte?«

»Nein, mir war das nicht bewusst. Mein Vater und ich standen einander zwar sehr nahe, haben aber beide unser eigenes Leben gelebt und waren damit so beschäftigt, dass wir einander bei weitem nicht so oft gesehen haben, wie wir uns das gewünscht hätten. Aber wir telefonierten häufig, und ich erinnere mich, dass er einmal erwähnt hat, er habe jetzt einen höchst seltsamen, aber wunderbaren Kollegen – einen exzentrischen Einsiedler aus Amerika, der an einer obskuren autistischen Störung leide. Der Mann sei ein Computergenie, sagte er. Er erzählte, dass dieser Dr. Z., wie er ihn nannte, eines schönen Vormittags frisch vom Flughafen bei ihm aufgetaucht sei und sich angeboten habe, an seinem Forschungsprojekt mitzuarbeiten. Als Paps bewusst wurde, wer der Mann war und welche Fähigkeiten in ihm steckten, hat er ihm alles gezeigt. Dr. Z. hat Paps Arbeiten bald mit höchst originellen Ideen gefördert. Aber das ist alles, was ich über Ihren Freund weiß.« Sie verstummte kurz und fügte dann hinzu: »Es tut mir wirklich Leid.«

Das tat es wirklich. Ihre Stimme verriet es Smith. Marty tat ihr Leid, ihr Vater, sie selbst, und auch Smith. Man konnte es

in ihren Augen lesen, die quälende Unsicherheit über das unerklärliche Verschwinden ihres Vaters und die sich daraus aufdrängende Folgerung, dass er tot war. Ein Schock, von dem sie sich noch nicht erholt hatte und unter dem sie auch noch eine Weile leiden würde, zumindest solange die Ungewissheit nicht von ihr genommen wurde.

Er sah den Schmerz in ihren Augen. »Für Sie ist es viel schlimmer«, sagte er. »Marty hat zumindest eine Chance, dass alles wieder gut wird.«

»Ja.« Sie nickte. »Ja, das stimmt wahrscheinlich.«

»Hat Ihr Vater jemals irgendetwas erwähnt, das Sie auf die Idee bringen könnte, jemand wollte ihn ermorden – jemand, vor dem er Angst hatte, er könnte versuchen, ihm seine Arbeit zu stehlen?«

»Nein. Wie schon gesagt, Dr. Smith, wir haben einander nur selten gesehen, und in den letzten zwölf Monaten sogar noch seltener. Tatsächlich haben wir sogar weniger häufig miteinander telefoniert. Er war voll und ganz auf seine Arbeit im Labor konzentriert.«

»Wussten Sie, woran er gearbeitet hat?«

»Ja, an einem DNS-Computer. Jeder wusste von dem Projekt. Paps hielt in Dingen, die seine Arbeit betrafen, nichts von Geheimnissen. Er hat immer gesagt, für derart egoistischen Unsinn sei auf der Welt einfach kein Platz.«

»Nach allem, was ich gehört habe, stimmte das bis zum letzten Jahr. Haben Sie eine Ahnung, was dann passiert ist – was seine Einstellung geändert hat?«

»Nein.« Das kam ohne das geringste Zögern.

»Irgendwelche neuen Freunde? Frauen? Neidische Kollegen? Hat er vielleicht Geld gebraucht?«

Fast lächelte sie. »Frauen? Nein, das glaube ich nicht. Ein Kind, ganz besonders eine Tochter, weiß das natürlich nie mit

Sicherheit, aber mein Vater hatte kaum Zeit für meine Mutter, als sie noch lebte, obwohl sie sein Ein und Alles war. Das hat sie gewusst, und das hat ihr auch die Kraft gegeben, ihre große Rivalin zu ertragen – sein Labor. Paps war das, was Ihr Amerikaner einen Workaholic nennen würdet. Geld hat er keines gebraucht, und von seinem hohen Gehalt hat er kaum etwas ausgegeben. Er hatte nur wenige Freunde, nur Kollegen. Und darunter war niemand, der neu aufgetaucht wäre, und auch, soweit ich das erkennen konnte, niemand, der sich als besonders neidisch zu erkennen gegeben hätte. Aber dazu bestand ja auch kein Anlass. Seine wissenschaftlichen Kollegen waren selbst alle berühmt genug.«

Smith glaubte ihr. Bei Wissenschaftlern von Weltklasse war das fast immer so, ganz besonders bei solchen, die man als Workaholic bezeichnen konnte. Ausgeprägter Neid war selten – sie waren selbst alle zu große Egoisten, um jemanden zu beneiden. Wettbewerb mit anderen – ja. Der Wettbewerb war heftig, und nichts bereitete ihnen größeres Vergnügen, als wenn einer ihrer Rivalen eine falsche Spur verfolgte oder einen Fehler beging. Aber wenn ein Konkurrent mit demselben Projekt vorankam, dann war es viel wahrscheinlicher, dass sie ihm Beifall spendeten – und sich dann selbst daranmachten, die Ergebnisse des anderen zu verbessern.

»Wenn Sie mit ihm gesprochen haben«, fragte er, »gab es da Andeutungen, dass er seinem Ziel nahe war? Einen funktionsfähigen Prototypen herzustellen?«

Sie schüttelte den Kopf, und ihre Wolke aus langem schwarzem Haar senkte sich wieder auf ihre Schultern.

»Nein. Daran würde ich mich erinnern.«

»Und was gibt Ihnen Ihre Intuition ein? Sie sagen doch, Sie und Ihr Vater hätten einander sehr nahe gestanden.«

Sie dachte nach, sehr lange, bis sie schließlich nervös auf die Uhr sah. »Nun, das letzte Mal, als wir miteinander zu Mittag

gegessen haben … da spürte ich so eine Art Hochgefühl an ihm. Wir saßen in einem Bistro, ganz nahe beim Pasteur.«

»Wann war das?«

»Nun, vielleicht vor drei Wochen, vielleicht ist es auch weniger lange her.« Sie sah wieder auf die Uhr und stand auf.

»Ich muss jetzt wirklich gehen.« Sie lächelte ihn an, ein selbstbewusstes, direktes Lächeln. »Würden Sie gern heute Abend ins Theater kommen? Sich die Vorstellung ansehen und anschließend vielleicht mit mir zu Abend essen? Dann könnten wir weiterreden.«

Smith erwiderte ihr Lächeln. »Nichts würde ich lieber tun, aber nicht heute Abend. Bekomme ich einen Regengutschein, wie wir Amerikaner sagen?«

Sie schmunzelte. »Sie müssen mir einmal erklären, wo dieser Ausdruck herkommt.«

»Mit dem größten Vergnügen.«

»Haben Sie einen Wagen?«

Smith verneinte.

»Darf ich Sie fahren? Ich bringe Sie hin, wohin Sie wollen.« Sie sperrte die Wohnungstür hinter sich ab, und sie fuhren zusammen im Fahrstuhl hinunter.

In der intimen Enge der Fahrstuhlzelle nahm Smith den leichten Fliederduft wahr, der von ihr ausging. An der Eingangstür des Gebäudes angelangt, schob Smith den Türflügel zurück und hielt ihn galant offen.

Thérèse Chambord bedankte sich mit einem strahlenden Lächeln, das perfekte weiße Zähne schimmern ließ. »*Merci beaucoup.*« Sie trat ins Freie.

Smith sah zu, wie sie in die Nacht hinaustrat, eine elegante, selbstbewusste Frau im weißen Abendanzug. Er ertappte sich dabei, wie er wünschte, dieser Augenblick möge noch eine Weile andauern. Einen Seufzer unterdrückend, lächelte er und

schickte sich an, ihr zu folgen. Dann spürte er die Bewegung, ehe er sie körperlich registrierte. Die Tür krachte gegen ihn zurück. Hart. Völlig verblüfft taumelte er und landete unsanft auf dem Boden.

Irgendwo draußen in der Nacht stieß Thérèse Chambord einen Schrei aus.

Er riss seine Sig Sauer heraus, sprang auf, warf sich gegen die Tür und stieß sie auf.

Als er den dunklen Bürgersteig erreichte, rannte er los, sah sich überall nach Thérèse um. Glas knirschte unter seinen Füßen. Sein Kopf ruckte in die Höhe. Die Lampe im Eingangsbereich war zerschlagen, und draußen am Randstein waren die Straßenlaternen ebenfalls zerschossen worden. Wer auch immer die Täter waren, sie leisteten gründliche Arbeit. Offensichtlich hatten sie Schalldämpfer benutzt, sonst hätte er die Schüsse gehört.

Dichte Regenwolken verhüllten den Mond und die Sterne. Die ganze Straße war dunkel, voll undurchdringlicher Schatten.

Sein Herz schlug wie wild, und dann entdeckte Smith vier Gestalten. Sie waren von Kopf bis Fuß schwarz gekleidet, von den Skimützen bis zu den Turnschuhen, und deshalb kaum sichtbar. Im Augenblick mühten sie sich ab, die sich heftig sträubende Thérèse Chambord in einen ebenfalls schwarzen Lieferwagen zu zwängen. Ihre weiße, um sich schlagende Gestalt mit dem Heftpflaster über dem Mund bildete einen auffälligen Kontrast zu den Männern, die sie festhielten.

Er spurtete los und raste auf den Lieferwagen und Thérèse zu. *Schneller* redete er sich zu. *Schneller!*

Aber als er näher kam, hallte das laute *Plopp* eines einzelnen Schusses aus einer schallgedämpften Waffe in die Stille der Nacht. Eine Kugel pfiff so dicht an ihm vorbei, dass er den Lufthauch an der Wange spürte. In seinem Ohr dröhnte es, und einen Augenblick lang war ihm, als müsste ihm der Schädel

platzen. Er warf sich zu Boden, rollte ab, sprang wieder auf, die Sig Sauer schussbereit in der Hand. Eine Welle von Übelkeit schlug über ihm zusammen. Hatte er sich erneut am Kopf verletzt?

Er drückte die Augen zu, schlug sie wieder auf, zwang sich zur Konzentration und sah, dass die Männer in den schwarzen Overalls inzwischen Thérèse Chambord in den Lieferwagen gezwängt hatten. Er fing wieder zu rennen an, spürte blinde Wut in sich aufsteigen und gab einen Warnschuss ab.

Das Geschoss prallte vor den Füßen eines der Kidnapper vom Pflaster ab.

»Halt!«, brüllte Smith. »Halt, oder ich erledige euch alle!«

Sein Kopf dröhnte, und er drückte noch einmal die Augen zu und öffnete sie gleich wieder.

Zwei der Angreifer wirbelten herum, kauerten sich nieder und ließen damit erkennen, dass sie ausgebildete Kämpfer waren. Sie feuerten und zwangen Smith, sich erneut hinzuwerfen.

Als er sich aufrichtete und seine Waffe auf die Entführer richtete, sprangen die beiden in den Lieferwagen, während sich der Dritte auf den Beifahrersitz warf. Der Mann kämpfte mit der Tür, während der Fahrer krachend den Gang einlegte und rückwärts aus der Einfahrt brauste. Die Seitentür stand immer noch offen.

Smith schoss, zielte auf die Reifen. Aber da war noch ein vierter Mann. Als Smith an dem Lieferwagen entlangrannte und sich anschickte, durch die offene Schiebetür in den Wagen zu springen, feuerte der Mann auf ihn.

Zwei Kugeln des Kidnappers trafen das Pflaster; Steinbrocken spritzten hoch, die Smith am Hinterkopf trafen. Er fluchte, rollte sich ab und feuerte. Seine Kugel traf den vierten Mann in den Rücken, als der gerade in den Lieferwagen springen wollte. Blut spritzte, und der Körper des Mannes

krümmte sich zusammen. Seine Hand glitt vom Türgriff ab, und er stürzte mit einem Schrei zu Boden. Das rechte Hinterrad rollte über ihn hinweg.

Mit quietschenden Reifen jagte der Wagen auf die Straße hinaus und davon. Smith hetzte keuchend hinterher. Während seine Füße auf das Pflaster trommelten, begannen seine Muskeln zu schmerzen. Er rannte und rannte, bis sein Herz wie wild schlug, bis der Lieferwagen um die Ecke bog und verschwand. Zwei in der Ferne verblassende rote Heckleuchten waren der einzige Beweis, dass der schwarze Lieferwagen überhaupt existiert hatte und nicht bloß Teil eines verrückten Albtraums gewesen war.

Er blieb stehen und beugte sich vor, rang keuchend nach Luft, stützte die freie Hand und die, die die Waffe hielt, auf seine Schenkel und versuchte, Atem zu holen. Jeder Muskel in seinem geschundenen Körper schmerzte. Und Thérèse Chambord war verschwunden. Endlich ging sein Atem wieder regelmäßig. Er atmete noch einmal tief durch und richtete sich im gelben Lichtkegel einer Straßenlaterne auf. Seine Hand mit der Waffe hing herunter. Die Augen schließend, versuchte er sich klar zu werden, ob er sich eine Schädelverletzung zugezogen hatte, ob sein Verstand richtig arbeitete. Aber sein Kopf schmerzte jetzt nicht mehr, und die Benommenheit hatte sich gelegt.

Wahrscheinlich hatte ihm der Zusammenstoß mit dem Attentäter heute Morgen im Krankenhaus doch eine leichte Gehirnerschütterung eingetragen. Er würde vorsichtiger sein müssen, aber er würde ganz bestimmt nicht aufgeben.

Fluchend rannte er zu der Stelle zurück, wo der vierte Kidnapper reglos und mit dem Gesicht nach unten in der dunklen Einfahrt in einer immer größer werdenden Blutlache lag. Smith griff nach seinem Puls. Der Mann war tot.

Seufzend durchsuchte er seine Taschen. Er fand französische

Münzen, ein gefährlich aussehendes Klappmesser, eine Packung spanische Zigaretten und ein Päckchen Papiertaschentücher. Keine Brieftasche, keinerlei Ausweispapiere. Die Pistole des Toten lag nahe beim Rinnstein auf der Straße. Es war eine ziemlich mitgenommene Glock, ein altes Modell, aber gut geölt und gepflegt. Er untersuchte die Waffe, sah sich den Kolben genauer an. Auf den ursprünglichen Griff war eine Lederhaut aufgepresst worden, weil sich das besser anfasste oder einfach nur aus Gründen der Individualität. Smith sah genauer hin und entdeckte ein Muster, ganz schwach in das Leder eingeprägt. Ein Baum stand in einer Flamme, deren drei Zungen am Stamm emporzüngelten.

Smith studierte die Waffe noch, als in der Ferne Polizeisirenen heulten. Er hob den Kopf, lauschte. Man durfte ihn hier nicht finden. Hastig schob er die Glock des Toten in die Tasche und eilte davon.

Das Hotel Gilles befand sich am linken Seineufer, nicht weit entfernt von den farbenprächtigen Läden und Restaurants des Boulevard St. Germain. Smith war bei Besuchen in Paris häufig in dem diskreten kleinen Hotel abgestiegen. Er betrat die kleine Lobby und schritt auf die Empfangstheke aus dem 19. Jahrhundert zu, die in eine Art schmiedeeisernen Käfig eingelassen war. Mit jedem Schritt wuchs seine Sorge um Thérèse Chambord.

Der Empfangschef begrüßte ihn mit einem echt gallischen Ausruf der Freude, umarmte ihn und redete dann wie ein Wasserfall in Englisch auf ihn ein. »Colonel Smith! Welche Freude! Mir fehlen die Worte. Werden Sie lang bei uns bleiben?«

»Ich freue mich auch, Sie wieder zu sehen, Hector. Ich werde mich möglicherweise ein paar Wochen hier aufhalten, aber meist unterwegs sein. Sie haben doch ein Zimmer für mich?«

»Aber natürlich. So etwas wie eine Reservierung brauchen

Sie nicht.«

»*Merci beaucoup*, Hector.«

In dem sympathischen, allerdings keineswegs modernen Zimmer angelangt, warf er seine Reisetasche und den Laptop aufs Bett. Dann wählte er auf seinem mit Zerhacker ausgestatteten Handy die Nummer von Fred Klein und wartete, während der Anruf über zahlreiche Relaisstationen auf der ganzen Welt geleitet wurde, bis Fred sich schließlich meldete.

»Und?«, fragte der.

»Man hat Thérèse Chambord entführt.«

»Ich habe es gerade erfahren. Ein Nachbar von ihr hat das meiste davon mitbekommen und auch einen verrückten Mann beobachtet, der versucht hat, die Kidnapper aufzuhalten. Die französische Polizei hat die Information weitergegeben. Glücklicherweise hatte der Nachbar keine Gelegenheit, sich das Gesicht des Mannes anzusehen.«

»Glücklicherweise«, nickte Smith.

»Die Polizei hat keine Ahnung, wer die Kidnapper sind oder was die Entführung zu bedeuten hat, und das macht sie sehr unruhig. Weshalb Chambord töten, aber seine Tochter nur entführen? Und wenn die Bombenattentäter alle Aufzeichnungen über den Molekularcomputer haben, warum sie dann überhaupt entführen? Wurde sie von denselben Leuten geschnappt, die das Pasteur in die Luft gejagt und Chambord getötet haben, oder waren das andere? Sind hier zwei Gruppen am Werk – eine, die die Unterlagen hat, und eine zweite, die sie haben will und die vielleicht Mlle. Chambord entführt hat in der Hoffnung, sie könnte ihnen etwas sagen?«

»Das ist eine sehr unsympathische Theorie. Eine zweite Gruppe. Verdammt.«

»Ich kann nur hoffen, dass ich mich täusche.« Kleins Stimme klang bedrückt.

»Ja. Na prima. Aber wir müssen das im Auge behalten. Gibt es einen Polizeibericht über mich und Thérèse Chambord? Brauche ich eine neue Tarnung?«

»Sie sind bis jetzt sauber. Man hat einen Taxifahrer verhört, der jemanden, auf den Ihre Beschreibung passt, zu den Champs-Elysees gebracht hat, wo der Mann ausstieg und in einen Nachtclub ging. Glücklicherweise erinnert sich niemand in dem Nachtclub genau daran, wie Sie aussehen, und Sie haben natürlich Ihren Namen nicht genannt. Sonstige Hinweise hat die Polizei nicht. Saubere Arbeit.«

»Danke«, meinte Smith müde. »Ich brauche Hilfe bezüglich eines Symbols, das ich gefunden habe: ein Baum mit einer breiten Krone und drei Flammen unten am Stamm, die ihn verschlingen wollen.« Er schilderte Klein, dass er die Prägung auf dem lederbezogenen Pistolengriff des Kidnappers entdeckt hatte.

»Ich werde mich darum kümmern. Wie ist es denn mit Mike Kerns und General Henze gelaufen?«

Smith berichtete, was er von den beiden Männern erfahren hatte, und erwähnte auch den schwarzen Citroen, der in regelmäßigen Abständen dabei beobachtet wurde, wie er Chambord abgeholt hatte. »Und da ist noch etwas, was Sie wissen sollten. Hoffentlich täusche ich mich.« Er berichtete von dem »Krankenpfleger«, der von dem Master Sergeant an der Tür der Pension begrüßt worden war, in der General Henze sich aufhielt.

Klein stieß eine halblaute Verwünschung aus. »Was zum Teufel geht da vor? Das kann doch nicht bedeuten, dass der General in irgendeine Schweinerei verwickelt ist. Es wäre ja entsetzlich, wenn es sich dabei um mehr als einen verrückten Zufall handeln würde. Aber man muss dem nachgehen. Ich übernehme das von hier aus.«

»Könnte es sein, dass der Sergeant ein Sicherheitsproblem

darstellt? Eine Art Maulwurf vielleicht?«

Kleins Stimme wurde scharf. »Auch das ist denkbar. Halten Sie sich da raus. Ihre Tarnung darf unter keinen Umständen auffliegen. Ich werde Sergeant Matthias von hier aus überprüfen lassen, und ich finde auch heraus, was es mit diesem Baumsymbol auf sich hat.« Klein schaltete ab.

Smith seufzte erschöpft. Er hoffte, dass es für das Baumsymbol eine Erklärung gab, die ihn zu Thérèse führen würde. Wenn er Glück hatte, waren die Terroristen noch nicht sehr weit gekommen. Er nahm seinen Koffer vom Bett und drückte prüfend auf die vertraute Matratze. Das Bett war nach französischer Art weich gefedert, und er freute sich schon auf den erquickenden Schlaf, den er darin finden würde.

Im Bad zog er sich aus und trat unter die Dusche, die man seit seinem letzten Besuch über der uralten Badewanne installiert hatte. Als er schließlich die Mühen der Reise und des anstrengenden Tages weggespült hatte, hüllte er sich in einen dicken Frotteemantel, setzte sich ans Fenster und stieß die Läden auf, um den ungehinderten Blick über die Giebel von Paris zu genießen.

Während er so dasaß und seinen Gedanken freien Lauf ließ, zerfetzte plötzlich ein greller Blitz den schwarzen Himmel. Ein Donnerschlag krachte, und der Regen prasselte herunter. Der Sturm, der sich schon den ganzen Tag über angekündigt hatte, war endlich eingetroffen. Er hielt den Kopf zum Fenster hinaus und genoss die kühlen Regentropfen, die daraufprasselten. Sich vorzustellen, dass er noch an diesem Morgen in seinem Labor in Fort Collins gewesen und auf den Sonnenaufgang über den weiten Prärien von Colorado geblickt hatte, war gar nicht so leicht.

Seine Gedanken wanderten wieder zu Marty. Er schloss die Läden. Begleitet vom rhythmischen Pochen der Regentropfen wählte er die Nummer des Krankenhauses. Wenn man das

Gespräch abhörte, würde man nur den besorgten Freund mitbekommen und ein ganz unschuldiges Telefonat. Nichts, was jemand argwöhnisch machen konnte.

Die Schwester von der Intensivstation informierte ihn, dass Martys Zustand im Wesentlichen unverändert sei, dass er aber Anzeichen langsamer Besserung erkennen lasse. Smith sagte dankbar *bonne nuit*, legte auf und wählte die Nummer der Sicherheitsabteilung des Krankenhauses. Der Sicherheitschef war bereits nach Hause gegangen, aber sein Vertreter meldete, dass es seit dem versuchten Attentat auf Marty am Morgen weder im Hinblick auf seine Person im Speziellen noch in der Intensivstation im Allgemeinen irgendwelche besonderen Vorkommnisse gegeben habe. Ja, die Polizei habe die Sicherheitsvorkehrungen verstärkt.

Smith begann allmählich ruhiger zu werden. Er legte auf, rasierte sich und wollte gerade ins Bett steigen, als sein Handy summte. Er meldete sich.

Fred Klein kam sofort zur Sache: »Der Baum und das Feuer ist das Emblem einer aufgelösten baskischen Separatistengruppe, die sich Schwarze Flamme nannte. Angeblich hat man sie schon vor Jahren bei einer Schießerei in Bilbao unschädlich gemacht, als sämtliche Anführer der Gruppe getötet oder festgenommen und später zu langen Gefängnisstrafen verurteilt wurden. Alle Inhaftierten, mit einer Ausnahme, haben im Gefängnis ›Selbstmord‹ begangen. Man hat seit Jahren nichts mehr von ihnen gehört, und baskische Terroristen bekennen sich normalerweise zu ihren Anschlägen. Aber die besonders gewalttätigen Gruppen tun das nicht immer. Sie sind mehr darauf aus, wirklich etwas zu ändern, und Propaganda kommt bei ihnen erst an zweiter Stelle.«

»Das empfinde ich genauso«, sagte Smith und fügte dann hinzu, »und ich habe einen Vorteil.«

»Und der wäre?«

»Die haben nicht wirklich versucht, mich zu töten. Und das bedeutet, dass sie nicht wissen, was ich tatsächlich hier tue. Meine Tarnung hält also.«

»Da haben Sie Recht. Legen Sie sich jetzt schlafen. Ich will sehen, ob ich noch mehr über Ihre Basken herausbekommen kann.«

»Darf ich noch um einen Gefallen bitten? Stochern Sie ein wenig in Émile Chambords Vergangenheit herum, ja? Alles, was über ihn herauszubekommen ist. Ich habe das Gefühl, dass da irgendwo ein Stück fehlt, und vielleicht finden Sie es. Vielleicht ist es auch etwas Wichtiges, was er uns sagen könnte, wenn er noch am Leben wäre. Thérèse könnte es ebenfalls wissen, ohne sich dessen bewusst zu sein. Vielleicht hat man sie deshalb entführt. Den Versuch ist es jedenfalls wert.« Er schaltete ab.

Allein in dem abgedunkelten Zimmer lauschte er auf das Pochen der Regentropfen und das Quietschen der Reifen drunten auf der nassen Straße. Seine Gedanken wanderten zu einem Meuchelmörder, einem General und einer Gruppe baskischer Fanatiker, die vielleicht aufs Neue in Aktion getreten waren. Fanatiker mit einem Ziel. Tief beunruhigt, fragte er sich, wo sie das nächste Mal zuschlagen würden und ob Thérèse Chambord noch am Leben war.

8

Die hypnotischen Rhythmen einer klassischen indischen Raga-Melodie hingen in der heißen, schwülen Luft, kaum gedämpft von den dicken Teppichen und Wandbehängen in Mauritanias Wohnung. Er selbst wiegte sich im Lotussitz in der exakten Mitte des Raums wie ein Buddha zu den sanften, aber durchdringenden Klängen. Seine Augen waren geschlossen, und ein beseligtes Lächeln spielte um seine Lippen. Den missbilligenden Blick von Abu Auda, der gerade eingetreten war, fühlte er eher, als dass er ihn sah.

»*Salaam aleikum.*« Mauritanias Augen blieben geschlossen, als er seinen Besucher begrüßte, ohne seine schwankende Hin- und Herbewegung einzustellen. »Verzeihen Sie, Abu Auda, das ist mein einziges Laster. Der klassische indische Raga war, schon lange bevor die Europäer das entwickelt haben, was *sie* als klassische Musik bezeichnen, Bestandteil einer hoch entwickelten Kultur. Das bereitet mir fast ebenso viel Vergnügen wie der Raga selbst. Meinen Sie, Allah wird mir das und meinen Hochmut verzeihen?«

»Besser Allah als ich. Für mich ist es bloß Lärm, der mich ablenkt.« Der hünenhaft gebaute Abu Auda schnaubte geringschätzig. Er trug immer noch den wallenden weißen Umhang und die goldgesäumte Kaffiyeh, die er in dem Taxi getragen hatte, als Hauptmann Bonnard ihm die Aufzeichnungen des toten Laborassistenten übergeben hatte. Leider war der Umhang inzwischen von zu vielen in Paris verbrachten Tagen schmutzig und vom Regen durchnässt. Und keine seiner Frauen war in Paris, die für ihn hätte sorgen können, was äußerst lästig war, sich aber nicht ändern ließ. Er schob seine Kaffiyeh zurück, und sein langes schwarzes Gesicht mit dem kantigen Kinn, der kleinen, geraden Nase und den vollen

Lippen wurde sichtbar. »Wollen Sie meinen Bericht hören, oder werden Sie weiterhin meine Zeit vergeuden?«

Mauritania schmunzelte und schlug die Augen auf. »Unbedingt Ihren Bericht. Allah möge mir vergeben, aber Sie werden das ja nicht, oder?«

»Allah hat mehr Zeit als wir«, erwiderte Abu Auda, ohne auch nur die Andeutung eines Lächelns.

»Ja, allerdings, Abu Auda, allerdings. Dann wollen wir uns diesen ach so wichtigen Bericht anhören, ja?« Mauritanias Augen blitzten amüsiert, aber darunter war ein stählernes Glitzern zu erkennen, das seinen Besucher dazu veranlasste, mit Klagen aufzuhören und zur Sache zu kommen.

»Mein Beobachter am Pasteur-Institut meldet, dass Ihre Person, dieser Smith, dort erschienen ist«, erklärte Abu Auda. »Smith hat mit Dr. Michael Kerns gesprochen, allem Anschein nach einem alten Kameraden von ihm. Mein Mann konnte nur einen Teil des Gesprächs mithören, als sie von Zellerbach redeten. Anschließend hat Smith das Pasteur verlassen, in einem kleinen Café ein Bier getrunken und dann die Metro genommen, wo unser jämmerlicher Schwachkopf ihn verloren hat.«

Mauritania fiel ihm ins Wort. »Hat er Smith verloren, oder hat Smith ihn ausgetrickst?«

Abu Auda zuckte die Schultern. »Ich war nicht dabei. Er hat etwas Seltsames berichtet. Smith schien ziellos herumzugehen, bis er an eine Buchhandlung kam, wo er eine Weile stehen blieb, dann plötzlich lächelte, sich abwandte und in einer Metrostation verschwand.«

»Ah?« Mauritanias blaue Augen wurden heller. »So, als ob er vielleicht bemerkt hätte, dass er beim Verlassen des Pasteur beobachtet wurde?«

Die grünbraunen Augen blitzten. »Ich würde mehr wissen, wenn dieser Idiot ihn nicht an der Metrostation aus den Augen verloren hätte. Er hat zu lange gewartet, um ihm nach unten zu

folgen. Bei Allah, dafür wird er mir bezahlen!«

Mauritanias Gesichtszüge verfinsterten sich. »Und was dann, Abu?«

»Wir haben Smith erst heute Abend wieder entdeckt, als er an der Wohnung der Tochter auftauchte. Unser Mann dort hat ihn gesehen, aber wir glauben nicht, dass Smith das bemerkt hat. Smith war fast eine Viertelstunde in ihrer Wohnung, und dann sind sie zusammen mit dem Aufzug heruntergefahren. Als sie ins Freie trat, haben vier Mann sie angegriffen. Ah, das war hervorragende Arbeit! Wollte Allah, dass das unsere Leute gewesen wären. Sie haben Smith zuerst von der Frau getrennt, indem sie ihn hinter der Tür festhielten, und haben die Frau weggeschleppt. Bis Smith sich gefasst hatte und die Verfolgung aufnahm, hatten sie die Frau bereits im Wagen, obwohl sie sich heftig gewehrt hat. Er hat einen der Männer getötet, aber die übrigen sind entkommen. Smith hat den Toten gründlich untersucht, seine Pistole an sich genommen und ist verschwunden, ehe die Polizei eintraf. Er hat an einem Hotel in der Nähe ein Taxi gefunden. Unser Mann hat ihn bis zu den Champs Élysées verfolgt, wo er ihn ebenfalls verloren hat.«

Mauritania nickte beinahe zufrieden. »Dieser Smith will nichts mit der Polizei zu tun haben, achtet argwöhnisch darauf, ob er verfolgt wird, versteht es, einen Beschatter abzuschütteln, gerät nicht aus der Fassung, wenn er angegriffen wird und kann mit einer Pistole umgehen. Ich würde sagen, unser Dr. Smith ist mehr, als er zu sein vorgibt, mehr als wir vermutet haben.«

»Jedenfalls verfügt er über militärische Ausbildung. Aber ist Smith unsere Hauptsorge? Was ist mit der Tochter? Und was mit den fünf Männern, denn in dem Wagen muss ja schließlich auch noch ein Fahrer gesessen haben? Waren Sie nicht, bevor das geschehen ist, wegen der Tochter beunruhigt? Jetzt haben Leute sie entführt, die wir nicht kennen und die sichtlich erfahren und gut ausgebildet sind. Das ist doch alarmierend. Was wollen diese Leute? Wer sind sie? Und stellen sie eine

Gefahr für uns dar?«

Mauritania lächelte. »Allah hat Ihren Wunsch erfüllt. Es sind unsere Leute. Es freut mich, dass Sie von ihrem Geschick beeindruckt sind. Offensichtlich war es klug von mir, diese Leute zu engagieren.«

Abu Auda runzelte die Stirn, seine Augen wurden stechend. »Das haben Sie mir nicht gesagt.«

»Sagt der Berg dem Wind alles? Es bestand keine Notwendigkeit, dass Sie es wissen.«

»Es gibt Elemente, denen selbst der Wind nicht trotzen kann.«

»Beruhigen Sie sich, Abu Auda. Das hat nichts mit Ihnen zu tun. Wir haben lange, gut und in Ehren zusammengearbeitet, und jetzt sind wir endlich in der Lage, der Welt die Wahrheiten des Islam vor Augen zu führen. Wem sonst würde ich wohl anvertrauen wollen, was ich weiß? Aber wenn Sie über diese Männer, die ich engagiert hatte, informiert gewesen wären, hätten Sie doch sicherlich mit von der Partie sein wollen. Hätten mit diesen Männern arbeiten wollen, nicht mit mir. Und wie Sie sehr wohl wissen, brauche ich Sie.«

Abu Audas Züge glätteten sich. »Sie haben wahrscheinlich Recht«, meinte er dann, nur teilweise versöhnt.

»Gut. Natürlich habe ich Recht. Kommen wir wieder zu dem Amerikaner, diesem Jon Smith. Wenn Hauptmann Bonnard Recht hat, dann gehört dieser Smith zu keinem der uns bekannten Geheimdienste. Für wen genau arbeitet er also?«

»Könnte es sein, dass unsere neuen Verbündeten ihn geschickt haben? Gibt es da vielleicht irgendeinen neuen Plan, den sie uns nicht mitteilen wollten? Ich traue diesen Leuten nicht.«

»Sie trauen auch Ihrem Hund und Ihren Frauen und Ihrer Großmutter nicht.« Mauritania lächelte versonnen und lauschte seiner Musik. Er schloss einen Moment lang die Augen, als der

Raga-Rhythmus schneller wurde. »Aber Sie haben natürlich Recht, wenn Sie vorsichtig sind. Verrat ist immer möglich, häufig sogar unvermeidlich. Verschlagenheit und Raffinesse ist nichts, worauf bloß raffinierte Fulani aus der Wüste ein Monopol haben.«

»Da ist noch etwas«, fuhr Abu Auda fort, als ob er die Bemerkung nicht gehört hätte. »Der Mann, den ich darauf angesetzt habe, das Pasteur-Institut zu beobachten, sagt, er sei sich zwar nicht sicher, aber da könnte noch jemand gewesen sein, der nicht nur Smith, sondern auch *ihn* beobachtet habe. Eine Frau. Dunkelhaarig, jung, aber unattraktiv und ärmlich gekleidet.«

Mauritanias blaue Augen öffneten sich weit. »Smith *und* unseren Mann beobachtet? Und er hat keine Ahnung, wer die Frau war?«

»Nein.«

Mauritania erhob sich. »Es ist Zeit, Paris zu verlassen.«

Das verblüffte Abu Auda. »Ich mag hier nicht weggehen, ohne mehr über Smith und diese unbekannte Frau zu wissen, die uns beobachtet.«

»Wir haben doch damit gerechnet, dass man auf uns aufmerksam wird, oder nicht? Wir werden selbst beobachten und vorsichtig sein, aber wir müssen in Bewegung bleiben. Das ist die beste Verteidigung.«

Abu Auda lächelte und zeigte dabei zwei Reihen blendend weißer Zähne. »Sie klingen selbst wie ein Wüstenkrieger. Vielleicht lernen Sie nach all den Jahren noch Neues dazu.«

»Ein Kompliment, Abu?« Mauritania lachte. »Ich fühle mich geehrt. Machen Sie sich wegen Smith keine Sorgen. Wir wissen genug, und wenn er tatsächlich hinter uns her ist, werden wir uns auf unsere Art um ihn kümmern. Berichten Sie unseren Freunden, dass uns Paris zu voll geworden ist und dass wir deshalb vorzeitig abreisen. Möglicherweise werden wir

unseren Zeitplan verkürzen müssen. Und zwar ab sofort.«

Der hünenhafte Wüstenkrieger nickte, als er Mauritania nach draußen folgte. Seine Füße schienen dabei den Teppich kaum zu berühren, seine Schritte waren völlig lautlos.

Folsom, Kalifornien

Der Angriff begann um 6 Uhr morgens in der Zentrale des California Independent System Operator (Cal-ISO) in der kleinen Gefängnisstadt Folsom, östlich von Sacramento. Cal-ISO war ein wichtiger Bestandteil des Energieversorgungssystems des Staates Kalifornien und für die Verteilung der Elektrizität im ganzen Bundesstaat von entscheidender Bedeutung. Obwohl es Mai war, begannen die Kalifornier sich bereits Sorgen zu machen, dass es im Sommer wieder zu größeren Black-outs kommen würde.

Einer der Techniker starrte auf die Anzeigetafeln, die den Zustand des großen Energiegittersystems widerspiegelten.

»Du großer Gott«, hauchte er.

»Was ist denn?« Betsy Tedesco sah zu ihm hinüber.

»Die Zahlen stürzen ab. Wie im Sturzflug! In die Scheiße!«

»Was soll das heißen?«

»Das ist viel zu viel und geht zu schnell. Das Gitter wird zusammenbrechen! Sag Harry Bescheid!«

Arlington, Virginia

In einer Geheimanlage auf der Washington gegenüberliegenden Seite des Potomac gelangten die Computerspezialisten eines Eliteteams des FBI schnell zu dem Schluss, dass die Katastrophe das Werk eines Hackers war, ohne

allerdings gleich feststellen zu können, aus welchem Land der Angriff erfolgt war. Jetzt mühten sie sich gemeinsam ab, das kalifornische Energienetz wieder online zu bringen und das Wirken des Hackers ungeschehen zu machen. Aber sie sollten bald feststellen, dass es dafür bereits zu spät war.

Der Hacker hatte ein Softwarepaket geschrieben, das es ihm ermöglichte, die gemeinhin als unüberwindbar geltenden Firewalls niederzureißen, die üblicherweise die empfindlichsten Bestandteile des Cal-ISO-Energiesystems schützten. Es war ihm gelungen, alle in die Schutzprogramme eingebauten Stolperdrähte zu vermeiden, die sicherstellen sollten, dass bei einem unbefugten Zugriff sofort das Sicherheitspersonal verständigt wurde. Und darüber hinaus hatte er es geschafft, ungehindert sämtliche Stationen zu passieren, die derartige Eindringlinge zumindest registrieren sollten.

Als ihm all das gelungen war, hatte sich der sichtlich außerordentlich begabte Hacker zu einem Energieversorger nach dem anderen Zugriff verschafft – schließlich waren die Computer von Cal-ISO Teil eines Systems, das die Elektrizitätsströme im ganzen Bundesstaat regulierte. Darüber hinaus war das kalifornische System mit dem Energiegitter der gesamten westlichen Vereinigten Staaten verbunden. Der Eindringling hatte sich mit phänomenaler Geschwindigkeit von einem System zum anderen durchgehackt – eine Leistung, die jedem, der das Ergebnis nicht persönlich vor Augen hatte, völlig unglaublich erschien.

Beleuchtung, Herde, Klimaanlagen, Heizgeräte, Registrierkassen, Computer, Geldautomaten, Atemgeräte – alles Maschinen vom höchsten Luxus bis zum Lebenswichtigen, solange sie nur Elektrizität benötigten – gaben den Geist auf, als jegliche Stromversorgung nach Seattle, San Francisco, Los Angeles, San Diego und Denver plötzlich aussetzte.

Außerhalb von Reno, Nevada

Ricky Hitomis zerbeulter alter Chrysler Imperial bebte vom Gelächter und den schrillen Schreien seiner fünf besten Freunde, als er über die ländliche Asphaltstraße durch die Nacht brauste. Sie waren im Haus seiner Freundin Janis Borotra zusammengekommen und hatten dort in der Scheune ein paar Joints geraucht, ehe sie sich alle in Rickys Klapperkiste gezwängt hatten. Jetzt war ihr nächstes Ziel Justin Harleys Haus, wo die Party weitergehen sollte. Alle besuchten sie die Abschlussklasse der Highschool und würden in einer Woche ihre Schlussprüfung ablegen.

Von dem, was sie geraucht hatten, voll gedröhnt und nichts anderes als Partyspaß im Kopf, hörte oder sah keiner von ihnen den in der Ferne heranbrausenden Güterzug. Ebenso wenig fiel ihnen auf, dass die Schranke an der Kreuzung noch oben war, die Warnlampen dunkel und die Alarmglocken verstummt. Als Janis schließlich das Pfeifen des heranbrausenden Zugs und das Kreischen seiner Bremsen hörte, schrie sie Ricky erschreckt an. Es war zu spät. Ricky raste bereits über die Gleise.

Der Güterzug prallte auf den Chrysler und schleppte ihn und ihre zur Unkenntlichkeit zerquetschten Körper eine Meile weit, ehe er schließlich zum Stehen kam.

Arlington, Virginia

In der Computerstation am anderen Ufer des Potomac breitete sich allmählich Panik aus. Noch vor einem Jahrzehnt waren das Telefonnetz der Nation, die Energiegitter und die Notrufsysteme von Polizei und Feuerwehr jeweils separate Systeme gewesen, individuell und einmalig. Es war möglich, sich zu ihnen Zugang zu verschaffen, aber nur unter großen Schwierigkeiten und nur für einen äußerst geschickten Hacker, und auch der konnte nicht ohne weiteres von einem System zum anderen wandern.

Aber im Zuge der Deregulierung hatte sich das alles

geändert. Heute existierten hunderte von neuen Stromversorgungsgesellschaften, teils solche, die den Strom selbst erzeugten, teils welche, die nur mit ihm handelten, und alles war durch die Vielzahl von Telefongesellschaften miteinander verknüpft, deren Verbindungsnetze ebenfalls eine Folge der Deregulierung waren. Diese gewaltige Zahl elektronisch vernetzter Einheiten erinnerte stark an das Internet, und das bedeutete, dass ein Hacker der Meisterklasse ein System als Tür zum nächsten benutzen konnte.

Von der Geschicklichkeit und dem Tempo des Hackers besiegt, sahen die FBI-Experten hilflos zu, wie – bildlich gesprochen – ein Schalter nach dem anderen umgelegt wurde und das Unheil seinen Lauf nahm. Das Tempo, mit dem Firewalls durchbrochen und Codes geknackt wurden, erfüllte sie mit Entsetzen. Aber das Allerschlimmste an dem Albtraum war, wie schnell der Hacker seinen Zugangscode anpassen konnte. Tatsächlich hatte es beinahe den Anschein, als würde sich sein Code durch ihre Gegenwehr weiterentwickeln. Je mehr sie gegen ihn und seinen Computer ankämpften, desto raffinierter reagierte sein Computer. Sie hatten so etwas noch nie gesehen. Es war unmöglich … erschreckend. Eine Maschine, die imstande war, zu lernen und sich weiterzuentwickeln – und dies wesentlich schneller als ein menschlicher Gedanke.

Denver, Colorado

In ihrem Penthouse ganz oben auf dem exklusiven Aspen-Towers-Apartmentgebäude feierte Carolyn Helms, Gründerin und Chefin von Saddle Leather Cosmetics for Western Men im intimen Kreis ihrer engsten Kollegen Geburtstag – ihren zweiundvierzigsten. Für sie war das ein freudiges Ereignis. Sie hatte sehr viel Geld verdient und empfand sich und ihre engsten Mitarbeiter als ein erstklassiges Team, dem eine große und noch wesentlich lukrativere Zukunft bevorstand.

Gerade als ihr langjähriger enger Freund und stellvertretender

Geschäftsführer George Harvey zum dritten Mal einen Toast auf sie ausbrachte, stöhnte sie laut, griff sich ans Herz und brach zusammen. George kniete sofort neben ihr nieder und tastete nach ihrem Puls; die Finanzchefin der Firma, Hetty Sykes, rief den Notarzt. George massierte die Herzgegend.

Das Sanitäterteam der Feuerwehr von Denver traf binnen vier Minuten ein. Aber in dem Augenblick, in dem sie in das Gebäude rannten, gingen sämtliche Lichter aus, und die Aufzüge blieben stehen. Das Gebäude lag in völliger Dunkelheit.

Und soweit sie sehen konnten, nicht nur das Gebäude, sondern die ganze Stadt. Sie suchten nach der Treppe, und begannen den langen Aufstieg ins einundzwanzigste Stockwerk. Als sie oben eintrafen, war Carolyn Helms tot.

Arlington, Virginia

In dem geheimen Hauptquartier der Abteilung für Computerkriminalität in Virginia klingelten die Telefone.

Los Angeles: »Was zum Teufel ist da passiert?«

Chicago: »Können Sie das in Ordnung bringen? Sind wir die Nächsten?«

Detroit: »Wer steckt dahinter? Seht zu, dass Ihr das schleunigst herausbekommt, klar? Bei uns darf so etwas nicht passieren!«

Einer der FBI-Spezialisten schrie in den Raum: »Die Hauptattacke kam über einen Server in Santa Clara, Kalifornien. Ich peile zurück!«

Bitterrout Mountains an der Grenze zwischen Montana und Idaho

Eine Cessna, die eine Gruppe Jäger mit ihrem Fleisch und ihren Trophäen nach Hause brachte, landete exakt zwischen der Doppelreihe aus blauen Lichtern, die die Landepiste des

ländlichen Flughafens markierten. Die Cessna bog ab und rollte auf eine beleuchtete Wellblechbaracke zu, wo die Jäger heißer Kaffee und Bourbon erwartete. In der Kabine des kleinen Flugzeugs rissen die Jäger Witze und prahlten mit ihren weidmännischen Leistungen, als der Pilot plötzlich eine Verwünschung ausstieß.

»Was in drei Teufelsnamen …?«

Soweit ihre Augen reichten, waren plötzlich sämtliche Lichter ausgegangen … auf der Piste, in dem kleinen Flughafengebäude, der Wellblechhütte, den Werkstätten und Garagen. Lärm war zu hören, den die Motoren ihrer eigenen Maschine teilweise übertönten. Und dann sahen sie es: Eine zur Landung ansetzende Piper Cub, die einem Buschpiloten gehörte, war in der Dunkelheit vom Kurs abgekommen. Der Pilot der Cessna zerrte an seinem Knüppel, aber die Piper war so schnell, dass ein Entkommen unmöglich war.

Beim Aufprall verwandelte sich die Piper in einen riesigen Feuerball, der sofort die Cessna erfasste. Niemand überlebte.

Arlington, Virginia

Ein Dutzend FBI-Computerspezialisten mühten sich ab, die Attacke auf Cal-ISO zu analysieren, und suchten nach Spuren des Hackers. Wie gebannt hingen die Computerdetektive an ihren Bildschirmen und sahen zu, wie die modernste Software, die ihnen zur Verfügung stand, nach Fuß- und Fingerabdrücken fahndete – der Spur, wie sie Hacker jeder Art unweigerlich hinterließen. Aber solche Spuren gab es nicht.

Während sie sich noch abmühten, hatten sie plötzlich und ohne jede Vorankündigung wieder Strom. Das FBI-Team starrte ungläubig auf die Monitore, als der gewaltige Komplex aus Kraftwerken und Fernleitungen der westlichen Staaten pulsierend zum Leben erwachte. Erleichterung verbreitete sich im Raum.

Plötzlich stieß der Teamleiter eine laute Verwünschung aus. »Jetzt hackt sich dieser Mistkerl in ein System von Telekommunikationssatelliten!«

Paris
Mittwoch, 7. Mai

Ein lautes Summen riss Smith aus einem sofort vergessenen Traum. Er griff nach der Sig Sauer unter dem Kissen und setzte sich auf, war in dem stockdunklen, von fremdartigen Gerüchen und undefinierbaren Schatten erfüllten Zimmer sofort hellwach. Draußen plätscherte leise der Regen. Graues Licht drang durch die Vorhänge ins Zimmer. Wo war er? Und dann wurde ihm bewusst, dass das Summen von seinem Handy aus ging, das auf dem Nachttisch lag. Natürlich, er befand sich in seinem Hotelzimmer, unweit des Boulevard Saint-Germain.

»Verdammt.« Er griff nach dem Telefon. Es gab nur einen Menschen, der ihn um diese Stunde anrufen würde. »Ich hatte gedacht, ich sollte mich schlafen legen«, beklagte er sich.

»Covert-One schläft nie, und außerdem arbeiten wir nach Washingtoner Zeit. Hier ist es gerade Abend«, ließ Fred Klein ihn wissen. Dann wurde seine Stimme ernst. »Ich habe schlechte Nachrichten. Wie es aussieht, war das, was in Diego Garcia passiert ist, keine kleine Panne und auch keine atmosphärische Anomalie. Wir sind erneut getroffen worden.«

Smith hatte bereits vergessen, wie unsanft Klein ihn geweckt hatte. »Wann?«

»Es läuft immer noch.« Er berichtete Smith, was seit dem Ausfall von Cal-ISO geschehen war. »Fünf junge Leute in Nevada sind tot. Ein Güterzug hat ihren Wagen erfasst, weil das Schrankensignal ausgefallen war. Ich habe hier einen ganzen Stapel Notizen über Zivilisten, die wegen des Blackouts verletzt oder getötet wurden. Und das waren bestimmt noch nicht die Letzten.«

Smith überlegte. »Konnte das FBI feststellen, woher der Angriff kommt?«

»Nein. Der Hacker hat so schnell reagiert, dass man annehmen muss, dass sein Computer lern- und entwicklungsfähig ist.«

Jon hatte das Gefühl, eine schwere Last würde sich auf seine Brust legen. »Ein Molekularcomputer. Das kann gar nichts anderes sein. Und die haben jemanden, der damit umgehen kann. Lassen Sie überprüfen, ob irgendwelche Computerhacker verschwunden sind. Setzen Sie die anderen Agenturen ein.«

»Ist bereits geschehen.«

»Was ist mit Chambord und seiner Tochter? Haben Sie etwas für mich?«

»Liegt vor mir. Sein Lebenslauf, aber damit werden Sie nicht viel anfangen können.«

»Vielleicht haben Sie etwas übersehen. Geben Sie mir die wichtigsten Punkte.«

»Na schön. Er ist in Paris geboren. Sein Vater war Offizier bei der französischen Fallschirmjägertruppe und ist bei der Belagerung von Dien Bien Phu gefallen. Seine Mutter war Algerierin und hat ihn alleine aufgezogen. Er hat bereits in früher Jugend besondere Begabung für Mathematik und Chemie erkennen lassen und Stipendien für die besten Schulen Frankreichs bekommen. Promoviert hat er am Cal.Tech und anschließend in Stanford gearbeitet, unter dem führenden Genetiker, den die damals hatten, und später am Pasteur-Institut. Anschließend hatte er Positionen in Tokio, Prag, Marokko und Kairo inne und ist dann schließlich vor zehn Jahren ans Pasteur zurückgekehrt. Was sein persönliches Leben angeht, hat seine Mutter ihn als Muslim erzogen, aber er hat als Erwachsener nur wenig Interesse an Religion gezeigt. Seine Hobbys waren Segeln, Single Malt Scotch Whisky, lange Fußmärsche auf dem Land und das Glücksspiel, hauptsächlich Roulette und Poker. Klingt nicht sehr nach Islam, oder? Hilft

Ihnen das weiter?«

Smith überlegte. »Chambord war also jemand, der durchaus Risiken eingeht, aber keine extremen. Er hatte es gern, sich dann und wann zu entspannen, und was ich da höre, klingt mir auch danach, dass er gelegentlich ein wenig unruhig war. Jedenfalls hatte er nicht das Bedürfnis nach Stabilität und Gleichförmigkeit, wie man es so häufig bei Wissenschaftlern findet. Und er muss auf sein eigenes Urteil vertraut haben und nicht gerade sesshaft gewesen sein. Alles genau die Eigenschaften, die man bei einem Forscher erwartet. Wir wissen ja schon, dass er nicht gerade ein Mensch war, der sich streng an Vorschriften und Regeln hielt. Passt alles zusammen. Und wie steht es mit der Tochter? Ist sie derselbe Typ wie ihr Vater?«

»Ein Einzelkind, dem Vater ziemlich nahe stehend, ganz besonders seit dem Tod ihrer Mutter. Ebenfalls Stipendien wie ihr Vater, aber der brillante Verstand, der ihren Vater auszeichnete, hat sich bei ihr nicht so früh gezeigt. Und als sie um die zwanzig war, hat sie der Bazillus der Schauspielerei erwischt. Sie hat in Paris, London und New York studiert und dann in französischen Provinzstädten gearbeitet, bis sie schließlich ihren Durchbruch in Paris schaffte. Ich würde sagen, ihre Persönlichkeit ist der ihres Vaters ziemlich ähnlich. Nicht verheiratet, anscheinend auch nie verlobt. Sie soll gesagt haben: ›Mir ist meine Arbeit zu wichtig, um mich an jemanden zu binden, der nicht Schauspieler ist, und Schauspieler sind mir zu große Egoisten und wahrscheinlich auch nicht stabil, so wie vermutlich auch ich.‹ Das ist durch und durch Chambord – bescheiden, realistisch. Sie hatte eine Menge Bewunderer und Freunde. Sie wissen ja, wie das so ist.«

Smith musste in seinem dunklen Zimmer über Kleins Prüderie lächeln. Das war eine der Eigentümlichkeiten dieses Mannes. Klein hatte so ziemlich alles erlebt, was man erleben konnte, und war durch und durch tolerant, aber brachte nie ein Wort über die Lippen, das sich irgendwie auf das Sexual-

verhalten von Menschen bezog – was nicht hieß, dass er nicht jederzeit bereit gewesen wäre, eine Agentin hinauszuschicken, um eine Zielperson zu verführen, falls das notwendig war, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen.

»Das deckt sich ganz mit meinem Urteil über sie«, bestätigte ihm Smith. »Was zu all dem nicht passt, ist, dass man sie entführt hat. Ich habe darüber nachgedacht, ob sie wohl imstande wäre, den Prototyp eines DNS-Computers zu bedienen. Wenn sie jahrelang nicht mehr wissenschaftlich tätig war und ihren Vater seit Monaten nicht mehr gesehen hat, was wollten die dann von ihr?«

»Ich bin nicht si …« Kleins Stimme verstummte plötzlich, riss mitten im Wort ab.

Das Schweigen hallte förmlich in Smith' Ohr. »Chief?«, fragte er verblüfft. »Chief? Hallo! Fred, können Sie mich hören?«

Aber da war kein Wählton, kein Summen, kein Besetztzeichen. Smith nahm das Handy vom Ohr und untersuchte es. Die Batterie war intakt. Voll geladen. Er schaltete ab, schaltete wieder ein und wählte Kleins Nummer bei Covert-One in Washington D. C.

Stille. Wieder kein Wählton. Kein Rauschen. Gar nichts. Was war geschehen? Covert-One verfügte über zahlreiche Notsysteme für den Fall eines Energieausfalls, feindliche Einwirkung, den Ausfall eines Satelliten, Störungen durch Sonnenflecken. Für alles und jedes. Außerdem war die Verbindung über das streng geheime Kommunikationssystem der US Army in Fort Meade, Maryland, geschaltet. Aber nichts als Schweigen.

Als er ein paar weitere Nummern angewählt hatte und ebenfalls nicht durchgekommen war, schaltete er seinen Laptop ein und verfasste eine harmlos klingende E-Mail: »Wetter ändert sich plötzlich. Donner und Blitze sind so laut, dass man die eigene Stimme nicht hören kann. Wie ist es bei euch?«

Als er die Mail abgeschickt hatte, zog er die Vorhänge auf und öffnete die Läden. Sofort drang der frische Duft der vom Regen sauber gewaschenen Stadt in das Zimmer, und der weißliche Schimmer der frühen Morgendämmerung lieferte einen dramatischen Hintergrund für die Skyline der Stadt. Am liebsten wäre er stehen geblieben und hätte die Aussicht genossen, aber dafür beschäftigten ihn zu viele Dinge. Er schlüpfte in seinen Bademantel, steckte die Sig Sauer in die Tasche, kehrte zu seinem Computer zurück und setzte sich an den Schreibtisch. Eine Fehlermeldung starrte ihn vom Bildschirm an. Der Server war ausgefallen.

Er schüttelte den Kopf, nahm sein Handy und wählte besorgt erneut. Stille. Er lehnte sich zurück, und sein Blick wanderte unruhig durch das Zimmer, bis er wieder den Bildschirm erfasste.

Diego Garcia.

Das Energiegitter der westlichen USA.

Und jetzt das ultrageheime, ultrasichere drahtlose Kommunikationsnetz des amerikanischen Militärs.

Alles war ausgefallen. Warum? Die ersten Salven der Leute, die über Chambords DNS-Computer verfügten? Tests, um sicherzustellen, dass der Computer funktionierte und dass sie, wer auch immer »sie« waren, die Maschine auch bedienen konnten? Oder hatte vielleicht, und das wäre dann Glück gewesen, ein ausnehmend begabter Hacker mit einem ganz gewöhnlichen Siliziumcomputer diesen Ausfall verursacht?

Yeah. Das wäre schön.

Wenn die Leute, die den DNS-Computer in ihren Besitz gebracht hatten, ihm gegenüber Argwohn empfanden, würden sie vielleicht imstande sein, ihn hier durch sein Handygespräch mit Fred Klein anzupeilen.

Er sprang auf, zog sich an und warf Kleidungsstücke in seine Reisetasche. Er packte seinen Laptop wieder ein, steckte die

Sig Sauer ins Halfter und hastete mit der Tasche in der Hand die Treppe hinunter. Aufmerksam lauschend, sah er sich sorgfältig um, aber nirgends waren Anzeichen dafür zu hören, dass jemand in dem Hotel schon so früh wach war. Er eilte an der verlassenen Empfangstheke vorbei und zur Tür hinaus. Paris begann allmählich zu erwachen. Schnell schritt er über die schmale Nebenstraße, musterte jede Tür, studierte die dunklen Fenster, die ihn wie die hundert Augen des Argus beobachteten, und mischte sich schließlich unter die wenigen Fußgänger auf dem Boulevard Saint-Germain.

Gleich darauf konnte er einen verschlafenen Taxifahrer dazu bewegen, ihn zum Gare du Nord zu bringen, wo er seinen Koffer und seinen Laptop in der Gepäckabgabe deponierte. Immer noch sorgfältig seine Umgebung beobachtend, nahm er sich ein anderes Taxi und fuhr damit zum Pompidou-Hospital, um Marty zu besuchen. Sobald die Funkverbindung wieder funktionierte, würde Fred Klein sich bei ihm melden, dessen war er sich ganz sicher.

9

Mit ihren abgetretenen flachen Schuhen und ihrer schäbigen Kleidung ging die dunkelhaarige Frau verschüchtert durch die exotischen Pariser Straßen, die zu dieser frühen Morgenstunde von den Gerüchen Nordafrikas und des Nahen Ostens erfüllt waren.

Als sie aufblickte, verließ Mauritania gerade den Eingangsbereich seines Hauses. Der schmächtige Terrorist trug einen weiten Regenmantel und beigefarbene Cordhosen und sah damit wie jeder beliebige Pariser Arbeiter aus. Er warf der Frau einen Blick zu, einen Blick aus Adleraugen, wie man ihn sich in zwei stets auf der Flucht verbrachten Jahrzehnten angewöhnt. Diesem Blick entging nur wenig. Da ihre Kleidung angemessen verwaschen, aber sorgfältig gepflegt war, ihre Schuhe von einem billigen Schuhmacher geflickt und die abgetragene Handtasche eher zu einer Frau passte, die dreimal so alt war wie sie, ganz so wie man das bei einer jungen, aber verängstigten Seele erwartete, war Mauritania beruhigt. In der für ihn typischen vorsichtigen Art bog er um ein paar Ecken und kehrte schließlich an seinen Ausgangspunkt zurück, aber die Frau tauchte nicht wieder auf. Befriedigt ging er die Stufen zur Metrostation hinunter.

Die Frau war Mauritania während dessen ersten Manövern gefolgt, bis sie sicher war, dass er lange genug weg sein würde, um ihr Gelegenheit zu geben, das zu tun, was sie tun wollte. Schließlich eilte sie zu seinem Wohnhaus zurück, wo hinter den Fenstern kein Licht brannte und man auch keinerlei Anzeichen irgendwelcher Aktivität erkennen konnte. Mit ein paar geschickten Handgriffen verschaffte sie sich Zugang durch die versperrte Haustür und stieg dann die Treppe zu dem Apartment im zweiten Stock hinauf, wo Mauritania wohnte;

auch dort knackte sie das Schloss der Tür.

Der Raum, den sie betrat, wirkte auf sie zuerst wie ein Zelt in den Wüsten Arabiens oder im heißen Sand der Sahara. Sie hatte das Gefühl, als würden sich die Teppiche unter ihren Füßen bewegen, als lägen sie tatsächlich auf Sand. Teppiche an den Wänden und der Decke drohten sie zu ersticken, und die Teppiche, mit denen die Fenster verhängt waren, erklärten ihr, weshalb deren Scheiben Tag und Nacht dunkel blieben. Verblüfft stand sie ein paar Augenblicke reglos da und nahm die ganze Umgebung in sich auf, bis sie schließlich den Kopf schüttelte und sich an die Arbeit machte. Sie lauschte noch einmal, um sich zu vergewissern, dass sie alleine war, und durchsuchte dann methodisch jeden Zentimeter von Mauritanias Räumen.

*

Im Pompidou-Hospital saß Smith neben dem immer noch bewusstlosen Marty, der klein und zerbrechlich im gedämpften Licht der Intensivstation in seinem Bett lag. Vor dem kleinen Raum hatte sich zu den beiden uniformierten Gendarmen noch ein Mann in Zivil gesellt. Martys Bettlaken waren so glatt, als ob er sich seit Tagen nicht bewegt hätte. Aber das stimmte nicht. Marty bewegte sich gelegentlich selbstständig, und es kamen auch ständig Therapeuten, die mit ihm arbeiteten.

Smith wusste das alles, weil er gleich nach seiner Ankunft einen Blick auf Martys Computerkarte geworfen hatte. Diese Karte zeigte auch, dass sein körperlicher Zustand sich ständig besserte. Tatsächlich würde man Marty aller Wahrscheinlichkeit nach bald aus der Intensivstation verlegen, obwohl er sich immer noch im Koma befand.

»Tag, Marty.« Smith lächelte seinem Freund zu und nahm seine Hand, die sich warm und trocken anfühlte; dann fing er

zu reden an, erzählte aus ihrer Kindheit, den gemeinsam verbrachten Jahren, ihrer Collegezeit. Es war nicht das erste Mal, dass er aus dieser Zeit erzählte, aber diesmal tat er es mit mehr Einzelheiten, denn, wie er so berichtete, gewann die gemeinsame Vergangenheit in seinem eigenen Bewusstsein immer mehr an Gestalt und Farbe. Und während er so plauderte, um die Zeit totzuschlagen und, was wichtiger war, Martys Gehirn anzuregen, kam ihm eine Idee.

»Als wir unser letztes langes Gespräch hatten«, sagte Smith, »warst du noch zu Hause in Washington.« Er studierte die Gesichtszüge des Reglosen. »Ich habe gehört, dass du in ein Flugzeug gestiegen und ganz alleine hierher geflogen bist. Mann, war ich beeindruckt. Das einzige Mal, dass ich dich je dazu bringen konnte, auch nur in die Nähe eines Flugzeugs zu kommen, war, als sich ein paar schießwütige Typen an unsere Fersen geheftet hatten. Erinnerst du dich noch? Und jetzt bist du hier, in Paris.«

Er wartete, hoffte, dass der Name der Stadt eine Reaktion auslösen würde. Aber Martys Gesicht blieb unbewegt.

»Und du hast im Pasteur gearbeitet«, fuhr Smith fort.

Zum ersten Mal nahm er an Marty eine Reaktion wahr, es war, als würde eine Welle von Energie durch ihn pulsen, als er das Wort *Pasteur* hörte. Seine Lider flatterten.

»Ich wette, du fragst dich, wieso ich das alles weiß«, fuhr Smith fort und spürte Hoffnung in sich aufsteigen. »Die Tochter von Émile Chambord …«

Martys Kinn zuckte leicht, als der Name des Wissenschaftlers fiel.

»… hat mir gesagt, dass du völlig unangemeldet im Labor ihres Vaters aufgetaucht bist. Du warst einfach da und hast angeboten mitzuhelfen.«

Martys Lippen bewegten sich, schienen ein Wort bilden zu wollen.

Gespannt beugte Smith sich über ihn. »Was ist, Marty? Ich weiß, du willst mir etwas sagen. Es ist doch wegen des Pasteur und Dr. Chambord, nicht wahr? Versuch es, Marty. *Versuch es.* Sag mir, was geschehen ist. Sag mir etwas über den DNS-Computer. *Du kannst es!*«

Martys Mund öffnete sich, schloss sich aber gleich wieder. Sein pausbäckiges Gesicht rötete sich. Er mühte sich sichtlich ab, Gedanken und Worte zu bilden, und man konnte sehen, wie ihn das am ganzen Körper anstrengte. Smith hatte Ähnliches bei anderen Komaopfern beobachtet. Manchmal wachten sie schnell auf und waren völlig wiederhergestellt; bei anderen war es ein langsamer Wiederaufbauprozess. Für manche war dieser Prozess langsam, für andere schneller, so als würden sie einen Muskel neu trainieren, der lange nicht benutzt und daher geschwächt war.

Und in diesem Augenblick spürte Smith, wie Marty seine Hand drückte. Doch ehe Smith darauf reagieren konnte, wurde Marty wieder ganz schlaff, und sein Gesicht zeigte Erschöpfung. Es war binnen Sekunden vorbei, ein tapferer Kampf, der den Verletzten ganz offensichtlich zu sehr beansprucht hatte. Smith verwünschte im Stillen den Bombenattentäter und die Hintermänner der ganzen Aktion. Und dann hielt er wieder Martys Hand und fing erneut zu reden an. In der antiseptischen Stille des Raums konnte man nur seine leise Stimme und das monotone Klicken und Summen von Maschinen hören und das Blitzen und Blinken von Dioden und Skalen wahrnehmen. Er redete weiter, unablässig, flocht immer wieder die entscheidenden Worte ein: Émile Chambord … Pasteur-Institut …

Eine Frauenstimme hinter ihm unterbrach ihn: »Monsieur Smith?«

Er drehte sich um. »*Oui?*«

Es war die Schwester vom Empfangspult der Intensivstation.

Sie hielt ihm einen schlichten, aber teuer aussehenden weißen Umschlag hin. »Das ist für Sie. Der Brief ist vor kurzem gekommen, aber ich hatte so viel zu tun, dass ich völlig vergaß, dass Sie hier sind. Es tut mir Leid. Wenn es mir eingefallen wäre, hätten Sie selbst mit dem Boten sprechen können. Offenbar wusste der Absender dieses Briefes gar nicht, dass Sie hier sind.«

Smith dankte ihr und nahm den Umschlag. Als sie hinausging, riss er ihn auf. Die Mitteilung war schlicht und sachlich:

Lieutenant Colonel Dr. Smith

General Comte Roland La Porte wird sich heute Morgen in seinem Haus in Paris aufhalten. Er lässt Sie bitten, ihn so bald wie möglich aufzusuchen. Bitte rufen Sie mich unter der folgenden Telefonnummer an und sagen Sie mir, wann Sie kommen können. Ich werde Ihnen dann sagen, wie Sie zum Haus des Generals gelangen.

Capitaine Darius Bonnard.

Adjutant des Generals

Smith erinnerte sich daran, dass General Henze ihm eine Einladung des französischen Generals angekündigt hatte. Diese höfliche Aufforderung musste das sein. Nach dem was Henze gesagt hatte, klang es so, als ob General La Porte sowohl hinsichtlich des Bombenattentats als auch in Bezug auf Émile Chambord mit der örtlichen Polizei und dem Deuxième Bureau in Verbindung stand. Wenn er Glück hatte, würde er nach dem Besuch bei dem General mehr über Dr. Chambord und den geheimnisvollen DNS-Computer wissen.

*

Paris verdankt seinen Glanz zum großen Teil seinen prunkvollen Privatbauten, von denen viele in der Nähe des Boulevard Haussmann hinter alten Bäumen versteckt standen. Eines dieser schönen Häuser gehörte, wie sich herausstellte, General Roland La Porte. Der fünfstöckige Bau mit dem beeindruckenden Säulenportal und den vielen Balustraden und Steinmetzarbeiten sah so aus, als wäre er Anfang des 19. Jahrhunderts erbaut worden, zu einer Zeit, als Baron Georges-Eugene Haussmann sich bemüht hatte, der Stadt imperialen Glanz zu verleihen. In jenen Tagen hätte man das Haus wohl als ein Stadtpalais bezeichnet.

Jon Smith benutzte den altmodischen Türklopfer. Die Tür war schwer und mit Schnitzereien verziert, die Bronzebeschläge blitzten.

Der Mann, der an die Tür kam, trug eine Fallschirmjägeruniform mit den Rangabzeichen eines Hauptmanns und Generalstabsabzeichen. »Sie müssen Lieutenant Colonel Jonathan Smith sein«, stellte er in fast akzentfreiem Englisch fest. »Das ging aber schnell. Bitte, treten Sie ein.« Der Mann war nicht besonders groß, blond und kompakt gebaut, er trat zur Seite und lud Smith mit einer Handbewegung ein hereinzukommen. »Ich bin Darius Bonnard.« Er wirkte sehr geschäftsmäßig und durch und durch wie ein Soldat.

»Vielen Dank, Captain Bonnard. Ich habe angenommen, dass ich Sie hier treffen würde.« Er hatte angerufen und sich von Bonnard den Weg schildern lassen.

»Der General nimmt gerade seinen Kaffee. Er lässt Sie bitten, zu ihm zu kommen.«

Der Hauptmann führte ihn durch eine geräumige Eingangshalle, aus der eine elegante Freitreppe nach oben

führte. Sie passierten einen kurzen Flur, der im gleichen Fleur-delis-Muster wie die Halle tapeziert war. Der Raum, den Smith anschließend betrat, war groß, mit einer hohen Decke, die mit lebensgroßen Nymphen und Cherubim auf hellblauem Hintergrund bemalt war. Vergoldete Säulen und elegante Vertäfelung schmückten die Wände des im Louis-XIV.-Stil möblierten Zimmers. Der Raum wirkte eher wie ein Salon als wie ein Raum, in dem man den Kaffee einnimmt.

Ein hünenhaft gebauter Mann saß am Fenster, die Sonnenstrahlen tanzten um seinen Kopf. Er bedeutete Smith mit einem knappen Kopfnicken, auf einem schlichten Stuhl mit Brokatpolsterung Platz zu nehmen und sagte dann in gutem Englisch, aber mit deutlichem französischen Akzent: »Bitte, nehmen Sie Platz, Colonel Smith. Wie wollen Sie Ihren Kaffee?«

»Mit Sahne und ohne Zucker, Sir, vielen Dank.«

General le Comte Roland La Porte trug einen teuren Straßenanzug, der so manchem Footballstar in den USA zu groß gewesen wäre, an ihm aber perfekt saß. In seiner ganzen Körperfülle wirkte er majestätisch, mit dunklem, dichtem Haar, das er lang und gerade trug wie der junge Napoleon bei der Belagerung von Toulon. Die durchdringenden blauen Augen in seinem breiten Bretonengesicht blickten starr und unbeweglich wie die eines Hais. Insgesamt eine beeindruckende Gestalt.

»Sehr gern«, erwiderte er höflich. Seine gewaltigen Pranken ließen das silberne Kaffeeservice winzig erscheinen, als er Smith den Kaffee in eine Tasse aus Bone-China goss und sie ihm reichte.

»Danke, General.« Smith nahm die Tasse entgegen und sagte ungeniert: »Es ist mir eine hohe Ehre, einen der Helden von Desert Storm persönlich kennen zu lernen. Ihr Flankenmanöver mit den Vierten Dragonern war brillant. Ohne diesen Einsatz hätten die Alliierten nie die linke Flanke sichern können.«

Insgeheim dankte Smith Fred Klein für die detaillierten Informationen, die dieser ihm vor dem Abflug aus Colorado hatte zuteil werden lassen. Während seiner Zeit im Irak war er viel zu sehr damit beschäftigt gewesen, die Verwundeten beider Seiten zusammenzuflicken, als dass er von La Porte gehört hätte, der in jenen Tagen Oberstleutnant gewesen war.

»Waren Sie dort, Colonel?«, fragte der General.

»Yessir. Mit einer Sanitätseinheit.«

»Ah, ja, natürlich.« La Porte lächelte. »Unsere Tanks hatten keinen Tarnanstrich für die irakische Wüste, und deshalb stachen wir Franzosen wie Polarbären vom Hintergrund ab. Aber die Dragoner und ich haben standgehalten, Sand gefressen, wie wir in der Legion sagen, und am Ende Glück gehabt.« Er studierte Smith. »Das verstehen Sie doch alles, nicht wahr? Sie hatten ja Kampferfahrung, oder? Und ein Frontkommando, glaube ich.«

La Porte hatte also seine Leute auf ihn angesetzt, ganz wie General Henze gewarnt hatte. »Nur kurzzeitig, ja. Warum fragen Sie?«

Die starren blauen Augen des Generals fixierten ihn wie einen auf einer Nadel aufgespießten Schmetterling und ließen ihn dann los, immer noch unbewegt, aber mit einem kleinen Lächeln. »Sie müssen mir das nachsehen. Die Eitelkeit eines alten Soldaten. Ich halte mir viel darauf zugute, Menschen beurteilen zu können. Ich habe aus Ihrer Körperhaltung, Ihren Bewegungen, Ihren Augen und der Art und Weise, wie Sie gestern im Pompidou-Hospital gehandelt haben, auf Ihre Ausbildung und Ihre Erfahrung geschlossen.«

La Portes unbewegter Blick schien ihn zu schälen wie eine Zwiebel. »Diese Kombination aus ärztlicher und wissenschaftlicher Erfahrung und dem Geschick und dem Mut eines Soldaten sind ungewöhnlich.«

»Sie sind sehr liebenswürdig, General.« Und neugierig auch,

aber, wie General Henze gesagt hatte, La Porte argwöhnte, dass sich irgendetwas zusammenbraute, worüber er nicht informiert war, und musste schließlich die Interessen seines Landes schützen.

»Jetzt zu wichtigeren Dingen. Hat sich der Zustand Ihres Freundes im Krankenhaus schon gebessert?«

»Bis jetzt nicht, General.«

»Und wie lautet Ihre ehrliche Prognose?«

»Als Freund oder als Arzt?«

Zwischen den harten Augen des Generals bildete sich eine winzige Furche. Er hatte nichts für Wortklauberei übrig. »Als Freund *und* als Arzt.«

»Als Arzt würde ich sagen, dass man mit Prognosen immer noch sehr vorsichtig sein muss. Als Freund weiß ich, dass er sich bald erholen wird.«

»Ich bin sicher, dass alle Ihre freundschaftlichen Gefühle teilen. Aber ich fürchte, dass wir den Hauptwert auf Ihre ärztliche Meinung legen müssen. Und das macht mich nicht zuversichtlich, dass wir uns darauf verlassen können, dass Dr. Zellerbach uns mit Informationen über Dr. Chambord helfen kann.«

»Ja, damit dürften Sie Recht haben«, pflichtete Smith ihm bedauernd bei. »Sagen Sie, gibt es irgendwelche Neuigkeiten über Dr. Chambord? Ich habe während der Taxifahrt hierher in die Zeitung gesehen, aber dort war nur zu lesen, dass es keine neuen Erkenntnisse gibt.«

Der General verzog das Gesicht. »Unglücklicherweise hat man, wie ich höre, einen Körperteil von ihm gefunden.« Er seufzte. »Einen Arm mit einer Hand daran. Und an der Hand steckte ein Ring, den seine Kollegen leider identifiziert haben; auch die Fingerabdrücke stimmen mit denen überein, die im Pasteur bei den Akten liegen. Das wird noch ein paar Tage

nicht in den Zeitungen stehen. Die Behörden sind immer noch mit Ermittlungen befasst und wollen möglichst wenig an die Öffentlichkeit dringen lassen. Sie hoffen, die Täter ausfindig machen zu können, ohne vorher alles zu verraten. Ich wäre Ihnen deshalb dankbar, wenn Sie diese Information für sich behalten würden.«

»Selbstverständlich.« Smith überlegte. Schade. Trotz aller gegenteiligen Anzeichen hatte er immer noch Hoffnung gehabt, der große Wissenschaftler habe überlebt.

Der General war stumm geblieben, als dächte er darüber nach, wie zerbrechlich der Mensch doch war. »Ich hatte die Ehre, die Bekanntschaft Ihres Dr. Zellerbach zu machen. Wie schade, dass er verletzt ist. Ich wäre tief betrübt, wenn er sich nicht wieder erholen würde. Bitte, übermitteln Sie das seiner Familie in Amerika, falls es zum Schlimmsten kommen sollte.«

»Sehr gerne. Darf ich fragen, bei welcher Gelegenheit Sie Dr. Zellerbach kennen gelernt haben, General? Ich wusste nicht einmal, dass Marty in Frankreich war, geschweige denn im Pasteur.«

Der General schien überrascht. »Können Sie sich nicht vorstellen, dass unser Militär Dr. Chambords Forschungsarbeiten mit großem Interesse beobachtet hat? Natürlich hat es das. Mit sehr großem Interesse sogar. Émile hat mir Dr. Zellerbach bei meinem letzten Besuch in seinem Labor vorgestellt. Émile hat natürlich nicht zugelassen, dass wir dort einfach auftauchten. Er war ein sehr beschäftigter Mann, und eine Einladung in sein Labor war daher ein großes Ereignis. Das liegt jetzt etwa zwei Monate zurück, und Ihr Dr. Zellerbach war gerade eingetroffen. Es ist wirklich jammerschade, dass Émiles Arbeit bei diesem schrecklichen Bombenattentat zerstört worden ist. Glauben Sie, dass Teile seiner Aufzeichnungen noch irgendwo entdeckt werden könnten?«

»Davon habe ich keinerlei Kenntnis, General. Tut mir Leid.«

Auf den Busch klopfen war ein Spiel, das zwei spielen konnten. »Ich bin eigentlich überrascht, dass Sie sich persönlich einschalten. Schließlich hatten Sie bei der NATO eine große Zahl wichtiger Pflichten.«

»Trotzdem bin ich Franzose, *non?* Außerdem war ich seit Jahren persönlich mit Émile bekannt.«

»Und stand er dicht vor dem Erfolg?«, fragte Smith, sorgsam bemüht, nicht zu interessiert zu klingen. »Einen funktionsfähigen DNS-Computer herzustellen?«

La Porte legte die Fingerspitzen aneinander und stützte das Kinn auf seine Hände, die eine Art Dach bildeten. »Ja, das ist die Frage, nicht wahr?«

»Und er wäre der Schlüssel dazu, wer die Bombe gelegt hat und auch der Schlüssel zum Motiv. Ganz gleich, was mit Marty passiert, ich will alles, was in meiner Macht steht, dazu beitragen, um mitzuhelfen, diesen Mistkerl zu erwischen.«

»Gesprochen wie ein echter Freund«, nickte La Porte. »Ja, ich möchte auch, dass der Kerl bestraft wird. Aber leider kann ich Ihnen da nur wenig helfen. Émile hat sich nur sehr zurückhaltend über seine Arbeit geäußert. Wenn er einen – wie sagt man dazu in Amerika? – einen ›Durchbruch‹ geschafft hätte, hat er mir das jedenfalls nicht mitgeteilt. Und Dr. Zellerbach, oder der arme Jean-Luc Massenet, hat auch nichts gesagt, mir nicht und auch sonst niemandem, soweit wir das wissen.«

»Der Forschungsassistent? Das war schrecklich. Hat sich die Polizei schon eine Meinung darüber gebildet, weshalb er sich das Leben genommen hat?«

»Ja, auch das ist eine Tragödie, dass dieser junge Mann nicht mehr am Leben ist. Offenbar war er Émile ganz und gar ergeben und hat jeden Halt verloren, als Émile starb. Er ist mit seinem Leben nicht mehr alleine fertig geworden. Wenigstens hat man mir das so geschildert. Und da ich weiß, was für eine

charismatische Persönlichkeit Émile war, kann ich den Selbstmord des armen Jungen fast verstehen.«

»Und was für eine Theorie über das Bombenattentat haben Sie, General?«

La Portes Reaktion war ein Schulterzucken, bei dem er die Hände spreizte und den Kopf leicht einzog – eine typisch gallische Geste. »Wer weiß schon, um was für Irre es sich handelt, die zu so etwas fähig sind? Und vielleicht war es auch ein geistig völlig normaler Mensch, der einfach Hass auf die Naturwissenschaft, oder auf l'Institut Pasteur, oder sogar Hass auf Frankreich empfand; jemand, der ein Bombenattentat auf ein überfülltes Gebäude für eine völlig normale Reaktion hält.« La Porte schüttelte angewidert seinen mächtigen Kopf. »Colonel, manchmal gibt es Zeiten, wo ich glaube, dass die dünne Patina aus Zivilisation und Kultur, die uns alle angeblich überdeckt, am Zerspringen ist. Wir sinken in die Barbarei zurück.«

»Und die französische Polizei und der Geheimdienst weiß nicht mehr als das?«

La Porte legte erneut die Fingerspitzen zusammen und stützte sein Kinn darauf. Seine unbewegten blauen Augen musterten Smith, als könnten sie seine Gedanken sezieren.

»Die Polizei und das Deuxième Bureau vertrauen einem schlichten General nicht alles an, was sie wissen, besonders nicht, wenn dieser General, wie Sie ja erwähnten, seinen Dienst bei der NATO tut. Aber mein Adjutant, Hauptmann Bonnard, hat Gerüchte gehört, wonach unsere Polizei über Hinweise verfügt, dass der Angriff auf das Pasteur das Werk einer obskuren baskischen Separatistengruppe sein könnte, die schon seit Jahren als zerschlagen gilt. In der Regel beschränken die Basken ihre ›Maßnahmen‹ auf Spanien, aber Sie wissen sicherlich, dass es in drei kleinen Regionen der Basse-Pyrenees an der spanischen Grenze mit Frankreich viele Basken gibt. Es war vermutlich unvermeidbar, dass da über kurz oder lang auch

etwas über die Grenze schwappen würde, selbst bis nach Paris.«

»Wie heißt diese Gruppe?«

»Ich glaube, sie nannten sich die Schwarze Flamme.« Er griff nach einem Gegenstand, der wie eine Fernbedienung eines Fernsehers aussah, und drückte einen Knopf, worauf Hauptmann Bonnard durch eine Seitentür eintrat. »Darius, wären Sie so freundlich und würden für Colonel Smith von der Akte, die die Sûreté uns über das Bombenattentat geschickt hat, eine Kopie machen?«

»Sie wird bereitliegen, wenn Colonel Smith uns verlässt, *mon général.*«

»Danke, Darius. Was würde ich ohne Sie tun, *eh?*«

Mit einer Ehrenbezeigung, aber lächelnd, verließ der Adjutant den prunkvollen Raum. General La Porte griff nach der Kaffeekanne. »So, und jetzt eine zweite Tasse, Colonel, und Sie erzählen mir bitte mehr über Ihren Freund. Wie ich höre, ist er ein Genie mit einem höchst unglücklichen Gebrechen.«

Der General füllte ihre Tassen, während Smith über Martys Zustand berichtete. »Er leidet am Asperger-Syndrom, und das erschwert ihm das normale Zusammenleben mit anderen Menschen sehr. Auch deshalb neigt er zur Menschenscheu, hat schreckliche Angst vor Fremden und lebt alleine und zurückgezogen in Washington. Aber er ist ein echtes Computergenie. Wenn er keine Medikamente nimmt und sich in seinem manischen Zustand befindet, hat er Erkenntnisse und ist zu Kreativitätssprüngen fähig, die einfach atemberaubend sind. Aber wenn er die Medikamente zu lang absetzt, fällt es ihm immer schwerer, zusammenhängend zu reden, und schließlich fängt er an zu fantasieren. Die Medikamente ermöglichen ihm einen einigermaßen normalen Tagesablauf, aber er hat mir gesagt, er würde sich dabei fühlen, als befände er sich unter Wasser. Seine Denkprozesse sind dann zwar immer noch brillant, aber langsam und schmerzhaft.«

General La Porte schien echtes Mitgefühl zu empfinden.

»Seit wann hat er dieses Leiden?«

»Seit seiner Geburt. Asperger ist ein sehr seltenes Syndrom, das häufig falsch diagnostiziert und missverstanden wird. Marty ist am glücklichsten, wenn er keine Medikamente nimmt, aber das ist dann für die Menschen seiner Umgebung sehr anstrengend. Einer der Gründe, weshalb er für sich alleine lebt.«

La Porte schüttelte den Kopf. »Dann ist er also eine Art Kostbarkeit? Aber eine, die zu einer großen Gefahr werden kann, wenn sie in die falschen Hände gerät?«

»Nein, das ist Marty nicht. Niemand könnte ihn dazu bringen, etwas gegen seinen Willen zu tun. Ganz besonders, da ja keiner weiß, was er tatsächlich tut.«

La Porte schmunzelte. »Verstehe. Das klingt beruhigend.«

Er warf einen Blick auf eine Uhr in Form eines kleinen Tempels, die auf einem niedrigen Tischchen stand – das Gehäuse war aus grünem Stein geschnitzt, und die eigentliche Uhr wurde von vergoldeten Cherubim gehalten. Dann erhob er sich und ragte jetzt turmhoch über Smith auf. »Das war ein höchst aufschlussreiches Gespräch, Colonel, aber ich muss jetzt leider zu einer Sitzung. Bitte, trinken Sie Ihren Kaffee aus, und anschließend wird Hauptmann Bonnard Ihnen die Kopie dieser Akte über die Schwarze Flamme geben und Sie nach draußen geleiten.«

Während Smith dem hünenhaften General nachblickte, wie dieser den Raum verließ, wanderte sein Blick über die vielen Gemälde, hauptsächlich Landschaften, die über die Wände verteilt waren. Viele von ihnen schienen von Museumsqualität zu sein. Er erkannte zwei schöne späte Corots und einen kraftvollen Theodore Rousseau, aber das große Gemälde einer mächtigen Burg aus dunkelrotem Sandstein hatte er noch nie gesehen. Der Maler hatte es in drückenden Rot- und Purpurtönen gehalten, und die helle Nachmittagssonne

beleuchtete die scharfen Kanten der steinernen Mauern und Türme. Smith war das Gemälde völlig fremd, er konnte lediglich erkennen, dass es im Stil der französischen Landschaftsmaler des 19. Jahrhunderts gehalten war. Doch es hatte etwas an sich, das einen einfach nicht losließ.

Er stand auf, drückte die Schultern zurück und verzichtete darauf, seinen Kaffee auszutrinken. Vielmehr dachte er bereits darüber nach, wie er den Rest des Tages verbringen würde. Er hatte nichts von Fred Klein gehört, es war daher höchste Zeit, wieder nachzusehen, ob sein Handy funktionierte.

Er ging auf die Tür zu, durch die er den Raum betreten hatte, aber noch ehe er zwei Schritte getan hatte, erschien Hauptmann Bonnard lautlos und unauffällig wie ein Schemen in der Tür. Er hielt einen Aktenordner in der Hand. Dass der Hauptmann den exakten Zeitpunkt seines Aufbruchs geahnt hatte, rief bei Smith fast eine Gänsehaut hervor. Hatte Bonnard etwa das ganze Gespräch belauscht? Wenn ja, dann war er ein wesentlich interessierterer Adjutant, als Smith das geahnt hatte, oder er wollte einfach selbst wissen, was Smith dem General gesagt hatte.

Hinter den hohen Fenstern des Arbeitszimmers des Generals blickte Darius Bonnard Smith nach, wie dieser in ein Taxi stieg. Er fuhr fort, ihn zu beobachten, bis das Fahrzeug sich in den Verkehrsstrom eingereiht hatte und verschwunden war. Dann ging er durch die Rechtecke aus Morgensonne, die das Fenster auf den Parkettboden warf, durch das Zimmer. Er setzte sich an seinen schön geschnitzten Schreibtisch, wählte eine Nummer an seinem Telefon und zupfte dabei ungeduldig an der Unterlippe.

Schließlich meldete sich eine ruhige Stimme. »*Naam?*«

»Smith ist gegangen. Er hat die Akte. Und der General ist zu einer seiner Sitzungen unterwegs.«

»Gut«, meinte Mauritania. »Haben Sie aus dem Gespräch des Generals mit Smith etwas Neues erfahren? Gibt es einen Hinweis darauf, wer dieser Smith wirklich ist und weshalb er sich hier in Paris aufhält?«

»Er ist bei seiner Darstellung geblieben, dass er lediglich hier sei, um sich um seinen Freund zu kümmern.«

»Und glauben Sie das auch?«

»Ich weiß, dass Smith weder zur CIA noch zur NSA gehört.«

Am anderen Ende der Leitung blieb es ein paar Augenblicke lang still, nur die Hintergrundgeräusche deuteten darauf hin, dass Mauritania über ein Handy sprach. »Vielleicht. Trotzdem wirkt er auf mich etwas zu aktiv, würden Sie das nicht auch sagen?«

»Er könnte einfach darauf erpicht sein, seinen Freund zu rächen, so wie er das dem General gegenüber geäußert hat.«

»Nun, ich denke, wir werden das bald genug wissen.«

Bonnard konnte das kalte Lächeln des Terroristen förmlich sehen, als dieser fortfuhr: »Und sobald wir die Wahrheit über Jon Smith in Erfahrung gebracht haben, wird das bereits nichts mehr zu bedeuten haben. Er … alles … wird dann genauso ohne Belang sein wie ein paar zusätzliche Sandkörner in der Sahara. Wer auch immer er ist … und was auch immer er oder sonst jemand vorhat … es wird zu spät sein.«

*

Die dunkelhaarige Frau hatte lautlos und mit großer Sorgfalt Mauritanias ganzes Apartment durchsucht und nichts gefunden. Der Terrorist und die anderen, die sie hatte kommen und gehen sehen, waren vorsichtig. Tatsächlich fand sie überhaupt keine persönlichen Gegenstände. Es war, als würde niemand hier leben.

Als sie sich zur Tür wandte, um zu gehen, drehte sich ein Schlüssel im Schloss. Ihr Herzschlag beschleunigte sich, und sie rannte weg, duckte sich hinter einen Teppich, der vor einem der Fenster hing, und lauschte, als die Tür sich öffnete und jemand eintrat. Kurz darauf kamen die Schritte zum Stillstand und blieben ein paar Augenblicke lang unhörbar, als spürte die Person, die den Raum betreten hatte, dass etwas nicht stimmte.

Für die Frau klangen die Atemzüge der unsichtbaren Person wie das langsame Schwanzschnippen einer Klapperschlange. Sie zog die 9-mm-Beretta unter ihrem Rock hervor und achtete dabei sorgfältig darauf, den Teppich nicht zu berühren, der sie verbarg; er durfte sich unter keinen Umständen bewegen.

Ein vorsichtiger Schritt. Ein zweiter. Auf das Fenster zu. Ein Mann, klein. Mauritania selbst? In ihrem engen Versteck lauschte sie. Mauritania war gut, das hatte sie die ganze Zeit gewusst, aber nicht so gut, wie er glaubte. Wenn er schnell und normal gegangen wäre, wäre das leiser und tödlicher gewesen. Und schwieriger für sie, darauf zu reagieren. Er hatte vielleicht ihr Versteck erraten, bewegte sich aber zu langsam, ließ ihr Zeit, sich vorzubereiten.

Mauritania sah sich argwöhnisch um, studierte das Zimmer, eine alte Tokarev-TT-33-7,62-mm-Pistole russischer Herkunft in der Hand. Er hörte nichts, sah nichts Ungewöhnliches und war doch sicher, dass jemand entweder hier war oder hier gewesen war. Das wusste er, weil er gesehen hatte, dass jemand sich sowohl am Schloss der Eingangstür wie auch an dem seines Apartments zu schaffen gemacht hatte.

Blitzschnell glitt er auf das erste Fenster zu und zog ein Stück von dem schweren Teppich weg, der es bedeckte. Der Raum dahinter war leer. Er wiederholte das Manöver am zweiten und letzten Teppich, die Tokarev schussbereit. Aber auch hier war nichts zu sehen.

Die Frau blickte nach unten und sah, dass es Mauritania war.

Sie hatte die Beretta bereits in der Hand, schussbereit für den Fall, dass er nach oben schaute. Sie hing zusammengerollt wie ein Ball an einem Haken aus Titanstahl, den sie unter dem Rock getragen und den sie, als ihr die Gefahr bewusst geworden war, in der sie sich befand, lautlos über den oberen Fensterrahmen geschoben hatte. Mauritania konnte unmöglich schnell genug reagieren und seine Waffe heben, um auf sie zu schießen, ehe sie ihn tötete. Sie hielt den Atem an, hoffte sehnlichst, dass er nicht nach oben schauen würde, und spannte sämtliche Muskeln an, um ihre unnatürliche Haltung beizubehalten. Sie wollte ihn nicht töten, das würde ihre Ermittlungen nur beeinträchtigen, aber wenn ihr keine andere Wahl blieb …

Ein paar von Spannung erfüllte Sekunden verstrichen. Eine … zwei … dann trat Mauritania zurück und ließ den Teppich los.

Sie analysierte seine sich entfernenden Schritte, jetzt wieder schneller geworden, in die beiden anderen Räume. Dann herrschte einige Augenblicke lang Stille, und sie hörte, wie etwas Schweres bewegt wurde. Es klang, als würde ein Teppich vom Boden weggezerrt. Als dann ein Brett ächzte und klapperte, folgerte sie daraus, dass er zu dem Schluss gelangt war, dass der Eindringling das Apartment verlassen hatte und er gefahrlos etwas aus einem geheimen Versteck im Boden holen konnte, das sie übersehen hatte.

Ein leises Klicken war zu hören, dann noch eines, als die Wohnungstür sich öffnete und wieder schloss. Sie wartete, lauschte auf weitere Geräusche, lauschte, ob etwas sich bewegte. Doch da war nichts.

Sie ließ sich auf den Fenstersims herunter. Ihr Körper war von der unnatürlichen Haltung verkrampft, in der sie sich befunden hatte, aber als sie sich aufrichtete und zum Fenster hinaussah, entdeckte sie Mauritania, wie der auf der anderen Straßenseite stand und das Gebäude beobachtete, wartete.

Warum war er noch da? Worauf wartete er? Das gefiel ihr

nicht. Wenn er wirklich glaubte, dass sein »Besucher« weggegangen war, hätte er sich ebenfalls entfernt … es sei denn, er wäre im Augenblick wegen etwas, das er vorhatte, besonders auf seine Sicherheit bedacht.

Plötzlich wurde es ihr eiskalt klar: Er hatte nichts *geholt*, er hatte etwas dagelassen.

So steif sie war, zögerte sie keine Sekunde, rannte durch den Wohnraum in das Hinterzimmer der bizarren Wohnung, zog einen Teppich zur Seite, um das hintere Fenster freizulegen, schob es hoch und kletterte auf die Feuertreppe hinaus.

Sie war beinahe unten angelangt, als das Stockwerk über ihr in einem gewaltigen grellroten Feuerball explodierte.

Sie ließ sich den Rest der Feuertreppe herunterrutschen und rannte, unten angelangt, nach links durch ein anderes Gebäude, hetzte durch dessen Vorderausgang und spähte auf die Straße hinaus. Mauritania stand immer noch auf der anderen Straßenseite vor dem jetzt brennenden Gebäude. Sie lächelte grimmig. Er bildete sich ein, er habe einen Beschatter ausgeschaltet. Stattdessen hatte er einen Fehler gemacht.

Als er sich abwandte und wegging und die ersten Sirenentöne der Feuerwehr zu hören waren, befand sie sich nur ein kurzes Stück hinter ihm.

10

Das Café Deuxième Régiment Étranger lag an der Rue Afrique du Nord, einer der vielen Straßen, die sich unter der großen Kuppel von Sacré-Cœur um den Montmartre schlängeln. Smith knöpfte seinen Trenchcoat auf und setzte sich an einen kleinen Tisch in der Ecke, nahm einen langen Schluck aus seinem *demi* und aß ein Roastbeef-Sandwich, während er die Akte des Deuxième Bureau über die Schwarze Flamme studierte.

Der Besitzer des Cafés war ein ehemaliger Fremdenlegionär, dessen Bein Smith in seiner Sanitätseinheit im Golfkrieg gerettet hatte. Jetzt sorgte der Mann dafür, dass niemand Smith störte, während dieser die Akte von Anfang bis Ende las. Dann lehnte er sich zurück, bestellte sich noch ein *demi* und ließ sich das Gelesene durch den Kopf gehen.

Das Beweismaterial gegen die Schwarze Flamme bestand darin, dass das Deuxième Bureau, dem Tipp eines Informanten folgend, eine Stunde nach dem Bombenattentat auf das Pasteur ein ehemaliges Mitglied der Terroristengruppe in Paris festgenommen hatte. Der Mann war vor einem knappen Jahr aus einem spanischen Gefängnis entlassen worden, wo er für Verbrechen, die der Schwarzen Flamme zugeschrieben wurden, eine längere Haftstrafe verbüßt hatte. Nachdem man ihn und seine Komplizen verhaftet hatte, war die Schwarze Flamme praktisch vom Erdboden verschwunden und hatte allem Anschein nach ihre Tätigkeit eingestellt.

Bei seiner Verhaftung in Frankreich war er bewaffnet gewesen, hatte aber hoch und heilig geschworen, dass er sich ganz aus der Politik zurückgezogen habe und jetzt als Maschinist im spanischen Toledo tätig sei. Er behauptete, nach Paris gekommen zu sein, um dort einen Onkel zu besuchen, gab sich hinsichtlich des Bombenattentats völlig unwissend und

erklärte, er habe den ganzen Tag zusammen mit seinem Onkel verbracht. Die Akte enthielt eine Xerokopie seines Fotos. Der Datumsangabe nach war das Foto am Tag seiner Verhaftung gemacht worden. Er hatte dichte schwarze Augenbrauen, eingefallene Wangen und ein vorstehendes Kinn.

Der Onkel hatte die Darstellung des Mannes bestätigt, und bei den sich anschließenden Ermittlungen der Polizei konnte diese keinerlei Beweismaterial dafür finden, das auf eine Verbindung zwischen ihm und dem Bombenanschlag hindeutete. Trotzdem hatte das Alibi des Mannes ein paar Lücken, weil er für einige Stunden am Tag des Attentats keine Erklärung beibringen konnte. Das Bureau behielt ihn deshalb weiterhin in Haft und verhörte ihn intensiv.

In der Vergangenheit war die Schwarze Flamme immer darauf bedacht gewesen, ein bewegliches Hauptquartier zu unterhalten und sich nie länger als eine Woche an einem Ort niederzulassen. Die Organisation bevorzugte die baskischen Provinzen in den westlichen Pyrenäen: Vizcaya, Guipuzcoa und Alava in Spanien und nur gelegentlich auch Basse Pyrenees in Frankreich. Am häufigsten fiel die Wahl auf Standorte in Bilbao oder Guernica oder das Umland der beiden Städte, wo die Mehrzahl der Sympathisanten der Schwarzen Flamme lebte.

Als revolutionäre Bewegung hatten die baskischen Nationalisten nur ein Ziel – die Trennung von Spanien und die Gründung einer eigenen Baskenrepublik. Gemäßigtere Gruppen, die dieses Ziel für unerreichbar hielten, hatten sich gelegentlich auch für eine autonome Region innerhalb des spanischen Staatsverbandes ausgesprochen. Der Freiheitsdrang der Basken war so ausgeprägt, dass sie während des Spanischen Bürgerkriegs trotz ihrer starken Bindung an die katholische Kirche gegen diese gekämpft und die säkulare linke Republik unterstützt hatten, weil diese ihnen zumindest die Autonomie versprochen hatte, wozu die katholischen Faschisten nicht bereit gewesen waren.

Smith fragte sich, wie der Bombenanschlag auf das Pasteur-Institut in Paris in diese langfristige Strategie passte. Vielleicht sollte damit lediglich die spanische Regierung in Verlegenheit gebracht werden? Nein, das war unwahrscheinlich. Nichts, was die baskischen Terroristen bisher unternommen hatten, war dazu angetan gewesen, Spanien als Ganzem Schande zu machen.

Vielleicht war das Ziel gewesen, Reibungen zwischen Spanien und Frankreich zu erzeugen, um so auf längere Sicht die französische Regierung dazu bewegen zu können, auf Spanien Druck auszuüben, den Forderungen der Basken nachzugeben. Das wäre plausibler; immerhin war es eine Taktik, die auch schon andere terroristische Gruppen eingesetzt hatten, wenn auch mit höchst unterschiedlichem Erfolg.

Oder sollten sich die französischen Basken etwa mit ihren Brüdern und Schwestern südlich der Grenze vereinigen und ihre terroristischen Aktivitäten auf beide Länder ausdehnen wollen? Vielleicht in der Hoffnung, sie könnten die Franzosen – die bei dem Versuch, das Baskenland aus kleinen Teilen beider Staaten aufzubauen, ja weniger verlieren würden – damit veranlassen, Druck auf die Spanier auszuüben, sich mit den Basken zu einigen? Möglicherweise würde das den Basken den zusätzlichen Vorteil einbringen, dass die Ausdehnung der Auseinandersetzung auf zwei Nationen die UNO und vielleicht die Europäische Union zum Eingreifen veranlassen könnte; und dazu, Druck auf Spanien und Frankreich auszuüben, um eine Lösung zu finden.

Smith nickte nachdenklich. Ja, das wäre möglich. Und ein DNS-Computer würde für die Terroristen von erheblichem Wert sein und ihnen für viele Zwecke eine beachtliche Waffe in die Hand geben, mit der sie durchaus Regierungen dazu überreden könnten, ihren Wünschen nachzugeben.

Aber einmal angenommen, die Schwarze Flamme besaß Chambords Molekularcomputer, warum dann der Angriff auf die Vereinigten Staaten? Das ergab überhaupt keinen Sinn, es

sei denn, die Basken wollten die USA zwingen, ihre Ziele zu unterstützen und den Druck auf Spanien zu steigern. Aber wenn diese Theorie zutraf, dann hätte es Kontakte und Forderungen geben müssen. Und davon war bisher nichts bekannt.

Während Smith noch grübelte, schaltete er wieder einmal sein Handy ein, in der Hoffnung, diesmal einen Wählton zu bekommen. Und er wurde nicht enttäuscht, als er Kleins sichere Geheimnummer in Washington gewählt hatte.

»Hier Klein.«

»Funktioniert der Funkverkehr wieder?«

»Ja. Aber es gibt ein scheußliches Durcheinander. Man könnte Angst bekommen.«

»Was hat der Hacker denn getan?«, fragte Smith.

»Nachdem er das Stromversorgungsnetz für die westlichen Staaten lahm gelegt hatte, hat er sich den Schlüsselcode eines unserer Telekommunikationssatelliten angeeignet und gleich darauf das ganze Spektrum infiltriert – Dutzende von Satelliten. Die Leute vom FBI haben mit allem zugeschlagen, was sie hatten, aber er hat jeden einzelnen Code geknackt, jedes einzelne Passwort, gerade als wären Firewalls bloß ein Witz. Und dann hat er sich in den Funkverkehr der Armee hineingehackt. Das alles lief in geradezu blitzartigem Tempo ab. Unglaublich. Er hat Codes geknackt, die als absolut sicher galten.«

Smith stieß eine Verwünschung aus. »Was in Gottes Namen wollte er denn?«

»Unsere Leute glauben, er hat bloß gespielt, sein Selbstvertrauen gesteigert. Nach einer halben Stunde funktionierte die Stromversorgung im Westen wieder und der Funkverkehr ebenfalls. Exakt nach einer halben Stunde, als ob er es auf die Sekunde genau berechnet hätte.«

»Was er ja wahrscheinlich auch getan hat. Sie dürften also Recht haben, das Ganze war ein Test. Und eine Warnung, die

uns zum Schwitzen bringen sollte.«

»Was ihm gründlich gelungen ist. Im Augenblick wäre es die Untertreibung des Jahrhunderts, wenn ich sagen würde, dass er uns technisch himmelhoch überlegen ist. Der beste Schutz gegen ihn wäre, ihn und diese Maschine zu finden.«

»Nicht nur *ihn.* Das ist nicht das Werk eines einzelnen Hackers, nicht, wenn man an das Bombenattentat auf das Pasteur und die Entführung von Thérèse Chambord denkt. Hat es immer noch keinen Kontakt gegeben?«

»Kein Sterbenswörtchen.«

Smith sah sein Bier an. Es war sehr gutes Bier und bis zu dem Anruf bei Klein hatte es ihm geschmeckt. Jetzt schob er das Glas weg. »Vielleicht wollen die gar nichts von uns«, überlegte er dann mit grimmiger Miene. »Vielleicht haben sie einfach vor, irgendetwas *zu tun,* ganz gleich, was wir sagen oder unternehmen.«

Er konnte Klein, wo immer der sich im Augenblick befinden mochte, fast körperlich vor sich sehen, wie er ins Leere starrte und dabei eine Vision der Apokalypse vor Augen hatte. »Das habe ich mir auch überlegt. Einfach ein Angriff ohne Warnung, nachdem sie den Prototyp genügend geprüft haben, um sicher zu sein, dass er keine Macken mehr hat. Das ist mein schlimmster Albtraum.«

»Was sagt man denn im Pentagon?«

»Es ist immer am besten, wenn man den Leuten mit Lametta auf den Schultern die Realität in kleiner Dosis serviert. Aber das ist *mein* Job. Gibt’s denn bei Ihnen etwas Neues?«

»Zwei Dinge. Das eine wäre, dass die Polizei die Fingerabdrücke Émile Chambords mit denen einer Hand verglichen hat, die aus dem Schutt gebuddelt wurde. Die Abdrücke stimmen überein. General La Porte hat mir das heute Morgen gesagt.«

»Du großer Gott«, stöhnte Klein. »Dann ist er also tot.Chambord ist wirklich tot. Verdammt! Ich veranlasse gleich, dass das Justizministerium bei den Franzosen anruft und nachfragt, was sie sonst noch wissen.« Er zögerte kurz, überlegte. »Nun, damit ist Zellerbach nur noch wichtiger für uns. Wie geht es ihm?«

Smith berichtete. »Ich denke, die Chancen stehen recht gut, dass wir Marty wieder ganz und unversehrt zurückbekommen«, schloss er. »Jedenfalls sehe ich das so.«

»Dann kann ich nur hoffen, dass Sie Recht haben. Und ganz besonders hoffe ich, dass er sehr schnell wieder zu sich kommt. Ich weiß, das klingt brutal, Colonel, und ich weiß auch, dass er Ihnen sehr viel bedeutet, aber Zellerbachs Wissen könnte jetzt von ganz entscheidender Bedeutung sein. Sind die Schutzvorkehrungen für ihn auch wirklich ausreichend?«

»Ich wüsste nicht, was man daran noch verbessern könnte. Französische Elitetruppen, die mit der Sûreté zusammenarbeiten. Noch mehr, und die treten sich gegenseitig auf die Füße.« Er hielt kurz inne und wechselte dann das Thema. »Ich brauche einen Platz in der nächsten Maschine nach Madrid.«

»Madrid? Warum?«

»Ich will dort einen Wagen mieten und nach Toledo fahren. In Toledo werde ich die Spur der Schwarzen Flamme aufnehmen.« Er lieferte Klein eine kurze Zusammenfassung des Berichts der Sûreté, den Hauptmann Bonnard für ihn beschafft hatte. »Seit ich weiß, dass das Symbol auf dem Kolben der Waffe das Zeichen der Schwarzen Flamme ist, scheint mir Toledo die beste Spur zu sein, die ich habe. Wenn die Schwarze Flamme tatsächlich für die Entführung von Thérèse Chambord verantwortlich ist, will ich sie dazu benutzen, um Chambords Tochter und den Prototyp des DNS-Computers zu finden.« Er hielt wieder kurz inne. »Ich bin schon ein paar Mal in Toledo gewesen, hätte aber dennoch dort

gerne Unterstützung. Können Sie mir die Adresse der Basken und einen detaillierten Stadtplan beschaffen? Ich bin sicher, dass die Sûreté da weiterhelfen kann.«

»Ich werde veranlassen, dass am Flughafen De Gaulle entsprechende Informationen, eine Landkarte und ein auf Ihren Namen ausgestelltes Flugticket bereitliegen.«

Washington D. C., Weißes Haus

Präsident Sam Castilla lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück und schloss müde die Augen. Trotz der frühen Stunde war es im Oval Office drückend schwül, weil er darauf bestanden hatte, die Klimaanlage auszuschalten und die Verandatüren offen stehen zu lassen. Nach seiner Berechnung – er hatte ein paar Mal verstohlen auf die Uhr gesehen – waren sein nationaler Sicherheitsberater, der Admiral und die Generäle jetzt seit einer Stunde und sechsundzwanzig Minuten damit beschäftigt, zu reden, auf Landkarten zu deuten und miteinander zu argumentieren. Trotz des Ernstes der Lage ertappte er sich dabei, wie er sehnsüchtig daran dachte, wie die Apachen ihre Feinde einfach mit ausgestreckten Armen und Beinen im Wüstensand angepflockt hatten, um sie in der glühenden Hitze sehr, sehr langsam sterben zu lassen.

Schließlich schlug er die Augen auf. »Gentlemen, es ist allgemein bekannt, dass nur ein völlig verrückter Egoist sich um den Job bemühen würde, den ich zufälligerweise ausübe, und deshalb wäre es nett, wenn mir jemand mit ein paar knappen Worten, für die ich weder die New York Times noch meine Wissenschaftsberater als Dolmetscher brauche, erklären würde, was gerade passiert ist und was das alles zu bedeuten hat.«

»Selbstverständlich, Sir.« Emily Powell-Hill, seine Sicherheitsberaterin, nahm die Herausforderung an. »Nachdem der Hacker sich Zutritt zum Energieversorgungsgitter für die

westlichen Staaten verschafft und das Kommunikationssystem der Army ausgeschaltet hat, hat er als Nächstes unsere sämtlichen Kommando- und Überwachungscodes gestohlen. Jeden einzelnen. Wir haben nichts mehr, hinter dem wir uns verstecken können. Es gibt nichts, das es uns ermöglichen würde, unsere Hardware, unsere Software oder unsere Leute zu schützen. Diese Burschen können uns Gott weiß wie lang völlig lahm legen. Wir sind absolut außerstande, uns gegen einen derartigen Angriff zu verteidigen. Blind, taub, stumm und zahnlos.«

Der Präsident hatte seine Frage der lockeren Art gestellt, doch jetzt war er von der Ungeheuerlichkeit dieser Darstellung wie benommen. »Ich vermute, das ist tatsächlich so schlimm, wie es klingt.«

»Bis jetzt war alles, was der Hacker getan hat, von relativ kurzer Dauer«, antwortete Powell-Hill. »Eher ein Überfall als ein massiver Angriff. Aber die Tatsache, dass er die Codes gestohlen hat, beweist, dass er nicht nur einen kurzen Schlag, sondern auch Krieg führen kann. Solange wir die Codes nicht geändert haben, können wir weder gegen ihn kämpfen noch uns verteidigen. Und selbst nachdem wir die Codes geändert haben, kann er sie natürlich wieder stehlen.«

Präsident Castilla atmete tief ein. »Ich möchte wissen, was genau wir verloren haben, während er unsere Systeme okkupiert hat?«

»Alle militärischen Kommunikationssysteme, die über Fort Meade und Fort Detrick laufen«, erklärte Admiral Stevens Brose. »Das weltweite Abhörzentrum der NSA in Menwith Hill in Großbritannien, das gesamte Kommunikationsnetz des FBI; das weltweite fotografische und elektronische Überwachungssystem der CIA. Die NRO war buchstäblich blind. Und Echelon ist selbstverständlich ebenfalls ausgefallen.«

»Keiner dieser Bereiche war längere Zeit außer Betrieb«, schränkte Emily Powell-Hill ein, bestrebt, dem Präsidenten die

einzige gute Nachricht zukommen zu lassen. »Aber …«

Die Stille, die sich über das Oval Office senkte, lastete so schwer, dass man sie mit einem Messer hätte schneiden können. Powell-Hill, die vier höchsten Militärs des Landes und der Präsident saßen stumm da und hingen alle ihren düsteren Gedanken nach. Zorn, Panik, Entschlossenheit, Sorge und tiefer Ernst zeichneten ihre Gesichter.

Der Präsident fixierte sie nacheinander mit seinem ruhigen Blick. »Um eine meiner berühmten farbenfrohen Redensarten aus meinem Heimatstaat zu benutzen … bis jetzt haben wir bloß Rauchsignale in den Bergen gesehen, aber die Apachen können jeden Augenblick die Telegrafendrähte kappen.«

Stevens Brose nickte. »Das bringt es recht gut auf den Punkt, Sir. Wenn wir davon ausgehen, dass diese Burschen den DNS-Computer haben, stellt sich die Frage – warum tun sie das? Was haben sie vor? Wir dürfen uns jedenfalls nicht der Hoffnung hingeben, dass sie lediglich Druck ausüben, um jemanden zu irgendetwas zu zwingen, weil sie ja schließlich bis jetzt noch keinerlei Forderungen gestellt haben. In Anbetracht der militärischen und kommunikativen Organisationen, zu denen sie sich Zugang verschafft haben, scheint mir klar, dass sie diesen Molekularcomputer für einen ganz bestimmten Schlag gegen jemanden oder gegen etwas benutzen wollen. Da wir bis jetzt ihr Hauptziel waren – und, wie es scheint, auch ganz oben auf der Liste aller anderen stehen –, würde ich sagen, es spricht so ziemlich alles dafür, dass die es auf uns abgesehen haben.«

»Wir sollten wissen, wer diese sie sind«, meinte Powell-Hill von der NSA.

Admiral Brose schüttelte den Kopf. »Emily, das scheint mir im Augenblick die allerunwichtigste Frage zu sein. Wer diese Leute auch sein mögen – angefangen bei einem Staat im Nahen Osten bis hin zu irgendeiner obskuren Miliztruppe in Montana,

oder jedes andere Land auf der Welt, oder jede sonstige terroristische Vereinigung –, das Entscheidende ist jetzt, dass wir sie stoppen. Später können wir dann die Visitenkarten austauschen.«

»Offensichtlich dreht sich doch alles um den DNS-Computer«, sagte der Präsident, »und angefangen hat es mit dem Bombenanschlag auf das Pasteur. Jetzt glauben wir, dass ein Angriff auf uns bevorsteht, aber wir wissen weder warum, noch wann, noch wo.«

»Genau richtig«, nickte Admiral Brose.

»Dann sollten wir besser zusehen, dass wir diesen DNS-Computer finden.« Das war Kleins Idee. Der Präsident hatte ihm zunächst widersprochen, am Ende aber nachgegeben. Im Übrigen hatten sie ohnehin kaum eine Wahl, also schien dieses Vorgehen am sinnvollsten.

Die vier Militärs redeten plötzlich alle gleichzeitig, wobei Lieutenant General Ivan Guerrero von der Army seine Stimme am lautesten erhob. »Das ist doch lächerlich«, beklagte er sich, »um nicht zu sagen beleidigend. Wir sind doch nicht hilflos. Wir verfügen über die mächtigste Militärstreitmacht der ganzen Welt.«

General Kelly von der Air Force pflichtete ihm bei. »Und die modernsten Waffensysteme.«

»Wir können zehn Divisionen mobilisieren, um diese Mistkerle zu erledigen, verdammt nochmal«, beharrte Lieutenant General Oda vom Marine Corps.

»Und keine von Ihren Divisionen, Schiffen, Panzern oder Flugzeugen kann unsere elektronischen Codes und Systeme schützen«, sagte der Präsident leise. »Tatsache ist, dass wir jedem, der in diesem Moment über einen funktionsfähigen DNS-Computer verfügt, hilflos wie ein kleines Kind gegenüberstehen.«

Admiral Brose schüttelte den Kopf. »Nicht ganz. Wir sind nicht untätig gewesen, Mr. President. Jeder von uns hat Not-

systeme für seine Anlagen entwickelt, die außerhalb der normalen Kommandostrukturen und außerhalb der elektronischen Netzwerke funktionieren. Wir haben diese Systeme für den Katastrophenfall entwickelt, und wenn das hier kein Notfall ist, weiß ich nicht, was man sonst so nennen soll. Wir werden sie separat in Einsatz bringen und die modernsten Firewalls installieren. Im Augenblick sind wir bereits dabei, sämtliche Kommando- und Kommunikationscodes zu ändern.«

»Mithilfe unserer britischen Freunde haben wir bei der NSA ähnliche Hilfssysteme vorbereitet«, fügte Powell-Hill hinzu. »Sie können binnen weniger Stunden einsatzbereit sein.«

Der Präsident lächelte grimmig. »Nach allem, was ich bisher gehört habe, wird dies unseren neuen Feind bestenfalls ein wenig bremsen. Schön, dann ändern Sie Ihre Codes, das Militär zuerst. Machen Sie Ihre taktischen Elektroniksysteme so selbstständig wie möglich. Nehmen Sie Kontakt mit den anderen NATO-Regierungen auf und koordinieren Sie die Verteidigungsmaßnahmen mit ihnen. In der Zwischenzeit müssen sich unsere Geheimdienste darauf konzentrieren, den Computer zu finden. Und nehmen Sie um Himmels willen unsere sämtlichen Raketensysteme aus dem Netz, bevor diese Mistkerle anfangen, sie zu starten.«

Niemand erhob Einwände, und das Oval Office leerte sich.

Präsident Castilla wartete ungeduldig, bis der Letzte den Raum verlassen hatte. Dann trat Fred Klein durch die Seitentür ein. Er wirkte müde und hatte schwarze Ringe um die Augen. Sein Anzug schien noch zerknitterter als sonst.

Der Präsident seufzte betrübt. »Sagen Sie mir die Wahrheit, Fred. Wird uns irgendetwas von dem, was die jetzt vorhaben, helfen?«

»Wahrscheinlich nicht. Wie Sie ganz richtig sagten, könnte es sein, dass wir sie damit ein wenig bremsen. Aber sobald sie wissen, wie sie mit dem DNS-Computer umgehen müssen, gibt

es kaum etwas, was wir gegen sie tun können. Dieser Molekularcomputer ist einfach zu mächtig. Falls Sie beispielsweise ein Modem an Ihrem Computer haben und damit einmal im Monat eine E-Mail an Ihre Enkelkinder schicken, reicht das für einen Molekularcomputer schon aus, um sich Zugang zu Ihrer Maschine zu verschaffen, binnen Sekunden sämtliche Daten davon zu stehlen und die Festplatte komplett zu löschen.«

»Sekunden …? Wegen eines E-Mails an die Enkelkinder? Du großer Gott. Dann ist niemand mehr sicher.«

»Ja, niemand«, wiederholte Klein wie ein Echo. »Wie Sie und Stevens Brose gesagt haben, unsere beste Chance ist, diesen Computer zu finden. Sobald wir ihn haben, haben wir auch diese Mistkerle. Aber das müssen wir schaffen, ehe die anfangen, ihren eigentlichen Plan in die Tat umzusetzen.«

»Das ist, als würde man sich mit auf den Rücken gefesselten Armen auf einen Ringkampf mit einem Grizzlybären einlassen. Eine miese Chance.« Der Präsident musterte seinen Covert-one-Chef. »Wie haben sie wohl vor, uns anzugreifen? Wie und wo?«

»Das weiß ich nicht, Sam.«

»Aber Sie werden es wissen, nicht wahr?«

»Ja, Sir, das werde ich.«

»Und rechtzeitig.«

»Das hoffe ich.«

11

Toledo

Smith' Wagen rollte in südlicher Richtung auf der Schnellstraße N 401 aus Madrid heraus in Richtung Toledo. Wie versprochen hatten ihn am Flughafen Charles De Gaulle ein Kuvert mit der Adresse des Basken, eine Landkarte und eine Straßenbeschreibung erwartet. Der kleine gemietete Renault rollte munter zwischen den weiten grünen Feldern, auf die sich schon die langen Schatten des Nachmittags senkten. Im Schatten von Pappeln grasten Schafe.

Smith kurbelte sein Fenster herunter, legte den Arm auf den Rahmen und ließ sich vom warmen Wind das Haar zerzausen. Der Himmel von La Mancha, unter dem Miguel de Cervantes' melancholischer Ritter mit der Lanze seine Windmühlen angegriffen hatte, war blau und schier endlos. Doch Smith' Gedanken wandten sich bald anderen Dingen als der ländlichen Idylle und dem wilden Don Quixote zu. Er hatte seine eigenen Windmühlen anzugreifen, und die seinen waren harte Realität.

Der Gedanke, dass ihm vielleicht jemand folgte, wollte ihn einfach nicht loslassen. Doch je mehr Zeit verstrich und je normaler ihm die wenigen entgegenkommenden oder ihn überholenden Fahrzeuge erschienen, umso sicherer fühlte er sich. Er dachte an die Zeitungsberichte über die Systemausfälle, die er auf dem Flug von Paris nach Madrid studiert hatte. Im Vergleich zu den vielen Einzelheiten, die Klein ihm geschildert hatte, waren die Artikel oberflächlich und deuteten in keiner Weise darauf hin, dass die Probleme vielleicht auf das Wirken eines futuristischen Computers zurückzuführen waren. Bis jetzt

war es der Regierung in Washington also offenbar gelungen, darüber nichts an die Öffentlichkeit dringen zu lassen.

Doch auch ohne die ganze Tragweite des Geschehens zu schildern, waren die Artikel bedrückend und erschreckend, besonders da Smith ja wusste, was sie zu bedeuten hatten. Während er noch darüber nachdachte und sich fragte, was ihn wohl in Toledo erwarten würde, kam die alte Stadt bereits in Sicht, stieg vor ihm aus der Ebene; die Türme der Kathedrale und des Alcazar ragten majestätisch über die Ziegeldächer der Stadtsilhouette. Er hatte gelesen, dass die Ursprünge Toledos sich noch vor dem Auftauchen der Römer in der Keltenzeit verloren. Als die Römer im 2. Jahrhundert nach Christi Geburt eintrafen, beherrschten sie die Stadt siebenhundert Jahre lang, bis dann die barbarischen Westgoten einzogen und dort die nächsten zweihundert Jahre bis zum Jahre 712 regierten.

Der Legende nach hatte damals König Rodrigo frevlerisch Hand an Florinda gelegt, die Tochter des Grafen Julian, die er beim Bad im Fluss Tajo überrascht hatte. Statt die Tat vor Gericht zu bringen, war der empörte Vater – unklug wie er war – prompt zu den Arabern geritten, um sie um Hilfe zu bitten. Da diese bereits eine Invasion planten, kam ihnen der Hilferuf nur zu gelegen. So wechselte Toledo erneut die Herrschaft und wurde zu einem kosmopolitischen, aufgeklärten Zentrum der maurischen Kultur. Im Jahre 1085, als der König von Kastilien die Stadt eroberte, kam sie schließlich wieder unter spanische Kontrolle.

An drei Seiten vom Fluss umgeben, ragte die Stadt auf einem felsigen Vorsprung hoch über ihm auf. Sie war so etwas wie eine natürliche Festung, die in jenen lang vergangenen Tagen nur an der offen daliegenden Nordseite Mauern gebraucht hatte, um praktisch uneinnehmbar zu sein. In letzter Zeit – also den letzten drei- oder vierhundert Jahren – war die Stadt freilich über jene Mauern hinaus- und auch auf der anderen Flussseite nach Süden hin gewachsen.

Smith näherte sich den nördlichen Mauern auf der breiten,

gepflegten Straße. Sich mehrmals nach allen Seiten umsehend, fuhr er schließlich durch die Puerto de Bisagra, ein im 9. Jahrhundert errichtetes Eingangsportal, in die Altstadt, wo ihn ein Labyrinth aus schmalen, gewundenen Straßen und Gassen erwartete, die anscheinend wie zufällig entstanden waren und sich alle spiralförmig dem Stolz der Stadt näherten, der gotischen Kathedrale und dem Alcazar, der während des Spanischen Bürgerkriegs fast völlig zerstört, inzwischen aber wieder aufgebaut worden war.

Immer wieder seine Karte zurate ziehend, folgte er den Markierungen, die ihn zu dem Haus des Basken führen sollten. Er verfuhr sich in dem Zwielicht, das sich jetzt über die Stadt senkte, musste wenden und stellte fest, dass viele der Straßen so eng waren, dass Fahrzeugen die Zufahrt mittels eiserner Pfosten verwehrt wurde. Die Zwischenräume waren meist breit genug, um ein Fahrzeug passieren zu lassen, aber nur knapp. Immer wieder drückten sich Leute in Türnischen, um seinem Renault Platz zu machen. Denkmäler, Kirchen, Synagogen, Moscheen, Läden, elegante Restaurants und Häuser – viele davon im mittelalterlichen Stil – besetzten jeden Quadratzoll dieses alten Felsvorsprungs. Ein atemberaubendes Bild, aber auch gefährlich. Die engen Gassen boten zu viele Möglichkeiten für einen Hinterhalt.

Der Baske wohnte in einem Apartmentbau in der Nähe der Cuesta de Carlos V. im Schatten des Alcazar selbst, unmittelbar unter dem höchsten Punkt Toledos. Die Anmerkungen, die der Karte beigefügt waren, warnten, dass die Adresse sich an einer besonders steilen Straße befand, wo nicht einmal das kleinste Fahrzeug Platz finden würde. Er parkte deshalb zwei Straßen entfernt und ging den Rest des Weges zu Fuß, darauf bedacht, den Schutz der immer dichter werdenden Schatten nicht zu verlassen. Ein Gewirr aus den unterschiedlichsten Sprachen umgab ihn; die Altstadt zog zahlreiche Touristen an, von denen die meisten mit

Fotografieren beschäftigt waren.

Als er das Haus vor sich entdeckte, verlangsamte er seine Schritte. Es handelte sich um einen typischen dreistöckigen Ziegelbau mit einem schwach geneigten roten Ziegeldach. Die Fenster, wovon es pro Stockwerk nur zwei gab, und die Türe waren nicht viel mehr als schmucklose viereckige Aussparungen in der Ziegelfassade. Als er an dem Haus vorbeiging, sah er, dass die Eingangstür offen stand. Der enge Vorraum war beleuchtet, im Hintergrund war eine Treppe zu erkennen. Nach seiner Information hatte der Baske ein Zimmer im ersten Stock gemietet.

Smith ging bis ans Ende der Gasse zu einem kleinen von Läden und Bars gesäumten Platz, in den aus vier Richtungen Straßen mündeten. An einem Straßencafe machte er Halt und setzte sich an einen Tisch, von dem aus er in die Richtung sehen konnte, aus der er gerade gekommen war. Der Geruch vieler Gewürze – Kardamom, Ingwer und Chili – hing in der Luft. Von hier aus konnte er das Apartmentgebäude des Basken im Auge behalten. Er bestellte sich ein Bier und tapas und wartete dann, während in einem der nahe gelegenen Restaurants eine Gruppe zu musizieren begann. Sie spielten Merengue aus der Dominikanischen Republik, einer früheren spanischen Kolonie. Die rhythmische Musik füllte die Nacht, und Smith aß, trank und beobachtete. Niemand schien das geringste Interesse für ihn an den Tag zu legen.

Schließlich sah er, wie drei Männer das Apartmentgebäude betraten, aus dessen Vorraum Licht fiel. Einer von ihnen hatte starke Ähnlichkeit mit dem Basken aus der Sûreté-Akte. Dieselben dichten schwarzen Brauen, die schmalen Wangen und das ausgeprägte Kinn. Smith bezahlte und trat wieder auf die schmale Straße. Die Nacht hatte sich inzwischen über die Stadt gesenkt, und die Schatten lagen schwer und schier undurchdringlich über dem Kopfsteinpflaster. Als er sich leise in Richtung auf das Apartmentgebäude bewegte, hatte er erneut das Gefühl,

beobachtet zu werden. Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt, und er blieb im Schatten eines Baumes stehen.

Die Waffe schien aus dem Nichts zu erscheinen, ihr kalter Lauf presste sich in seinen Nacken. Eine heisere Stimme flüsterte: »Man hat uns gewarnt, dass Sie vielleicht auftauchen würden.«

Auf der schmalen Straße waren ein paar Fußgänger unterwegs, aber er und der Mann mit der Waffe waren im Schatten des Baumes fast unsichtbar. Die Straßenbeleuchtung in der Altstadt war äußerst spärlich.

»Sie haben mich erwartet?«, sagte Smith in spanischer Sprache. »Interessant. Die Schwarze Flamme ist also zurückgekehrt.«

Der Lauf der Waffe bohrte sich tiefer in sein Fleisch. »Wir gehen jetzt quer über die Straße und durch die Tür, die Sie beobachtet haben.« Der Mann hob ein kleines Walkie-Talkie, das Smith aus dem Augenwinkel gerade noch wahrnehmen konnte, und sprach hinein: »Licht ausschalten. Ich bringe ihn rein.«

In dem Augenblick war die Aufmerksamkeit des Terroristen geteilt, weil er zur selben Zeit Smith beobachtete und seine Information weitergab. Als der Mann das Walkie-Talkie abschaltete, überlegte Smith, dass er kaum Wahlmöglichkeiten hatte. Er musste ein Risiko eingehen.

Er schmetterte dem Mann den Ellbogen in die Magengrube und duckte sich. Ein leises Plopp war zu hören, als der Mann den Abzug seiner Waffe drückte. Sie war mit einem Schalldämpfer ausgestattet, und der Schuss ging in der Musik und dem Verkehr auf der Plaza unter. Die Kugel flog über Smith' Rücken weg und prallte pfeifend vom Kopfsteinpflaster ab. Ehe der Terrorist sich ganz von dem Schlag in die Magengrube erholen konnte, hatte Smith sich bereits nach vorn geworfen und mit dem linken Fuß nach hinten ausgetreten.

Sein Absatz traf den Mann am Kinn, und er ging mit einem Grunzen zu Boden.

Smith griff nach seinem Puls: Er lebte, war aber bewusstlos.

Er steckte die Walther des Mannes ein und hievte ihn sich auf die Schultern. Da die Terroristen in dem Gebäude gewarnt worden waren, würde es nicht lange dauern, bis sie herauskamen, um nachzusehen. Smith hastete durch die Straße und schleppte den Bewusstlosen zu seinem Wagen. Als er ihn auf den vorderen Beifahrersitz plumpsen ließ, drang ein Stöhnen durch die Lippen des Basken.

Smith rannte auf die Fahrerseite herum und stieg gerade rechtzeitig ein, um etwas aufblitzen zu sehen. Der Mann war wieder zu sich gekommen und hielt ein Messer in der Hand. Aber er war noch geschwächt, Smith konnte es ihm entreißen und starrte in dem dunklen Wagen in die schwarzen Augen des Terroristen.

»Bastardo!«, stöhnte der Mann.

»Jetzt werden wir uns unterhalten«, erklärte ihm Smith in spanischer Sprache.

»Das glaube ich nicht.« Der Mann war unrasiert, und seine Augen blickten wild. Er blinzelte ein paar Mal, als könne er damit schneller wieder zur Besinnung kommen.

Smith studierte ihn. Der Mann war etwas über einen Meter achtzig groß und muskulös, fast athletisch gebaut. Er hatte dichtes, schwarz gelocktes Haar, das im Dunkel des Wagens wie ein Helm um seinen Kopf lag. Er war jung. Der Bart und seine hünenhafte Gestalt kaschierten sein wahres Alter. Smith schätzte ihn auf etwa zwanzig. In der Mittelklassegesellschaft Amerikas ein junger Mann, aber völlig einsatzbereit in der Welt der Terroristen.

Die Augen weiteten sich und verengten sich gleich darauf. Er griff sich ans Kinn, rieb darüber. »Werden Sie mich auch ermorden?«

Smith ignorierte die Frage. »Wie heißen Sie?«

Der junge Mann dachte nach und gelangte dann offenbar zu dem Entschluss, dass er das preisgeben durfte. »Bixente. Ich heiße Bixente.«

Kein Familienname, aber Smith würde das so hinnehmen. Die Pistole in der linken Hand haltend, hob er mit der anderen das Messer, bis die Klinge Bixentes Kinn berührte. Der Mann zuckte zurück.

»Ein Name ist schon einmal ein guter Anfang«, erklärte Smith. »Erzählen Sie mir etwas über die Schwarze Flamme.«

Schweigen. Bixente zitterte, sah jetzt jünger aus.

Smith drückte die flache Seite der Klinge gegen Bixentes Wange. Er schob das Messer einmal vor und zurück, und Bixente zuckte erneut.

»Ich will Ihnen nicht wehtun«, versicherte ihm Smith. »Ich möchte mich bloß in aller Freundschaft mit Ihnen unterhalten.«

In Bixentes Gesicht zuckte es, und Smith hatte das Gefühl, dass in dem jungen Mann ein innerer Kampf ablief. Smith zog das Messer zurück. Das war riskant, aber manchmal war mit Psychologie mehr zu erreichen als mit Gewalt. Er hielt das Messer so, dass Bixente es sehen konnte, und sagte: »Schauen Sie, ich möchte bloß ein paar Informationen. Sie sind ohnehin zu jung, um sich auf so etwas einzulassen. Sagen Sie mir etwas über sich selbst. Wie kommt es, dass Sie der Schwarzen Flamme angehören?« Er ließ das Messer sinken.

Bixentes Blick folgte der Klinge. Dann blickte er auf, wirkte jetzt verwirrt. Damit hatte er nicht gerechnet. »Man hat meinen … meinen Bruder umgebracht«, gestand er schließlich.

»Wer hat Ihren Bruder umgebracht?«

»Die Guardia Civil … im Gefängnis.«

»Ihr Bruder war ein Anführer der Schwarzen Flamme?«

Bixente nickte.

»Sie wollen also wie Ihr Bruder sein. Für ein unabhängiges Baskenland kämpfen.«

»Er war Soldat, mein Bruder.« Jetzt konnte Smith den Stolz in seinem Gesicht sehen und in seiner Stimme hören.

»Und Sie wollen auch einer sein.« Jon verstand das. »Wie alt sind Sie – neunzehn? Achtzehn?«

»Siebzehn.«

Smith unterdrückte ein Seufzen. Sogar noch jünger, als er geglaubt hatte. Fast ein Kind. »Eines Tages werden Sie alt genug sein, um dumme Entscheidungen über wichtige Angelegenheiten zu treffen, aber heute sind Sie das noch nicht. Die Leute benutzen Sie nur, Bixente. Ich wette, Sie sind nicht aus Toledo, oder?«

Bixente nannte ein abgelegenes Dorf im Norden Spaniens, eine Baskenhochburg, berühmt für seine Schafe, Hunde und Weiden.

»Sind Sie Schafhirte?«

»So bin ich aufgewachsen, ja.« Er hielt inne, und einen Augenblick lang klang seine Stimme sehnsüchtig. »Es hat mir gefallen.«

Smith studierte ihn. Der Junge war stark und kräftig, aber unerfahren. Das ideale Material für Extremisten. »Ich wollte doch nur mit den Männern reden, mit denen Sie zusammen sind, sonst nichts. Nachher können Sie nach Hause gehen, und morgen sind Sie in Sicherheit.«

Bixentes Zittern ließ nach, aber er sagte nichts.

»Wann hat denn die Schwarze Flamme wieder angefangen?«

Nach der Akte hatten die Behörden aufgehört, sie zu überwachen, nachdem ihre Anführer getötet oder eingesperrt worden waren.

Bixente senkte den Blick, wirkte schuldbewusst. »Als Elizondo aus dem Gefängnis kam. Er ist der Einzige von den alten Anführern, den sie nicht umgebracht haben und der auch nicht mehr im Gefängnis sitzt. Er hat alle anderen, die dazu gehört haben, wieder zusammengeholt und ein paar Neue angeworben.«

»Warum hat Elizondo geglaubt, dass die Bombe im Pasteur-Institut der Sache der baskischen Unabhängigkeit helfen würde?«

Bixente blickte immer noch nicht auf. »Die haben mir nie viel gesagt, ganz besonders Elizondo nicht. Aber ich habe gehört, wie davon geredet wurde, dass wir für jemanden arbeiten, der uns eine Menge Geld geben wollte, damit wir den Kampf fortsetzen können.«

»Jemand hat dafür bezahlt, dass im Pasteur eine Bombe gezündet und Thérèse Chambord entführt wurde?«

»Ja, ich glaube schon. Wenigstens habe ich mir das aus dem zusammengereimt, was ich gehört habe.« Der junge Mann seufzte tief. »Viele wollten das nicht tun. Wenn sie schon etwas unternahmen, dann wollten sie das für Euskadi tun. Aber Elizondo hat gesagt, dass man viel Geld braucht, um einen Krieg zu führen, und dass wir beim ersten Mal verloren haben, weil wir nicht genug Geld hatten. Wenn wir wieder für Euskadi kämpfen wollten, müssten wir uns dafür Geld beschaffen. Außerdem wäre es gut, in einem Gebäude in Paris eine Bombe hochgehen zu lassen, weil jetzt viele von unseren Leuten in Frankreich leben. Das würde ein Signal für unsere Brüder und Schwestern auf der anderen Seite der Berge sein, dass wir sie auf unserer Seite haben wollten und dass wir gewinnen können.«

»Wer hat Elizondo für den Anschlag auf das Pasteur bezahlt? Und warum?«

»Das weiß ich nicht. Elizondo hat gesagt, dass es ganz egal ist, weshalb die Bombe gelegt wird. Es sei besser so. Es sei ohnehin alles nur wegen des Geldes, für Euskadi, und je weniger wir davon verstünden, umso besser sei es. Das war nicht unser Problem. Ich weiß nicht genau, mit wem er verhandelt hat, aber ich habe da einen Namen gehört … der Halbmondschild oder so etwas. Ich weiß nicht, was das bedeutet.«

»Haben Sie auch gehört, warum die Frau entführt wurde? Und wo man sie hingebracht hat?«

»Nein, aber ich glaube, dass sie irgendwo hier in der Nähe ist. Aber genau weiß ich das nicht.«

»Hat einer von denen etwas über mich gesagt?«, fragte Smith.

»Ich habe gehört, wie Zumaia gesagt hat, dass Sie Jorge in Paris getötet haben. Die dachten, Sie würden nach Spanien kommen, weil Jorge einen Fehler gemacht hat. Und dann hörte Elizondo von jemand, Sie könnten vielleicht sogar in Toledo auftauchen. Wir sollten vorbereitet sein.«

»Jorges Waffe hatte den handgearbeiteten Kolben?«

»Ja. Wenn Sie ihn nicht getötet hätten, dann hätte Elizondo das vielleicht getan. Unser Symbol sollte nirgendwo angebracht werden, ganz besonders nicht auf einem Pistolenkolben. Elizondo hätte das gar nicht gewusst, nur dass Zumaia es ihm nachher gesagt hat.«

Und das hieß, dass die Terroristen sich seinetwegen keine Gedanken gemacht hatten, vielleicht nicht einmal etwas von ihm gewusst hatten, bis er bei der Entführung Thérèse Chambords aufgetaucht war. Er musterte Bixente, der immer noch die Augen gesenkt hielt, mit finsterer Miene. Bixentes Schultern hingen herunter.

»Wie haben Sie mich erkannt?«, fragte Smith.

»Man hat uns Ihr Foto geschickt. Ich habe sie reden hören. Einer unserer Leute in Paris hat Sie gesehen oder von Ihnen gehört oder ist Ihnen gefolgt. Ich weiß das nicht genau. Er ist derjenige, der das Foto geschickt hat.« Bixente wirkte verängstigt. »Man hat vor, Sie zu töten, weil Sie gefährlich sind. Mehr weiß ich nicht. Sie haben gesagt, Sie würden mich freilassen. Darf ich jetzt gehen?«

»Gleich. Haben Sie Geld?«

Bixente blickte überrascht auf. »Nein.«

Smith zog die Brieftasche aus der Jacke und reichte dem Jungen hundert Dollar. »Damit können Sie zu Ihrer Familie zurück.«

Bixente nahm das Geld und schob es in die Tasche. Er ließ jetzt kaum mehr Angst erkennen, aber seine Schultern hingen immer noch durch, und man konnte das Schuldgefühl in seinem Gesicht lesen. Das war gefährlich. Bixente könnte sich verpflichtet fühlen, seine Freunde zu warnen.

Smith legte Härte in seine Stimme. »Vergessen Sie nicht: Das Bombenattentat und die Entführung waren nur für Geld, nicht für die baskische Unabhängigkeit. Und weil es Ihnen nicht gelungen ist, mich in dieses Haus zu bringen, haben Sie von denen viel mehr zu fürchten als von mir. Wenn Sie versuchen, zu ihnen zurückzukehren, wird man Sie verdächtigen. Und das kann dazu führen, dass man Sie tötet. Sie müssen sich eine Weile verstecken.«

Der Junge schluckte. »Ich werde in die Berge gehen, oberhalb von meinem Dorf.«

»Gut.« Smith holte ein Nylonseil und Isolierband aus seinem Koffer. »Ich werde Sie jetzt fesseln, aber ich lasse Ihnen das Messer da, damit Sie sich losschneiden können. Auf diese Weise bekommen Sie ein wenig Zeit zum Nachdenken. Damit Sie begreifen, dass mein Rat gut gemeint ist.« Außerdem verschaffte sich Smith dadurch Zeit zum Entkommen, für den Fall, dass Bixente es sich anders überlegte und doch versuchte, zu den Terroristen zurückzukehren.

Der Junge war mit dieser Lösung sichtlich unzufrieden, nickte aber. Smith fesselte ihn, klebte ihm den Mund zu und schob das Messer unter den Rücksitz. Der Junge würde wenigstens eine halbe Stunde brauchen, um sich über den Sitz zu arbeiten, das Messer herauszuholen und sich loszuschneiden. Smith sperrte den Wagen ab, verstaute seinen Koffer, den Laptop und den Trenchcoat im Kofferraum, steckte die Schlüssel ein und ging mit schnellen Schritten davon. Wenn Thérèse Chambord sich irgendwo in der Nähe befand, dann war das der DNS-Computer möglicherweise auch.

12

Mit dem Einbruch der Nacht hatte sich die wunderschöne kleine Stadt in ein Szenenbild aus einem historischen Film verwandelt, mit schwarzen Schatten, dem gelben Lichtschein der Straßenlaternen und Klängen spanischer Musik, die die engen Gassen erfüllten. Smith betrat die kleine Plaza, von der aus er vorher das Haus beobachtet hatte; er wollte es auf Nebenstraßen umrunden, um es aus neuer Perspektive zu beobachten. Jetzt, wo es spät geworden war und nur noch wenige Menschen die Straßen und Plätze bevölkerten, war Toledo eine völlig andere Stadt geworden. Es lag jetzt ruhig und beschaulich da und erinnerte an eines der vom Mondlicht durchwobenen Gemälde El Grecos.

Als er jedoch die Plaza verließ, sah er vier Männer, die aus dem Gewirr der Straßen und Gassen hervortraten. Einen von ihnen, einen kräftig gebauten pockennarbigen Burschen, erkannte er wieder; es war einer der Entführer Thérèse Chambords. Dann war da auch der Mann, den er auf dem Foto des in Paris verhafteten Basken wiedererkannt hatte. Die Schwarze Flamme. Sie suchten ihn.

Als die vier Baskenkiller Smith umringten, hob er seine Stimme und sprach gerade laut genug, dass sie ihn hören konnten. »Wer von Ihnen ist Elizondo?«, fragte er in spanischer Sprache. »Ich möchte nur mit ihm reden. Es wird sich für euch alle lohnen. Wie ist es, Elizondo?«

Keiner gab Antwort. Mit finsteren Blicken rückten sie näher, die Pistolen in der Hand, noch nach unten gerichtet, aber bereit, sie jederzeit hochzureißen und zu schießen. Rings um sie türmten sich die historischen Gebäude wie böse Geisterschlösser aus einer anderen Welt auf.

»Stehen bleiben«, warnte Smith und hob seine mit einem

Schalldämpfer versehene Sig Sauer.

Aber die Waffe reichte nicht aus, um die Männer abzuschrecken. Man konnte zwar sehen, wie sich ihre Muskeln spannten, aber der Kreis um Smith wurde immer kleiner, zog sich zu wie eine Garrotte. Die Blicke von dreien der Männer wanderten zu einem drahtigen älteren Mann, der eine rote Baskenmütze trug.

Smith studierte die vier noch eine Sekunde lang und versuchte seine Chancen einzuschätzen. Im Hintergrund war immer noch der rhythmische Klang der *Merengue* zu hören, als er plötzlich herumwirbelte und losrannte. In dem Augenblick trat ein fünfter älterer Mann plötzlich etwa zehn Meter vor ihm aus einer Seitengasse, um ihm den Weg zu versperren. Hinter ihm hallten die schnellen Schritte der Terroristen auf dem Kopfsteinpflaster. Smith' Herzschlag beschleunigte sich, und er schlug einen Haken, bog in die erste Seitengasse ein, die sich ihm bot, und rannte so schnell er konnte, weg von den Verfolgern.

Ein großer, schon etwas älterer anglikanischer Priester versteckte sich im Eingang eines geschlossenen *estanco,* eines Tabakladens, aus dem der süßlich aromatische Duft der Ware drang. In seinem schwarzen Priesterhabit war er in der Finsternis kaum zu sehen, nur sein weißer Priesterkragen reflektierte das Licht.

Er hatte die Männer von dem Haus des Basken aus, der in Paris verhaftet worden war, beschattet. Als sie hinter einem Torbogen verschwanden und Deckung suchten, hätte ein zufällig vorbeikommender Passant zu seinem Erstaunen, vielleicht sogar verärgert hören können, wie der Mann im Priesteranzug höchst unpriesterlich murmelte: »Scheiße! Was zur Hölle haben die jetzt wieder vor?«

Der unechte Priester hatte gehofft, eine Zusammenkunft der Verschwörer belauschen und das erfahren zu können, was ihn

nach Toledo geführt hatte. Aber was er jetzt sah, war keine Zusammenkunft. Der baskische Terrorist, den er in Paris erkannt hatte, Elizondo Ibargüengoitia, hatte ihn zuerst nach San Sebastian und dann weiter hierher nach Toledo geführt, aber von der gekidnappten Frau war keine Spur zu finden gewesen. Und auch sonst nichts, was den Verdacht der Vorgesetzten des Priesters bestätigt hätte.

Er begann allmählich, ärgerlich zu werden, verstimmt über so viel Unsinn. Gefährlichen Unsinn, wie er fand. Und deshalb hielt er auch etwas in der Hand, was auch höchst unpriesterlich war – eine mit einem Schalldämpfer ausgestattete 9-mm-Glock.

Diesmal brauchte er nicht lange zu warten. Ein athletisch gebauter Mann tauchte auf der Plaza auf.

»Verdammt!«, brummte der falsche Priester überrascht.

Kurz darauf traten die fünf Basken ebenfalls auf die Straße hinaus, einer nach dem anderen. Jeder von ihnen hielt eine Pistole in der Hand, hielt sie diskret gesenkt, jederzeit einsatzbereit, aber für einen unbefangenen Beobachter kaum sichtbar. Der Priester verließ die schützende Türnische.

Als Smith etwa die halbe Länge der Gasse gerannt war, presste er sich an die Mauer, die Sig Sauer mit beiden Händen vor sich haltend. Er konzentrierte sich auf die Mündung der Gasse, in die er gerade eingedrungen war. Drei Touristen – ein gut gekleideter Mann und zwei junge Frauen – tanzten im Rhythmus der pochenden Musik auf der Straße vorbei. Sie amüsierten sich königlich, ohne etwas von dem gefährlichen Geschehen zu ahnen, das rings um sie ablief.

Smith wartete, bis sie verschwunden waren, wartete … Es dauerte nur ein paar Sekunden, kam ihm aber wie eine Stunde vor. Als dann eine neue Melodie einsetzte, spähte der kräftig gebaute Baske um die Ecke, sodass man sein Gesicht und auch seine Waffe sehen konnte. Smith gab einen Schuss aus seiner

schallgedämpften Waffe ab, zielte sorgfältig; er wollte nicht, dass ein unschuldiger Passant getroffen wurde. Die laute Musik verschluckte das Plopp, und die Kugel traf genau an der Stelle, wo er es wollte – die Wand, zwei Hand breit über dem Kopf des Basken.

Ein Regen von Ziegelsplittern ging auf den Killer nieder. Er stieß einen kehligen Laut aus und zuckte zurück, als ob jemand an einer Leine gerissen hätte. Smith lächelte grimmig. Dann rannte er weiter.

Niemand schoss auf ihn, und er bog in eine Seitengasse, warf sich dort erneut gegen die Wand und presste sich flach an die Mauer. Diesmal tauchte hinter ihm kein Gesicht und auch keine Waffe auf. Erleichtert rannte er weiter. Jetzt ging es einigermaßen steil bergauf, und er sah sich immer wieder nach allen Seiten um, während er sich seinen Weg durch ein Gewirr verlassener Gassen bahnte und der Boden unter seinen Füßen allmählich wieder ebener wurde. Als die Musik schließlich im Hintergrund verhallte, klangen die letzten Melodiefetzen drohend und irgendwie Unheil verheißend.

Schwitzend hastete er weiter und begegnete dabei einem Mann, der langsam dahinschlenderte und einen Stein vor sich herstieß. Er schwankte etwas, als ob er zu viel *vino* getrunken hätte. Der Mann blickte auf und musterte den keuchenden Smith, als sähe er ein Gespenst. Dann machte er ruckartig kehrt und verdrückte sich.

Als Smith keinen der Terroristen mehr sah, begann er zu hoffen, dass es ihm gelungen war, sie abzuschütteln. Er würde ein wenig warten müssen und dann zu ihrem Haus zurückkehren. Erneut sah er sich um, rechnete damit, die Gasse immer noch leer vorzufinden. Dann hörte er das deutliche *Plopp, Plopp* einer schallgedämpften Waffe, und im gleichen Augenblick zischte eine Kugel an seiner Wange vorbei. Steinsplitter fetzten aus der Mauer, wo das Geschoss aufgeprallt war. Ein weiterer Schuss folgte, die Kugel prallte

von der Mauer ab und traf pfeifend das Kopfsteinpflaster.

Smith lag bereits flach auf die Ellbogen gestützt auf dem Bauch und gab zwei Schüsse auf zwei undeutlich zu erkennende Gestalten ab.

Ein lauter Schrei, der durch Mark und Bein ging, hallte durch die Nacht. Dann war er wieder allein. Die Straße war dunkel, Angst einflößend. Er musste einen der Verfolger getroffen haben.

Aber er war nicht ganz alleine. Ein Schatten, so dunkel wie die Nacht, die Mauern und das Kopfsteinpflaster, lag keine dreißig Meter entfernt auf der leeren Straße. Smith richtete sich halb auf und ging geduckt und vorsichtig auf den Schatten zu. Jetzt nahm der Schatten allmählich Gestalt an – ein Mann mit ausgebreiteten Armen in einer Blutlache, die sich ausbreitete und im Mondlicht feucht auf dem Kopfsteinpflaster glitzerte. Glasige, blicklose Augen starrten ihn an. Smith erkannte ihn – das war der untersetzte, pockennarbige Mann, den er in Paris gesehen hatte. Jetzt war er tot.

Er hörte ein schwaches Knirschen auf dem Kopfsteinpflaster und blickte hoch. Die restlichen Männer kamen auf ihn zu.

Smith sprang auf und rannte wieder durch das Gewirr von Straßen und Gassen zwischen dicht aneinander gedrängten Häusern. Er überquerte eine breitere Straße, auf der ein paar Touristen die Hälse reckten, nach oben starrten und ein paar schmucklose Häuser bewunderten, wie man sie im Mittelalter für gewöhnliche Bürger der Stadt gebaut hatte. Ganz in ihrer Nähe suchten zwei der Terroristen die Umgebung ab. Weil sie sich nicht für die Häuser interessierten, fielen sie sofort auf.

Smith machte kehrt und rannte wieder los. Rufe folgten ihm, als er sich der nächsten Straße näherte, in die gerade von der anderen Seite ein Wagen einbog. Eine Familiengruppe suchte den Schutz zweier Türnischen, um den kleinen Fiat vorüberzulassen. Die Basken waren ihm jetzt zu nahe. In seiner Verzweiflung hielt er sich schützend die linke Hand über die Augen und rannte auf den

Fiat zu, dessen Scheinwerfer ihn blendeten.

Smith brüllte eine Warnung. Er hörte das Kreischen von Bremsen. Der Fiat stoppte mit quietschenden Reifen, und der Gestank von heißem Gummi erfüllte die Luft. Keine drei Meter vor ihm kam er schließlich zum Stillstand, ohne dass Smith sein Tempo verlangsamte. Er sprang auf die Motorhaube, spürte, wie die Gummisohlen seiner Turnschuhe förmlich an dem glänzenden Lack klebten, als er über das Dach und den Kofferraum rannte. In Schweiß gebadet, sprang er auf der anderen Seite herunter und rannte weiter.

Schüsse peitschten, als die Terroristen erneut das Feuer eröffneten. Er rannte keuchend im Zickzack, mit verkrampften Muskeln. Über ihm zersplitterte eine Fensterscheibe von einer verirrten Kugel. Eine Frau stieß einen Schrei aus, ein Baby weinte. Smith hörte die Basken brüllen, als sie ebenfalls über den Fiat hinwegrannten. Er war weder in Sicherheit, noch hatte er das Geringste über Thérèse Chambord oder den Molekular-computer in Erfahrung gebracht.

Wütend wechselte er erneut die Richtung, sprintete durch schlafende Straßen, sah sich immer wieder verzweifelt um, bis er ein Stück vor sich eine offene, von hellem Licht beleuchtete Fläche entdeckte und die Stimmen und das Gelächter von Menschen hörte.

Er wurde langsamer, versuchte wieder zu Atem zu kommen, näherte sich dem Platz vorsichtig und erkannte schließlich, dass es die Plaza del Conde war. Auf der anderen Seite stand das Casa y Museo del Greco. Er befand sich in dem alten Judenviertel, der Judería, im Südwestteil der Stadt, unmittelbar über dem Fluss. Obwohl er niemanden sah, der seinen unmittelbaren Argwohn erweckte, wusste er, dass die Terroristen nicht weit sein würden. Elizondo würde nicht so leicht aufgeben, und Toledo war zwar nicht klein, aber auch alles andere als eine Großstadt. Kein Ort und kein Platz in dieser Stadt war weit vom nächsten entfernt.

Er musste die Plaza überqueren. Wenn er rannte, würde er damit auf sich aufmerksam machen. Am Ende half ihm seine Erschöpfung bei der Entscheidung. Er arbeitete sich langsam voran und versuchte möglichst unauffällig zu wirken, hielt sich aber, wo immer das möglich war, in den Schatten. Schließlich erreichte er eine Touristengruppe, die beeindruckt den geschlossenen Museumsbau anstarrte, in dem einige der berühmten Gemälde El Grecos ausgestellt waren. Es war eine Nachbildung eines typischen toledanischen Hauses aus El Grecos Zeit, und die Touristen murmelten und wiesen sich gegenseitig auf Besonderheiten des Gebäudes hin, während Smith hinter ihnen vorbeischlenderte.

Als er schließlich die Calle San Juan de Dios erreicht hatte, ging sein Atem wieder regelmäßig. Dort gab es zwar weniger Touristen, aber er wusste auch, dass er ein schnelles Tempo nicht länger würde durchhalten können. Obwohl er gut in Form war und sich keine Gelegenheit zum Training entgehen ließ, war dieses Gerenne in den engen Straßen eine brutale Anstrengung gewesen. Er studierte jede Kreuzung, ehe er sie überquerte … und dann kam ihm plötzlich eine Idee.

Ein Mann, der eine Kamera an einem Riemen um den Hals trug und ein Blitzlichtgerät in der Hand hielt, schien ein Stück vor ihm nach Lokalkolorit zu forschen. Ständig den Kopf nach links und rechts drehend und den richtigen Standort für ein Foto suchend, schlenderte der Tourist in eine der Gassen. Er hatte etwa die gleiche Figur wie Smith und auch ungefähr seine Größe.

Das war eine Chance. Der Mann hatte gerade eine weitere Straße erreicht, die auch nicht viel breiter als die Gasse davor war. Sie lag völlig still da, und weit und breit war niemand zu sehen. In allerletzter Sekunde schien er Smith hinter sich zu bemerken.

Er drehte sich halb um. »Hey!«, rief er aus. »Wer sind Sie? Was zum …?« Der Mann hatte Englisch gesprochen. Smith drückte ihm den Lauf seiner Pistole ins Kreuz. »Ruhig. Sind

Sie Amerikaner?«

»Verdammt noch mal …«

Smith drückte stärker zu. »Ruhig.«

Die Stimme des Mannes wurde leiser, aber seine Wut war noch die gleiche. »Allerdings bin ich Amerikaner! Das sollten Sie auch nicht vergessen. Wenn Sie …!«

Smith fiel ihm ins Wort. »Ich brauche Ihre Kleider. Ausziehen.«

»Meine *Kleider?* Sie sind wohl verrückt. Für wen …« Er drehte sich um, und als er die Sig Sauer sah, weiteten sich seine Augen erschreckt. »Herrgott, was *wollen* Sie?«

Smith hob die Waffe, richtete sie auf den Kopf des Mannes. »Ihre Kleider. Bisschen fix.«

Wortlos und ohne den Blick von Smith zu wenden, zog der Tourist sich bis auf die Unterwäsche aus. Smith trat einen Schritt zurück und zog ebenfalls Schuhe, Hemd und Hose aus, wobei er die ganze Zeit den Mann mit der Sig Sauer in Schach hielt.

»Ziehen Sie nur meine Hose an«, wies Smith ihn an. »Ihr T-Shirt reicht völlig. Auf diese Weise sehen Sie mir nicht zu ähnlich.«

Der Mann war totenbleich, als er den Reißverschluss von Smith' Hose zuzog. »Mister, Sie machen mir Angst.«

Jetzt mit den grauen Hosen, den Joggingschuhen, dem blauen Hawaiihemd und der Baseballmütze mit dem Logo der Chicago Cubs bekleidet, die er dem Mann abgenommen hatte, sagte Smith: »Wenn Sie zu Ihrem Hotel zurückgehen, sollten Sie darauf achten, nur Straßen und Wege zu benutzen, wo andere Leute Sie sehen können. Machen Sie Fotos. Verhalten Sie sich ganz normal. Dann passiert Ihnen nichts.«

Mit dieser Empfehlung entfernte er sich. Als er sich umsah, stand der Mann immer noch im Schatten der Gebäude und starrte ihm nach.

Jetzt war die Zeit gekommen, dass aus dem Gejagten der Jäger

wurde. Smith setzte seinen Weg in einer Art schnellem Laufschritt fort, bei dem er zügig vorankam, aber seine Kräfte schonte, bis er Lärm hörte. Diesmal befand er sich am Monasterio de San Juan de los Reyes, der Begräbnisstätte der Könige und Königinnen von Kastilien und Aragon. Besucher, die eine nächtliche Tour durch die Stadt gebucht hatten, standen vor der Kirche und bewunderten fasziniert die Mauern, die mit den Ketten christlicher Gefangener dekoriert waren, die dort von den Mauren bis zur Reconquista festgehalten worden waren.

Smith bog in eine Seitenstraße, betrat eine zur Straße offene *taberna* und setzte sich an einen Tisch im Inneren des Lokals, von dem aus er einen guten Ausblick auf die Kirche hatte. Mit einer Hand voll Papierservietten wischte er sich den Schweiß vom Gesicht, bestellte *café con leche* und richtete sich darauf ein, eine Weile warten zu müssen. Die Terroristen wussten, in welche Richtung er gelaufen war, würden nach ihm suchen und ihn schließlich auch finden.

Er war gerade mit seinem Kaffee fertig geworden, als er den drahtigen älteren Mann mit der roten Baskenmütze in Gesellschaft eines zweiten Mannes draußen vorübergehen sah. Sie blickten ständig nach allen Seiten und suchten die Straßen nach ihm ab. Ihre Blicke streiften ihn, hielten aber nicht an. Das blaue Hawaiihemd, entschied Smith befriedigt.

Er stand auf, warf ein paar Euro für den Kaffee auf den Tisch und folgte den beiden, bis er sie auf der anderen Seite der Kirche aus den Augen verlor. Eine halblaute Verwünschung ausstoßend, trottete er weiter. Weit konnten die nicht sein.

Schließlich erreichte er einen mit Rasen bewachsenen Hügel hoch über dem Rio Tajo. Er kauerte sich nieder, um nicht aufzufallen, und wartete, bis seine Augen sich der Dunkelheit angepasst hatten. Ein Stück zu seiner Linken konnte er in der Stadt die Silhouetten der *Sinagoga del Transisto* und das Sephardische Museum sehen. Auf der anderen Flussseite, im moderneren Teil der Stadt, blinzelten ihm die beleuchteten

Zimmer des eleganten Parador-Hotels zu. Rings um ihn säumten Büsche das Hochufer des Flusses, während in der Tiefe der von den Regenfällen des Winters noch angeschwollene Fluss vorbeirauschte.

Seine Unruhe wuchs. *Wo waren sie?* Dann hörte er zu seiner Linken und ein Stück unter sich ein leises Gespräch. Zwei Männer. Das Klappern von Steinen, dann eine dritte Stimme. Drei Männer jetzt, und während Smith lauschte und zu verstehen versuchte, was die Männer redeten, spürte er, wie es ihm zugleich eisig über den Rücken lief und eine Welle der Erregung in ihm aufstieg – sie sprachen baskisch. Selbst auf diese Entfernung konnte er seinen Namen hören. Sie redeten über ihn, suchten ihn, waren keine dreißig Meter von ihm entfernt an einem Abhang, der relativ wenig Deckung bot.

Ein vierter Mann arbeitete sich vom Fluss zu den dreien empor, und als er sie erreichte, konnte Smith erneut seinen Namen hören. Der Mann sprach spanisch: »Er ist nicht dort unten, und ich weiß, dass ich gesehen habe, wie er die *taberna* verlassen hat und Zumaia und Iturbi gefolgt ist. Er muss hier irgendwo sein. Vielleicht näher bei der Brücke.«

Jetzt sprachen sie wieder baskisch mit ein paar spanischen Brocken dazwischen, und Smith glaubte zu verstehen, dass die Männer, die Zumaia und Iturbi hießen, ihn in der Stadt aus den Augen verloren hatten. Ihr Anführer, Elizondo, stieß jetzt von stromaufwärts zu ihnen. Sie waren der Ansicht, dass Smith noch in der Nähe sein müsse.

Als sie ausschwärmten, um das Areal gründlich abzusuchen, huschte Smith über die Rasenfläche und den Sandstreifen davon und versteckte sich unter den Ästen einer Weide, die bis fast in den Fluss hingen. Die Nerven zum Zerreißen gespannt, presste er sich an den Baumstamm, wagte kaum zu atmen und hielt seine Sig Sauer in der Hand. Für den Augenblick war er in Sicherheit.

*

Nachdem M. Mauritania sein Abendessen im La Venta del Alma, einem hübschen Gasthof auf der der Altstadt gegenüberliegenden Seite des Flusses eingenommen hatte, schlenderte er auf die Terrasse des luxuriösesten Hotels von Toledo, dem Parador Conde de Orgaz. Er sah auf die Uhr. Noch genügend Zeit. Die Abreise würde erst in einer knappen Stunde erfolgen.

Mauritania erlaubte sich einen bewundernden Blick auf die nächtliche Silhouette. Über dem vom Mond beleuchteten Fluss lag Alt-Toledo im märchenhaften Spiel von Licht und Schatten, ein Anblick so wunderschön, wie ihn nur eine der *Geschichten aus 1001 Nacht* oder ein persisches Liebesgedicht beschreiben konnte.

Die primitive westliche Kultur mit ihrem engstirnigen Gottesbegriff und ihrem faden Heiland verstand Toledo nicht. Aber die waren ja auch fähig, eine Frau in einen Mann zu verwandeln und damit sowohl die Wahrheit der Frau wie auch die des Mannes zu korrumpieren. Dies war nirgends sichtbarer als in der großen Stadt des Propheten, wo jedes Denkmal und jede grandiose Erinnerung als Tand und Lüge betrachtet und für Geld zur Schau gestellt wurde.

Er sog den Anblick Toledos in sich auf, genoss ihn. Ein göttlicher Ort, gelebte Erinnerung an jene glorreiche Zeit vor fast tausend Jahren, als Araber hier geherrscht und inmitten von Unwissenheit und Primitivität ein Zentrum muselmanischer Wissenschaft geschaffen hatten. Die Wissenschaften hatten eine nie da gewesene Blüte erlebt, und Muslime, Christen und Juden hatten in Harmonie zusammengelebt und gearbeitet, die Sprachen der jeweils anderen gelernt und deren Kultur und Glauben studiert.

Aber jetzt, dachte er, und dabei stieg Wut in ihm auf,

bezeichneten Christen und Juden den Islam als barbarisch und wollten all seine Spuren vom Antlitz der Erde tilgen. Das durfte ihnen nicht gelingen. Der Islam würde wieder zu Macht und Ansehen gelangen, würde erneut regieren. Das wollte er allen zeigen.

Er klappte den Kragen seiner Lederjacke hoch, um sich vor der einsetzenden nächtlichen Kühle zu schützen, und betrachtete die Reichtümer dieser jetzt so dekadenten Stadt. Alle kamen hierher, um sie zu fotografieren und billige Andenken an ihre Vergangenheit zu kaufen, weil sie mehr Geld als Seele ihr Eigen nannten. Nur wenige besuchten die Stadt, um von Toledo zu lernen, um sich mit dem auseinander zu setzen, was Toledo einmal gewesen war und zu begreifen, was das Licht des Islam hierher gebracht hatte, als das christliche Europa noch sein intolerantes Zeitalter der Finsternis durchlaufen hatte. Er dachte verbittert an seine arme, verhungerte Heimat, wo die Sanddünen der Sahara langsam aber stetig Land und Leute erstickten.

Und da fragten sich die Ungläubigen, weshalb er sie hasste, weshalb er Pläne schmiedete, um sie zu vernichten, weshalb er danach strebte, die Erleuchtung des Islam zurückzubringen. Eine Kultur zurückzubringen, in der Geld und Habgier nichts bedeuteten. Die Macht zurückzubringen, die hier jahrhundertelang regiert hatte. Er war kein Fundamentalist. Er war Pragmatiker. Zuerst würde er den Juden eine Lektion erteilen. Dann den Amerikanern. Und während die Amerikaner darauf warteten, dass er zuschlug, würden sie schwitzen.

Mauritania war bewusst, dass er für den Westen ein Rätsel war. Er baute darauf, wusste, dass seine zarten Hände und sein feines Gesicht ebenso wie sein rundlicher Körper schwach und machtlos wirkten. Aber tief in seinem Innersten kannte er die Wahrheit. Er war ein Heroe.

Eine Zeit lang stand er stumm auf der Terrasse des palastähnlichen Hotels, studierte den Turm der großen

christlichen Kathedrale und den gewaltigen Komplex und die Turmspitzen des *al-Qasr,* die seine Wüstenbrüder vor beinahe 1500 Jahren gebaut hatten. Sein Gesicht blieb ausdruckslos, aber in seinem Inneren flammte die Wut und wuchs und steigerte sich, geschürt von Jahrhunderten der Empörung. Sein Volk würde erneut aufsteigen. Aber langsam und vorsichtig, in kleinen Schritten, angefangen mit dem Schlag, den er bald gegen die Juden führen würde.

13

Smith lag versteckt unter den Zweigen der Weide und lauschte, während unter ihm der Tajo im Mondlicht dahinfloss. Die Terroristen hatten zu reden aufgehört, und hinter ihm wurde es in der Stadt allmählich ruhig. In der Tiefe war das Kreischen eines Wasservogels zu hören, und dann klatschte etwas im Fluss.

Smith richtete seine Sig Sauer auf die Wasseroberfläche, als ein Schwimmer aus den Wellen tauchte und sich ein grauer Schemen im Mondlicht den Abhang hinaufbewegte. Eine zweite Gestalt patrouillierte ein Stück unter Smith am Hügel entlang. Der Schwimmer murmelte etwas auf Baskisch, schloss sich seinem Kameraden an, und Smith blickte den beiden nach, wie sie davontrotteten.

Er atmete langsam aus, richtete sich geduckt auf und folgte ihnen, huschte lautlos hinter ihnen her, während die Männer weiterhin den Abhang absuchten. Inzwischen waren es ein halbes Dutzend geworden, die sich alle in Richtung auf die Puente de San Martin bewegten. Als der Mann am höchsten Punkt des Abhangs sich der Brückenstraße näherte, verständigte die Gruppe sich mit Handzeichen, und alle machten plötzlich kehrt und arbeiteten sich ziemlich schnell zum Fluss hinunter. Smith warf sich hinter ein paar Steinbrocken, bevor sie ihn entdecken konnten.

Am Flussufer angelangt, kauerten die Männer sich nieder und berieten. Smith hörte die Namen Zumaia, Iturbi und Elizondo. Er konnte keines ihrer Gesichter sehen. Sie redeten schnell, teils baskisch, teils spanisch, sodass Smith das Wesentliche mitbekam: Elizondo war zu dem Schluss gelangt, dass Smith, falls er hier gewesen war, ihnen irgendwie entwischt und inzwischen in Richtung auf die Stadt unterwegs sein musste, um

dort möglicherweise Kontakt mit der örtlichen Polizei aufzunehmen. Das würde schlecht für sie sein. Smith war zwar Ausländer, aber die spanische Polizei hatte für Basken nicht viel übrig.

Zumaia war nicht überzeugt. Die Meinungen gingen hin und her, und schließlich wurde ein Kompromiss gefunden. Da die Zeit knapp war, würde Zumaia, ein Mann, den sie Carlos nannten, und die anderen verschiedene Plätze in der Stadt nach Smith absuchen. Elizondo würde sich der Suche nicht anschließen, da man ihn zu einer wichtigen Zusammenkunft in einem Bauernhaus auf der anderen Flussseite erwartete.

Ein Wort, das er aus dem Stimmengewirr heraushörte, ließ Smith zusammenzucken – Halbmondschild. Wenn er richtig verstanden hatte, würde Elizondo sich in dem Bauernhaus mit dem Vertreter dieser Gruppe treffen. Er würde zu Fuß gehen, weil ihre Fahrzeuge zu weit entfernt abgestellt waren, um sie jetzt holen zu können.

Damit hatten sich Smith' Chancen verbessert. Reglos hinter den Steinbrocken liegend, versuchte er seine Ungeduld zu zügeln, als die Männer ihre Absicht in die Tat umsetzten und der Stadt zustrebten. Wenn er versuchte, Elizondo über die von Straßenlaternen hell beleuchtete Brücke zu folgen, würde man ihn vermutlich entdecken. Er musste also einen anderen Weg finden. Zwar war er imstande, jemanden aus der Ferne zu beschatten, aber das trug das Risiko in sich, dass er den Terroristenführer aus den Augen verlor, und zu viele Einheimische zu befragen, war auch gefährlich. Also musste er das andere Flussufer erreichen, ehe Elizondo dort eintraf.

Während die Terroristen sich davonmachten, streifte Smith das Hemd und die Hose ab, die er dem amerikanischen Touristen abgenommen hatte. Er sprang auf, rannte ans Flussufer hinunter und rollte die Kleidungsstücke samt der Sig Sauer dabei zu einem kleinen Bündel zusammen, schnallte sich die Rolle mit seinem Gürtel um den Kopf und watete ins Wasser, sorgfältig darauf bedacht, keinen Lärm zu machen. Das Wasser war kalt

und roch nach Schlamm und verfaulenden Pflanzen.

Er ließ sich in den schwarzen Fluss gleiten und schwamm, den Kopf hoch erhoben, mit kräftigen Zügen in Richtung auf das andere Ufer. Seine Hände teilten das Wasser, und während er schwamm, wanderten seine Gedanken zu Marty, der bewusstlos im Pompidou-Hospital lag, und zu den Männern und Frauen, die im Pasteur gestorben waren. Und zu Thérèse Chambord. War sie überhaupt noch am Leben?

Von Wut und Sorge erfüllt, teilte er das Wasser mit mächtigen Schwimmzügen. Er sah zur Brücke hinauf und entdeckte dort Elizondo, der mit seiner roten Baskenmütze im Licht der Straßenlaternen leicht auszumachen war. Er und Elizondo kamen etwa gleich schnell voran. Nicht gut.

Smith war müde. Doch das half nichts. Er musste schneller werden. Irgendwo dort draußen war der Molekularcomputer. Adrenalin floss durch seine Adern. Er schwamm schneller, kämpfte gegen die schwache Strömung an und blickte dann auf. Der Terrorist war immer noch da, ging mit gleichmäßigen Schritten, aber nicht so schnell, dass er damit auf sich aufmerksam gemacht hätte.

Jetzt hatte Smith einen Vorsprung erzielt. Er behielt sein Tempo bei, schonte seine Muskeln nicht, bis er schließlich keuchend ans Ufer taumelte. Seine Beine fühlten sich wie Gummi an. Aber zum Ausruhen war jetzt keine Zeit. Er schüttelte das Wasser ab, streifte sich schnell die Kleider über und fuhr sich mit den Fingern durchs Haar, während er zur Straße hinaufrannte und sie überquerte. Zwischen zwei parkenden Fahrzeugen kauerte er sich nieder.

Er hatte es gerade rechtzeitig geschafft. Elizondo verließ soeben die Brücke. Unter seiner roten Mütze wirkten seine von der Sonne verbrannten Züge besorgt und finster. Irgendetwas schien ihn zu plagen. Als er nach links abbog, schlüpfte Smith zwischen den Autos hervor und nahm die Verfolgung auf, ließ

ihn nicht aus den Augen. Elizondo führte ihn an einer Reihe eleganter Landhäuser vorbei, *cigarrales*, einem Viertel, in dem hauptsächlich wohlhabende Geschäftsleute, Anwälte und Ärzte zu Hause waren, dann einen Hügel hinauf und am Parador-Hotel und einer modernen Reihenhaussiedlung vorbei. Schließlich befanden sie sich auf freiem Gelände, und nur der Mond, die Sterne und die Felder leisteten ihnen Gesellschaft. In der Ferne war das Muhen von Kühen zu hören.

Schließlich bog Elizondo wieder nach links ab, diesmal auf einen schmalen Feldweg. Während des langen Marsches hatte er sich einige Male umgesehen, aber Smith hatte sich immer hinter Bäumen, Büschen oder Fahrzeugen verstecken können. Dieser Feldweg war allerdings zu leer und einsam, um Deckung zu bieten. Smith suchte in einem kleinen Gehölz Zuflucht und bewegte sich jetzt parallel zu dem Weg.

Da sein Hawaiihemd kurze Ärmel hatte, zerkratzte ihm das Gebüsch die Unterarme. Er konnte den süßlichen Geruch von Nachtgewächsen riechen. Schließlich erreichte er das Ende des kleinen Wäldchens, blieb stehen und studierte die Lichtung, die sich vor ihm auftat. Im Mondlicht waren ein paar Scheunen, Hühnerverschläge und ein in Form eines L angelegter Rinderpferch mit einem Bauernhaus zu erkennen. Das Glück meinte es gut mit ihm – nur ein einziges Haus. Das machte ihm die Wahl leicht.

Er studierte die Fahrzeuge. Auf dem Freigelände in der Nähe des Pferchs waren drei Autos geparkt. Eines davon war ein alter Jeep Cherokee, aber die beiden anderen machten ihn stutzig – eine schwarze Mercedeslimousine neuesten Baujahrs und ein schwarzer Volvo Kombi. Das Gehöft wirkte bescheiden, jedenfalls nicht wohlhabend genug, als dass die Besitzer sich zwei neue teure Autos leisten konnten. Und daraus folgerte Smith, dass Elizondo sich hier mit mehr als nur einem Mitglied des Halbmondschildes traf.

Als Elizondo die Haustür erreicht hatte, öffnete sich diese,

bevor er klopfen konnte. Smith sah, wie der Terrorist zögerte, kurz durchatmete und dann im Inneren des Hauses verschwand. Geduckt verließ Smith die Deckung, die das Wäldchen ihm bot, und bewegte sich auf ein beleuchtetes Fenster an der rechten Seite des Hauses zu. Als er das Knirschen von Schritten auf dem Kies hörte, huschte er hinter eine alte Eiche und spürte, wie sein Pulsschlag sich beschleunigte. Das Geräusch kam von seiner linken Seite.

Ein Mann mit schwarzem, zerfurchtem Gesicht tauchte lautlos und wie ein Phantom an der Ecke des Hauses auf. Er trug den weißen Umhang der Wüstenaraber. Keine sechs Meter von Smith entfernt blieb er stehen und sah sich um. Er trug ein 5,56-mm-Sturmgewehr britischer Herkunft in der Hand und sah wie jemand aus, der damit umzugehen verstand. Ein Wüstenkrieger, aber kein Araber, nicht einmal ein Tuareg oder Berber. Vielleicht ein Fulani aus dem wilden Nomadenstamm, der einmal den südlichen Bereich der Sahara beherrscht hatte.

Jetzt erschien ein zweiter Mann an der anderen Ecke des Hauses, auf der rechten Seite, weiter von Smith entfernt. Er trug ein altes Kalaschnikow-Sturmgewehr und trat jetzt in den Farmhof.

Hinter die Eiche geduckt, umfasste Smith den Griff seiner Sig Sauer fester, als der Mann mit der Kalaschnikow sich umdrehte und auf den Pferch zuging. Er würde in drei Meter Entfernung an Smith vorüberkommen. Jetzt sagte der große Beduine etwas in arabischer Sprache. Der Mann mit der Kalaschnikow blieb stehen und antwortete, er war Smith jetzt so nahe, dass der seine Ausdünstung von Zwiebeln und Kardamom wahrnehmen konnte. Smith regte keinen Muskel, als die beiden Männer ihr Gespräch fortsetzten.

Und dann war es plötzlich vorbei. Der Wächter mit der Kalaschnikow drehte sich um und ging in die Richtung zurück, aus der er gekommen war, vorbei an dem beleuchteten Fenster, das Smith’ Ziel gewesen war. Er verschwand hinter dem Haus,

wo vielleicht seine Wachstation war. Der Beduine im weißen Umhang blieb wie eine Statue zurück; sein Kopf wanderte wie eine Radarantenne hin und her, suchte die Nacht ab. Ohne sich dessen bewusst zu sein, hinderte er Smith daran, sich dem Haus zu nähern. Smith malte sich aus, dass die Wüstenkrieger der Sahara immer auf diese Weise ihre Nachtwache gehalten hatten, nur dass sie früher hinter hohen Sanddünen auf ausländische Truppen gewartet hatten, die frech genug waren, in ihre Wüste einzudringen.

Schließlich schlenderte der Beduine davon, immer noch nach allen Seiten sichernd, ging quer durch den Hof, um den Pferch, die Hühnerverschläge und Autos herum. Gleich darauf kehrte er zum Haus zurück, blieb dort an der Eingangstür stehen, öffnete sie und schob sich rückwärts hinein. Das Ganze war ein beeindruckendes Schauspiel – eine Warnung, dass hier zwei hoch trainierte Wachen im Einsatz waren, denen kaum etwas entging.

Smith kroch schnell auf dem Bauch zurück in das Wäldchen, schlug dort einen weiten Bogen, verließ die Deckung dann erneut und eilte diesmal über freies Geländes auf die Hinterseite des Bauernhauses zu, wo weniger Licht war, weniger Fenster – nur drei, aber alle vergittert. Als er sich dem Haus auf zehn Meter genähert hatte, ließ er sich auf den Rücken fallen, presste die Sig Sauer an seine Brust und glitt auf das linke Fenster zu. Über ihm huschten graue Wolken durch den Nachthimmel, und gelegentlich bohrte sich ein spitzer Stein so tief in seine Haut, dass er die Zähne zusammenpressen musste, um nicht aufzustöhnen.

Jetzt ganz nahe beim Haus, richtete er sich auf und sah sich um, hielt nach dem Posten mit der Kalaschnikow Ausschau. Der Mann war nirgends zu sehen. Smith' Blick wanderte durch die Nacht, dann hörte er Stimmen und sah das Glühen von zwei Zigaretten. Zwei Männer waren in dem Feld hinter dem Haus, und dahinter sah man die wuchtigen Silhouetten von drei Hubschraubern. Der Halbmondschild war nicht nur gut

organisiert, sondern auch gut ausgestattet.

Sonstige Wachleute entdeckte Smith nicht. Er kroch näher an das Haus heran und richtete sich auf, um durch das erste Fenster nach innen zu spähen. Was er dort zu sehen bekam, war in keiner Weise auffällig: ein beleuchteter Raum und hinter einer offenen Tür ein zweiter beleuchteter Raum. In dem zweiten Zimmer saß Elizondo auf einem Holzsessel, seine Blicke folgten nervös einer Gestalt, die vor ihm auf und ab ging, immer wieder in der Türöffnung auftauchte und gleich darauf erneut verschwand.

Die Gestalt trug einen perfekt geschnittenen dunkelgrauen Straßenanzug, der so aussah, als stamme er von einem Londoner Schneider. Das Gesicht des Mannes war weich und rund und wirkte irgendwie rätselhaft. Kein englisches Gesicht, trotz des Anzugs, aber Smith konnte auch nicht erkennen, woher der Mann stammte. Zu dunkelhäutig für einen Nordeuropäer, hellhäutiger als viele Italiener oder Spanier und auch keine orientalischen oder polynesischen Züge. Er sah auch nicht aus wie ein Afghane oder Pakistani. Vielleicht ein Berber, entschied Smith für sich und erinnerte sich an den Beduinenumhang des statuenhaften Wachmannes, den er vorher gesehen hatte.

Smith spitzte die Ohren und vernahm mehrere Sprachen – Französisch, Spanisch, Englisch. Er hörte »Mauritania«, »tot«, »keine Schwierigkeiten mehr«, »ausgezeichnet«, »im Fluss«, »verlassen Sie sich darauf«, und schließlich »ich vertraue Ihnen«. Dieser letzte Satz kam in spanischer Sprache von Elizondo, der sich gleich darauf aus dem Sessel erhob.

Der kleine rundgesichtige Mann blieb stehen und streckte ihm die Hand hin. Elizondo schüttelte sie. Wie es aussah, war gerade eine freundschaftliche Transaktion abgeschlossen worden. Als Elizondo verschwand und Smith hörte, wie die Haustür sich öffnete und wieder schloss, fragte er sich, was das Wort »Mauritania« wohl zu bedeuten hatte. Hatten Sie über

jemanden aus Mauretanien gesprochen? Smith hielt das für möglich. Er vermutete, dass Elizondo derjenige war, der das Wort ausgesprochen hatte, und es hatte so geklungen, als ob das eine gute Nachricht für ihn gewesen wäre.

Andererseits war auch denkbar, überlegte Smith, dass Mauretanien das nächste Ziel des Halbmondschildes war – wer oder was auch immer sich hinter dieser Bezeichnung verbergen mochte –, oder vielleicht der Schwarzen Flamme.

Er duckte sich wieder, kroch auf das zweite Fenster zu, das ebenfalls vergittert war, richtete sich auf und sah hinein.

Diesmal handelte es sich um ein kleines, leeres Zimmer, ein Schlafzimmer mit einer schlichten Eisenpritsche. Daneben sah er ein Tischchen und einen Stuhl, und auf der Pritsche stand ein Holztablett mit Essen, das nicht angerührt worden war. Smith hörte ein Geräusch aus dem Zimmer, aber es kam von der Seite, von einer Stelle, die er nicht sehen konnte. Es klang so, als ob ein Stuhl über den Fußboden gescharrt hätte. Er trat zur Seite und lauschte auf die Schritte, die er durch das Fenster hörte.

Jemand ging langsam, mit schweren Schritten auf die Pritsche zu. Erregung wallte in ihm auf. Es war Thérèse Chambord. Er hatte befürchtet, dass sie ebenfalls tot sei wie ihr Vater. Der Atem stockte ihm, als er sie beobachtete.

Sie trug noch das gleiche weiße Abend-Outfit wie beim letzten Mal, als er sie gesehen hatte, aber jetzt war es beschmutzt, und ein Ärmel war zerrissen. Ihr hübsches Gesicht war ebenfalls schmutzig und verschrammt und ihr langes, schwarzes Haar zerzaust. Ihre Entführung lag wenigstens vierundzwanzig Stunden zurück, und ihrem Aussehen nach zu schließen, hatte sie den Kidnappern mehr als einmal Widerstand geleistet. Ihr Gesicht wirkte älter, als ob ihr der letzte Tag ihre Jugend gestohlen hatte.

Jetzt ließ sie sich schwer auf die eiserne Pritsche sinken, schob mit einer angewiderten Geste das Essenstablett weg, beugte sich

vor und stützte das Gesicht auf die Hände, während ihre Ellbogen auf den Knien ruhten – ein Bild der Verzweiflung.

Smith sah sich um, um sicherzustellen, dass keiner der Posten ihn überraschte. Das einzige Geräusch war das leise Seufzen des Windes in dem Wäldchen, aus dem er gerade gekommen war. Über ihm zogen Wolken über die Mondscheibe und verdunkelten den Hof. Das war gut. Er setzte dazu an, an ihr Fenster zu klopfen … Und hielt inne. Die Tür zu ihrem Zimmer öffnete sich, und der untersetzte Mann, der vorher vor Elizondo auf und ab gegangen war, kam herein. Sein Savile-Row-Anzug war elegant, sein Gesicht gefasst und sein Auftreten selbstsicher. Er war ein Mann, der andere kommandierte, jemand, dessen Meinung wichtig war. Ein Lächeln spielte über sein Gesicht, aber es war ein kaltes Lächeln, das seine Augen nicht mit einschloss. Smith studierte ihn. Dieser namenlose Mann war für die Gruppe in dem Haus wichtig.

Nachdem der Mann das Zimmer betreten hatte, tauchte ein weiterer hinter ihm auf. Smith starrte ihn an. Ein älterer Mann, vielleicht einen Meter fünfundachtzig groß. Er war gebeugt, als ob er sein ganzes Leben damit verbracht hätte, zu viel kleineren Leuten zu sprechen oder vielleicht auch über einen Schreibtisch gebeugt zu arbeiten … oder einen Labortisch. Der Mann war Anfang sechzig, sein schütter werdendes schwarzes Haar war weitgehend ergraut, und sein langes, schmales Gesicht zeigte tief eingeprägte Altersfalten. Smith kannte das Gesicht nur von den Fotografien, die Fred Klein ihm beschafft hatte, aber diese Züge hatten sich im Zusammenhang mit dem Bombenattentat auf das Pasteur-Institut für immer in sein Gedächtnis eingeprägt.

Thérèse Chambord starrte den Mann fassungslos an, als er das Zimmer betrat. Ihre rechte Hand tastete blindlings hinter ihr herum, bis sie schließlich das Fußende der eisernen Bettstelle gefunden hatte. Sie schien aufs Äußerste verblüfft. Der gebückt gehende Mann war das allerdings nicht. Freude

leuchtete aus seinem Gesicht, als er mit zwei langen Schritten auf Thérèse zueilte. Der große französische Gelehrte Dr. Émile Chambord zog seine Tochter vom Bett hoch und schloss sie in die Arme.

TEIL II

14

An Bord des Flugzeugträgers Charles de Gaulle im Mittelmeer

Zweihundert Meilen südsüdwestlich von Toulon zog der atomgetriebene Flugzeugträger *Charles de Gaulle* lautlos seine Bahn durch die Nacht, ein gewaltiges Seeungeheuer, glatt, elegant und tödlich. Nur die Positionsbeleuchtung war eingeschaltet. Die zwei Kernkraftreaktoren vom Typ K15 trieben den Flugzeugträger mit der gleichmäßigen Marschgeschwindigkeit von siebenundzwanzig Knoten durch das Mittelmeer und hinterließen eine irisierende, wie mit dem Lineal gezogene Kielwelle.

Die *Charles de Gaulle* war der jüngste Neuzugang in den Marinestreitkräften Westeuropas, und jeder Beobachter, der die Anzeichen zu deuten verstand, konnte erkennen, dass sich in jener Mittwochnacht an Bord des riesigen Kriegsschiffes Bedeutsames ereignete. Zehn Rafale-M-Düsenkampfjets und drei E-2C-Hawkeye-Frühwarnflugzeuge schirmten den Flugzeugträger aus der Luft ab, und die Mannschaften in den Aster-15-Boden-Luft-Lenkwaffenstationen und an den acht Giat-20F2-20mm-Kanonen waren in voller Alarmbereitschaft.

In einem kleinen, abhörsicheren Konferenzraum unter Deck hörten fünf Militärs in Generalsuniformen der Armeen der wichtigsten Nationen der Europäischen Union mit unterschiedlich besorgten Mienen ihrem Gastgeber zu, der nicht nur französischer General, sondern auch stellvertretender NATO-Befehlshaber für Europa war – Le Comte Roland La Porte. Mit seiner hünenhaften Gestalt majestätisch wirkend,

stand der General mit einem Zeigestab in der Hand vor einer großen Europakarte und musterte seine Generalskollegen aus seinen blassblauen Augen.

»Dies, meine Herrn«, sagte er und tippte mit seinem Zeigestab an die Karte, »zeigt sämtliche neuen multinationalen Konsortien, die sich in letzter Zeit in ganz Europa gebildet haben, um modernste Waffensysteme herzustellen.«

Zu seiner großen Verärgerung musste er mit seinen Gästen englisch sprechen, was er als Beleidigung der französischen Sprache empfand, der historischen Sprache der Diplomaten und der Muttersprache der westlichen Zivilisation. Aber in Wahrheit beherrschte mehr als die Hälfte der militärischen Führer der EU das Französische nicht gut genug, um ihn zu verstehen.

Und deshalb fuhr der General jetzt in englischer Sprache, wenn auch mit nicht zu überhörendem französischem Akzent fort: »BAE Systems im Vereinigten Königreich; EADS in Frankreich, Deutschland und Spanien; Finmeccanica in Italien; Thaies in Frankreich und dem Vereinigten Königreich; Astrium in Schweden, bekanntlich ein Joint-Venture von BAE und EADS; European Military Aviation im Vereinigten Königreich und Italien. Darüber hinaus sind diese Gesellschaften Bündnisse unter sich und mit anderen Vorhaben zum Bau des Eurofighters, des NH-90-Transporthelikopters, des Tiger-Kampfhelikopters, des Marschflugkörpers Stormshadow und der Luft-Luft-Rakete Meteor eingegangen. Das globale Positionierungssystem Galileo und das Bodenüberwachungssystem sind noch im Gespräch, es steht aber zu hoffen, dass diese Verhandlungen einen positiven Abschluss finden werden.«

La Porte schlug sich mit dem Zeigestab in die flache Hand, um seinen Worten besonderen Nachdruck zu verleihen. »Sie werden mir vermutlich zustimmen, dass dies eine beeindruckende Liste von Kooperationsvorhaben ist. Fügen Sie noch die in letzter Zeit zustande gekommene politische Unterstützung für eine Zusammenlegung unserer gesamten

Forschungs- und Entwicklungsmittel hinzu, um auf diese Weise ein europäisches Programm auf die Beine zu stellen, das Washington Paroli bieten kann, dann können Sie wohl alle die Schrift an der Wand erkennen.«

Die Generäle sahen sich an, und einen Augenblick lang herrschte in dem kleinen Konferenzraum Schweigen. Schließlich fragte Lieutenant General Sir Arnold Moore mit seinem trockenen, abgehackten und sehr britischen Tonfall: »Wenn man davon absieht, dass dies den innereuropäischen Handel zu Lasten der Vereinigten Staaten steigert – worauf wollen Sie dann hinaus, Roland?« General Moore hatte von zahlreichen Fältchen durchzogene Wangen, eine hohe Stirn und eine lange, schmale Adlernase, die all diejenigen, die ihre englische Geschichte kannten, an den ersten Lancaster König Heinrich IV. erinnerte.

Der französische General sah den britischen General wohlwollend an. Die Frage war ihm sympathisch, er hatte gehofft, dass jemand sie stellen würde. »Nun, Sir Arnold, ich glaube ganz einfach, dass wir uns schnell dem Zeitpunkt nähern, wo wir über eine voll integrierte europäische Militärstreitmacht verfügen, die stark genug ist, dass wir die Amerikaner nicht länger brauchen. Gar keine Amerikaner. Völlige Unabhängigkeit von ihnen. Wir sind an dem Punkt angelangt, wo wir die uns zustehende Führungsrolle wieder übernehmen können.«

Während der Engländer erkennen ließ, dass er daran seine Zweifel hatte, verengten sich die Augen des spanischen Generals Valentin Gonzales, eines elegant wirkenden Mannes mit dunklem Teint, dessen Generalsmütze immer etwas schief auf seinem Kopf saß. »Sie meinen eine Armee, die über die sechzigtausend Mann hinausgeht, die wir jetzt unter dem Kommando der Schnellen Eingreiftruppe zusammengeführt haben, General La Porte? Die wird schließlich von der EU kontrolliert. Haben wir damit nicht im Grunde bereits das, was Sie vorschlagen?«

»*Non!*«, erwiderte La Porte heftig. »Das ist nicht genug. Die Schnelle Eingreiftruppe ist lediglich für humanitäre und friedenserhaltende Einsätze vorgesehen und braucht selbst dazu noch amerikanische Waffen-, Support- und Kommunikationssysteme, um effizient operieren zu können. Außerdem ist sie viel zu klein, um irgendwelche größeren Probleme zu bewältigen. Wofür ich hier plädiere, ist die volle und uneingeschränkte Integration der Streitkräfte unserer sämtlichen Mitgliedstaaten, der gesamten zwei Millionen Soldaten, um auf diese Weise über alle Fähigkeiten einer eigenständigen Armee, Marine und Luftwaffe zu verfügen.«

»Aber wozu denn, Roland?«, wollte Sir Arnold wissen. Er verschränkte die Arme vor der Brust und runzelte die Stirn.

»Warum? Sind wir denn nicht ohnehin alle NATO-Verbündete und arbeiten gemeinsam für das Ziel einer friedlichen Welt? Freilich, in vieler Hinsicht sind wir Wettbewerber, aber unsere militärischen Feinde sind doch dieselben.«

»Unsere Interessen sind nicht immer mit denen der Vereinigten Staaten identisch.« La Porte trat einen Schritt auf die Gruppe zu, und seine imposante Figur wirkte einen Augenblick lang geradezu einschüchternd. »Tatsächlich sind sie meiner Ansicht nach im Augenblick sogar weit davon entfernt, identisch zu sein, wie ich seit Jahren versuche, die EU zu überzeugen. Europa war und ist zu groß, um ein bloßer Satellit der Vereinigten Staaten zu sein.«

Sir Arnold hatte Mühe, ein Schmunzeln zu unterdrücken.

»Daran sollten Sie Ihr eigenes Land erinnern, Roland. Schließlich ist dieser grandiose Flugzeugträger, dieses geradezu futuristische französische Kriegsschiff, auf dem wir uns befinden, mit in den USA hergestellten Katapulten und Haltekabeln ausgestattet, die es sonst nirgends gibt. Und die Hawkeye-Frühwarnflugzeuge, die dort oben über uns kreisen, sind ebenfalls in den Vereinigten Staaten hergestellt. Das sind

doch recht kritische Punkte, würden Sie nicht auch sagen?«

Der italienische General Ruggiero Inzaghi hatte aufmerksam zugehört. Er hatte große dunkle Augen, die hart wie Stein wirkten, und einen breiten Mund, der nur selten lächelte. Die ganze Zeit hatte er den beleibten Franzosen angesehen, wandte sich aber jetzt dem Engländer zu. »Ich glaube, was General La Porte sagt, hat einiges für sich. Die Amerikaner setzen sich häufig über unsere unmittelbaren und auch unsere langfristigen Bedürfnisse hinweg, ganz besonders, wenn diese nicht mit ihren eigenen Wünschen übereinstimmen.«

Der Spanier, General Valentin Gonzalez, wies mit dem Zeigefinger auf den Italiener. »Sie denken da nicht zufällig an Ihr eigenes Problem in Albanien vor ein paar Jahren, Ruggie? Soweit ich mich entsinnen kann, waren damals die Vereinigten Staaten nicht die Einzigen, die an einem so geringfügigen Problem kein Interesse gezeigt haben. Das restliche Europa hat das ganz genauso gesehen.«

General Inzaghi schüttelte den Kopf. »Mit einer voll integrierten europäischen Armee würden wir uns gegenseitig bei *allen* Problemen unterstützen.«

»So wie es die amerikanischen Staaten tun, die früher einmal so unterschiedliche Vorstellungen hatten, dass sie einen langen, blutigen Bürgerkrieg führen mussten«, gab La Porte zu bedenken. »Sie sind sich immer noch in vielen Punkten uneinig, aber in allem, worauf es ankommt, sind sie einer Meinung. Gentlemen, bedenken Sie doch, dass wir Europäer über ein Wirtschaftsvolumen verfügen, das um ein Drittel *größer* als das der Vereinigten Staaten ist, und die meisten unserer Bürger genießen ein Maß an ärztlicher Versorgung, sozialer Integration und schulischer Ausbildung, das den Institutionen der USA ebenfalls weit überlegen ist. Wir sind zahlenmäßig mehr, und es geht uns besser. Trotzdem sind wir immer noch nicht imstande, auf uns alleine gestellt eine größere militärische Operation durchzuführen. Das ist uns doch

schmerzhaft klar gemacht worden, als wir unsere Unfähigkeit erkennen mussten, mit den diversen Balkankrisen zurande zu kommen. Wir sahen uns gezwungen, wieder einmal mit dem Hut in der Hand nach Washington zu gehen. Das ist einfach erniedrigend. Sollen wir denn immer Stiefkinder einer Nation bleiben, die uns ihre ganze Existenz verdankt?«

Der einzige Teilnehmer der Konferenz, der sich bis jetzt nicht an der Diskussion beteiligt hatte und es allem Anschein nach vorzog, zuzuhören und zuzusehen, war Bundeswehrgeneral Otto Bittrich. Sein kantiges Gesicht zeigte, wie üblich, einen nachdenklichen Ausdruck. Sein blondes Haar war inzwischen fast weiß geworden, aber abgesehen davon, konnte man ihm seine zweiundfünfzig Jahre kaum ansehen. Er räusperte sich, und sein preußisches Soldatengesicht wirkte ernst: »Der Kosovo-Einsatz fand in einem Gebiet statt, das Europa im Laufe der Jahrhunderte Millionen von Toten gekostet hat«, sagte er und ließ den Blick in die Runde schweifen, um sicherzugehen, dass er die ungeteilte Aufmerksamkeit aller hatte, »eine unruhige Region, die für uns alle äußerst gefährlich ist. Schließlich war der Balkan schon immer unser Pulverfass. Jeder weiß das. Und doch musste Washington fünfundachtzig Prozent des Geräts und der Systeme stellen, als es darum ging, das Notwendige zu tun, um die Kampfhandlungen im Kosovo unter Kontrolle zu bringen und Europa wieder zu stabilisieren.« Seine Ungehaltenheit ließ seine Stimme lauter werden. »Ja, unsere Mitgliedsstaaten verfügen über zwei Millionen Soldaten, voll einsatzfähige Luftstreitkräfte und ausgezeichnete Marineeinheiten, alle gut ausgestattet und kampfbereit … *aber was nützen sie?* Sie bleiben zu Hause und drehen Däumchen. *Nutzlos!* Wir könnten in die Vergangenheit zurückkehren und den Zweiten Weltkrieg noch einmal führen, ja, das könnten wir. Wir könnten jetzt sogar ganze Städte mit unseren Bomben zerstören. Aber ohne die Amerikaner können wir, wie General La Porte ganz richtig erklärt hat, keine Truppen und kein Kriegsmaterial in

einem modernen Krieg einsetzen, geschweige denn einen solchen Krieg führen. Dazu fehlen uns die operationelle Planungsstruktur und die Logistik. Und die Kommandostrukturen ebenfalls. Technisch, elektronisch, logistisch und strategisch stehen wir sozusagen noch in der Steinzeit. Mir ist das wirklich in hohem Grade unangenehm und peinlich. Geht es Ihnen nicht ebenso?«

Aber der Brite, Sir Arnold, gab nicht so leicht nach und fragte locker: »Könnten wir denn in einer vereinigten europäischen Armee wirklich vorankommen? Könnten wir tatsächlich gemeinsam Operationen planen und eine multinationale Kommunikation einrichten? Seien wir doch ehrlich zueinander, meine Freunde, es sind nicht nur die Amerikaner, die andere Interessen als wir haben. Wir sind uns selbst uneinig, insbesondere in politischer Hinsicht. Und aus der politischen Ebene müsste doch die Zustimmung zu einer derartigen unabhängigen Militärstreitkraft kommen.«

General Inzaghi richtete sich auf, man sah ihm die Verärgerung an. »Wenn es darum geht, voranzukommen, Sir Arnold«, erwiderte er, »mag es ja sein, dass unsere Politiker Schwierigkeiten haben, aber ich kann Ihnen versichern, dass das bei unseren Soldaten nicht so ist. Die Schnelle Eingreiftruppe ist bereits außerhalb von Mostar in Bosnien stationiert – es handelt sich um die Salamanderdivision, siebentausend Mann stark, bestehend aus italienischen, französischen, deutschen und spanischen Kampfgruppen. General La Portes Landsmann – General Robert Meille – führt das Kommando.«

»Und das Eurocorps«, gab der Spanier Gonzales zu bedenken. »Das sollten Sie ebenfalls nicht vergessen. Fünfzigtausend spanische, deutsche, belgische und französische Soldaten.«

»Im Augenblick unter dem Kommando der Bundeswehr«, fügte General Bittrich sichtlich befriedigt hinzu.

»Ja«, nickte Inzaghi. »Die multinationalen italienischen,

spanischen, französischen und portugiesischen Truppen unter gemeinsamem Kommando; sie sind zum Schutz unserer Mittelmeerküste eingesetzt.«

Welche Nation in all diesen multieuropäischen Militärorganisationen fehlte, wurde deutlich auffällig, als er die einzelnen Truppenteile aufzählte. Schweigen senkte sich über den Saal, und keiner erwähnte, dass England, wenn es an gemeinsamen Operationen teilnahm, dies ausnahmslos nur mit den Amerikanern tat; dann stellte Großbritannien jeweils das zweitgrößte Kontingent und nahm deshalb zumindest die zweite Position in der Kommandostruktur ein.

Sir Arnold lächelte nur. Er war Politiker und Militär zugleich und ließ sich deshalb jetzt nicht aus der Ruhe bringen.

»Und wie ist es, stellen Sie sich diese paneuropäische Armee in ihrer Struktur so vor wie diese kombinierten Einheiten? Stückwerk, mit ein wenig Klebstoff zusammengefügt wie das Spielzeug eines Schuljungen? Ich würde so etwas jedenfalls nicht einheitlich nennen.«

La Porte zögerte kurz und meinte dann bedächtig: »Die genaue Struktur einer kombinierten europäischen Militärorganisation müsste natürlich erarbeitet werden. Ich kann mir da mehrere Möglichkeiten vorstellen, Sir Arnold. Wir würden natürlich großen Wert auf den Beitrag Englands legen und …«

Otto Bittrich fiel ihm ins Wort. »Was mich betrifft, so kann ich mir eine hochgradig integrierte Truppe vorstellen, in der der Einfluss der einzelnen Staaten verschwimmt, um nicht zu sagen in Wegfall kommt. Kurzum, eine wahrhaft unabhängige europäische Armee unter einem gemeinsamen Kommando im Rotationsverfahren, die nicht einer einzelnen Nation, sondern einzig und allein dem EU-Parlament verantwortlich ist. Auf diese Weise ist die politische Kontrolle sichergestellt, da ja schließlich alle Nationen der EU Delegierte in das Europaparlament entsenden und dort mehrheitlich abgestimmt wird.«

General Gonzalez schien damit nicht einverstanden, er beklagte sich mit deutlichem spanischem Akzent: »Wovon Sie hier sprechen, ist mehr als eine Armee, General Bittrich. Sie stellen sich ein vereintes Europa vor, so etwas wie einen Bundesstaat, und das ist für einige von uns etwas völlig anderes als eine Europäische Union.«

»Aus einer echten europäischen Truppe würde fast mit Sicherheit ein vereinigtes Europa entstehen, würde ich sagen«, bemerkte der britische General spitz.

Bittrich und La Porte wischten das beide mit einer Handbewegung weg, und Bittrich meinte etwas verärgert: »Das habe ich nicht gesagt, General Moore. Ich spreche hier als Soldat, nicht als Politiker. Als Handelsblock und als geografische Einheit hat Europa gemeinsame Interessen, die für die Vereinigten Staaten von geringer Bedeutung sind. Tatsächlich laufen unsere Interessen häufig denen der Vereinigten Staaten entgegen. Die EU hat alles gemeinsam, angefangen bei der einheitlichen Währung bis zu den Vorschriften über den Schutz der Zugvögel. Es ist doch sicherlich an der Zeit, diesen Schirm etwas weiter zu spannen. Wir sollten *nicht länger* von dem verdammten amerikanischen Militär abhängig sein!«

»Für meine Person«, ließ sich La Porte mit einem bellenden Lachen vernehmen, »und ich glaube, Sie werden alle zugeben, dass niemand eifersüchtiger über seine nationale Identität und Wichtigkeit wacht als ein Franzose, ganz besonders einer wie ich …, für meine Person glaube ich, dass es zu einem wahrhaft vereinten Europa kommen muss. Vielleicht erst in tausend Jahren, aber es ist unvermeidbar. Dennoch bezweifle ich, dass eine vereinigte Militärstreitkraft Zwang ausüben wird, es früher dazu kommen zu lassen.«

»Nun«, erklärte der Brite scharf und plötzlich ohne seine bisherige Leichtigkeit, »die Ansichten meines Landes zu diesem Thema sind klar. Keine völlig integrierte europäische Armee.

Keine europäischen Schilder auf den Mützen. Keine europäische Fahne. Keine. Und jedes britische Kontingent, das der Schnellen Eingreiftruppe oder meinetwegen auch einer selbstständigen Armee beigestellt wird, muss eindeutig unter britischer Kontrolle bleiben und darf einzig und allein den Weisungen des britischen Premierministers unterstehen.« Sir Arnold schnaubte ärgerlich und fragte: »Und kann mir vielleicht jemand sagen, wo das Geld für die Transportflugzeuge herkommen soll, die für ein solches Militär ›ohne US-Einschaltung‹ benötigt würden? Und für die Transportschiffe und Flugzeuge, die Kommunikationssysteme, die lasergesteuerte Munition, die elektronischen Störeinheiten, das militärische Planungssystem und die moderne Kommandostruktur? Ganz sicherlich nicht von England!«

»Das Geld wird zur Verfügung stehen, Sir Arnold«, erklärte La Porte zuversichtlich, »und zwar dann, wenn die Notwendigkeit so offenkundig wird, dass selbst die Politiker sich dieser Erkenntnis nicht länger verschließen können. Dann nämlich, wenn sie verstehen, dass das Schicksal Europas auf dem Spiel steht.«

Sir Arnold musterte den französischen General scharf.

»Könnte es sein, dass Sie sich einen Zeitpunkt vorstellen, wo wir möglicherweise Krieg gegen die Vereinigten Staaten führen wollen?«

Ein düsteres Schweigen legte sich über den Raum, während La Porte plötzlich mit finsterer Miene auf und ab zu gehen begann, wobei es beeindruckend war, wie beweglich dieser massig gebaute Mann war. »Wir *befinden uns* bereits in einem Krieg mit den Amerikanern, und zwar in jedem einzelnen Aspekt des Lebens und der Geschäftswelt, bloß nicht in militärischer Hinsicht. Aber militärisch *könnten wir das auch gar nicht.* Wir sind zu schwach, zu abhängig von all den Systemen der Amerikaner und sogar ihren modernsten Waffen. Wir haben Soldaten und Waffen, die wir ohne Washington weder richtig einsetzen, noch verlegen oder kontrollieren

können.« Er blieb stehen und sah die im Raum Versammelten an, ließ seinen starren Blick von einem Gesicht zum anderen wandern. »Was würde denn zum Beispiel passieren, wenn es irgendeine extreme Krise mit Russland oder China gäbe und die amerikanischen Systeme, von denen wir alle abhängig sind, wären plötzlich unbrauchbar oder noch Schlimmeres? Was, wenn Washington die Kontrolle über seine eigenen Kommandosysteme verlieren würde? Wo wären wir dann? Wenn die Amerikaner aus irgendeinem Grund ihre Verteidigungsfähigkeit verlieren sollten, und wäre es auch nur auf kurze Zeit, dann wäre das auch unser Schicksal. Tatsächlich wären wir dann sogar noch schlimmer dran.«

Die Augen in Sir Arnolds ledernem Gesicht verengten sich plötzlich. »Wissen Sie etwas, was wir anderen nicht wissen, Roland?«

Roland La Porte wich seinem Blick nicht aus. »Ich weiß nicht mehr als Sie, Sir Arnold, und ich empfinde es als beleidigend, dass Sie diese Frage überhaupt stellen. Wenn jemand mehr wüsste, dann wären das Sie. Wir Franzosen haben *keine* ›spezielle Beziehung‹ zu den Amerikanern, so wie die Briten das tun. Aber dieser Ausfall der amerikanischen Energieversorgungsnetze gestern, dieses Eindringen eines Hackers, hätte leicht viel schlimmere Folgen haben können, und das ist doch ganz sicherlich eine Bestätigung dessen, was ich hier sage.«

General Moore starrte La Porte eine volle halbe Minute lang an. Dann schien ihm plötzlich etwas anderes einzufallen. Seine Muskeln lockerten sich, er lächelte und stand auf.

»Ich glaube, was es hier zu besprechen gab, ist jetzt erledigt. Was das Schicksal und die Zukunft Europas angeht, so sind wir im Vereinigten Königreich der Ansicht, dass diese fest und dauerhaft mit der der Vereinigten Staaten verbunden sind, ob uns das nun gefällt oder nicht.«

»Ah, ja.« La Porte lächelte kühl. »Das ist, glaube ich, das

Konzept Ihres George Orwell.«

General Moores Gesicht rötete sich, und seine Augen bohrten sich erneut in die La Portes. Dann machte er ruckartig auf dem Absatz kehrt und ging mit langen Schritten aus dem Konferenzsaal.

»Was sollte das jetzt?«, wollte General Inzaghi wissen, und seine schwarzen Marmoraugen funkelten argwöhnisch.

»Eine Anspielung auf den englischen Roman ›1984‹«, erklärte Otto Bittrich grimmig. »In diesem Roman ist England Airport One eines panamerikanischen und britischen Commonwealth, das sich Ozeania nennt und für alle Zeit glücklich vereint ist. Gleichzeitig sind Europa und Russland miteinander verbunden und bilden eine Einheit, die Eurasia heißt. Der Rest nennt sich Eastasia – China, Indien, Zentralasien und sämtliche orientalischen Länder. Ich persönlich würde sagen, dass Großbritannien bereits Amerikas Airport One ist und wir ohne die Briten handeln müssen.«

»Und wie genau *sollen* wir handeln?«, wollte Gonzalez wissen.

La Porte hatte die Antwort darauf parat. »Wir müssen – und zwar jeder Einzelne von uns – unsere Nationen und EU-Delegierten davon überzeugen, dass ein zukünftiges gemeinsames europäisches Militär die einzige Sicherheit dafür bietet, dass Europas Identität – und unsere Bedeutung – geschützt wird. Tatsächlich haben wir gar keine andere Wahl.«

»Sie sprechen vom *Prinzip* einer solchen Armee, General La Porte, nicht wahr?«, fragte General Gonzalez.

»Selbstverständlich, Valentin.« General La Portes Augen wirkten plötzlich verträumt. »Ich gebe ja zu, dass ich Idealist bin. Aber es ist ein Prinzip, auf das wir heute schon hinarbeiten müssen. Wenn die Amerikaner ihre eigenen Stromversorgungssysteme nicht mehr schützen können, wie können sie dann weiterhin uns beschützen? Wir müssen erwachsen werden, auf eigenen Füßen stehen.«

Hauptmann Darius Bonnard stand an einer windgeschützten Stelle, als der letzte von den fünf Hubschraubern der Generäle – der von General Inzaghi – in den Nachthimmel stieg. Die salzige Mittelmeerluft wirkte belebend, und er atmete tief ein, während er dem lauten Schlagen der Rotorblätter lauschte.

Der große Vogel flog nach Norden in Richtung auf die italienische Küste. Als er außer Reichweite war, änderte die *Charles de Gaulle* den Kurs und glitt in einem weiten Bogen lautlos durch die Wellen, zurück auf die französische Küste und Toulon zu. Dennoch blickte der Franzose weiter dem italienischen Hubschrauber nach, bis seine Lichter verblasst und der Lärm seiner Rotorblätter verstummt war.

In Wirklichkeit galt sein Interesse allerdings nicht dem Hubschrauber, sondern er grübelte über das Treffen der Generäle nach, das ihm viele neue Erkenntnisse gebracht hatte. Er hatte leise und unauffällig ganz hinten im Raum gesessen, und nichts war ihm entgangen. General La Portes zwingende Argumente für ein europäisches Militär hatten ihm gefallen und auch, dass die meisten anderen Generäle bereits recht ähnlich dachten. Aber die Andeutung des Engländers, dass La Porte über den Zusammenbruch der amerikanischen Energieversorgung mehr als allgemein bekannt war wusste, hatte ihn beunruhigt.

Bonnard ahnte Schlimmes. Er zupfte nachdenklich an seiner Unterlippe, als er an den britischen General Sir Arnold Moore dachte. Die englische Bulldogge war stur, offensichtlich den Amerikanern blind ergeben und ebenso offensichtlich paranoid. Die Ausführungen La Portes hatten seine britische Empfindlichkeit gestört, und er würde in Kürze seinem Premierminister, dem War Office und MI6 von möglichen Komplotten berichten. Es galt, schnell geeignete Maßnahmen zu ergreifen.

Wieder blickte der Hauptmann aufs Meer hinaus, wo die sich

entfernenden Hubschrauber jetzt nur noch winzige Lichtpünktchen waren. Jemand würde sich um Sir Arnold Moore kümmern müssen. Er lächelte. Nur noch zwei Tage. Bloß zwei Tage, um alle Aspekte unter Kontrolle zu halten. Gar nicht lange, aber in anderer Hinsicht vielleicht eine Ewigkeit.

15

Toledo

Von Smith ohne das zu wissen durch das vergitterte Fenster beobachtet, legte Émile Chambord zärtlich seine faltige Wange an die Stirn seiner Tochter, schloss die Augen und murmelte etwas, vielleicht ein Gebet. Thérèse klammerte sich an ihn, als ob er von den Toten auferstanden wäre, und in gewisser Weise war er das ja auch. Er küsste ihr Haar und wandte sich dann mit wütendem Blick zu dem untersetzt gebauten Mann um, der den Raum als Erster betreten hatte.

Smith konnte Chambords Stimme deutlich durch das Fensterglas hören, als er ihn anherrschte: »Sie verdammtes Monstrum!«

»Jetzt bin ich wirklich verletzt, Dr. Chambord«, sagte der Mann, ohne dass sich dabei der freundliche Ausdruck seines runden Gesichts veränderte. »Ich dachte, Sie würden sich freuen, dass Ihre Tochter Ihnen Gesellschaft leistet, da Sie ja doch eine Weile bei uns sein werden. Sie kamen mir so einsam vor, dass ich wirklich Sorge hatte, Sie würden von Ihrer Arbeit abgelenkt werden. Und das wäre für uns alle äußerst unangenehm.«

»Verschwinden Sie hier, Mauritania! Sie sollten wenigstens den Anstand haben, mich mit meiner Tochter allein zu lassen!«

Das war es also, was Mauritania bedeutete. Dieser Mann mit dem so harmlos wirkenden rundlichen Gesicht, der immer lächelte, ohne freundlich zu sein, und den irgendeine geheimnisvolle Vision anzutreiben schien.

Mauritania zuckte die Schultern. »Ganz wie Sie wünschen. Ich bin sicher, die Dame ist hungrig. Sie hat heute Abend

schon wieder vergessen, etwas zu sich zu nehmen.«

Er sah auf die unberührten Speisen auf dem Holztablett.

»Wir werden alle bald zu Abend essen. Schließlich ist das, was wir hier zu erledigen hatten, ja getan. Sie können beide mit uns essen.« Er verbeugte sich knapp, ging hinaus und schloss die Tür hinter sich. Smith hörte, wie sie abgesperrt wurde.

Émile sah sich kurz um und blickte ihm wütend nach, dann trat er einen Schritt von Thérèse zurück und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Lass dich anschauen, Tochter. Es geht dir doch gut, oder? Die haben dir doch nicht wehgetan? Sonst …«

Er verstummte, als draußen Schüsse zu hören waren. Ein heftiger Schusswechsel aus Handfeuerwaffen, irgendwo draußen, vorne beim Haus. Jetzt hallten schnelle Schritte im Haus, und Türen flogen auf. In dem vergitterten Zimmer starrten Chambord und Thérèse zuerst zur Tür und sahen dann einander an. Thérèses Gesicht wirkte verängstigt, während Dr. Chambord einen eher besorgten als ängstlichen Eindruck machte. Er blickte finster auf die Tür. Der alte Mann hatte Mumm.

Smith hatte keine Ahnung, was da vor sich ging, aber er musste die Chance nutzen, die sich ihm unverhofft bot. Jetzt, wo er sie beide lebend gefunden hatte, musste er sie hier herausholen. Sie hatten genug durchgemacht, und ohne Émile Chambord würde der DNS-Computer für die Terroristen wohl nutzlos sein. Er wusste nicht, ob die Terroristen Chambord gezwungen hatten, seinen Molekularcomputer für sie zu bedienen oder ob vielleicht ein anderer Experte zur Verfügung stand und sie Chambord bloß entführt hatten, um zu verhindern, dass er sein Gerät ein zweites Mal baute.

Doch darüber konnte er sich später den Kopf zerbrechen, im Augenblick galt es, die Chambords aus den Händen der Terroristen zu befreien. Als er an den Eisenstangen des Fenstergitters zerrte, um festzustellen, ob vielleicht einige davon locker waren, entdeckte ihn Thérèse.

»Jon! Was machen Sie hier?« Sie rannte ans Fenster und versuchte es nach oben zu schieben. Dann drehte sie sich kurz zu ihrem Vater um. »Das ist Dr. Jon Smith, ein Amerikaner. Er ist ein Freund deines neuen Mitarbeiters Dr. Zellerbach.« Schnell wandte sie sich wieder dem Fenster zu, und ihre Augen weiteten sich erschreckt. »Der Rahmen ist festgenagelt, Jon. Ich kann es nicht öffnen.«

In der Ferne knatterten weiterhin Schüsse, und Smith gab seinen Versuch auf, eine der Gitterstangen zu lösen. Sie waren alle fest in einem Eisenrahmen montiert. »Ich werde Ihnen alles später erklären, Thérèse. Wo ist der DNS-Computer?«

»Das weiß ich nicht!«

»Hier ist er nicht«, knurrte Chambord. »Was wollen Sie …«

Doch jetzt war für Reden keine Zeit. »Treten Sie zur Seite!« Smith hob seine Sig Sauer. »Ich muss versuchen, den Rahmen zu zerschießen.«

Thérèse starrte die Waffe an. Dann wanderte ihr Blick zu Jons Gesicht und wieder zu der Waffe zurück. Sie nickte und trat zur Seite.

Doch ehe Jon feuern konnte, wurde die Tür zu dem Zimmer aufgerissen, und der untersetzte Mann, von dem Smith jetzt wusste, dass er Mauritania hieß, stand da. »Was soll das Geschrei?« Seine Augen weiteten sich, als er zum Fenster hinaussah und sein Blick auf Smith fiel. Die beiden Männer sahen einander in die Augen. Mauritania zog eine Pistole, ließ sich auf den Bauch fallen, feuerte und brüllte: »Abu Auda! Kommen Sie her!«

Smith konnte sich gerade noch rechtzeitig ducken. Die Kugel zerschmetterte das Glas. Gerne hätte er das Feuer erwidert, aber wenn er blindlings in das Zimmer schoss, könnte er Chambord oder seine Tochter treffen. So biss er die Zähne zusammen und wartete, bis eine weitere Kugel durchs Fenster pfiff, richtete sich dann schnell auf und spähte mit

schussbereiter Waffe in das Zimmer.

Doch es war leer, die Tür stand offen und gab den Blick auf den ebenfalls leeren Flur frei. Émile und Thérèse Chambord waren nicht mehr zu sehen. Sie waren ebenso schnell verschwunden, wie er sie gefunden hatte.

Smith rannte zu dem dritten Fenster. Vielleicht hatte man sie in dieses Zimmer gebracht …, aber in dem Augenblick, als er das Fenster erreichte und sah, dass sich dahinter so etwas wie ein Büro befand, tauchte an der Ecke des Farmgebäudes der große Fulani in dem langen weißen Gewand auf, der vorher Patrouille gegangen war. Er hielt die Waffe schussbereit in der Hand, und hinter ihm kamen drei weitere Bewaffnete in weißen Umhängen.

Smith ließ sich sofort fallen, als ihre Kugeln den Boden aufrissen, und erwiderte das Feuer, dankbar für die dichter werdende Wolkendecke, die den Mond verdeckte. Seine Kugel traf einen der Männer in den Bauch. Der Mann klappte zusammen und ging zu Boden, und die Aufmerksamkeit der drei anderen wandte sich auf ein paar Sekunden ihrem verwundeten Kameraden zu. Das war Smith' Chance, aufzuspringen und loszurennen.

Schüsse peitschten hinter ihm, und Kugeln pfiffen an ihm vorbei, fetzten Blätter und Äste von den Sträuchern. Er rannte im Zickzack davon, rannte schneller, als er jemals in seinem Leben gerannt war. Die Kunst eines Schützen bestand aus mehr als der Fähigkeit, genau zu schießen und das Ziel zu treffen. Psychologie gehörte dazu, schnelle Reflexe und Erfahrung, um vorhersagen zu können, was das Ziel als Nächstes tun würde. Und die beste Verteidigung war ein unregelmäßiger Zickzacklauf. Smith' müde Muskeln beklagten sich, aber er sah, dass das kleine Wäldchen nicht mehr weit entfernt war.

In einem letzten verzweifelten Spurt warf er sich zwischen die Büsche. Der faulige Geruch von verrottenden Blättern und

weicher Erde stieg ihm in die Nase. Wieder ließ er sich abrollen, wirbelte herum, ohne sich aus seiner geduckten Haltung aufzurichten, und richtete seine Sig Sauer auf die Verfolger. Er gab eine schnelle Folge von Schüssen ab, einen wahren Kugelhagel, ohne sich groß darum zu kümmern, ob sie trafen. Der Feuerstoß reichte aus, um den Anführer der Verfolger und die anderen Deckung suchen zu lassen: Möglicherweise hatte er sogar zwei von ihnen getroffen. Aber sie waren ja schließlich auch in gerader Linie hinter ihm hergerannt, hatten ein perfektes Ziel geboten.

Smith hastete durch das Wäldchen, schlug einen Bogen auf die Vorderseite des Hauses zu, wo die Schießerei angefangen hatte. Er lauschte. Es wurde immer noch geschossen, manchmal sporadisch, manchmal intensiver. Hinter ihm zwischen den Bäumen war keine Spur der Verfolger zu erkennen.

Und dann sah er es: Vor dem Gehöft war die Hölle los. Gestalten lagen auf dem Boden, die Waffen auf das kleine Wäldchen gerichtet, wenigstens zwanzig waren das. Und jetzt sah er, wie von der anderen Seite der dicken Eiche Mündungsfeuer aufblitzte, und jemand im Hof schrie vor Schmerzen auf.

In seinem weißen Burnus kam der Anführer der Terroristen über die freie Fläche gerannt. Er kauerte neben dem Pferch nieder und schrie in lautem Arabisch Befehle zum Haus hinüber. Augenblicke später ging im ganzen Gebäude das Licht aus, und die Fenster wurden plötzlich zu kohlschwarzen Löchern. Ein an der linken Ecke unter dem Dach montierter Scheinwerfer flammte auf, tauchte den Hof in helles Licht und rotierte mechanisch, irgendwie ferngesteuert, bis der Scheinwerferstrahl sich schließlich auf die Lichtung und dort auf die Eiche konzentrierte.

Jetzt befanden sich seine Männer nicht mehr vor einem hellen Hintergrund, und ihr Anführer bedeutete ihnen, dass sie angreifen sollten.

Massiertes Feuer aus Automatikwaffen peitschte aus dem Wäldchen. Zwei Angreifer gingen fluchend zu Boden, einer hielt sich den Arm, der andere die Schulter. Die Übrigen ließen sich wieder hinfallen und stützten sich auf die Ellbogen, um das Feuer zu erwidern. Nur der Anführer der Beduinen blieb wie eine Zielscheibe deutlich sichtbar knien, feuerte aus seinem alten britischen Sturmgewehr und verfluchte die anderen in lautem Arabisch. Smith spürte, dass der Mann sich voll und ganz auf die in gnadenloses Licht getauchte Eiche konzentrierte, und riskierte es deshalb, sich etwas näher heranzuarbeiten, um zu sehen, wer da hinter dem Baumstamm kauerte.

Er schob mit den Armen ein paar Büsche auseinander und spähte durch die entstandene Lücke auf eine einzelne Gestalt, die hinter dem Baum kniete und gerade einen neuen Ladestreifen in eine Heckler-&.-Koch-MP5K-Maschinenpistole schob. Der Scheinwerferstrahl beleuchtete den Baum vorne und an den Seiten, aber die hintere Hälfte blieb dunkel. Trotzdem konnte er genug erkennen, um den dritten Schock jener Nacht zu erleiden: Es war die unattraktive dunkelhaarige Frau, die er gestern vor dem Pasteur-Institut entdeckt hatte, dieselbe Frau, die später an seinem Tisch in dem Café vorübergegangen war, aber kein Interesse an ihm gezeigt hatte.

Sie trug jetzt nicht mehr die abgetragenen, schlecht sitzenden Kleider und schlichten Schuhe wie in Paris, sondern einen schwarzen Overall, eine schwarze, über den Ohren hochgerollte Wollmütze und eng anliegende schwarze Stiefel. In diesem Outfit wirkte sie bei weitem nicht mehr so formlos, und die Kleidung passte auch wesentlich besser zu ihrer augenblicklichen Aktivität. Smith sah, dass sie sich so ruhig und selbstverständlich bewegte, als befände sie sich auf einem Schießplatz; immer wieder gab sie kurze Feuerstöße ab und bewegte dabei ihre MP5K im Halbkreis vor sich. Das war eine Präzision und zugleich eine Art von kontrollierter Sorglosigkeit, als könne sie sich voll und ganz auf ihre geschulten

Instinkte verlassen. Als sie den letzten Feuerstoß nach links abgab, war wieder ein Schmerzensschrei zu hören, und sie sprang auf und rannte zurück, tiefer in das Wäldchen hinein.

Smith folgte ihr schnell und geduckt, nicht nur weil ihm klar geworden war, dass sie beide auf derselben Seite kämpften, sondern auch weil sie ihm plötzlich irgendwie vertraut vorkam, und zwar aus Gründen, die wenig mit den Ereignissen des heutigen oder gestrigen Tages zu tun hatten. Ihre ruhige, selbstbewusste Art, ihre Geschicklichkeit, ihre Figur und ihre intuitive Risikobereitschaft im Verein mit der fast roboterhaften Präzision – einfach die richtige Bewegung zum richtigen Zeitpunkt.

Jetzt warf sie sich wieder hin, diesmal hinter einem Gebüsch. Gleichzeitig ließen Schüsse und laute Flüche erkennen, dass die Terroristen inzwischen die Eiche erreicht und festgestellt hatten, dass sie geflohen war.

Smith blieb reglos hinter einer Pappel stehen und spürte, wie das Gefühl von Vertrautheit sich steigerte. Ihr Gesicht stimmte nicht, ihr Haar, und trotzdem …? Ihr Körper in dem eng geschnittenen Overall, die Art, wie sie den Kopf hielt, ihre sicheren, irgendwie abgezirkelten Bewegungen. Er hatte diese Bewegungen schon einmal gesehen. Das musste sie sein. Was machte sie hier? Weshalb war sie hier? Die CIA war also eingeschaltet, das war offenkundig. Ja, das war Randi Russell!

Er lächelte kurz und fühlte sich genauso zu ihr hingezogen, wie das jedes Mal der Fall war, wenn er sie sah. Das lag an ihrer starken Ähnlichkeit mit ihrer Schwester Sophia. Zumindest schrieb er es diesem Umstand zu, wusste dabei aber sehr wohl, dass er nicht ganz ehrlich zu sich war.

Sie sah sich um, überlegte sichtlich ihren nächsten Schritt. Er konnte in ihren Zügen eine Mischung aus Zorn und einem Anflug von Verzweiflung erkennen. Er würde ihr helfen müssen, obwohl das seine Ermittlungen behindern könnte, falls

sie beide das hier überlebten. Aber ihre Chance, hier allein durchzukommen, war minimal.

Die Terroristen hatten jetzt ihren Frontalangriff aufgegeben und arbeiteten sich in einer Art Zangenbewegung auf die Frau zu, ohne dabei das Feuer einzustellen, womit sie sicherstellten, dass es ihr unmöglich war, wegzulaufen. Smith konnte jetzt auf beiden Flanken in dem dunklen Gebüsch sich nähernde Schritte hören. Die Frau blickte nervös nach rechts und links, lauschte ebenfalls, und Smith sah, wie ihre Unruhe stieg. Eine Falle begann sich hinter ihr zu schließen, und sie hatte nicht die geringste Chance zu entkommen.

Der erste Mann tauchte jetzt auf. Damit war die Zeit gekommen, dem Fulani und seinen Männern zu zeigen, dass sie es mit mehr als einem Gegner zu tun hatten.

Smith schraubte den Schalldämpfer seiner Sig Sauer ab und eröffnete das Feuer. Als sein Schuss wie ein Donnerschlag durch das Gehölz peitschte, wirbelte der Terrorist zur Seite und hielt sich mit der linken Hand den verletzten Arm. Ein weiterer Mann tauchte plötzlich rechts von dem ersten auf und hatte offenbar noch nicht erkannt, in welcher Gefahr er sich befand. Smith schoss erneut. Als der Mann einen Schrei ausstieß und zu Boden ging, wurden plötzlich wirre Rufe laut, und die Männer suchten Deckung. Dann war wieder die zornige Stimme ihres Anführers zu hören. Fast im gleichen Augenblick gab die Agentin schnell hintereinander drei Schüsse auf Angreifer auf der anderen Seite ab, die Smith nicht sehen konnte.

Wieder Rufe – und dann Geräusche, die auf Rückzug deuteten. Smith drehte sich um und wollte wegrennen, als er vor dem Gehöft etwas Weißes aufblitzen sah. Er sah genauer hin und erkannte, dass der dunkelhäutige Fulani sich zu seiner ganzen imposanten Größe aufgerichtet hatte und jetzt trotzig in seinem weißen Burnus am Rande der Lichtung stand. Seine Stimme hallte wütend, und obwohl Smith nicht verstehen konnte, was er sagte, war offenkundig, dass er seine Leute

anherrschte, stehen zu bleiben.

Dann hörte er ein weiteres Geräusch und drehte sich erneut um: Randi Rüssel kam auf ihn zugerannt. »Ich hätte nie gedacht, dass ich froh sein würde, dich zu sehen.« Obwohl sie flüsterte, konnte man aus ihrer Stimme Erleichterung und zugleich auch Verstimmung heraushören. »Komm … Lass uns hier verschwinden!«

»Anscheinend bist du jedes Mal auf der Flucht, wenn wir uns begegnen.«

Sie funkelte ihn an und rannte dann geduckt in Richtung zur Straße.

Er hetzte hinter ihr her. »Was hast du denn mit deinem Gesicht gemacht?«

Sie gab keine Antwort, bahnte sich wortlos den Weg durch das Gestrüpp. Ihre Verfolger waren einen Augenblick lang aus dem Konzept gebracht, und das war ihre Chance. Sie mussten die Zeit nutzen. Geduckt rannten sie zwischen den Bäumen und Sträuchern, wichen immer wieder tief hängenden Ästen aus und scheuchten die Vögel aus ihren Nestern.

Schließlich sprangen sie über eine niedrige Steinmauer, richteten sich auf und liefen schwitzend und um Atem ringend weiter, bis sie die Asphaltstraße erreicht hatten. Dort warteten sie im Schutz der Bäume und hielten nach beiden Seiten Ausschau, die Waffen immer noch schussbereit.

»Siehst du etwas?«, fragte sie.

»Nichts mit zwei Beinen und einem Gesicht.«

»Witzbold.« Sie musterte ihn im Schatten der Bäume und sah, wie sein Mund sich zu einem Lächeln verzog. Sein Gesicht mit den hohen, flachen Backenknochen und dem wie gemeißelt wirkenden Kinn hatte sie immer sehr männlich und anziehend gefunden. Aber für solche Gedanken war jetzt keine Zeit, und ihr Blick wanderte zur Straße hinüber, zum Wald und

zu den Deckung versprechenden Schatten.

»Wir sollten uns wieder in Richtung Toledo bewegen«, meinte Jon, »und zusehen, dass wir unseren Vorsprung halten. Übrigens würde ich wirklich gern wissen, was du mit deinem Gesicht angestellt hast. Und sag mir bitte nicht, dass du bei einem Schönheitschirurgen warst. Da wäre ich nämlich entsetzt.« Sie eilten im gleichmäßigen Laufschritt auf der dunklen Straße dahin.

»Streck die Hand aus.«

»Ich habe das Gefühl, dass ich das besser bleiben lasse.«

Trotzdem streckte er die linke Hand aus, während er mit der rechten seine Waffe hielt.

Sie griff unter ihre Oberlippe, zuerst links, dann rechts, zog Einlagen heraus und streckte die Hand aus, wollte die Einlagen in die seine fallen lassen.

Er riss die Hand weg. »Vielen Dank, nein!«

Sie grinste, zog einen Reißverschluss an ihrem breiten Kombigürtel auf und schob die Einlagen hinein. »Die Perücke bleibt. Ist schon schlimm genug, dass du in diesem schrillen Hawaiihemd rumläufst. Aber wenigstens ist es dunkelblau. Mein blondes Haar würde wie ein Leuchtfeuer wirken.«

Sie war wirklich gut und verstand sich darauf, mit einfachen kosmetischen Mitteln große Wirkung zu erzielen. Die Einlagen hatten ihre Gesichtszüge breit und plump erscheinen lassen, das Kinn zu klein und die Augen zu dicht beieinander stehend. Jetzt war ihr Gesicht wieder so, wie er es in Erinnerung hatte. Ihre Augen, die gerade Nase und die hohe Stirn wirkten sexy und zugleich intelligent, und das faszinierte ihn, selbst wenn sie, was meistens der Fall war, ihre ganze Widerborstigkeit an den Tag legte.

All das ging ihm durch den Kopf, während er nach den Terroristen Ausschau hielt. Jeden Augenblick konnte ein

Lastwagen voll dieser unangenehmen Zeitgenossen mit einem Maschinengewehr auf der Fahrerkabine auftauchen – und in dem Augenblick hörte er auch schon, wie hinter ihnen in Richtung des Bauernhauses Motoren ansprangen.

»Hörst du das?«, fragte er.

»Ich bin ja nicht taub.«

Das Geräusch änderte sich, und in das Dröhnen der Motoren mischte sich das schnelle Tschopp-Tschopp-Tschopp von Rotorflügeln. Kurz darauf erhoben sich hinter ihnen drei Hubschrauber wie die Schatten riesiger Vögel in die Nacht, einer hinter dem anderen; ihre roten und grünen Positionslichter blitzten, als sie einen Bogen schlugen und in südliche Richtung strebten. Dunkle Wolkenfetzen huschten über den Himmel; der Mond spähte kurz hervor und verschwand gleich wieder, ebenso wie die Hubschrauber.

»Wir sind soeben verlassen worden«, beklagte sie sich.

»Verdammt!«

»Solltest du nicht besser ›Amen‹ sagen? Das war doch ziemlich knapp.«

Sie funkelte ihn an. »Kann schon sein, aber ich habe jetzt Mauritania zwei Wochen lang beschattet, und jetzt ist er mir durch die Lappen gegangen, und ich habe nicht die leiseste Ahnung, wer diese Typen waren, geschweige denn, wo sie jetzt hingeflogen sind.«

»Das ist eine islamische Terroristengruppe, die sich Halbmondschild nennt. Es sind die Leute, die den Bombenanschlag auf das Pasteur-Institut verübt haben oder vielleicht auch andere dazu veranlasst haben, das zu tun, um selbst in Deckung zu bleiben.«

»Andere?«

»Die Schwarze Flamme.«

»Nie gehört.«

»Überrascht mich gar nicht. Die waren auch wenigstens zehn Jahre nicht in Aktion. Diese Operation war ein Versuch, sich Geld zu verschaffen, um ihr Spiel weiter betreiben zu können. Das solltest du deinen Leuten sagen, wenn du dich das nächste Mal meldest. Die sollen die spanischen Behörden warnen. Die Schwarze Flamme hat auch Chambord und seine Tochter entführt. Man hält sie gefangen, und Chambords DNS-Computer haben sie auch.«

Randi hörte plötzlich zu laufen auf, als ob sie gegen eine Mauer geprallt wäre. »Chambord lebt?«

»Der war in diesem Bauernhof – zusammen mit seiner Tochter.«

»Und der Computer?«

»Der nicht.«

Sie setzten sich wieder in Bewegung, diesmal im Fußgängertempo und stumm, beide mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt.

»Bist du an der Suche nach dem DNS-Computer beteiligt?«, fragte Jon schließlich.

»Natürlich, aber nur am Rande«, erklärte Randi. »Wir haben Leute im Einsatz, die sämtliche uns bekannten Terroristenführer beobachten. Man hatte uns bereits vorher auf Mauritania angesetzt, weil er plötzlich aus dem Loch aufgetaucht ist, in dem er sich die letzten drei Jahre versteckt haben muss. Ich habe ihn von Algier nach Paris verfolgt. Dann kam der Bombenanschlag auf das Pasteur, und es sah so aus, als ob ein DNS-Computer gestohlen worden wäre. Wir wurden alle in höchste Alarmbereitschaft versetzt. Aber ich habe keinerlei Kontakte zwischen ihm und anderen bekannten Terroristen beobachten können, nur mit diesem großen Fulani, Abu Auda. Die beiden sind noch aus der Zeit der al-Qaida miteinander befreundet.«

»Wer ist denn dieser Mauritania? Warum steht er auf der Überwachungsliste der CIA?«

»Man spricht von ihm allgemein als Monsieur Mauritania«, korrigierte ihn Randi. »Das ist ein Zeichen des Respekts, und er besteht auch auf dieser Anrede. Wir glauben, dass er in Wirklichkeit Khalid al-Shanquiti heißt, obwohl er manchmal auch den Namen Mahfouz Oud al-Walidi benutzt. Er war einer der Spitzenleute von Bin Laden, hat ihn aber verlassen, bevor Bin Laden sein Aktionsfeld nach Afghanistan verlegt hat. Mauritania hält sich meistens sehr bedeckt, taucht fast nie auf unseren Radarschirmen auf und operiert vorzugsweise in Algerien, wenn wir ihn überhaupt zu sehen bekommen. Was weißt du über diese Gruppe Halbmondschild?«

»Nur das, was ich in dem Haus dort hinten gesehen habe. Sie scheinen sehr erfahren, gut ausgebildet und effizient, zumindest sind ihre Anführer das. Nach den vielen Sprachen zu schließen, die ich gehört habe, würde ich sagen, dass sie so ziemlich aus jedem Land stammen, in dem es islamische Fundamentalisten gibt. Panislamisch also und verdammt gut organisiert.«

»Das würde zu Mauritania passen. Organisiert und clever.« Ihr Röntgenblick musterte Smith. »Und jetzt lass uns von dir reden. Du bist ganz offenkundig auch an der Jagd auf den Molekularcomputer beteiligt, sonst wärst du nicht im letzten Augenblick hier aufgetaucht, um meine Haut zu retten, und wüsstest auch nicht das, was du weißt. Als ich dich in Paris entdeckt und in Langley nachgefragt habe, wurde mir gesagt, du wärest nach Paris geflogen, um dem armen Marty das Händchen zu halten. Jetzt …«

»Warum hat die CIA mich beobachten lassen?«

Sie schnaubte durch die Nase. »Du weißt, dass die Geheimdienste sich ständig gegenseitig bespitzeln. Du könntest ja ein Agent sein, der für eine ausländische Macht arbeitet, oder? Angeblich bist du ja weder für die CIA noch für das FBI oder die NSA oder die militärische Abwehr tätig, ganz gleich, was da andere behaupten, und diese ›ich bin nur wegen des armen Marty hier‹-Geschichte ist ganz offensichtlich Mumpitz.

In Paris konntest du mich noch täuschen, aber hier nicht. Also, für wen zum Teufel arbeitest du?«

Smith tat beleidigt. »Marty ist von dieser Bombe fast umgebracht worden, Randi.« Im Inneren verwünschte er Fred Klein und das geheime Leben, auf das er sich eingelassen hatte. Covert-One war so geheim – schwarzer Code –, dass selbst Randi trotz ihrer hohen Freigabestufe bei der CIA nichts darüber erfahren durfte. »Du weißt ja, wie es mit mir ist«, fuhr er mit einem Nachsicht heischenden Schulterzucken fort. »Ich schaffe es nicht, mich nicht darum zu kümmern, wer Marty fast umgebracht hat. Und wir beide wissen, dass mich das nicht befriedigen kann. Ich möchte auch dafür sorgen, dass diesen Leuten das Handwerk gelegt wird. Aber das erwartet man ja schließlich von einem Freund.«

Die Straße begann jetzt leicht anzusteigen, und Randi und Jon blieben stehen und sahen nach vorn. Die Steigung war so schwach, dass Smith das gar nicht bemerkt hatte, als er Elizondo gefolgt war. Aber jetzt, auf dem Rückweg, konnte er erkennen, dass die Straße ein ganzes Stück anstieg.

»Blödsinn«, widersprach sie ihm. »Als ich das letzte Mal von ihm gehört habe, lag Marty im Koma. Wenn er dich irgendwo braucht, dann im Krankenhaus, damit du den Ärzten auf die Nerven gehst. Also erzähl mir nicht so etwas. Damals, bei dem Hades-Virus, war es eine persönliche Geschichte, wegen Sophia. Aber jetzt? Für wen arbeitest du also wirklich? Was weiß ich nicht, was ich wissen sollte?«

Sie waren jetzt lange genug stehen geblieben, entschied er. »Komm, lass uns umkehren. Wir müssen uns dieses Bauernhaus ansehen. Wenn es leer ist, haben sie vielleicht etwas zurückgelassen, das uns einen Hinweis darauf gibt, wohin sie gegangen sind. Und wenn noch jemand dort ist, dann sollten wir ihn befragen und herausfinden, was los ist.« Er machte kehrt, fing an, die Strecke zurückzugehen, die sie gekommen waren. Randi seufzte und schloss sich ihm an.

»Es geht wirklich um Marty«, sagte er. »Ehrlich. Du bist zu argwöhnisch. Das liegt wahrscheinlich an deiner CIA-Ausbildung. Meine Großmutter hat immer gesagt, ich sollte nicht in einem sauberen Taschentuch nach Schmutz suchen. Hat deine Großmutter dir nie etwas Nützliches beigebracht?«

Sie setzte zu einer Antwort an, stockte dann aber. »Sssch, pass auf.« Sie legte den Kopf zur Seite.

Er hörte es ebenfalls – das leise Brummen eines starken Fahrzeugmotors. Aber keine Scheinwerfer. Sie rannten von der Straße weg und suchten in einem Olivenwäldchen Deckung. Das Geräusch kam auf sie zu, bewegte sich den Abhang herunter, auf das Bauernhaus zu. Dann verstummte der Motor plötzlich, und Smith konnte nur noch ein seltsames Rauschen hören, das nicht zu identifizieren war.

»Was zum Teufel ist das denn?«, flüsterte Randi.

Und dann wusste er es plötzlich. »Rollende Autoräder«, flüsterte er zurück. »Siehst du es? Dieses schwarze, sich bewegende Gebilde auf der Straße. Man kann es kaum erkennen.«

Sie verstand sofort. »Ein schwarzer Wagen ohne Scheinwerfer mit abgeschalteten Motor. Er rollt den Hügel herunter. Halbmondschild?«

»Könnte sein.«

Sie stimmten sich schnell ab, und dann hastete Jon über die Straße zu einem einzeln dastehenden Olivenbaum, der wahrscheinlich übrig geblieben war, als man das kleine Wäldchen beim Bau der Straße teilweise gerodet hatte.

Das Fahrzeug tauchte wie ein mechanischer Schemen aus der Dunkelheit auf. Es war ein großer, altmodischer Tourenwagen von dem Typ, wie ihn im Zweiten Weltkrieg häufig höhere Nazioffiziere benutzt hatten. Das Verdeck war offen, und der Wagen sah aus, als stamme er aus einer alten Wochenschau. In ihm saß nur eine Person. Jon hob seine Sig Sauer, um Randi ein Signal zu geben. Sie nickte zurück: Der Halbmondschild

würde bestimmt nicht nur einen Mann ausgeschickt haben, um sie anzugreifen.

Während der elegante Tourenwagen weiterrollte, war er immer schneller geworden und war jetzt nur noch höchstens dreißig Meter entfernt. Randi deutete auf sich, dann auf Jon und wies mit einer Kopfbewegung auf den Wagen. Jon begriff: Sie war es müde, zu Fuß zu gehen. Er grinste und nickte zurück – er auch.

Als der Wagen immer noch dunkel und lautlos an ihnen vorbeirollte, sprangen sie beide gleichzeitig auf die Trittbretter, zu beiden Seiten der Karosserie. Mit der freien Hand packte Jon die Oberseite der Tür, mit der anderen richtete er seine Sig Sauer auf den Kopf des Fahrers. Erstaunlicherweise blickte der nicht auf, ja, reagierte überhaupt nicht. Und dann sah Jon, dass der Mann einen schwarzen Anzug und einen Priesterkragen trug. Ein episkopalischer Priester – ein Anglikaner, hier in Spanien.

Randi schaute ihn an und verzog das Gesicht. Sie hatte es ebenfalls bemerkt. Sie verdrehte die Augen, ließ keinen Zweifel an ihrer Botschaft: Für die internationalen Beziehungen war es nicht gut, einem Priester ein Auto zu stehlen.

»Ein wenig Schuldgefühl, was?«, dröhnte eine britische Stimme, doch der Mann blickte immer noch nicht auf. »Ich hätte ja eigentlich erwartet, dass ihr beide es schließlich allein nach Toledo schafft, aber das hätte mir zu lange gedauert, und wie man bei euch Amerikanern sagt, ist Zeit ja schließlich Geld.«

Die Stimme war nicht zu verkennen. »Peter!«, knurrte Jon.

»Gibt es eigentlich irgendwelche Dienste, die nicht hinter dem DNS-Computer her sind?« Er und Randi kletterten auf den Rücksitz des offenen Wagens.

»Höchst unwahrscheinlich, alter Junge. Wir sind alle aufgescheucht. Kann man ja eigentlich niemandem übel nehmen, oder? Eine scheußliche Situation.«

»Wo zum Teufel kommst du her?«, wollte Randi wissen.

»Da, wo auch du herkommst, Randi, Mädchen. Ich habe mir euer kleines Scharmützel von einem Hügel über dem Bauernhaus angesehen.«

»Du meinst, du warst dort? Du hast das alles gesehen«, erregte sich Randi, »und du hast uns nicht geholfen?«

Peter Howell lächelte. »Ihr seid doch ohne mich ganz gut zurande gekommen. Das hat mir die Chance verschafft, unsere namenlosen Freunde zu beobachten, und euch die Mühe erspart, noch einmal dorthin zurückzukehren, was ihr ja bereits vorhattet.«

Jon und Randi sahen einander an. »Okay«, meinte Jon schließlich. »Was war noch, nachdem wir entkommen sind?«

»Die haben alles in ihre Helikopter gepackt.«

»Hast du deinen Posten auf dem Hügel verlassen und das Haus durchsucht?«, fragte Randi.

»Natürlich«, nickte Peter. »In der Küche stand noch warmes Essen. Aber das Haus war leer, völlig menschenleer, keine Lebenden und keine Toten, und nicht der geringste Hinweis darauf, wer dort gewesen war oder wohin die gegangen sind. Keine Landkarten im Haus, keine Papiere, absolut nichts, bloß im Kamin eine Menge Asche von verbranntem Papier. Und natürlich keine Spur von diesem widerlichen Apparat.«

»Die haben ihn ganz bestimmt«, versicherte ihm Jon, »aber der Computer war nie dort, oder zumindest hat Chambord das geglaubt.«

Während Peter den Wagen an einer Ausbuchtung in der Straße wendete, berichteten Jon und Randi ihm, was sie über den Halbmondschild, Mauritania, die Chambords und den DNS-Computer in Erfahrung gebracht hatten.

16

Elizondo Ibargüengoitia leckte sich über die Lippen und sah zu Boden. Er war nach vorn gebeugt, seine rote Baskenmütze saß ihm schief auf dem Kopf, und er wirkte bedrückt. »Wir dachten, Sie würden Toledo verlassen, Monsieur Mauritania. Sie sagen, Sie haben noch einen Auftrag für uns? Und die Bezahlung stimmt?«

»Die anderen sind schon abgereist, Elizondo. Ich werde ihnen bald folgen. Für mich gab es hier noch einiges zu tun. Ja, die Belohnung für diesen neuen Auftrag ist beeindruckend, das kann ich Ihnen versprechen. Sind Sie und Ihre Leute interessiert?«

»Selbstverständlich.«

Sie standen in der gewaltigen Kathedrale, in der berühmten Kapelle der Weißen Madonna mit ihren weißen Statuen, Säulen und den Rokokodekorationen. Abu Auda lehnte an der Wand neben der Ikone Marias und dem Jesuskind. In seinem weißen Burnus sah er aus, als versuchte er die Statue selbst nachzuahmen.

Mauritania stand lächelnd auf seinen Spazierstock gestützt da und musterte Elizondos Gesicht, während er zu den drei Basken – Elizondo, Zumaia und Iturbi – sprach.

Elizondo nickte eifrig. »Und was ist das für ein Auftrag?«

»Alles zu seiner Zeit, Elizondo«, sagte Mauritania. »Alles zu seiner Zeit. Zuerst werden Sie mir bitte schildern, wie Sie diesen Amerikaner, diesen Colonel Smith, getötet haben. Sie sind sicher, dass seine Leiche im Fluss liegt? Sie sind *positiv* sicher, dass er tot ist?«

Elizondos Gesicht verzog sich beleidigt. »Als ich ihn erschoss, ist er in den Fluss gefallen. Iturbi hat versucht, die Leiche herauszuziehen, aber die Strömung hat ihn erfasst, und

dann war er plötzlich verschwunden. Wir hätten es natürlich vorgezogen, ihn zu begraben, um sicherzustellen, dass man ihn nicht findet. Wenn wir Glück haben, treibt seine Leiche aber bis nach Lissabon. Dort wird niemand wissen, wer er ist.«

Mauritania nickte bedächtig, als überlegte er, ob es wohl Probleme geben würde, wenn die Leiche schließlich geborgen wurde. »Das ist alles höchst seltsam, Elizondo. Sehen Sie, Abu Auda hier« – er wies mit einer leichten Kopfbewegung auf den Terroristen, der bisher kein Wort gesagt hatte – »versichert mir, dass einer der beiden Leute, die uns in dem Bauernhaus angegriffen haben, nachdem Sie weggegangen waren, derselbe Colonel Smith war. Das macht es recht unwahrscheinlich, dass Sie ihn getötet haben.«

Elizondos Gesicht wurde so bleich wie das der Marienstatue. »Da irrt er sich! Er wurde erschossen. *Wir* haben ihn erschossen …«

»Abu Auda ist sich aber ganz sicher«, fiel Mauritania ihm mit einem Ausdruck echter Verblüffung ins Wort. »Er hat Colonel Smith in Paris kennen gelernt. Einer von seinen Leuten war dabei, als Sie die Frau entführt haben. Sie sehen also …«

Jetzt begriff Elizondo. Er riss sein Messer aus dem Gürtel und stürzte sich auf Mauritania. Im gleichen Augenblick zog Zumaia eine Pistole, und Iturbi drehte sich um, weil er wegrennen wollte.

Aber Mauritanias Spazierstock zuckte blitzschnell hoch, so wie eine Schlange zustößt, und eine schmale Klinge schoss aus der Spitze des Stocks. Sie blitzte im schwachen Licht der Kapelle und verschwand dann, als Elizondo sich bei seinem hektischen Angriff selbst aufspießte. Mauritania, das Gesicht zorngerötet, drehte die Klinge herum und riss sie in einem Bogen nach oben, um Elizondos lebenswichtige Organe zu treffen. Der sackte zusammen, hielt sich den Bauch und starrte Mauritania überrascht an. Als er zu Boden sank, war er bereits tot.

Die Zeit hatte Zumaia gerade ausgereicht, sich halb umzudrehen und einen einzigen ungezielten Schuss abzugeben, bevor Abu Audas Säbel ihm die Kehle zerfetzte. Blut spritzte heraus, und er stürzte nach vorn.

Iturbi versuchte wegzurennen, aber Abu Auda stieß dem Basken den Säbel so tief in den Rücken, dass die Spitze vorne an seiner Brust herauskam. Der hünenhafte Fulani hob den Säbel und damit auch den sterbenden Basken mit beiden Händen ein paar Zentimeter in die Höhe. Abu Audas schwarze Augen blitzten wuterfüllt, und Iturbi zappelte wie ein Kaninchen am Spieß. Als der Mann schließlich tot zusammensackte, zog Abu Auda den Säbel heraus.

Mauritania wischte seinen schmalen Stockdegen an einem weißen Altartuch ab und drückte dann den Knopf an der Krücke, der die Klinge wieder einzog. Abu Auda wusch seinen Säbel im Weihwasserbrunnen und trocknete ihn an seinem Burnus ab. Sein Wüstenumhang war jetzt nicht nur schmutzig, sondern auch blutig.

Er seufzte. »Es ist lange her, seit ich das Blut meiner Feinde rinnen sah, Khalid. Das ist ein gutes Gefühl.«

Mauritania nickte verständnisvoll. »Wir dürfen keine Zeit vergeuden. Es gibt noch viel zu tun, ehe wir losschlagen können.«

Die beiden Männer stiegen über die toten Basken weg und eilten aus der Kathedrale in die Nacht hinaus.

*

Eine Stunde später ließen Jon, Randi und Peter auf der Fernstraße Toledo hinter sich. Vorher hatten sie kurz in der Stadt Station gemacht, und Jon hatte seinen Laptop und seine Reisetasche aus dem Kofferraum seines gemieteten Renaults geholt. Der Wagen war unberührt, nur die zerschnittenen Fesseln lagen auf dem Boden. Wenn Bixente Glück hatte, dann

war es ihm gelungen, zurück in sein Schäferleben zu entfliehen. Während Jon sein Gepäck in den Tourenwagen umlud, klappten Peter und Randi das Verdeck zu, und dann brausten sie mit Peter am Steuer davon. Als die Türme und Spitzen der Märchenstadt El Grecos in der Ferne verblassten, drosselte Peter das Tempo und fuhr jetzt knapp unterhalb der zulässigen Höchstgeschwindigkeit von 120 km/h. Es hätte ihnen gerade noch gefehlt, der Polizei aufzufallen.

Randi machte es sich hinten in dem klassischen Tourenwagen bequem, wo immer noch der Duft von teurem Leder zu riechen war. Sie hörte zu, wie Jon und Peter vorn darüber diskutierten, welche Straße sie nach Madrid nehmen und wo sie sich melden sollten.

»Nehmt aber nicht die Route, auf der Jon nach Toledo gekommen ist, falls die Basken ihn beschattet haben.« Sie kämpfte gegen ein leicht irritiertes Gefühl an, als Peter ihren Rat annahm. Warum war sie in Gegenwart Jons eigentlich immer so gereizt? Zuerst hatte sie ihm die Schuld für den Tod ihres Verlobten Mike in Somalia gegeben, dann später für die tragische Ermordung Sophias, aber seitdem war ihr Respekt für ihn gewachsen. Sie wollte die Vergangenheit hinter sich bringen, aber sie nagte an ihr wie ein nicht erfülltes Versprechen. Das Seltsame war, dass sie das sichere Gefühl hatte, dass es ihm ebenso erging.

»Der Himmel weiß, was wir als Nächstes finden werden«, sagte Peter. »Hoffentlich den Molekularcomputer.« Der SAS-Mann und MI6-Spion »im Ruhestand« war schlank und muskulös, vielleicht sogar in seiner Priesterkleidung zu schlank. Seine Hände lagen wie gekrümmte braune Klauen auf dem Steuerrad; sein Gesicht war schmal und hatte die Farbe und die Struktur von Leder, das Wind und Sonne über die Jahre ausgedörrt hatten. Es war von so tiefen Falten durchzogen, dass es aussah, als lägen seine Augen in tiefen Schluchten. Aber diese Augen blickten selbst in der Nacht scharf und wachsam.

Jetzt blitzte es plötzlich amüsiert in ihnen auf. »Oh, Jon, alter Freund, ich muss mich bei dir wohl noch für diesen kleinen Kratzer bedanken. Aber wahrscheinlich hast du dafür eine tüchtige Beule am Schädel davongetragen.«

Er lüftete seinen Priesterhut, sodass man einen Kopfverband sehen konnte.

Jon starrte den Verband an und schüttelte dann den Kopf, als Peter sich den Hut wieder zurechtsetzte. »Da soll mich doch der Teufel holen! Dann warst du also dieser algerische Krankenpfleger im Pompidou, der dort solche Unruhe gestiftet hat.« Er erinnerte sich jetzt daran, dass er einen winzigen Augenblick lang das Gefühl gehabt hatte, etwas Vertrautes zu sehen, als der Pfleger rückwärts den Krankenhausflur hinuntergerannt war und dabei mit seiner MP herumgefuchtelt und die Schwestern und Pfleger in Flur in Schach gehalten hatte. Die Blutspur am Treppengeländer stammte also von Peters Kopf. »Du warst dort, um Marty zu schützen, nicht um ihn zu töten. Deshalb hast du, als du dann schließlich geschossen hast, in die Decke gefeuert.«

»Stimmt«, nickte Peter. »Ich war zufällig im Krankenhaus, um ein Auge auf unseren Freund zu haben, als ich hörte, dass ihn jemand aus seiner ›Familie‹ besuchen würde. Da Marty ja keine engeren Familienangehörigen hat, falls du den Hund nicht mitzählst, den wir bei dieser Hades-Geschichte aufgegabelt haben, hat mich das unruhig gemacht, und ich bin mit meiner kleinen Sterling dort hingerannt. Als ich dich sah, musste ich schleunigst verduften, damit meine Tarnung nicht auffliegt.«

»Das heißt, dass SAS oder MI6 Marty beobachten lässt?«, meinte Randi vom Rücksitz.

»Na ja, für die Jungs von Special Air Service bin ich ein wenig alt, aber MI6 findet mich von Zeit zu Zeit noch ganz nützlich. Denen läuft in Whitehall wegen diesem DNS-Dingsbums das Wasser im Mund zusammen.«

»Die haben dich gerufen?«

»Ich weiß ein wenig darüber Bescheid, was man mit einem solchen Apparat anfangen kann, und ich habe ziemlich häufig mit den Franzosen zusammengearbeitet; das ist etwas, was nicht gerade zu den Spezialitäten von MI6 gehört. Einer der Vorteile, wenn man sich im Ruhestand befindet, also sozusagen nicht mehr im Spiel ist, besteht darin, dass ich ziemlich freie Hand bekomme. Wenn die glauben, dass sie mich brauchen, müssen sie zu mir kommen. Und wenn ich dann keine Lust habe, packe ich einfach meine Spielsachen zusammen und ziehe mich mit Stan in meinen Schlupfwinkel in den Sierras zurück. Das treibt die natürlich zur Weißglut.«

Randi unterdrückte ein Lächeln. Peter machte häufig so geringschätzige Bemerkungen über sein Alter, vielleicht um damit von seinen tatsächlichen Fähigkeiten abzulenken, die manchen Dreißigjährigen neidisch machen konnten.

Jon runzelte die Stirn. »Warum hast du dich denn mir nicht zu erkennen gegeben und dich von mir jagen lassen? Verdammt noch mal, deinetwegen musste ich über einen Krankenwagen springen!«

Peter grinste. »Das war wirklich ein hübsches Bild, das allein schon diesen Kratzer wert ist.« Er hielt kurz inne, dann wurde seine Stimme wieder ernst. »Aber sicher ist man ja nie, oder? Ich konnte schließlich nicht wissen, warum du dort bist, nicht wahr? Downing Street und das Oval Office setzen ja nicht immer auf dasselbe Pferd. Da ist’s schon besser, wenn man vorher herausfindet, *wer* gerade *was* macht.«

Jons Stirn blieb gerunzelt. »Aber später habe ich dann gesehen, wie du in General Henzes Pension gegangen bist. Die, in der er eigentlich gar nicht sein sollte. Das sieht doch so aus, als hättest du dich dort für dasselbe Pferdchen interessiert.«

»Du hast mich entdeckt? Das gefällt mir aber gar nicht. Andere könnten das auch getan haben.«

»Ich hatte keine Ahnung, dass du das warst. Beide Male übrigens, falls dir das gut tut.«

Peters Stimme klang befriedigt, als er feststellte: »Das war ja schließlich Zweck der Übung, nicht wahr?«

»Besonders, wenn du einen amerikanischen General besuchst«, sagte Jon und musterte seinen Freund dabei scharf.

»Er ist schließlich auch NATO-General, weißt du. Man muss doch nett zur EU sein.«

»Und was hast du dem NATO-General gesagt?«

»Geheim, mein Junge. Strenge Anweisung.«

Und das hieß, dass Peter jetzt nichts mehr sagen würde, Freund oder nicht.

Für jemanden, der den dichten Verkehr Madrids gewohnt war, wirkte die Fernstraße beinahe verlassen. Einige wenige Fahrzeuge brausten mit überhöhter Geschwindigkeit vorbei, aber Peter benahm sich und hielt sich an die Höchstgeschwindigkeit. In der Nähe der üppig grünen Stadt Aranjuez, einer ehemaligen Sommerresidenz der Könige und Königinnen Spaniens, verließ er die N400 und fuhr in nördlicher Richtung auf die A4 und damit in Richtung Madrid, das jetzt noch fünfzig Kilometer entfernt war. Der Mond spähte hinter den Wolken hervor und tauchte die vorbeiziehenden Felder mit Erdbeeren, Tomaten, Zuckerrüben und Weizen in silbernen Schein. Randi beugte sich vor und stützte sich mit beiden Armen auf die Sitzlehne.

»Okay, Jon, jetzt möchte ich wissen, für wen zum Teufel du eigentlich arbeitest?« Kaum, dass die Worte über ihre Lippen waren, bedauerte sie sie auch schon. Das klang gereizt *und* aggressiv. Aber verdammt nochmal, sie wollte es schließlich wirklich wissen. »Sag mir, dass es nicht meine hoch geschätzten, hinterhältigen Chefs in Langley sind, die wieder einmal lügen, was das Zeug hält.«

»Ich bin auf eigene Faust hier, Randi. Peter glaubt mir, stimmt's, Peter?«

Peter lächelte, ohne den Blick von der Straße zu wenden.

»Ein wenig riecht es ja schon aus dem Hals, weißt du. Nicht, dass mir das besonders wichtig wäre, aber ich verstehe, was Randi wegen ihrer Chefs meint. Hinter ihrem Rücken und all das. Mir würde das auch nicht gefallen.«

Zu Randis besonderen Eigenschaften zählte, dass sie nicht so leicht loszulassen pflegte, wenn sie sich einmal in eine Sache verbissen hatte. Sie konnte dann den Kampfstil eines Pitbulls an den Tag legen. Jon hatte jetzt lange genug Widerstand geleistet, und es war Zeit für ihn, die Wahrheit auf den Tisch zu legen.

»Okay, du hast Recht«, erklärte Jon. »Da ist noch etwas im Gang, aber es ist *nicht* Langley. Es ist die Army. Die militärische Abwehr hat mich geschickt; ich soll herausfinden, ob Dr. Chambord tatsächlich einen funktionsfähigen Prototyp eines DNS-Computers gebaut hat. Und wenn er das getan hat, dann soll ich in Erfahrung bringen, ob dieser Prototyp und Chambords Aufzeichnungen gestohlen worden sind und ob das Bombenattentat ein Tarnungsmanöver war.«

Sie schüttelte den Kopf. »Langley hat dich nie auf der Mitarbeiterliste der militärischen Abwehr gefunden.«

»Das ist ein Einzelauftrag. Wenn sie genügend weit oben suchen, werden sie mich finden.« Er hatte volles Vertrauen zu Fred Kleins Raffinesse.

Sie schien ihm zu glauben, und er verspürte einen Anflug von Schuldbewusstsein. »Siehst du?«, sagte sie. »Das war doch gar nicht so schwer. Aber sei vorsichtig – zu oft die Wahrheit zu sagen, kann zur Sucht werden.«

»So formuliert habe ich das noch nie gehört«, meinte Peter trocken.

Jon hatte das sichere Gefühl, dass Peter ihm kein Wort

glaubte, aber zugleich war das Peter auch gleichgültig.

Für den Engländer stand sein eigener Auftrag an erster Stelle, und auf den kam er jetzt zurück. »Wollen wir doch wieder zur Sache kommen. Da Chambord lebt und entführt worden ist, muss doch an der Pariser Polizei irgendetwas nicht ganz hasenrein sein.«

»Du meinst, dass die seine Fingerabdrücke identifiziert haben«, nickte Jon. »Darüber habe ich auch schon nachgedacht. Ich kann mir das nur so zusammenreimen, dass von der Schwarzen Flamme und dem Halbmondschild eine Leiche in das Pasteur praktiziert wurde, bevor sie das Gebäude in die Luft gejagt haben. Die Leiche müssen sie über die Bombe gelegt haben, mit Ausnahme der Unterarme und Hände, die die Polizei gefunden hat. Die haben sie vermutlich abgeschnitten und weit genug von der Explosion entfernt deponiert, damit man zumindest ein Körperteil finden würde – aber auch nahe genug, um von der Explosion in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Und dann haben sie jemanden dazu veranlasst, die Abdrücke der Leiche gegen die von Chambord in seiner Akte auszutauschen. Möglicherweise haben sie auch DNS-Informationen ausgetauscht, für den Fall, dass weniger leicht identifizierbare Körperteile die Explosion überstanden. Sobald die Polizei Anlass hatte, so oder so eine Identifizierung vorzunehmen, konnten sie sich damit zufrieden geben, schließlich müssen sie ja größere Probleme gehabt haben, wie zum Beispiel den DNS-Computer.«

Randi ließ sich das durch den Kopf gehen. »Die Terroristen müssen Blut geschwitzt haben, als es so lange gedauert hat, bis die Überreste gefunden wurden. Nicht, dass es viel zu bedeuten hatte, da die Polizei ja davon ausgegangen sein dürfte, dass seine Leiche einfach noch nicht gefunden worden war.«

»Ich frage mich nur, wie sie es überhaupt geschafft haben, eine Leiche einzuschmuggeln? Wenn man sie dabei ertappt hätte, wäre ihr ganzer Plan geplatzt«, gab Peter zu bedenken. »Seltsam.«

»Ich glaube«, meinte Jon bedächtig, »dass die Leiche einfach ohne etwas zu ahnen mit den Tätern in das Pasteur gegangen ist – oder es handelte sich vielleicht um einen ergebenen Märtyrer des Islam, der sich auf den garantierten Platz im Himmel verlassen hat.«

»Du großer Gott«, hauchte Randi.

»Auch eine Art von Selbstmordbomber«, sagte Peter.

»Was ist nur aus unserer Welt geworden?«

Das brachte sie alle drei eine Zeit lang zum Schweigen.

Schließlich fragte Jon: »Wir haben dir jetzt beide gesagt, wie wir hierher gekommen sind, Peter. Was ist mit dir?«

»Eine berechtigte Frage. Nach dem Bombenattentat hat MI6 einen aktenkundigen baskischen Separatisten in Paris entdeckt, Elizondo Ibargüengoitia. Das Deuxième Bureau hatte ihn übersehen. MI6 hat das mit den Informationen abgeglichen, die die Franzosen über den anderen Basken geliefert hatten, den, den sie geschnappt haben, und da war man der Ansicht, wir könnten dem Deuxième Bureau eins auswischen. Zufälligerweise hatte ich schon mehrmals mit Elizondo die Klingen gekreuzt, also bekam ich den Auftrag, den Burschen zu beschatten und zu sehen, was ich dabei vielleicht herausfinden würde.« Er blickte unverwandt vor sich auf die Straße. »Meine feine Nase verrät mir darüber hinaus, dass Whitehall nicht abgeneigt wäre, dieses Dingsbums für Land und Königin zu schnappen, nicht wahr, und da ich ja keinen offiziellen Status habe, könnten sie das jederzeit ableugnen, falls die Sache schief geht.«

»So wie es vermutlich jede andere Regierung auch tun würde«, bemerkte Jon, »die meine eingeschlossen.«

Während Randi und Peter sich diese Bemerkung durch den Kopf gehen ließen, lehnte Jon sich zurück und stützte den Kopf auf die Lederpolster. Der Mond hing tief am Himmel, dessen Sternenpracht auf die La Mancha herunterblickte. Bei einem so herrlichen Anblick wusste er, dass Erde und das Universum

immer da sein würden. Was die Spezies *homo sapiens* anging, so war er sich dessen bei weitem nicht so sicher. Ohne den Blick von den Sternen zu wenden, sagte er: »Wisst ihr, es ist ganz offenkundig, dass wir alle strenge Geheimhaltungsordern haben und niemanden etwas sagen dürfen, ganz speziell nicht den Agenten eines anderen Landes, die die Nase auf derselben Spur haben.« Er sah zuerst Peter, dann hinter sich Randi an. »Uns allen war immer klar, dass diese verrückte Rivalität selbst innerhalb der eigenen Dienste uns noch eines Tages den Untergang bringen wird. Diese Geschichte hier hätte dafür das Potenzial. Ich vermute fast, dass Halbmondschild irgendwo einen ganz großen Knall plant. Vermutlich einen Anschlag gegen die Vereinigten Staaten. Vielleicht auch gegen Großbritannien. Meint ihr beide nicht, es wäre allmählich Zeit, dass wir zusammenarbeiten? Wir wissen schließlich, dass wir einander vertrauen können.«

Randi zögerte kurz und nickte dann. »Ja. Mauritania hat sich wesentlich mehr Mühe als sonst üblich gegeben, seine Spuren zu verwischen. Er hat sogar eine andere Terroristengruppe als Tarnung eingesetzt, und jetzt wissen wir, dass er sowohl den Molekularcomputer als auch Chambord in Händen hat. Die Gefahr ist einfach zu groß, um irgendetwas zurückzuhalten, ganz gleich, was Langley oder das Militär darüber denken.«

Peters zusammengekniffene Augen öffneten sich ein wenig. Er nickte kurz. »Also schön – Zusammenarbeit. Und zum Teufel mit Whitehall und Washington.«

»Gut«, meinte Jon. »Also, Peter, weshalb hast du wirklich mit General Henze gesprochen?«

»Es war nicht Henze, es war Jerry Matthias.«

»Der Master Sergeant des Generals?«, fragte Jon überrascht.

Peter nickte. »Er war früher einmal bei den Special Forces. Wir haben uns vor ein paar Jahren in der irakischen Wüste kennen gelernt, und ich wollte sehen, ob ich etwas aus ihm

herausquetschen kann.«

»Worüber?«

»Ein paar seltsame krumme Touren in der NATO.«

»Was heißt hier ›krumme Touren‹?«, wollte Randi wissen.

»Jetzt machst du schon wieder Schwierigkeiten.«

Peter seufzte. »Tut mir Leid, das ist eine alte Angewohnheit. Also schön, ich habe herausgefunden, dass Elizondo Ibargüengoitia von jemandem aus der NATO-Zentrale angerufen worden ist. Als ich der Nummer nachging, stellte sich heraus, dass der Anruf aus einem Büro der Gebäudeverwaltung kam, das zu der Zeit offiziell geschlossen war.«

Randi war sichtlich schockiert. »Die Schwarze Flamme oder der Halbmondschild hat einen Spion innerhalb der NATO?«

»Das wäre eine Möglichkeit«, nickte Peter.

»Oder«, spekulierte Jon, »jemand in der NATO hat mit der Schwarzen Flamme oder dem Halbmondschild zusammengearbeitet oder tut das heute noch und war denen dabei behilflich, den Molekularcomputer zu stehlen.«

»Das wäre ebenfalls eine Möglichkeit«, pflichtete Peter ihm bei. »Sergeant Matthias ist ein ehemaliger Green Beret und jetzt Erster Adjutant von General Henze. Ich hatte gehofft, er würde aus alter Gewohnheit die Augen offen halten. Bedauerlicherweise hatte er nichts Verdächtiges entdeckt. Trotzdem war die Schwarze Flamme eine heiße Spur, und deshalb habe ich mich in Toledo an ihre Hacken geheftet.«

»Ich glaube, die Schwarze Flamme hat aufgehört, eine heiße Spur zu sein«, meinte Randi. »Was gilt die Wette, dass ihre Führung inzwischen tot ist?«

»Ich wette nicht gern, wenn ich weiß, dass ich verliere«, erklärte Peter. »Dieser Mauretanier … Ein raffinierter Bursche wie er hat sich mit Sicherheit zusammengereimt, wie du ihn gefunden hast, Jon. Wenn wir Glück haben, weiß er nichts von mir.«

»Die Schwarze Flamme ist eine Tarnung, die jetzt aufgeflogen ist«, nickte Jon. »Mauritania hat diese Leute sicherlich im Dunkeln tappen lassen, weil er schließlich wusste, dass sie sich gegen ihn stellen, ihn erpressen und auf hundertfache Weise seine Pläne stören könnten. Womit er nicht gerechnet hat, war, dass sie jemanden wie mich auf seine Spur locken würden. Er hat sie mit Sicherheit inzwischen getötet, und zwar nicht nur aus Rache, sondern auch, um sicherzustellen, dass sie ihm nicht mehr schaden können.«

Bei diesem Gedanken musste Jon unwillkürlich an Marty denken. Ihm wurde bewusst, dass fast ein Tag vergangen war, seit er sich das letzte Mal nach ihm erkundigt hatte. Der Gedanke bedrückte ihn, und er zog sein Handy heraus. Randi sah ihn fragend an. »Wen rufst du an?«

»Das Krankenhaus. Vielleicht ist Marty aufgewacht.«

Peter nickte kurz. »Dann hat er, so darf man hoffen, uns eine Menge zu erzählen, was uns bei der schweren Aufgabe helfen wird, Mauritania und seinen Halbmondschild wieder aufzuspüren.«

Aber das Pompidou-Hospital konnte Jons Hoffnung nicht erfüllen: Martys Zustand war praktisch unverändert. Sie waren immer noch zuversichtlich, aber in Dr. Zellerbachs Befinden gab es keine Fortschritte.

17

Gibraltar

Von Unruhe geplagt, saß Lieutenant General Sir Arnold Moore allein auf dem Rücksitz des Dienstwagens des Kommandanten des Royal-Air-Force-Stützpunkts und grübelte über das Geheimtreffen in dem Konferenzraum an Bord der Charles de Gaulle nach, das er vor kurzem verlassen hatte. Was war da im Gange? Was hatte seinen alten Freund und Verbündeten Roland La Porte wirklich dazu veranlasst, sie zusammenzurufen? Während draußen die Scheinwerferbalken der auf dem Flughafen der Kronkolonie landenden und startenden Flugzeuge vorbeihuschten, starrte er vor sich ins Leere und überdachte voll Sorge die jetzt hinter ihm liegende Diskussion. Am Ende konzentrierte sich alles immer wieder auf General La Porte.

Jedermann wusste, dass die Franzosen sehnsüchtig ihrer ruhmreichen Vergangenheit nachtrauerten, aber andererseits wusste auch jedermann, dass die Franzosen pragmatische Leute waren und dass zumindest ein Mann, der eine so hohe Verantwortung wie La Porte trug, *la gloire* nicht so todernst nahm, wie man das die Öffentlichkeit glauben machte. Obwohl La Porte stets sowohl persönlich als auch in seiner Eigenschaft als stellvertretender NATO-Befehlshaber die europäische Schnelle Eingreiftruppe favorisiert hatte, war Sir Arnold immer der Ansicht gewesen, dass dahinter rationale Gründe standen …, dass damit der Druck auf die NATO verringert werden sollte, die in so hohem Maße von den Vereinigten Staaten abhängig war, wenn es darum ging, in Verwicklungen auf der ganzen Welt einzugreifen.

Es war allgemein bekannt, dass La Porte Washington gegenüber stets diese Argumentation vertreten hatte.

Aber jetzt hatte der General auf deutlich zur Schau getragenen Anti-Amerikanismus umgeschaltet. Aber hatte er das wirklich? War diese Integration der europäischen Militärstreitkräfte, die er vorschlug, einfach eine logische Folgerung aus seinem Wunsch, den Amerikanern einen Teil ihrer Bürde abzunehmen? Das hoffte Sir Arnold eindringlich, weil die andere mögliche Motivation so etwas wie die erste Stufe einer höchst gefährlichen Vision von Europa als einer zweiten – und mit Amerika rivalisierenden – Supermacht in dieser neuen, von Terroristen erfüllten Welt, wie sie nach dem Kalten Krieg entstanden war, sein könnte. Es war nie klug, seine Fronten zu teilen – Hitler wie Napoleon hatten das zu ihrem Leidwesen erfahren müssen. Und in der jetzigen Situation, davon war Sir Arnold fest überzeugt, war es von entscheidender Wichtigkeit, dass die zivilisierte Welt gemeinsam auftrat und handelte.

Trotz aller rhetorischen Entgleisungen hätte Sir Arnold sich noch mit La Portes Einstellung abfinden können, wäre da nicht die beiläufige Bemerkung gewesen, dass Amerika in Kürze einem elektronischen Überfall ausgesetzt sein könnte, der sämtliche Kommando- und Kommunikationskanäle lahm legen würde. Eine schreckliche Vorstellung – denn das würde natürlich das amerikanische Militär ebenso hilflos machen wie jegliche von Amerika abhängige europäische Streitkraft.

In Anbetracht der verschiedenen elektronischen Katastrophen, die in diesen geheimen Systemen bereits stattgefunden hatten – und von denen eigentlich nur Sir Arnold hätte wissen dürfen –, war dieser mehr als nur beunruhigt. Er war höchst alarmiert.

Hatte La Porte auch davon gehört? Und wenn ja, durch welche Kanäle? Wie konnte das geschehen sein?

Sir Arnold verfügte nur deshalb über die entsprechenden Informationen, weil Präsident Castilla persönlich den Premierminister informiert und dabei erklärt hatte, dass die britische Regierung die Einzige sei, die er verständigen wolle, und dass er darüber hinaus nur noch General Henze in seiner Eigenschaft als oberster NATO-Befehlshaber in Europa informieren würde.

Wie konnte der französische General La Porte von den beunruhigenden elektronischen Angriffen gehört haben?

Sir Arnold presste die Knöchel gegen die Stirn. Er hatte schreckliche Kopfschmerzen und wusste, woher sie rührten: Er machte sich Sorgen, dass La Porte in irgendeiner Weise mit den Leuten in Verbindung stand, die diese elektronischen Abstürze ausgelöst hatten, und dass dies der Grund war, dass er Bescheid wusste.

Eigentlich war das natürlich undenkbar, geradezu absurd, aber er konnte es sich trotzdem nicht leisten, die Logik, die hinter dieser Überlegung stand, zu ignorieren. Er konnte seine besorgten Folgerungen bezüglich La Portes nicht einfach abtun. Natürlich durfte er mit niemandem außer dem Premierminister darüber sprechen. Und das nur unter vier Augen.

Solche Spekulationen, die möglicherweise falsch waren und die in jedem Fall dem guten Ruf eines anständigen Mannes schaden würden, konnte er niemand anderem anvertrauen. Und deshalb saß er jetzt alleine auf dem Rücksitz seines Dienstwagens und wartete auf seinen persönlichen Fahrer und Piloten, der gerade seinen Tornado-F3-Jet für den Flug nach London startbereit machte.

Während er so wartete, dachte er weiter über das bizarre Treffen nach, an dem er teilgenommen hatte. Hatte er sich getäuscht? Konnte es sein, dass er überreagierte? Aber jedes Mal, wenn er sich diese Frage stellte, wuchs seine Überzeugung: Er konnte einfach die Sorge über das nicht

verdrängen, was sich möglicherweise hinter La Portes Andeutungen verbarg, und die schreckliche Gefahr, die das bedeutete, kam ihm immer furchtbarer vor.

Er war gerade dabei, sich zurechtzulegen, wie er seine Schlussfolgerungen gegenüber dem Premierminister in Worte kleiden könnte, als Stebbins an die geschlossene Scheibe klopfte. Er öffnete die Tür.

»Sind wir bereit, George?«, fragte Sir Arnold und blickte auf.

»Sir!« Staff Sergeant George Stebbins deutete mit einem leichten Kopfnicken an, dass sie startbereit waren.

»Ein schlichtes Ja würde genügen, George. Sie sind jetzt nicht mehr Sergeant Major bei den Grenadieren, wissen Sie.« Er stieg aus dem Wagen, griff nach seiner Aktentasche.

»Nein, Sir. Danke, Sir.«

Sir Arnold seufzte und schüttelte den Kopf. »Meinen Sie nicht, Exsergeant Major Stebbins, Sie könnten allmählich vergessen, dass Sie einmal in der Household Brigade gedient haben? Ein ganz klein wenig vielleicht?«

Endlich stahl sich ein Lächeln in Stebbins Züge. »Ich könnt’s ja probieren, Sir.«

Sir Arnold schmunzelte. »Also gut, Stebbins. Sie wissen ja, dass ich immer etwas für Offenheit übrig hatte. Was meinen Sie also, wollen wir sehen, ob Sie sich noch daran erinnern, wie man dieses Ding dort draußen fliegt?«

Sie betraten den Bereitschaftsraum der Station, um ihre Anzüge und Helme anzulegen, und zwanzig Minuten später steuerte Stebbins den schnittigen Jet quer über das dunkle Flughafengelände zur Startbahn. Sir Arnold saß auf dem Platz des Navigators hinter Stebbins und war immer noch damit beschäftigt, die beängstigende Nachricht zu formulieren, die er dem Premierminister und sicherlich anschließend auch dem Verteidigungsminister überbringen musste, und wahrscheinlich

auch noch dem alten Colin Campbell, der jetzt Oberkommandierender war.

Der Überschalltornado startete und hatte bald Gibraltar, den südlichsten Punkt auf dem Festland Europas, hinter sich gelassen. Hoch über den Wolken schoss er durch den Himmel. Das dramatische Panorama der Sterne vor dem schwarzen Samthimmel erzeugte in Sir Arnold immer ein Gefühl von leichter Beklemmung, weil er an Gott glaubte. Er konnte sich keine andere Macht vorstellen, die so viel Schönheit hätte schaffen können. Doch dann stieg in ihm erneut die Sorge über General La Portes Absichten auf – und in dem Augenblick, so weit über dem Meer, dass dort niemand den Knall hören konnte, explodierte das Flugzeug in einem grellroten Feuerball. Von unten sah es nur aus wie eine Sternschnuppe.

Madrid

Madrid strahlte eine besondere Aura pulsierender Energie aus, die Bewohner wie Besucher in gleicher Weise genossen, ganz besonders nachts. Die Luft war von rhythmischer Musik und festlicher Stimmung erfüllt. Die Madrilenos waren ein tolerantes Volk, bis hin zu anarchistischen Regungen, denen sie gelegentlich nachgingen, wenn ihre wilden Feste auf den kopfsteingepflasterten Straßen zwischen den hübschen Springbrunnen unter den mächtigen alten Bäumen etwas zu ausgelassen wurden.

Peter stellte den geliehenen Touring-Wagen in der Garage seines Besitzers, einem vertrauten alten Freund, ab und führte Jon und Randi in die Metro. Ihr weniges Gepäck in der Hand tragend, sahen sie sich wachsam nach allen Seiten um, alle drei von einem Gefühl besonderer Dringlichkeit erfüllt, das mit ihrer Erschöpfung im Widerstreit lag, obwohl Randi und Jon während der Fahrt beide ein wenig geschlafen hatten, während

Peter, der aufrechte Brite, schon vorher wesentlich mehr Schlaf als sie beide gehabt hatte und deshalb während der ganzen Fahrt nach Madrid am Steuer geblieben war.

Erleichtert stiegen sie an der Metrostation San Bernardo aus und fanden sich in der Malasana wieder, den Ortsansässigen auch als der Barrio de Maravillas oder Viertel der Wunder bekannt. Hier in dem farbenprächtigen Bohemienviertel der Stadt herrschte reges Nachtleben; sie kamen an einer Unzahl von Bars, Restaurants und Clubs vorbei, von denen einige schon bessere Tage gesehen hatten, aber immer noch ihren besonderen Charme ausstrahlten. Aber dies war schließlich nicht nur der Zufluchtsort von Künstlern und Schriftstellern, sondern auch von ausländischen Yuppies, die ihre Träume mit sich um die ganze Welt trugen. Überall, wo Jon, Randi und Peter auch vorbeigingen, waren die Klänge munterer Musik zu hören.

Das Safe House von MI6 stand an der Calle Dominguin, nicht weit von der Plaza del Dos de Mayo, dem Mittelpunkt dieses lebhaften Treibens. Es handelte sich um ein sechsstöckiges Gebäude in einer ganzen Reihe ähnlicher, teils unmittelbar aneinander angrenzender Steinbauten, mit lackierten hölzernen Fensterläden und Türen, die auf traditionelle Balkons mit Schmiedeeisengeländern führten, unter denen Läden und Restaurants die Straße säumten. Tabakrauch und der Geruch nach allen möglichen Alkoholika erfüllte die Straße, als Jon, Randi und Peter ankamen. In den abgedunkelten Fenstern des Ladens im Erdgeschoss waren Werbetafeln für Langostino Plancha und Gambas al Ajillo zu sehen.

Sie blieben an einer unauffälligen Tür stehen, und Jon und Randi hielten Wache, während Peter aufsperrte. Dann sahen sich alle noch einmal vorsichtig um, schlüpften hinein und stiegen die Treppe hinauf.

Das Haus war mit bequemen Möbeln ausgestattet, die allerdings schon bessere Tage gesehen hatten, aber ein Safe House war auch nicht dazu gedacht, als Ausstellungsraum

eines Innendekorateurs zu dienen. Sie wählten ihre Zimmer, legten bequemere Kleidung an und trafen sich dann wieder in dem Wohnzimmer im ersten Stock.

»Ich sollte wohl besser Kontakt mit meinen Leuten aufnehmen«, verkündete Jon und wählte auf seinem Handy die Nummer von Fred Klein. Als die elektronischen Codes und Nummern des Spezialtelefons überprüft und freigegeben wurden, war das übliche Klicken und Summen zu hören.

Schließlich meldete sich Freds Stimme mit der knappen Anweisung »Kein Wort. Auflegen. Sofort.«

Gleich darauf war die Leitung tot, und Jon schaltete schnell ab. Verblüfft und beunruhigt murmelte er: »Verdammt, es muss schon wieder Ärger gegeben haben.« Er wiederholte, was seine »Kontaktperson bei der Abwehr« gesagt hatte.

»Vielleicht ist es in Langley anders«, meinte Randi und wählte eine Nummer auf ihrem Handy. Das Telefon im weit entfernten Virginia klingelte längere Zeit, und sie verzog das Gesicht und sah Jon und Peter mit einem Schulterzucken an.

»Bis jetzt noch nichts.«

Dann eine kurze Folge scharfer klickender Geräusche.

»Russell?«

»Wen haben Sie denn erwartet?«

»Auflegen.«

Randi schaltete das Handy ab. »Was zum Teufel könnte das bedeuten?«

»Das klingt, als ob jemand eure sicheren elektronischen Kommunikationssysteme geknackt hätte«, entschied Peter.

»Und das könnte natürlich die von SAS in London und auch von MI5 und MI6 einschließen.«

Randi schluckte. »Du lieber Gott. Zumindest haben sie von uns nichts erfahren.«

»Ah«, machte Peter, »ich fürchte, das könnten sie doch.«

»Ja«, nickte Jon, der sofort begriffen hatte. »Möglicherweise wissen die jetzt, wo wir beide, du und ich, uns aufhalten, Randi – immer vorausgesetzt, dass sie das interessiert, dass sie wissen, wen sie anpeilen, und dass sie den DNS-Computer in Betrieb haben.«

»Das sind ja eine ganze Menge ›wenn und aber‹, Jon. Du hast doch gesagt, dass der Apparat nicht in dem Bauernhaus war, und als wir Mauritanias Leute das letzte Mal sahen, waren sie gerade dabei, mit Hubschraubern zu starten.«

»Alles richtig«, nickte Peter. »Aber ich bezweifle, dass der Prototyp jemals besonders weit von Mauritania entfernt ist, und das bringt mich auf den Gedanken, dass die in der Nähe ein zweites Safe House hatten und diesen Bauernhof bloß dazu benutzt haben, um sich mit Elizondo und seinen Basken zu treffen, sie zu bezahlen und die Chambords dort unterzubringen. Und deshalb werde ich London nicht anrufen. Das liegt zu verdammt nahe bei Madrid. Ich glaube, wir müssen für den Augenblick davon ausgehen, dass unsere gesamte Elektronik sich in einer Art Belagerungszustand befindet. Und damit besteht durchaus die Möglichkeit, dass unsere Feinde euch beide jetzt angepeilt haben. Über mich sind sie nicht unbedingt informiert, aber wenn ich mein Handy rausziehe und mich bei MI6 melde, besteht die Gefahr, dass ich auch noch auf deren Liste erscheine und sie mitkriegen, dass MI6 ebenfalls auf ihrer Spur ist.«

»Es ist wirklich lächerlich, in ein Flugzeug steigen und nach Hause fliegen zu müssen, um persönlich Meldung zu machen«, entschied Randi. »Aber früher ist unser Geschäft ausschließlich so gelaufen – mit Boten, die ihre Nachrichten persönlich überbracht haben. Du großer Gott, wenn das so weitergeht, reißen bei den Geheimdiensten ja wieder mittelalterliche Zustände ein.«

»Das zeigt wieder einmal, wie abhängig wir von unserer ach so bequemen elektronischen Kommunikation geworden sind«, sagte Peter. »Trotzdem müssen wir uns etwas einfallen lassen, wie wir unsere Vorgesetzten über den Halbmondschild, Mauritania, den DNS-Apparat und die Chambords informieren. Sie müssen das erfahren.«

»Stimmt.« Jon schob mit einer irgendwie endgültig wirkenden Geste sein Handy in die Tasche. »Aber bis wir das können, werden wir auf eigene Faust handeln müssen. Mir scheint, Mauritania ist unsere beste Chance. Wir müssen herausbekommen, wo er sich versteckt hält und was er für besondere Angewohnheiten hat.« In der Geheimdienstarbeit waren besondere Angewohnheiten und Verhaltensmuster häufig die Schwachpunkte eines Flüchtlings, die erfahrenen Analytikern viel mehr verrieten, als die meisten sich vorstellen konnten. »Und dann wäre da noch dieser geheimnisvolle Hauptmann Darius Bonnard. Als Adjutant von General La Porte verfügt er über verdammt gute Tarnung und Zugang zu höchsten Stellen. Und der Anruf von der NATO könnte natürlich von ihm gekommen sein.«

Peters ledernes Gesicht zeigte tiefe Sorgenfalten. »Das stimmt alles, und Randi hat wahrscheinlich Recht, wenn sie sagt, dass wir wieder auf die bewährten altmodischen Methoden zurückgreifen müssen.« Er überlegte kurz. »London liegt wesentlich näher bei Madrid als Washington«, meinte er dann. »Wenn nötig, könnte ich ja den kleinen Hopser machen und dort berichten.«

»Unsere Botschaften in Madrid verfügen über modernstes Codiergerät«, sagte Randi. »Aber wenn man an den letzten Angriff denkt, bei dem jeder Code geknackt wurde, muss man wohl davon ausgehen, dass die Codieranlagen der Botschaften ebenfalls nutzlos sind.«

»Richtig. Jede Art von Elektronik scheidet aus«, erklärte Peter.

Jon ging vor einem gemauerten Kamin auf und ab, der so aussah, als ob in ihm seit Jahren kein Feuer mehr gebrannt hätte. »Vielleicht haben sie nicht überall alles geknackt«, meinte er dann vorsichtig.

Peter musterte ihn scharf. »Hast du eine Idee, Jon?«

»Gibt es in diesem Haus ein normales Telefon? Ich meine, eines ohne elektronischen Firlefanz.«

»Im zweiten Stock, im Büro. Das könnte klappen.«

Randi sah zuerst Peter und dann Jon an. »Würde es euch beiden etwas ausmachen, mir zu sagen, wovon ihr redet?«

Jon war bereits die halbe Treppe hinaufgeeilt, als Peter ihr antwortete. »Gewöhnliche Telefondrähte. Ein direkter Anruf, weißt du.«

»Natürlich.« Sie folgte Jon nach oben, und Peter eilte hinter ihr her. »Selbst wenn der Halbmondschild die technischen Mittel oder genügend Zeit hätte, um ein Kabel anzuzapfen, würden sie immer noch ganz schön Mühe haben, den ganzen Mist auseinander zu sortieren. Ein Techniker hat mir einmal gesagt, dass durch Faseroptikleitungen so viele Daten fließen, dass sie anzuzapfen etwa genauso wäre, als wenn einem ein Hochdruckschlauch ins Gesicht spritzt.« Der Techniker hatte ihr erklärt, dass ein Kabel, so dick wie ihr Handgelenk, gleichzeitig die astronomische Zahl von vierzigtausend Telefongesprächen übermitteln konnte, was etwa dem gesamten Telefonverkehr entsprach, der in der Zeit des Kalten Krieges von Satelliten über dem Atlantik bewältigt wurde. In dieser Technologie wurden Telefongespräche, Faxe, E-Mails und Dateien in Lichtstrahlen umgewandelt und durch eine Glasfaser geschickt, die nicht dicker als ein menschliches Haar war. Die meisten Unterseekabel enthielten acht solcher Stränge oder Fasern. Aber um die Daten wieder herauszubekommen, musste man zu den winzigen Lichtstrahlen in den schwarzen Tiefen des Ozeans Zugang haben – eine gefährliche, fast

unmögliche Aufgabe.

Peter knurrte zustimmend. »Selbst wenn sie die technischen Voraussetzungen hätten, um ein Kabel anzuzapfen, würden sie dann ihre Zeit damit verschwenden, eine Million Ferngespräche abzuhören, in denen es um Tante Sarahs Hühneraugen oder den Ginkonsum der Windsors geht? Ich habe da meine Zweifel.«

»Genau«, nickte Randi.

Als die drei das schlicht ausgestattete Büro erreichten, tippte Jon die Nummer seiner Telefonkarte in den Apparat, der auf dem Schreibtisch stand. Anschließend gab er die Nummer in Washington ein, die er sprechen wollte. Während er auf das Klingeln am anderen Ende wartete, zog er den Schreibtischstuhl heraus und setzte sich. Peter lehnte sich an einen zweiten Schreibtisch in der Nähe, und Randi ließ sich in einen alten, gepolsterten Schaukelstuhl fallen.

Eine geschäftsmäßig klingende Frauenstimme meldete sich: »Büro Colonel Hakkim.«

»Ich bin’s, Jon Smith, Debbie. Ich muss mit Newton sprechen. Es ist dringend.«

»Bleiben Sie dran.«

Das leere Rauschen des auf Warten geschalteten Telefons, dann die besorgte Stimme eines Mannes: »Jon? Was gibt’s?«

»Ich bin in Madrid, und Sie müssen mir einen Gefallen tun. Könnten Sie jemand in das E-Gebäude hinüberschicken zur Abteilung für Liegenschaften, Büro 2E377, und der Frau dort sagen, ihr Boss soll unter dieser Nummer Zapata anrufen?« Er las dem Mann die Nummer des Telefons vor. »Aber es ist wichtig, dass derjenige, den Sie hinüberschicken, diesen Namen benutzt – Zapata. Lässt sich das machen?«

»Sollte ich fragen, was das eigentlich soll und wer wirklich in diesem Büro im E-Flügel sitzt?«

»Nein.«

»Dann werde ich selbst gehen.«

»Danke, Newton.«

Newtons Stimme klang ruhig und kühl, aber Jon hörte auch die Besorgnis des anderen. »Sie werden mir die ganze Geschichte erzählen müssen, wenn Sie zurückkommen.«

»Versprochen.« Jon legte auf und sah auf die Uhr. »Das sollte etwa zehn Minuten dauern. Der E-Flügel ist ein ganzes Stück von seinem Büro entfernt. Und dann sollten wir weitere zwei Minuten für irgendwelche Verzögerungen einkalkulieren. Zwölf Minuten maximal.«

»Abteilung für Liegenschaften?«, sagte Randi. »Tarnung für die militärische Abwehr, ohne Zweifel?«

»Ohne Zweifel«, nickte Jon ausdruckslos.

Peter drückte den Finger an die Lippen und trat mit leisen Schritten an das mit Läden verschlossene Fenster neben einer ebenfalls mit Läden verschlossenen Tür, die zu einem schmalen Balkon führte. Er schob die Lamellen ein Stück weiter auseinander und blickte auf die dunkle Straße hinunter. Dann stand er reglos da und lauschte den pulsierenden nächtlichen Geräuschen der Stadt, die von unten heraufdrangen – dem Dröhnen des dichten Verkehrs auf der Gran Via, Stimmen, die aus Fenstern zur Straße hinunterriefen, dem Klappen einer Autotür, der Serenade eines Betrunkenen und weichen Gitarrenklängen.

Er trat vom Fenster zurück und ließ sich erleichtert auf das Sofa sinken. »Falscher Alarm – denke ich.«

»Was ist denn?«, wollte Randi wissen.

»Ich dachte, ich hätte ein seltsames Geräusch von der Straße gehört. Etwas, was mir schon ein paar Mal begegnet ist und das ich inzwischen sehr ernst nehme.«

»Ich habe nichts Ungewöhnliches gehört«, sagte Jon.

»Das solltest du auch nicht, mein Junge. Es ist ein Geräusch,

als ob irgendwo Luft entweicht, mit einem winzigen Pfeifen im Hintergrund. Es scheint aus weiter Ferne zu kommen und klingt wie der Ruf eines Vogels, der schnell verhallt. In Wirklichkeit ist es eine gedämpfte Pfeife, deren Ton wie ein ganz natürliches nächtliches Geräusch klingt – wie der Wind, ein Tier, das sich im Schlaf umdreht, das Ächzen der Erde selbst, als würde sie sich auf einer Achse drehen. Ich habe das im nördlichen Iran an der Grenze zu den asiatischen Republiken der alten Sowjetunion mehr als einmal gehört, und dann in den Achtzigerjahren in Afghanistan in diesem barbarischen Krieg wieder. Das ist ein Signal, das die muslimischen Stämme in Zentralasien benutzen, vom Khyber-Pass bis zum Asow'schen Meer.«

»Der Halbmondschild?«, fragte Jon.

»Könnte sein. Aber niemand hat auf den Ruf geantwortet. Und da ich ihn kein zweites Mal hören konnte, habe ich mich wahrscheinlich getäuscht.«

»Wie oft hast du dich in solchen Dingen denn schon getäuscht, Peter?«, fragte Jon.

Das Klingeln des Telefons ließ sie zusammenzucken. Jon griff nach dem Hörer.

Fred Kleins Stimme: »Alles ist wieder online, aber die Spezialisten für Computer-Kriegführung sagen, dass möglicherweise sämtliche elektronischen Verschlüsselungscodes geknackt sind, und deshalb darf bis auf Weiteres niemand irgendwelche elektronischen Kommunikationsmittel benutzen. Und auch nichts, was per Funk übertragen wird, weil sie das leicht anzapfen könnten. Man ist jetzt dabei, sämtliche Codes zu ändern und Notmaßnahmen zu entwickeln, um sie besser zu schützen. Wir haben denen gesagt, dass nach unserer Ansicht ein DNS-Computer im Einsatz ist, und deshalb wird man sich mächtig Mühe geben. Was machen Sie in Madrid? Was haben Sie in Toledo gefunden?«

Jon berichtete ohne lange Vorrede: »Die Schwarze Flamme war bloß ein Hilfsorgan, das von jemandem engagiert wurde. Die wirkliche Macht hinter allem scheint der Halbmondschild zu sein. Und Émile Chambord ist am Leben. Unglücklicherweise hat der Halbmondschild sowohl ihn als auch seine Tochter und den DNS-Computer in seiner Gewalt.«

Entsetztes Schweigen am anderen Ende. Dann sagte Klein: »Sie haben Chambord gesehen? Wieso wissen Sie das von dem Computer?«

»Ich habe Chambord und seine Tochter gesehen und auch mit beiden gesprochen. Der Computer war nicht dort, wo die beiden gefangen gehalten wurden.«

»Wenn Chambord am Leben ist, erklärt das, warum die den Apparat so schnell zum Funktionieren gebracht haben. Und die Gefahr für die ganze Welt ist umso größer. Ganz besonders, wenn die Kerle auch die Tochter haben. Sie werden sie dazu benutzen, um Chambord unter Druck zu setzen.«

»Ja«, erwiderte Jon knapp.

Wieder Schweigen. »Sie hätten Chambord töten sollen, Colonel«, sagte Klein dann.

»Der DNS-Computer war nicht dort, Fred. Ich habe versucht, ihn lebend rauszuholen, damit er einen für uns bauen kann und wir uns wehren können. Woher wissen wir denn, was die von Chambord alles erfahren haben? Es kann doch sein, dass sie ihn gefoltert haben! Vielleicht reicht es aus, dass ein anderer Wissenschaftler ihn nachbauen kann.«

»Und was ist, wenn Sie keine zweite Chance bekommen, Jon? Was ist, wenn wir ihn oder den Apparat nicht rechtzeitig finden?«

»Das werden wir.«

»Gut, ich sage das dem Präsidenten. Aber wir beide wissen, dass es so etwas wie Wunder nicht gibt und dass es beim nächsten Mal wesentlich schwieriger sein wird.«

Jetzt war Jon mit Schweigen an der Reihe. Schließlich meinte er: »Ich werde nach meinem Gefühl handeln. Dafür bezahlen Sie mich. Wenn ich zu der Ansicht gelange, dass es mir nicht gelingen wird, Chambord rauszuholen oder den Computer zu vernichten, werde ich ihn töten. Macht Sie das glücklich?«

Kleins Stimme war so ausdruckslos und hart wie Beton.

»Kann ich mich auf Sie verlassen, Colonel? Oder muss ich jemand anderen schicken?«

»Es gibt sonst keinen, der das weiß, was ich weiß. Nicht am Anfang und ganz besonders nicht jetzt.«

Wenn das Telefon ein Fernsehtelefon gewesen wäre, hätten sie einander jetzt stumm angestarrt und abgewartet, bis einer von ihnen den Blick senkte. Schließlich konnte man aus dem fernen Pentagon einen tiefen Atemzug hören. »Sagen Sie mir, was es mit diesem Halbmondschild auf sich hat. Davon habe ich noch nie gehört.«

»Weil die Organisation recht neu ist und sich ihre Mitglieder bisher nicht haben blicken lassen«, erklärte Jon und wiederholte, was Randi ihm gesagt hatte. »Das ist eine panislamische Verbindung, die vermutlich von einem Mann namens Mauritania ganz speziell für diese Attacke aufgebaut wurde. Mauritania ist …«

»Ich weiß, wer Mauritania ist, Jon. Das weiß ich nur zu gut. Halb Araber, halb Berber und voll Wut über das Schicksal seines Landes und seine verhungernden Bewohner, und dazu noch voll Wut hinsichtlich der Benachteiligung der muslimischen und der Dritten Welt sowie über die Globalisierung.«

»Was diese Terroristen in Wahrheit stärker motiviert als ihre Religion.«

»Yeah«, machte Klein. »Was wird Ihr nächster Schritt sein?«

»Ich bin jetzt mit Randi Russell und Peter Howell zusammen.« Er berichtete Klein, wie Randi und Peter bei dem

Bauernhof des Halbmondschilds aufgetaucht waren.

Wieder überraschtes Schweigen am anderen Ende. »Howell und Russell?«, drang es dann aus dem Hörer. »CIA und MI6? Was haben Sie denen gesagt?«

»Sie sind hier bei mir«, erklärte Jon und gab damit zu verstehen, dass er die Frage nicht beantworten konnte.

»Sie haben ihnen nichts über Covert-One mitgeteilt?«, bohrte Klein nach.

»Selbstverständlich nicht.« Jon schaffte es mit einiger Mühe, nicht gereizt zu klingen.

»In Ordnung. Kooperieren Sie mit ihnen, aber halten Sie dicht. Verstanden?«

Jon beschloss, auch darauf nicht zu antworten. »Wir brauchen alles, was Sie über Mauritania in Erfahrung bringen können. Angewohnheiten, Besonderheiten, Verhaltensweisen. Wo er sich mit größter Wahrscheinlichkeit verstecken wird und wo wir nach ihm suchen sollten.«

Klein hatte darauf sofort eine Antwort. »Eines kann ich Ihnen schon jetzt sagen. Er hat sich bestimmt ein sicheres Loch gesucht, ein gutes Versteck, und ein sorgfältiges geplantes Ziel, das uns überhaupt nicht gefallen wird.«

»Wie lange wird unsere elektronische Kommunikation gestört sein?«

»Das kann man nicht sagen. Es könnte so lange dauern, bis wir diesen Computer finden. Bis dahin verlegen wir uns auf Kuriere und Briefkästen, verbale und manuelle Codes und Telefonverbindungen über sichere diplomatische faseroptische Kabel, bei denen wir jede Unterbrechung sofort erfahren und sie binnen Sekunden reparieren können. Früher haben wir mit diesen Mitteln eine ganze Menge geschafft, und deshalb werden wir das auch jetzt wieder tun. Der DNS-Computer wird ihnen da nicht helfen. War klug von Ihnen, über Colonel

Hakkim mit mir Verbindung aufzunehmen. Ich gebe Ihnen jetzt eine neue, sichere Telefonnummer, die sobald wie möglich geschaltet wird, damit Sie beim nächsten Mal direkt anrufen können.«

Klein gab die Nummer durch, und Jon prägte sie sich ein.

Dann fuhr Klein fort: »Was ist mit General Henze und diesem Krankenhauspfleger, der versucht hat, Zellerbach zu töten?«

»Falscher Alarm. Inzwischen hat sich herausgestellt, dass der ›Pfleger‹ in Wirklichkeit Peter Howell war, der Marty für MI6 bewacht hat. Er ist abgehauen, weil er seine Operation nicht aufdecken wollte. Und in Henzes Pension war er, um Henzes Sergeant auszufragen, nicht den General.« Jon erklärte, was Peter von Sergeant Matthias gewollt hatte.

»Ein Telefonanruf aus dem NATO-Hauptquartier? Verdammt, das klingt aber gar nicht gut. Woher wissen wir, dass Howell nicht lügt?«

»Weil ich es sage«, brauste Jon kurz auf, »und weil es bei der NATO eine Menge Leute gibt. Über einen davon mache ich mir schon meine Gedanken, einen Hauptmann Bonnard. Die Schwarze Flamme hat mich in Toledo erwartet, also hat man mich entweder beschattet, oder die Leute haben einen Tipp bekommen. Bonnard ist der persönliche Adjutant eines französischen Generals, Roland La Porte. Er ist …«

»Ich weiß, wer La Porte ist. Stellvertretender NATO-Befehlshaber für Europa.«

»Richtig. Bonnard ist derjenige, der La Porte die Unterlagen über die Fingerabdrücke und die DNS-Analyse in Chambords Akte gegeben und damit den angeblichen Beweis geliefert hat, dass er tot sei. Außerdem hat er La Porte die Akte über die Schwarze Flamme und Toledo gebracht. Seine Position bei dem General ist ideal. Genau die Stelle, wo jeder einen Spion ansetzen würde. Damit hätte er nämlich Zugang zu so ziemlich

allem, was ihn bei der NATO, in Frankreich und im größten Teil Europas interessiert. Er brauchte nur zu sagen, dass er seine Informationen für den General braucht.«

»Ich will sehen, was ich über Bonnard und Sergeant Matthias in Erfahrung bringen kann. Sie sollten unterdessen noch einmal mit Henze Verbindung aufnehmen. Die NATO verfügt über die ausführlichsten Daten im Hinblick auf Terroristengruppen und Verbindungen in ganz Europa. Was ich hier ausgraben kann, werde ich Henze durchgeben.«

»War's das?«, fragte Jon.

»Das ist alles … nein, warten Sie! Verdammt, wegen Chambord und dem Halbmondschild hätte ich das beinahe vergessen. Ich habe vorher einen Anruf aus Paris bekommen, dass Marty Zellerbach vor einer Stunde zu reden begonnen hat. Ganz plötzlich. Zusammenhängende Sätze. Dann ist er wieder eingeschlafen. Er hat nicht viel gesagt, und was er sagte, war auch noch nicht ganz zusammenhängend. Das könnte aber an seinem Asperger-Syndrom liegen, denke ich. Jedenfalls sollten Sie auf dem Weg nach Brüssel in Paris Station machen.«

Jon spürte Erregung in sich aufsteigen. »Ich werde in höchstens drei Stunden dort sein.« Er legte auf und drehte sich um, strahlte vor Erleichterung. »Marty ist aus dem Koma aufgewacht!«

»Jon, das ist ja herrlich!« Randi umarmte ihn erfreut.

Er drückte sie an sich und hob sie in die Höhe.

Peter, der auf dem Sofa saß, legte den Kopf etwas zur Seite, lauschte … und sprang auf. »Still!« Er rannte ans Fenster zurück, lehnte sich dagegen und lauschte gespannt. Sein schlanker, muskulöser Körper wirkte wie eine gespannte Feder.

»Hast du es wieder gehört?«, flüsterte Randi.

Er nickte kurz und flüsterte: »Dasselbe hauchende Pfeifen im Nachtwind. Ich täusche mich nicht. Diesmal bin ich mir ganz

sicher. Ein Signal. Wir sollten …«

Über ihnen war das schwache Klirren von Metall auf Stein zu hören. Jon hastete zur Treppe, presste das Ohr gegen die Wand und lauschte, ob er Vibrationen hören konnte.

»Jemand ist auf dem Dach«, warnte er.

Und dann hörten es alle drei: ein seltsames Geräusch, wie ein gedämpftes Pfeifen; es klang so wie der Atem von jemandem, der unruhig und mit offenem Mund schläft. Oder vielleicht wie das Piepen eines Nachtvogels in der Ferne. Und das Geräusch kam nicht nur von unten, sondern auch von oben. Sie waren umzingelt.

18

Das Splittern einer eingetretenen Tür im Untergeschoss signalisierte, dass der Angriff begonnen hatte.

Randi deutete mit einer Kopfbewegung nach oben. »Die Treppe!«

Die Waffe schussbereit in der Hand rannte sie aus dem Büro. Ihre blonde Mähne flog hinter ihr her, als sie an Jon vorbeihastete.

Peters Ledergesicht wirkte grimmig entschlossen, als er das Licht ausknipste und auf den Balkon rannte. »Sieh nach den hinteren Fenstern!«, rief er Jon zu.

Jon rannte aus dem jetzt dunklen Raum durch das Schlafzimmer nach hinten, während Randi an der Treppe nach unten spähte und mit ihrer Maschinenpistole kurze Schussfolgen von jeweils drei Schüssen nach unten abgab. Ein Schrei ertönte, gleich darauf waren Schritte zu hören, und zwei Schüsse peitschten. Sie stellte das Feuer ein.

In der plötzlich eingetretenen Stille sah Jon zum Fenster hinaus. Auf dem Hinterhof des Safe House schien es nur Bänke und Pflanzen zu geben, die im Mondlicht lange Schatten warfen. Er suchte den Hof nach irgendetwas ab, das sich bewegte, und hörte dann aus dem Büro hinter sich ein halblautes Schlurfen.

Als er zurückrannte, um nachzusehen, was da los war, vernahm er ein würgendes Stöhnen. Jon blieb unter der Tür stehen. Peter stand über die am Boden liegende Gestalt eines schwarz gekleideten Mannes gebeugt, der schwarze Handschuhe und eine flache Kopfbedeckung trug, wie sie die afghanischen Mudschaheddin zu tragen pflegten. Eine schwarze Balaclava bedeckte Kopf und Gesicht.

»Schön, dass du noch in Form bist.« Jon lief an Peter vorbei, um auf den Balkon zu sehen. Abgesehen von einem Nylonseil, das vom Dach herunterhing, war der Balkon leer.

»Nicht besonders raffiniert, aber immerhin ist er reingekommen.«

Peter wischte das Blut von seinem alten Fairbairn-Sykes-Dolch an der Hose des Eindringlings ab. »Der Bursche hat wahrscheinlich geglaubt, er sei leise.« Er zog die Balaclava hoch, sodass jetzt von der Sonne verbrannte dunkle Haut, ein kurz gestutzter Bart und ein wütend verzerrtes Gesicht zu erkennen waren. »Ich habe einen Plan. Wenn ich richtig einschätze, was diese Burschen wollen, sollten wir damit eine Chance haben.«

»Und wenn du dich täuschst?«

Von draußen hallte ein weiterer Feuerstoß aus Randis Waffe herein, dem gleich darauf ein Schmerzensschrei aus dem Erdgeschoss folgte. Dann legte sich wieder gespenstische Stille über das Safe House.

Peter zuckte die Schultern. »Dann sind wir wahrscheinlich erledigt und gekocht, wie die Gans zum Ganter sagt.«

Jon kauerte sich im Dunkeln neben dem Engländer nieder.

»Was hast du vor?«

»Wir stecken hier in der Klemme, das ist klar. Aber unsere Freunde dort unten kommen auch nicht weiter, weil wir ihnen die Zähne gezeigt haben und die Schüsse gleich die Polizei anlocken werden. Das wissen sie. Deshalb müssen sie jetzt schnell handeln. Und wenn man unter Druck handelt, macht man meistens Fehler. Sie haben ohne jede Deckung von unten angegriffen. Ich nehme an, damit wollten sie von unserem toten Freund hier ablenken« – er deutete auf die Leiche, die zu seinen Füßen lag –, »damit der sich auf dem Balkon einnisten konnte; die anderen wären dann vom Dach nachgekommen.«

»Warum hören wir von oben nichts? Warum kommt da kein Angriff? Worauf warten sie?«

»Ich nehme an auf ein Signal ihres vorgeschobenen Kundschafters – dem armen Tropf hier. Das ist ein Schwachpunkt in ihrem Plan, und den können wir jetzt ausnutzen.« Peter wickelte sich die Balaclava des Toten um das Gesicht und stülpte sich die Afghanenmütze auf. Er trat auf den Balkon hinaus.

Sekunden später hörte Jon erneut das weiche Pfeifsignal. Diesmal kam es von Peter. Kurz darauf war oben das Ächzen einer Tür zu hören; eine alte Tür, verzogen und dem Wetter ausgesetzt, wie das bei so vielen Gebäuden in Madrid der Fall war.

Peter trat in den Raum zurück. »Das sollte genügen.«.

Jon rannte in das Zimmer, das er sich als Schlafraum ausgewählt hatte, und jagte einen Schuss aus seiner Sig Sauer in seinen Laptop. Auf der Flucht hätte ihn der Laptop nur behindert. Dann rannte er über den Flur und rief Randi zu: »Noch eine Salve, und dann komm her!«

Randi gab einen Feuerstoß ab, dann noch einen zweiten. Gleich darauf rannte sie in das Büro zurück und kam zu Jon auf den Balkon hinaus. Peter war bereits dabei, an dem Seil hochzuklettern, das Jon mit beiden Händen festhielt.

Randi blickte vorsichtig nach unten. Die Straße war verlassen, aber sie konnte die verängstigten Blicke der Passanten förmlich spüren, die sich fluchtbereit in Türnischen und hinter Fenstern versteckt hielten; Menschen, denen die Schüsse Angst einjagten, die sich aber zugleich geradezu hypnotisch zu jeder Art von Gefahr und Gewalttätigkeit hingezogen fühlten. Das war jene atavistische Verlockung der Jagd, der uralte Wille zu überleben, der so tief in die Gehirnwindungen unserer Gattung eingebrannt ist und der so häufig das menschliche Verhalten beeinflusst.

Jon blickte nach oben und sah, dass Peter inzwischen den Dachfirst erreicht hatte. »Jetzt du«, hauchte er an Randis Ohr.

»Los.«

Sie schlang sich die Maschinenpistole um den Hals, sprang auf das Balkongeländer, packte das Seil und fing an zu klettern, während Jon das Seil gespannt hielt. Peter hob den Kopf über den Dachvorsprung, um sich zu vergewissern, dass sie ihm folgte. Er tippte grüßend an die Stirn und verschwand, ließ vorher aber noch seine Zähne in einem breiten Grinsen aufblitzen. Sie kletterte schneller, besorgt, weil Jon dort unten allein und völlig ungeschützt auf dem Balkon stand, aber das ließ sich nicht vermeiden.

Jon sah sich unterdessen nach allen Seiten um, ob irgendwo weitere Gefahr drohte. Seine Sig Sauer steckte im Halfter. Er sah nach oben, stellte fest, dass Randi schnell vorankam. Voll Sorge erkannte er, dass sie eine geradezu ideale Zielscheibe bot. Und während ihm das durch den Kopf ging, hörte er Schritte. Sie durchsuchten die Zimmer in dem Stockwerk unmittelbar über ihnen und würden jeden Augenblick auftauchen. Jetzt waren auch die ersten Sirenen von Polizeifahrzeugen zu hören. Ja, sie kamen in seine Richtung.

Erleichtert sah er, dass Randi auf dem Dach verschwunden war. Er sprang auf das Geländer und kletterte Hand über Hand so schnell er konnte nach oben, spürte, wie ihm das raue Nylonseil Handflächen und Finger aufriss. Bis jetzt hatte er Glück gehabt, aber nun war es unerlässlich, dass er das Dach erreichte, ehe die Terroristen ihren toten Kameraden entdeckten und ehe die Polizei eintraf. Am Leben bleiben war die erste Priorität, die zweite, nicht von der Polizei festgenommen zu werden.

Verwünschungen in arabischer Sprache hallten aus dem Inneren des Hauses zu ihnen herauf, als die Terroristen die Leiche ihres Kameraden und den zerschossenen Laptop fanden. Jon hatte das Dach erreicht, zog sich in die Höhe, ließ sich auf die schräge Fläche aus roten Ziegeln fallen und hielt dabei immer noch das Seil fest, um nicht rückwärts abzurutschen.

Jetzt konnte er Peter sehen. Als er mit dem Kopf voraus über die Giebellinie rutschte und zu fallen begann, packte Randi ihn an den Schultern und hielt ihn fest. Er ließ sich abrollen und sah sich um, sie befanden sich alle drei auf einem kleinen Dachgarten.

»Saubere Arbeit.« Peter schnitt das Seil durch, und das abgeschnittene Ende rutschte über das Dach davon. Ein Wutschrei hallte von unten zu ihnen herauf, gefolgt von einem lang gezogenen Kreischen und gleich darauf einem lauten Krachen.

Wortlos zogen sich die drei Agenten wieder auf den Dachgiebel und rannten vorsichtig hintereinander darauf entlang, Jon voraus, immer wieder Lücken und Vogelnester überspringend, und stets darauf bedacht, nicht auszurutschen und die fünf Stockwerke abzustürzen. Als ihre Verfolger schließlich hinter ihnen in dem Dachgarten auftauchten, waren sie bereits fünf Dächer von dem Safe House entfernt.

Während die Verfolger das Feuer eröffneten und ihnen die Kugeln um die Ohren pfiffen und vom Gemäuer abprallten, ließen sie sich auf der anderen Seite der Schräge fallen, sodass nur ihre Fingerspitzen, mit denen sie sich an den rauen Dachziegeln festklammerten, dem gegnerischen Beschuss ausgesetzt waren. Unter ihnen brausten Polizeifahrzeuge in die Calle Dominguin. Laute Rufe hallten, und sie hörten die Schritte der Verfolger auf dem Pflaster.

»*Cuidado! Vamos a sondear el ambiente!*«

Während die Polizei sich unten beriet, überlegte Jon, was ihre Verfolger wohl als Nächstes tun würden. »Sie werden versuchen, uns unten auf der Straße zu überholen und in das nächstgelegene Gebäude einzubrechen und zusehen, dass sie uns irgendwo hier oben den Weg abschneiden können.«

Randi sagte nichts. Die Straßenlaternen waren zerschossen worden, und die beiden Streifenwagen standen nebeneinander mitten auf der Straße. Ihre Scheinwerfer leuchteten hell, die

Türen standen weit offen. »Das ist die Policía Municipal«, erklärte sie, als die Männer hinter ihren Fahrzeugen Schutz suchten und ihre Waffen wie die Stacheln eines Stachelschweins nach allen Seiten hervorragten, während einer der Polizisten nach seinem Funkgerät griff. »Wahrscheinlich fordert er Einsatzkräfte von den Nacionales oder eine Antiterroreinheit der Guardia Civil an. Wenn die hier erscheinen, sollten wir bereits weg sein. Die haben mir zu viel Feuerkraft und stellen zu viele unangenehme Fragen.«

»Dem schließe ich mich an«, nickte Peter.

Randi lauschte. »Die Beamten sagen, dass sie einen Zeugen haben, der die Angreifer gesehen hat. Die Polizei glaubt, dass Terroristen hinter dem ganzen Schlamassel stecken.«

»Das könnte den Druck von uns nehmen.«

Jon sah, wie sich auf dem Balkon des Safe House, fünf Gebäude weiter hinten, ein Kopf über die Brüstung schob. Der Terrorist gab einen kurzen Feuerstoß aus einer Uzi ab. Jon stemmte sich hoch, stützte sich mit der linken Hand auf den Dachfirst, zielte sorgfältig und erwiderte das Feuer. Ein lauter Schrei war zu hören und dann ein Fluch, als der Terrorist sich mit blutendem Arm in das Safe House zurückzog.

»Die werden versuchen, uns hier festzunageln, bis ihre Kollegen uns von vorne angreifen können«, meinte Jon.

»Dann sollten wir zusehen, dass wir hier verschwinden.«

Peters Augen suchten die Umgebung ab. »Seht ihr dieses hohe Apartmentgebäude am Ende dieser Reihe? Wenn wir es bis dorthin schaffen und aufs Dach klettern, erreichen wir von dort zwei weitere Apartmentgebäude dahinter. Von denen aus schaffen wir es vielleicht bis zur nächsten Straße, und da können wir sie dann leichter abschütteln.«

Die Köpfe von zwei Terroristen hoben sich über die Mauer, die den Dachgarten des Safe House umgab. Jon, Randi und Peter rutschten sofort wieder hinter den First zurück, und die

Terroristen feuerten aus allen Rohren. Als sie eine kurze Feuerpause einlegten, stemmten die drei sich wieder in die Höhe, erwiderten das Feuer, sprangen auf und rannten los, als die Terroristen ihrerseits Deckung suchten. Sie hatten fast das hohe Apartmentgebäude erreicht, das sie sich als nächstes Ziel ausgewählt hatten, als von hinten die nächsten Schüsse in die Mauer krachten, Fenster zerschmetterten und die Bewohner des Gebäudes erschreckt aufschreien ließen.

»Hinein!« Jon hechtete durch eines der zerschossenen Fenster. Zwei Frauen in Nachthemden fuhren erschreckt in ihren Betten hoch und schrien, zogen instinktiv die Decken um die Schultern und starrten mit geweiteten Augen auf den unerwarteten Eindringling.

Randi und Peter hechteten hinter Jon her, und Peter richtete sich nach einer eleganten Rolle auf, verbeugte sich vor den verängstigten Frauen und entschuldigte sich in makellosem Spanisch; dann rannte er hinter Randi und Jon durch die Wohnungstür hinaus in einen breiten Korridor. Einer von ihnen hinterließ eine Spur von Blutstropfen.

Sie rannten am Lift vorbei und hasteten die fünf Treppen hinauf, hielten nicht inne, um nach irgendwelchen Verwundungen zu sehen, bis sie einen Notausgang erreichten, der auf ein flaches Dach hinausführte.

»Wer ist verletzt?«, keuchte Jon. »Randi?«

»So wie es aussieht, wir alle, ganz besonders du.« Sie deutete auf einige lange, blutige Furchen an Jons linkem Arm und seiner Schulter unter dem zerfetzten Hemd und einer weiteren Schnittwunde an seiner linken Wange – ein Andenken an seinen Hechtsprung durch das zersplitterte Fenster mit den scharfen Glaskanten. Randi und Peter wiesen ebenfalls Schnittwunden, ein paar Prellungen und die Spuren von Streifschüssen auf.

Während Jon den linken Ärmel von seinem Hemd riss und

Randi damit seine Armverletzung verband, musterte Peter die Straße unter ihnen, die sich mit der Calle Dominguin kreuzte.

Randi studierte, während sie den Verband anlegte, das lange, breite Dach. »Von hier aus könnten wir einem Angriff standhalten, aber das hätte keinen Sinn. Das würde unsere Lage nur noch verschlimmern, besonders wenn noch mehr Polizei kommt.«

Peter meinte, auf die Brüstung gestützt und immer noch nach unten blickend: »Das wird so oder so ziemlich knifflig werden. Von diesen Mistkerlen sind so viele da, dass sie alle Ausgänge abriegeln können.«

Randi legte den Kopf etwas zur Seite und lauschte. »Wir sollten uns beeilen. Sie sind hinter uns her.«

Sie zog Jons Verband fest, und Peter verließ seinen Aussichtspunkt an der Brüstung und schloss sich ihnen an. Randi öffnete die Dachtür. Auf der Treppe waren drei maskierte Terroristen zu sehen, die mit einer Uzi, einem AK-74 und etwas, das wie eine alte Luger-Pistole aussah, bewaffnet waren. An der Spitze stand ein vierschrötiger Bursche mit einem so gewaltigen schwarzen Vollbart, dass er unter seiner schwarzen Balaclava heraussah.

Randi gab ohne zu zögern einen kurzen Feuerstoß aus ihrer MP5K ab, der den Mann an der Spitze von den Beinen riss und auf die beiden anderen warf, die hinter ihm kamen. Einer von ihnen, in voluminösen Jeans und einem T-Shirt, das ebenso schwarz wie seine Balaclava war, sprang über seinen gestürzten Kameraden weg und feuerte dabei. Randi schoss ihn nieder, während der Dritte über seine eigenen Füße stolperte, als er in panischer Angst floh.

Peter begann zu rennen. »Das nächste Dach!«

Sie legten einen Sprint über das Gebäudedach ein, übersprangen den schmalen Spalt zum nächsten Haus und rannten weiter. Ein paar Schüsse peitschten hinter ihnen her – das war der dritte Terrorist, der seine Flucht abgebrochen hatte und

jetzt mit seiner alten Luger hinter ihnen herballerte, freilich ohne jede Chance, sie auf diese Distanz zu treffen, selbst wenn sie stehen geblieben wären.

»Verdammt!« Randi bremste ihren Lauf und starrte nach vorn.

Drei Dächer entfernt waren auf einem Gebäude an der parallel zur Calle Dominguin verlaufenden Straße vier Gestalten aufgetaucht, deren Silhouetten sich mit den Karabinern, die sie in den Armen hielten, klar und deutlich vor dem Nachthimmel abzeichneten.

»Hört doch!«, sagte Jon.

Hinter ihnen waren inzwischen auf der Calle Dominguin schwere Fahrzeuge eingetroffen. Jetzt hallten die Tritte schwerer Stiefel auf dem Pflaster, Offiziere brüllten Befehle. Die Antiterroreinheiten waren eingetroffen. Sekunden später kam das leise, seufzende Pfeifen aus dem Nichts und hing in der Nachtluft. Ehe das Signal verstummt war, machten die vier Silhouetten auf dem fernen Dach kehrt, rannten zur Tür zurück und waren gleich darauf verschwunden.

Peter sah sich um. Der Terrorist mit der Luger hatte ebenfalls den Rückzug angetreten. »Diese Mistkerle legen sich schlafen«, sagte er erleichtert. »Jetzt müssen wir bloß noch zusehen, dass wir an der Polizei vorbeikommen. Und das, fürchte ich, wird nicht leicht sein, besonders, wenn das wirklich die Antiterroreinheiten der Guardia Civil sind.«

»Wir müssen uns trennen«, entschied Jon. »Ein Kleidungswechsel wäre nützlich.«

Peter sah Randi an. »Besonders die Lady im schwarzen Trikot.«

Randi musterte ihn kühl. »Die Lady wird auf sich selbst aufpassen, vielen Dank. Wir sollten vorher nur noch vereinbaren, wo wir jetzt alle hingehen. Meine nächsten Ziele sind Paris, Marty und mein Stationsleiter.«

»Ich gehe ebenfalls nach Paris«, erklärte Peter.

»Und du, Jon?«, fragte Randi unschuldig. »Wirst du deinen Chefs von der militärischen Abwehr Bericht erstatten?«

Jon konnte Kleins Stimme vor seinem inneren Ohr hören: *Dichthalten.* »Sagen wir einfach, ich schließe in Brüssel zu euch auf, sobald ich dort im NATO-Hauptquartier war«, meinte er.

»Geht in Ordnung. Sicher.« Randi lächelte. »Okay, nachdem wir alle getan haben, was wir tun müssen, treffen wir uns in Brüssel, Jon. Ich kenne den Besitzer des Café Egmont in der Altstadt. Hinterlass dort eine Nachricht, wenn du so weit bist. Und du auch, Peter.«

Sie wünschten sich gegenseitig Glück, und dann eilte Randi, die in ihrem eng anliegenden schwarzen Overall und mit ihrem hellblonden Haar viel zu hübsch aussah, leichtfüßig zu der Feuertür. Die Männer blickten ihr nach, und dann trabte Peter mit undurchdringlicher Miene ebenfalls zu der Tür.

Jon, jetzt allein gelassen, ging an die Brüstung und blickte nach unten. Die Antiterroreinheiten mit ihren schwereren Waffen und ihren kugelsicheren Westen schwärmten aus. Das Ganze lief völlig lautlos ab, ohne Alarm, ohne Schüsse, methodisch, zielstrebig. Die Terroristen schienen verschwunden zu sein.

Jon rannte über die Dächer zu dem am weitesten entfernten Gebäude, das er erreichen konnte, und hastete dann auf der Innentreppe nach unten. An jeder Tür blieb er stehen und lauschte. Im zweiten Stock fand er, was er wollte: Drinnen lief ein Fernseher. Er hörte, wie das Gerät leiser geschaltet wurde, dann öffnete sich ächzend ein Fenster, und eine Männerstimme rief zur Straße hinunter: »*Que paso, Antonio?*«

Eine Stimme antwortete ebenfalls in Spanisch: »Hast du die Schießerei nicht gehört, Cela? Das waren Terroristen. Hier wimmelt es von Polizei.«

»*Después de todo lo occurrido, es nada más me faltaba. Adios!*«

Jon hörte, wie das Fenster wieder geschlossen wurde, und wartete, dass der Mann mit jemandem in dem Apartment redete. Aber nur der Fernseher war zu hören, jetzt wieder lauter.

Jon klopfte scharf an die Tür und rief schroff und in spanischer Sprache: »*Policia!* Wir müssen Sie sprechen!«

Er hörte einen Fluch. Dann wurde die Tür aufgerissen, und ein schwergewichtiger Mann in einem Bademantel, unter dem sich sein Bauch abzeichnete, funkelte ihn an. »Ich bin den ganzen Abend hier …«

Jon presste dem Mann den Lauf seiner Sig Sauer in den Bauch. »Tut mir Leid. Hinein, *por favor*.«

Fünf Minuten später, mit einer Hose und einem Sportsakko aus dem Kleiderschrank des Mannes, einem weißen Hemd mit offenem Kragen und dem Bademantel darüber – alles um die Hüften viel zu weit – bekleidet, fesselte und knebelte Jon den Spanier und ging hinaus. Er hastete die Treppe hinunter auf die Straße und mischte sich dort unter eine Gruppe beunruhigter Hausbewohner, die der Polizei dabei zusahen, wie diese vor dem Apartmentgebäude anhielt. Die Beamten in ihren dunklen Einsatzkombinationen rannten in das Gebäude und ließen zwei aus ihrer Mitte zurück, um die Zuschauer zu verhören. Nach ein paar Fragen schickten die beiden einen Bewohner nach dem anderen in ihre Häuser zurück.

Als die Beamten schließlich zu Jon kamen, erklärte ihnen der, er habe nichts und niemanden gesehen und wohne in dem vorangegangenen Gebäude, das sie bereits durchsucht hatten. Der Polizeibeamte wies ihn an, in sein »eigenes« Wohnhaus zurückzukehren, und begann mit dem nächsten Verhör. Als Jon sicher war, dass der Beamte ihm den Rücken zuwandte, überquerte er die Straße, suchte den schützenden Schatten einer

Türnische, wartete dort kurz, bog dann um die Ecke und schlüpfte aus dem Bademantel.

An der Metrostation San Bernardo nahm er den nächsten Zug, griff sich dort von einem der Sitze eine liegen gebliebene *El País*, vergrub sein Gesicht in der Zeitung und sah sich unauffällig nach Beschattern um. Wenig später stieg er auf Linie 8 um und fuhr von dort zum Aeropuerto de Barajas. Vor dem Terminal entdeckte er einen großen Abfallbehälter, vergewisserte sich, dass man ihn immer noch nicht entdeckt hatte und ließ dann seine Sig Sauer zwischen weggeworfene Pappbecher und allen möglichen Müll fallen; bedauernd sah er zu, wie sie darunter verschwand. Er warf die Zeitung darüber.

Mit nichts als seinen gestohlenen Kleidern, seiner Brieftasche, dem Pass und dem Handy kaufte er ein Ticket für den nächsten Flug nach Brüssel. Dann rief er Fred Klein über die neue Nummer an, die erfreulicherweise bereits funktionierte, und veranlasste, dass ihm in Brüssel Kleider, eine Uniform und eine Waffe zur Verfügung gestellt wurden. Anschließend setzte er sich in den Warteraum, wo er einen Krimi las.

Die Maschine nach Brüssel wurde am nächsten Flugsteig abgefertigt, aber er sah nirgends eine Spur von Randi. Etwa zehn Minuten, bevor sein Flug aufgerufen werden sollte, setzte sich eine hoch gewachsene Muslimfrau in der traditionellen schwarzen Kopfbedeckung und dem langen schwarzen Gewand – einem *pushi* und einer *abaya*, nicht dem Tschador, der auch die Augen und den Kopf bedeckte – ihm gegenüber auf die Bank. Er beobachtete sie unauffällig. Die Frau saß fast reglos da, ihre Hände waren kaum zu sehen und den Kopf hielt sie züchtig gesenkt.

Dann hörte Jon das gleiche, seltsame weiche Geräusch, das fast wie ein Windhauch klang. Er zuckte zusammen. In diesem modernen, von regem Betrieb erfüllten Terminal wehte ganz offensichtlich kein Wind, wenigstens kein natürlicher. Er sah scharf zu der ganz in Schwarz gehüllten Frau hinüber und

bedauerte, dass er seine Sig Sauer nicht mehr hatte.

Sie schien sein Interesse zu spüren, blickte auf, sah ihn an, zwinkerte ihm zu und senkte dann gleich wieder demütig den Kopf. Jon unterdrückte ein Lächeln. Peter hatte ihn getäuscht. Die schwachen Töne einer gepfiffenen Melodie drangen an sein Ohr – »Rule Britannia«. Der alte SAS-Mann liebte seine kleinen Scherze.

Als sein Flug schließlich aufgerufen wurde, schaute Jon sich noch einmal nach allen Seiten nach Randi um. Er war beunruhigt. Sie hatte das Dach als Erste verlassen und hätte inzwischen hier eintreffen sollen.

Nachdem Randi Peter und Jon verlassen hatte, war sie auf der Treppe nach unten gerannt und hatte dazwischen immer wieder Halt gemacht und an Türen geklopft, bis sie schließlich im Parterre eine Wohnung gefunden hatte, wo niemand antwortete. Sie öffnete mit wenigen geschickten Handgriffen das Schloss, eilte hinein und fand einen Kleiderschrank mit auffallend modischer Frauenkleidung. Hastig wählte sie einen engen, an den Hüften weit ausgestellten Rock, der aussah, als ob er für eine Flamencotänzerin geschneidert worden wäre, und vervollständigte ihr Kostüm mit einer rustikalen Bluse und hochhackigen schwarzen Pumps. Dann löste sie ihr Haar, schüttelte es, dass es ihr locker um den Kopf flog, und hängte sich die MP5K Maschinenpistole unter dem Rock um die Hüfte.

In dem Gebäude herrschte Stille, und als sie die Eingangshalle mit ihren unechten Palmen und teuren Orientteppichen erreichte, fing sie gerade an, sich etwas zu entspannen. Aber dann entdeckte sie durch das Glas der Eingangstür fünf maskierte Männer, die auf sie zugerannt kamen und sich dabei immer wieder umsahen, als ob sie verfolgt würden. *Die Terroristen.*

Sie holte ihre Waffe wieder heraus, wirbelte herum, riss eine

Tür unter der Treppe auf und rannte nach unten in ein dunkles Kellergeschoss; dort blieb sie heftig atmend stehen und lauschte. Als die Kellertür über ihr sich öffnete, rannte sie von dem nach unten fallenden Lichtkegel weg, schob Spinnweben beiseite und presste sich an die Wand. Füße tappten die Treppe herunter, dann schloss sich die Tür wieder, und tiefe Dunkelheit breitete sich aus. Männer sprachen in kehligem Arabisch, man hatte sie offenbar nicht bemerkt. Die fünf waren hier, weil sie ebenfalls ein Versteck suchten.

Draußen auf der Straße kam ein schweres Fahrzeug mit quietschenden Reifen zum Stillstand, laute Schritte hallten über das Pflaster, und Befehle in spanischer Sprache ertönten. Die Einheit der Guardia Civil war eingetroffen und schwärmte jetzt aus, um Jagd auf die Terroristen zu machen.

In dem Kellerraum tönten die ärgerlichen Stimmen der Männer in arabischer Sprache: »Wer bist du, Abu Auda, dass du uns sagst, wir sollen für Allah sterben? Du hast nie auch nur Mekka oder Medina gesehen. Du magst ja unsere Sprache sprechen, aber in deinen Adern fließt kein Tropfen vom Blut der Propheten. Du bist ein *Fulani,* ein Mischling.«

Eine tiefe Stimme, hart und kontrolliert, antwortete. »Du bist ein Feigling, der den Namen Ibrahim nicht verdient. Wenn du an den Propheten glaubst, wie kannst du dann solche Angst davor haben, den Märtyrertod zu sterben?«

»Angst zu sterben? Nein, Schwarzer. Das ist es nicht, überhaupt nicht. Wir sind heute geschlagen worden. Aber das ist nur heute. Es wird bessere Zeiten geben. Sinnlos zu sterben, ist jedoch eine Beleidigung für den Islam.«

Eine dritte Stimme meinte verächtlich: »Du zitterst wie ein furchtsames Weib, Ibrahim.«

Und eine vierte: »Ich stehe neben Ibrahim. Er hat seinen Mut bewiesen, und zwar in mehr Jahren, als du schon gelebt hast. Wir sind Krieger, keine Fanatiker. Sollen die Mullahs und

Imams von Dschihad und Märtyrertum faseln. *Ich* spreche vom Sieg, und ein spanisches Gefängnis hat für jene, die für Allah den Kampf fortsetzen wollen, viele Türen.«

Die tiefe Stimme fragte ruhig: »Dann willst du dich also ergeben? Und du auch, Ibrahim? Und Ali auch?«

»Das wäre nur klug«, erklärte die erste Stimme, Ibrahim, mit einem Unterton der Angst. »Mauritania wird einen Weg finden, uns schnell zu befreien, weil er all seine Kämpfer braucht, um seinen Vernichtungsschlag gegen unsere Feinde zu führen.«

Die verächtliche Stimme klang ungeduldig. »Ihr wisst, dass keine Zeit ist, irgendeinen von uns zu befreien. Wir müssen uns jetzt wie Männer den Weg nach draußen freikämpfen oder für Allah sterben.«

Ein dreimaliges leises Schnalzen beendete den Streit der drei. Schüsse aus einer Waffe mit Schalldämpfer. Wahrscheinlich alle aus derselben Waffe. Randi hatte das Gefühl, dass minutenlang Stille herrschte, aber in Wirklichkeit waren es wahrscheinlich nur Sekunden. Ihre MP5K zielte in der Dunkelheit in die Richtung, aus der sie die Schüsse gehört hatte. Sie spürte, wie sich in ihrer Magengrube ein Kloß zusammenzog.

Endlich fragte die Stimme des Mannes, der erklärt hatte, er sei bereit zu sterben: »Du wirst mich also auch töten, Abu Auda? Ich war der Einzige, der es gewagt hat, sich mit dir gegen die drei anderen zu stellen.«

»Deswegen bedauere ich, was ich tun muss. Aber du siehst zu sehr wie ein Araber aus und du sprichst nicht spanisch. Unter den richtigen Umständen kann man jeden Mann zwingen, sein Wissen preiszugeben. Du bist ein Risiko. Ein einzelner schwarzer Mann dagegen wie ich, der spanisch spricht, kann vielleicht entkommen.«

Randi konnte beinahe hören, wie der andere Mann nickte.

»Ich werde Allah in deinem Namen grüßen, Abu Auda. Allah

sei gepriesen!«

Der letzte Schuss ließ Randi zusammenzucken. Sie wollte das Gesicht des Mannes sehen, den sie den Fulani genannt hatten, den Schwarzen, der einen Freund ebenso leicht wie einen Feind töten konnte. *Abu Auda.*

Sie zog sich zurück, als seine Schritte näher kamen, und spürte, wie es ihr eisig über den Rücken lief. Während sie den Geräuschen mit ihrer Waffe folgte, hörte sie ein Ausatmen, fast ein Seufzen der Erleichterung, als sich vielleicht drei Meter zu ihrer Rechten eine Tür in die Nacht öffnete. Mondlicht fiel herein, und sie starrte den Terroristen an, der die Tür geöffnet hatte – einen hünenhaften Schwarzen, der wie ein gewöhnlicher spanischer Arbeiter gekleidet war. Er trat nach draußen und hob sein Gesicht zum Himmel, als würde er ein stummes Dankgebet für seine Freiheit zu Allah schicken. Als er sich umdrehte, um nach dem Türgriff zu greifen, fiel das Licht aus einem Fenster in seine Augen, die in einem seltsamen Braungrün blitzten.

Noch bevor die Tür sich geschlossen hatte, erinnerte sie sich daran, wo sie ihn schon einmal gesehen hatte: Das war der Beduine in dem weißen Umhang, der bei dem Bauernhaus außerhalb von Toledo den Angriff gegen sie geleitet hatte. Jetzt hatte sie auch einen Namen für ihn: Abu Auda. Es drängte sie, ihn zu erschießen, aber sie wagte es nicht. Und außerdem brauchte sie den Mann noch.

Sie drehte sich ruckartig um. Auf der anderen Seite des Kellerraums war wieder ein Lichtschein zu sehen. Die Tür über der Treppe war geöffnet worden, und jetzt kamen laute Schritte die Treppe herunter – die Guardia Civil.

Sie zwang sich, bis zehn zu zählen, und zog dann die Tür auf, durch die Abu Auda den Raum verlassen hatte, sah sich schnell um, trat in einen Hof und zog die Tür hinter sich wieder zu. Irgendwo bellte ein Hund, und draußen auf der Straße rollte ein

Auto vorbei. Aber das waren normale Geräusche.

Es war nur eine Frage der Zeit, bis die Guardia Civil die Tür finden und sie öffnen würde. Sie rannte auf ein Tor zu, den einzigen Ausgang aus dem Hof, und hoffte auf der anderen Seite den Terroristen zu finden. Als sie draußen eine schmale Seitengasse erreicht hatte, hörte sie, wie sich die Kellertür hinter ihr öffnete. Sie legte einen Spurt ein und verfluchte im Stillen ihre hohen Absätze, die sie behinderten. Doch sie rannte entschlossen weiter auf die Straße zu, rechnete damit, jeden Augenblick hinter sich Schüsse und Schritte zu hören.

Aber sie kamen nicht. Offenbar war sie schnell genug gewesen, und man hatte sie nicht entdeckt. Tief atmend, sah sie sich um. Keine Spur von Abu Auda zu sehen. Sie wurde langsamer, verbarg ihre MP5K wieder unter ihrem weiten Rock und trat auf die Straße hinaus. Einen Augenblick lang stieg Erregung in ihr auf, als sie Abu Auda wieder entdeckte. Er näherte sich der Kreuzung …, aber die dort stationierte Polizei hielt ihn auf. Jede Faser in ihr brannte darauf, ihn in ihre Gewalt zu bringen und auszufragen, doch sie musste hilflos zusehen, wie einer der Beamten seine Papiere überprüfte, dies aber nur sehr oberflächlich tat. Schließlich konnte ein Schwarzer mit spanischen Papieren ja kein arabischer Terrorist sein.

Randi hastete durch die gelben Lichtpfützen der Straßenlaternen, aber die Polizisten hatten Abu Auda bereits weitergehen lassen. Jetzt drehte einer der Uniformierten sich um und musterte sie mit grimmigem Blick. Sie war die Nächste. Doch sie fürchtete die Fragen der Beamten nicht, schließlich hatte sich die CIA mit ihren Papieren Mühe gegeben. Nur die Verzögerung, die die Befragung mit sich brachte, störte sie.

Während sie zusah, wie Abu Auda um die Ecke bog und verschwand, überlegte sie fieberhaft und begann dann sich aufreizend in den Hüften zu wiegen. Sie tänzelte auf die

Polizisten zu, die beste Carmen-Imitation, zu der sie fähig war, ihre Absätze klapperten dabei rhythmisch auf der Straße.

Als sie näher kam, weiteten sich die Augen der Polizisten interessiert. Sie lächelte, blinzelte den Männern kokett zu und schwenkte den Rock, dass man einen kurzen Blick auf ihr Höschen erhaschen konnte, aber nicht hoch genug, um die Waffe sehen zu lassen, die vorne herunterhing. Die Männer grinsten und pfiffen bewundernd, als sie an ihnen vorbeitänzelte, den Atem anhielt und spürte, wie ihr Herz wie wild schlug. Einer fragte sie nach ihrer Telefonnummer. Kokett blinzelnd, erfand sie eine Nummer und gab sie ihm.

Als seine Kollegen ihm anerkennend auf die Schulter klopften, tänzelte sie davon, um dieselbe Ecke, um die Abu Auda sich entfernt hatte. Und blieb stehen, sah sich um, suchte die Straße nach ihm ab. Doch der Schwarze war nirgends zu sehen. Sie hatte den Polizeiposten schneller als er passiert, aber nicht schnell genug. Enttäuscht ging sie weiter, blickte nach allen Seiten, bis sie schließlich die nächste Kreuzung erreichte und sich mit der Erkenntnis abfinden musste, dass sie zu langsam gewesen war.

Sie winkte sich ein Taxi heran und forderte den Fahrer auf, sie zum Flughafen zu bringen. Auf dem dunklen Rücksitz sitzend, ließ sie sich durch den Kopf gehen, was sie erfahren hatte: Erstens – der schwarze Anführer des Halbmondschildes aus dem Stamm der Fulani hieß Abu Auda und sprach spanisch und arabisch. Zweitens – was auch immer der Halbmondschild plante, es waren massive Aktionen. Drittens – und das beunruhigte sie am meisten – diese Aktionen würden bald geführt werden. Sehr bald.

19

Paris
Donnerstag, 8. Mai

Man hatte Marty Zellerbach in dem ultramodernen Pompidou-Hospital in einem Einzelzimmer untergebracht, dessen Tür ständig von Fremdenlegionären bewacht wurde. Peter Howell zog sich einen Stuhl an Martys Bett und meinte vergnügt: »Also, ich muss schon sagen, alter Freund, da hast du dich ja in ein ganz schönes Schlamassel hineingeritten. Man darf dich wirklich nicht zu lange allein lassen, was? Ja, das stimmt … Howell. Peter Howell, der dir alles beigebracht hat, was du über Schusswaffen weißt. Oh, jetzt versuch bloß nicht, das zu leugnen oder gar zu behaupten, dass Waffen vulgär und dumm sind. Ich weiß, dass das nicht so ist.« Er hielt schmunzelnd inne und erinnerte sich …

Es war Nacht gewesen, kohlschwarze Nacht in einem öffentlichen Park ein Stück außerhalb von Syrakus, im Bundes-Staat New York. Er und Marty waren in seinem Wohnwagen am Waldrand von bezahlten Killern umzingelt worden, die bereits sämtliche Fenster zerschossen hatten. Er warf Marty ein Sturmgewehr zu. »Wenn ich sage, zielen, dann drückst du einfach ab, mein Junge. Du musst dir vorstellen, dass die Knarre so einfach wie ein Joystick zu bedienen ist.«

Er sah Martys angewiderten Ausdruck, als dieser die Waffe musterte und vor sich hin brummte: »Es gibt Dinge, die ich nie lernen wollte.« Er seufzte gequält. »Natürlich verstehe ich, wie dieser primitive Apparat funktioniert. Ein Kinderspiel.«

Marty enttäuschte ihn nicht. Als Peter ihn aufforderte zu

schießen, nickte Marty und drückte ab. Die Waffe schlug heftig zurück, und Marty hatte Mühe, das Gleichgewicht zu halten. Die Schussfolge, die er abgab, zerfetzte Blätter und Fichtennadeln, riss Borke von Bäumen, zersägte Äste und richtete so viel Unheil an, dass die Angreifer einen Augenblick lang zum Stillstand kamen. Und genau diesen Augenblick hatte Peter gebraucht, um sich davonzuschleichen und Hilfe zu holen.

Peter sah sich selbst gerne als friedliebenden Zeitgenossen, hatte aber in Wahrheit großen Spaß daran, wenn um ihn herum die Fetzen flogen. In seiner Vorstellung war er einfach eine alte englische Bulldogge, der es Vergnügen bereitete, die Zähne in etwas zu schlagen, das sich lohnte. Jetzt lehnte er sich über das Seitengitter des Betts und meinte zu Marty gewandt: »Ein natürliches Kampftalent warst du, so wie eine Ente das Wasser liebt! Ehrlich.« Das war zwar ein gutes Stück von der Wahrheit entfernt, aber eine jener Bemerkungen, die Marty gewöhnlich zu einer heftigen Reaktion reizten.

Peter wartete und hoffte, dass Marty die Augen aufschlagen und dass er irgendetwas Beleidigendes sagen würde. Als nichts dergleichen geschah, drehte er sich um und sah Dr. Dubost an, der am Fußende des Bettes stand und Informationen in Martys Computerdatei eingab. Peter hob fragend die Augenbrauen.

»Ein kleiner Rückfall«, erklärte der Arzt. »Damit muss man immer rechnen.«

»Und solche Rückfälle werden mit der Zeit seltener werden?«

»*Oui*. Dafür sprechen alle Anzeichen. Aber jetzt muss ich gehen, Monsieur, andere Patienten warten auf mich. Bitte setzen Sie unbedingt Ihr Gespräch mit Dr. Zellerbach fort. Ihre muntere Art ist erfrischend und wird für ihn bestimmt hilfreich sein.«

Peter sah Dr. Dubost finster an. »Muntere Art« schien ihm nicht ganz die richtige Formulierung zu sein, aber schließlich waren die Franzosen ja stets ein wenig durcheinander, wenn es

darum ging, bestimmte Dinge zu verstehen. Er murmelte ein höfliches Adieu und wandte sich wieder Marty zu.

»Endlich allein«, meinte er und fühlte sich plötzlich müde und sehr beunruhigt.

Er hatte im Flugzeug von Madrid die meiste Zeit gedöst und auf diese Weise mehr Gelegenheit zum Schlafen gehabt, als das sonst bei Einsätzen der Fall war, aber die Sorge nagte dennoch ständig an ihm. Ständig dachte er über den Halbmondschild nach und darüber, dass es sich vermutlich um eine panislamische Organisation handelte. An Ländern in der Dritten Welt, die die Vereinigten Staaten und in geringerem Maße auch Großbritannien hassten, herrschte wahrlich kein Mangel. Alle behaupteten, der Kapitalismus füge ihnen Schaden zu und die Globalisierung nehme keine Rücksicht auf örtliche Sitten und Geschäfte, sondern zerstöre die Umwelt, und darüber hinaus würden die beiden englisch sprechenden Länder mit ihrer kulturellen Arroganz jede Art von feinfühligem Protest einfach niederwalzen. Er musste an den alten ausgekochten Tory Winston Churchill denken, der unverhohlen – und durchaus richtig – erklärt hatte, die Regierung Seiner Majestät pflege ihre Politik und ihre Maßnahmen nicht vom Belieben der jeweiligen Eingeborenen abhängig zu machen. Ob der Halbmondschild nun eine fundamentalistische Organisation war oder überhaupt nichts mit Religion zu tun hatte, machte ihm wesentlich weniger Sorge als die Armut, durch die so viel Terrorismus auf der Welt ausgelöst wurde.

Die Stimme, die ihn aus seinen Gedanken riss, war nicht die Martys: »Du konntest wohl nicht auf mich warten?«

Peter griff automatisch nach seiner Waffe und drehte sich um. Dann lockerten sich seine Muskeln wieder. Es war Randi Russell, die das Zimmer betrat, die Ausweispapiere, die sie der Wache an der Tür gezeigt hatte, noch in der Hand.

»Wohin bist du denn verschwunden, wenn ich fragen darf?«,

erkundigte sich Peter mit leichtem Tadel in der Stimme.

Randi steckte ihre Ausweise weg, und Peter ging ihr ein Stück entgegen. Sie berichtete, was sie seit ihrer Trennung in Madrid gesehen und getan hatte. Das sexy Flamenco-Outfit, das sie Peter schilderte, war verschwunden, sie trug jetzt eine unauffällige lange Hose, ein weißes Hemd mit Button-down-Kragen und ein eng anliegendes schwarzes Jackett. Ihr blondes Haar hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden, und ihre braunen Augen blickten besorgt, als sie ihm erklärte: »Ich bin etwa zehn Minuten, nachdem ihr beiden abgeflogen wart, nach Barajas gekommen.«

»Jon hat sich Sorgen um dich gemacht.«

Sie grinste. »Tatsächlich?«

»Spar dir das für Jon, Mädchen«, erklärte Peter. »Ich für meine Person hatte nie Zweifel. Du sagst, Abu Auda war ihr Anführer?« Sein Blick verfinsterte sich. »Wahrscheinlich steckt da irgendein nigerianischer Warlord dahinter, der dem Halbmondschild hilft und ihn finanziert. Die Geschichte wird mit jeder neuen Einzelheit, die wir erfahren, komplizierter und undurchsichtiger.«

»Das kann man wohl sagen«, nickte Randi. »Aber das Wichtigste von allem, was ich gehört habe, war, dass das, was diese Leute planen, sehr bald passieren soll. In allerhöchstens zwei Tagen.«

»Dann sollten wir keine Zeit verlieren«, meinte Peter. »Hast du schon mit deinem Stationschef Verbindung aufgenommen?«

»Nicht, bevor ich Marty gesehen habe. Schläft er?«

»Ein Rückfall«, seufzte Peter müde. »Wenn wir Glück haben, wacht er bald wieder auf. Und dann werde ich hier sein, für den Fall, dass er uns etwas sagen kann, was wir nicht schon anderweitig erfahren haben.«

»Ist das dein Stuhl?« Sie ging auf den Sessel zu, den er neben Martys Bett gezogen hatte. »Es macht dir doch nichts aus?« Sie

setzte sich, ohne Peters Antwort abzuwarten.

»Aber nein«, grinste er. »Du bist herzlich eingeladen.«

Sie ignorierte die Bemerkung und griff nach Martys Hand. Ihre natürliche Wärme wirkte beruhigend. Sie beugte sich vor und drückte ihm einen leichten Kuss auf seine babyweiche Wange. »Er sieht gut aus«, meinte sie dann zu Peter gewandt. Dann sagte sie zu Marty: »Tag, Marty. Ich bin's, Randi, und ich wollte dir bloß mitteilen, dass du großartig aussiehst. Als würdest du jeden Augenblick aufwachen und Peter irgendeine Bosheit an den Kopf werfen wollen.«

Aber Marty blieb stumm, sein Kinn wirkte entspannt, und seine hohe Stirn war faltenlos, als ob er nie etwas Unangenehmes erlebt hätte. Aber das war weit von jeder Wahrheit entfernt. Nach der Lösung des Hades-Problems und, nachdem Marty zu seinem Einsiedlerleben in seinem hinter hohen Hecken in Washington verborgenen Bungalow zurückgekehrt war, mochte er zwar jegliche Gefahr durch feindliche Kugeln und die Nervenanspannung, wie sie erschreckende Fluchtmanöver mit sich brachten, hinter sich gelassen haben, musste sich aber immer noch mit den normalen Aktivitäten des Alltagslebens auseinander setzen. Und für jemanden, der mit Asperger-Syndrom geschlagen war, konnte das eine schreckliche Last sein. Aus diesem Grund hatte Marty sein Haus zu einer Art Minifestung ausgebaut.

Als Randi ihn zum ersten Mal aufgesucht hatte, hatte Marty seine eigenen Sicherheitsprotokolle buchstabengenau befolgt und verlangt, dass sie sich identifizierte, obwohl er sie in seiner Überwachungskamera deutlich sehen konnte. Aber dann hatte er den mit Eisenstangen gesicherten inneren Käfig aufgesperrt, sie an sich gedrückt und war verlegen einen Schritt zurückgetreten, um sie in seiner bescheidenen Hütte willkommen zu heißen, in der alle Fenster mit Stahlstangen geschützt und von dicken Vorhängen bedeckt waren. »Ich empfange für gewöhnlich keine Besucher, weißt du«, erklärte

er mit seiner hohen, jedes Wort exakt betonenden Stimme.

»Ich mag sie nicht. Was hältst du von einer Tasse Kaffee und einem Plätzchen?« Seine Augen stellten glitzernd den Kontakt mit den ihren her und huschten dann gleich wieder weg.

Er bereitete eine Tasse Yuban-Pulverkaffee, koffeinfrei, reichte ihr ein Oreo-Plätzchen und führte sie dann in einen Computerraum, in dem ein beeindruckender Cray Mainframe und sonstiges Computergerät jeglicher Art sämtliche Wände und den größten Teil des Fußbodens bedeckte. Die wenigen Möbelstücke sahen aus, als stammten sie aus Restbeständen der Heilsarmee, und das, obwohl Marty mehrfacher Millionär war. Sie wusste von Jon, dass Marty seit seinem fünften Lebensjahr als Genie galt. Er hatte in zwei Disziplinen promoviert – die eine war natürlich Quantenphysik und Mathematik, die andere Literatur.

Dann setzte er sofort zu einer detaillierten Beschreibung eines neuen Computervirus an, der bereits sechs Milliarden Dollar Schaden angerichtet hatte. »Ein besonders hässlicher Virus«, erklärte er ernsthaft. »Er war selbstreplizierend – hat sich selbst per E-Mail an zehn Millionen Benutzer verschickt und die E-Mail-Systeme auf der ganzen Welt zum Absturz gebracht. Aber der Bursche, der den Virus in Umlauf brachte, hat seinen digitalen Fingerabdruck hinterlassen – einen zweiunddreißig Bit Globally Unique ID – wir nennen das GUIDs –, womit man seinen Computer identifizieren konnte.« Er rieb sich vergnügt die Hände. »Weißt du, GUIDs sind manchmal in die Computercodes von Dateien eingebettet, die in Microsoft-Office-Programmen gespeichert werden. Sie sind schwer zu finden, aber der Kerl hätte sich wirklich Mühe geben müssen, den seinen zu löschen. Sobald ich seinen GUID lokalisiert hatte, habe ich ihn zu Dateien überall im Internet verfolgt, bis ich schließlich eine entdeckt hatte, die tatsächlich seinen Namen enthielt. Seinen kompletten Namen – kannst du dir das vorstellen? Und das in einer E-Mail an seine Freundin.

Dumm! Er wohnt in Cleveland, und das FBI sagt, sie hätten damit jetzt genügend Beweismaterial, um ihn sofort zu verhaften.« Marty strahlte triumphierend.

Während sie sich jetzt an diese Szene erinnerte, beugte Randi sich über Martys Krankenhausbett, um ihm noch einen Kuss zu geben, diesmal auf die andere Wange. Sie streichelte zärtlich sein Gesicht und hoffte, dass er sich bewegen würde. »Dir wird es bald besser gehen, Marty, Lieber«, sagte sie schließlich zu ihm. »Ich esse mit niemandem so gerne Oreo-Plätzchen wie mit dir.« Ihre Augen wurden feucht. Schließlich richtete sie sich auf. »Pass gut auf ihn auf, Peter.«

»Das werde ich.«

Sie ging zur Tür. »Ich werde jetzt meinen Stationschef aufsuchen und sehen, was ich von ihm über Mauritania und die Suche nach dem DNS-Computer erfahren kann. Anschließend geht es nach Brüssel. Erinnere Jon daran, falls er hier erscheint, dass ich mich im Café Egmont nach einer Mitteilung von ihm erkundigen werde.«

Er lächelte. »Ein Briefkasten, wie damals in der guten alten Zeit, als so etwas noch gefragt war. Verdammt nochmal, ich fühle mich richtig wohl.«

»Ein richtiger Steinzeitmensch bist du, Peter.«

»Der bin ich allerdings«, nickte er vergnügt, »der bin ich wirklich.« Und dann, wieder ernst geworden: »Verschwinde jetzt, ich würde sagen, es ist wirklich Eile geboten, und dein Land ist das wahrscheinlichste Ziel.«

Noch bevor Randi die Tür hinter sich geschlossen hatte, saß Peter schon wieder auf seinem Sessel neben dem stumm daliegenden Marty und redete auf ihn ein, versuchte ihn aufzuheitern, als würde Marty jedes Wort hören.

St. Francese, Isle de Formentera

Hauptmann Darius Bonnard saß in einer Fischerkneipe im Hafen. Er war mit einer *langosta a la parrilla* beschäftigt und blickte immer wieder über die karge Landschaft dieser letzten und kleinsten Baleareninsel zum Hafen von La Savina hinüber. Zwei Inseln in der Kette – Mallorca und Ibiza – stellten so etwas wie ein Synonym des Inseltourismus dar und waren früher einmal das Haupturlaubsziel wohlhabender Briten gewesen, während diese hier, Formentera, ein wenig bekanntes, kaum entwickeltes und fast völlig ebenes mediterranes Paradies geblieben war. Offiziell war Hauptmann Bonnard hier, um für die Tafel seines Generals einen reichlichen Vorrat der berühmten Mayonnaise zu besorgen, die in Mao, der malerischen Hauptstadt der vierten Insel Menorca, hergestellt wurde.

Er hatte inzwischen seinen Hummer mit derselben allgegenwärtigen Mayonnaise vertilgt und nippte an einem Glas des leichten einheimischen Weißweins, als der wahre Anlass für seine Reise an seinem Tisch Platz nahm.

Mauritanias schmales Gesicht und seine blauen Augen leuchteten triumphierend. »Der Test war ein durchschlagender Erfolg«, verkündete er begeistert in Französisch. »Diese aufgeblasenen Amerikaner haben nie mitgekriegt, was sie eigentlich getroffen hat, so wie sie das in ihrer barbarischen Sprache auszudrücken pflegen. Wir sind genau im Zeitplan.«

»Keine Probleme?«

»Mit dem DNS-Replikator gibt es ein Problem. Chambord sagt, das muss korrigiert werden. Unangenehm, aber nicht katastrophal.«

Bonnard lächelte und hob sein Glas. »Santé!«, trank er dem Mauretanier zu. »Eine ausgezeichnete Nachricht. Und Sie? Wie sieht es auf Ihrer Seite aus?«

Mauritania runzelte die Stirn, und seine Augen bohrten sich

in die Bonnards. »Sie sind im Augenblick meine größte Sorge. Falls das, wie ich vermute, Ihr Werk war, den Tornado mit General Moore an Bord zur Explosion zu bringen, war das ein schwerer Fehler.«

»Es war notwendig.« Bonnard leerte sein Glas. »Mein General, dessen dumme nationalistische Überzeugung mir die Möglichkeit verschafft, so gut mit Ihnen zusammenzuarbeiten, hat die unangenehme Angewohnheit, gelegentlich zu deutlich zu werden, um Zweifler zu überzeugen. Diesmal hat er Sir Arnold Moore beunruhigt. Das hätte uns jetzt wirklich gerade noch gefehlt, dass ein argwöhnischer britischer General seine Regierung warnt, die ihrerseits unter Garantie sofort die Amerikaner alarmieren würde. Dann würden beide gegen eine nicht existierende Gefahr, die man mühelos zu uns zurückverfolgen könnte, zu den Waffen greifen.«

»Genau das wird Moores plötzlicher Tod bewirken.«

»Bleiben Sie ruhig, mein revolutionärer Freund. Wenn Sir Arnold England erreicht hätte, hätte er dort über das Treffen auf der Charles de Gaulle und die Vorschläge meines Generals berichtet. Und das wäre ein ernstes Problem gewesen. Jetzt weiß der Premierminister lediglich, dass einer seiner Generäle nach London fliegen wollte, um eine delikate Angelegenheit mit ihm zu besprechen, und dass dieser General jetzt verschwunden ist. Er und seine Mitarbeiter werden darüber Spekulationen anstellen. War es eine private Angelegenheit? Eine, die die Öffentlichkeit betrifft? All das wird uns Zeit verschaffen, weil der so hoch geschätzte MI6 ein wenig herumstochern muss, bis er Näheres weiß. Vermutlich werden sie das nie schaffen. Aber wenn doch, dann ist bis dahin genügend Zeit verstrichen« – Bonnard zuckte die Schultern – »und dann kann uns das gleichgültig sein, oder?«

Mauritania überlegte kurz und lächelte schließlich. »Vielleicht wissen Sie tatsächlich, was Sie tun, Capitaine. Als Sie zum ersten Mal mit mir Verbindung aufgenommen haben,

war ich davon nicht so überzeugt.«

»Warum haben Sie dann dem Plan zugestimmt?«

»Weil Sie das Geld hatten. Weil der Plan gut war und wir dieselben Ziele hatten. Also werden wir den Feind gemeinsam schlagen. Aber ich fürchte immer noch, dass der Tod dieses englischen Generals Aufmerksamkeit erregen wird.«

»Wenn wir nicht schon vorher die volle Aufmerksamkeit Europas und der Amerikaner gehabt hätten, dann haben Ihre Tests das jetzt sichergestellt.«

»Vielleicht«, räumte Mauritania widerstrebend ein. »Wann werden Sie zu uns kommen? Es könnte sein, dass wir Sie bald brauchen, ganz besonders, wenn es sich als notwendig erweisen sollte, Chambord das Rückgrat etwas zu stärken.«

»Sobald es ohne Gefahr möglich ist. Und wenn man mich nicht vermissen wird.«

Mauritania stand auf. »Also gut. Zwei Tage, nicht mehr.«

»Ich werde wesentlich früher kommen. Sie können sich darauf verlassen.«

Mauritania schlenderte aus der kleinen Kneipe zu seinem Fahrrad, das er unten am Wasser abgestellt hatte. Draußen auf dem Meer blähten sich über dem azurblauen Wasser weiße Segel im Wind. Über ihm kreisten Möwen in der nach Salz duftenden Luft. Eine große Zahl von Cafés, Bars und Andenkenläden säumten die Uferpromenade, und darüber flatterte die spanische Flagge im Wind. Als er in die Pedale trat, um diese ihm unangenehme westliche Szenerie hinter sich zu lassen, klingelte sein Handy. Es war Abu Auda.

»Hatten Sie in Madrid Erfolg?«, fragte Mauritania.

»Nein«, erwiderte Abu Auda verärgert und enttäuscht. Er konnte Misserfolge nicht ertragen, auch dann nicht, wenn er sie sich selbst zuschreiben musste. »Wir haben viele Männer verloren. Diese drei sind clever, und die Polizei ist so schnell

aufgetaucht, dass wir unseren Einsatz nicht zu Ende bringen konnten. Ich musste vier unserer eigenen Leute beseitigen.«

Er berichtete über das, was in dem Kellergeschoss in Madrid geschehen war.

Mauritania murmelte einen arabischen Fluch, von dem er wusste, dass er den puritanischen Wüstenkrieger schockieren würde, aber das kümmerte ihn nicht.

»Eine völlige Niederlage war es nicht«, sagte Abu Auda, mehr über das Scheitern seiner Pläne verärgert als über Mauritanias Missachtung ihrer Religion. »Wir haben sie ein wenig aufgehalten und getrennt.«

»Wo sind sie hingegangen, Abu Auda?«

»Das konnte ich nicht in Erfahrung bringen.«

Mauritanias Stimme wurde lauter. »Fühlen Sie sich denn sicher, wenn diese Leute ungehindert gegen uns operieren können?«

»Es war uns unmöglich, sie zu verfolgen, weil die Polizei aufgetaucht war«, erklärte Abu Auda und zügelte seine Verärgerung. »Ich hatte Glück, dass ich überhaupt entkommen konnte.«

Mauritania stieß wieder einen Fluch aus und hörte, wie Abu Auda missbilligend brummte. Er schaltete ab und murmelte in englischer Sprache, dass Abu Audas religiöse Empfindlichkeit ihn nicht im Geringsten interessieren würde, zumal die größtenteils ohnehin Humbug war und Abu Auda nie davon abhielt, heimtückisch wie eine Schlange zu sein, wenn er der Meinung war, dass das seinen Zwecken dienlich wäre. Ihn beschäftigte jetzt viel mehr, dass dieser mysteriöse Smith, der alte Engländer aus der irakischen Wüste, und diese schamlose CIA-Frau immer noch auf freiem Fuß waren und sich alle Mühe gaben, ihre Pläne zu durchkreuzen.

Paris

Die dickliche, brünette Frau, die die Metrostation Concorde verließ und die Rue de Rivoli betrat, hatte verblüffende Ähnlichkeit mit der Frau, die Jon Smith am Pasteur-Institut gefolgt war, nur dass diese Frau jetzt einen pastellfarbenen Hosenanzug trug, wie das viele Touristen taten, und den eiligen Gang der meisten Amerikanerinnen zeigte. Sie überquerte die Rue Royale in die Avenue Gabriel, ging am Hotel Crillon vorbei und betrat das Gelände der amerikanischen Botschaft. In dem Gebäude gab sie sich bedrückt und nervös und berichtete von einem Notfall zu Hause in North Platte, Nebraska. Sie müsse sofort nach Hause, aber man habe ihr den Pass gestohlen.

Mitfühlend wies man sie in ein Büro im ersten Stock, und sie hastete die Treppe hinauf. In dem Büro wartete ein schwergewichtiger, untersetzter Mann in einem makellos geschnittenen dunkelblauen Nadelstreifenanzug an einem Konferenztisch.

»Hallo, Aaron«, sagte Randi und nahm ihm gegenüber am Tisch Platz.

Aaron Isaacs, der CIA-Stationschef in Paris, erwiderte: »Wir hatten fast achtundvierzig Stunden keinen Kontakt mit Ihnen. Wo ist Mauritania?«

»Weg«, erklärte Randi und berichtete, was sich in Toledo und Madrid zugetragen hatte.

»Und alles das haben Sie in Erfahrung gebracht? Dass Chambord lebt, dass der DNS-Computer sich in der Hand einer Gruppe befindet, die sich Halbmondschild nennt? Wie kommt es dann, dass dem DCI das bereits aus dem Weißen Haus und von der militärischen Abwehr mitgeteilt wurde?«

»Weil ich das nicht alles selbst entdeckt habe. Jedenfalls nicht ohne Hilfe. Jon Smith und Peter Howell waren auch dort.«

»MI6? Der Direktor wird einen Schlaganfall bekommen.«

»Das tut mir Leid. Das meiste kam von Smith. Er hat den Namen der Gruppe in Erfahrung gebracht und hat Chambord und seine Tochter lebend gesehen. Er hat sogar mit ihnen gesprochen. Chambord hat ihm gesagt, dass der Computer dem Halbmondschild zur Verfügung steht. Ich für meine Person habe lediglich herausgefunden, dass Mauritania der Boss der Terroristen ist.«

»Wer zum Teufel ist dieser Smith?«

»Erinnern Sie sich an den Mann, mit dem ich in der Hades-Geschichte zusammengearbeitet habe?«

»Der? Ich dachte, der sei Militärarzt.«

»Ist er auch. Und außerdem ist er Wissenschaftler und bei USAMRIID in der Zell- und Mikrobiologie tätig, Arzt im Kampfeinsatz und Lieutenant Colonel. Die Army hat ihn wegen seiner Felderfahrung und seiner Kenntnisse in der DNS-Computerforschung auf diese Geschichte angesetzt.«

»Und das glauben Sie?«

»Manchmal, nicht immer. Aber das ist nicht wichtig. Können Sie mir über Mauritania und die Jagd auf den DNS-Computer etwas mitteilen, was ich nicht schon weiß?«

»Sie sagen, Sie hätten Mauritania zuletzt in Toledo gesehen und er sei dort nach Süden unterwegs gewesen?«

»Ja.«

»Wie Sie wissen, stammt er aus Afrika. Die meisten seiner Aktionen für die al-Qaida und andere Gruppen gingen von Afrika oder von Spanien aus. Viele der Männer, die im Laufe der Jahre aus der einen oder anderen Gruppe abgewandert sind, hat man in Spanien verhaftet. Wenn er und seine Gruppe nach Süden unterwegs sind, scheint mir Nordafrika ein logisches Ziel, besonders im Hinblick auf die Gerüchte, die Langley zu Ohren gekommen sind, wonach Mauritania mit mindestens einer Algerierin verheiratet sein soll und möglicherweise ein

Haus in Algier hat.«

»Jetzt kommen wir voran. Namen? Orte?«

»Noch keine bekannt. Unsere Leute sind damit beschäftigt. Wenn wir Glück haben, wissen wir bald etwas.«

Randi nickte. »Wie steht es mit einem Terroristen namens Abu Auda? Einem hünenhaften Fulani, schon etwas älter, vielleicht Ende fünfzig? Eigenartige grünbraune Augen?«

Isaacs runzelte die Stirn. »Nie gehört. Ich werde veranlassen, dass Langley der Sache nachgeht.« Er griff nach einem Telefon, das auf einem Beistelltischchen neben ihm stand.

»Cassie? Schicken Sie das nach Langley, oberste Priorität.«

Er gab ihr weiter, was Randi ihm über Abu Auda gesagt hatte, und legte auf. »Wollen Sie wissen, was wir wegen des Bombenanschlags im Pasteur erfahren haben?«

»Etwas Neues? Verdammt noch mal, Aaron, spucken Sie's aus.«

Isaacs lächelte verkniffen. »Wir haben einen verdeckten Anruf von einem Mossad-Agenten hier in Paris bekommen. Möglicherweise pures Gold. Anscheinend ist im Pasteur ein Forschungsassistent von den Philippinen tätig, dessen Cousin im Hauptquartier der Mossad in Tel Aviv versucht hat, eine Bombe zu legen. Der Kerl stammt aus Mindanao, wo die Abu-Sayaf-Gruppe der Moro-Islamischen Befreiungsfront mit der Bin-Laden-Gruppe und Ayman al-Zawahiri verbündet war. Der Mann verfügt über keine bekannten Verbindungen zu Terroristen und war schon lange Zeit nicht mehr in Mindanao.«

»Wieso hat der Mossad Sie dann auf die familiären Beziehungen hingewiesen?«

»Der Filipino hatte sich an jenem Abend im Pasteur krankgemeldet. Nach Angaben seines Vorgesetzten, der bei der Explosion schwer verletzt wurde, soll er angeblich dort gewesen sein. Und zwar weil man ihn wegen irgendeines

wichtigen Experiments brauchte, das sie durchgeführt haben.«

»Wo liegt ihr Labor denn, wenn der Chef so schwer verletzt wurde?«

»In dem Stockwerk unter Chambords Labor. Alle dort Anwesenden sind entweder getötet oder verletzt worden.«

»Und der Mossad glaubt, er sei der Insider gewesen?«

»Sie haben keine Beweise dafür, aber ich habe das jedenfalls nach Langley weitergegeben, und die halten es für eine heiße Spur. Die Sicherheitsvorkehrungen im Pasteur sind nicht auf dem neuesten Stand, aber gut genug, um Bombenleger fern zu halten, sofern die keine Kontakte im Institut haben. Ganz besonders, da meine Leute der Ansicht sind, dass die Terroristen nicht nur den sich widersetzenden Chambord, sondern auch die ganze Experimentalanordnung für seinen DNS-Computer mitgenommen haben. Und alles das in wenigen Minuten, unmittelbar vor der Explosion der Bombe.«

»Und was wissen wir über die angebliche Krankheit dieses Forschungsassistenten?«

»Auf den ersten Blick völlig legitim. Er hat einen Arzt wegen Schmerzen in der Brust konsultiert, und der hat ihm geraten, ein paar Tage zu Hause zu bleiben. Aber Brustschmerzen und sogar Herzrhythmusstörungen lassen sich auf chemische Weise herbeiführen.«

»Ja, das geht, und zwar relativ leicht. Okay, wo ist dieser Mann? Hat er einen Namen?«

»Dr. Akbar Suleiman. Wie gesagt, er ist Forschungsmitarbeiter und lebt in Paris. Wir haben die Pariser Polizei um Nachforschungen gebeten, und die sagen, er sei vom Pasteur-Institut beurlaubt worden, bis sein Labor wiederhergestellt ist. Der Mossad meint, er sei noch in der Stadt. Ich habe seine Adresse.«

Randi nahm das Blatt und stand auf. »Sagen Sie Langley, dass ich mich gemeinsam mit Jon Smith und Peter Howell um

Mauritania und den DNS-Computer kümmern werde. Sagen Sie denen, dass ich eine Vollmacht haben möchte, jegliche Kollegen anzufordern, wo immer sie auch sein mögen.«

Aaron nickte. »Wird gemacht.« Das Telefon klingelte. Aaron lauschte. Dann sagte er »Danke, Cassie«, legte auf und zuckte die Schultern. »Über Abu Auda ist überhaupt nichts vorhanden. Der muss sich recht bedeckt halten.«

Randi verließ das Botschaftsgebäude und fuhr zum Charles de Gaulle Airport, um von dort nach Brüssel zu fliegen, zu Jon. Wenn dieser Dr. Akbar Suleiman dem Halbmondschild angehörte und sie ihn finden konnten, würde er sie vielleicht zu Mauritania führen. Gab es noch eine weitere Chance? Daran zweifelte sie.

20

Brüssel

Auf dem Zaventem Airport, dreizehn Kilometer vor Brüssel, mietete Jon sich wieder einen Renault und holte sich die Dinge ab, die Fred Klein für ihn hatte bereitlegen lassen. Dazu gehörte auch eine Uniform, die er im Hinblick auf sein nächstes Ziel anzog. Mit einer kleinen Reisetasche, in der Zivilkleidung lag, und einer 9-mm-Walter im Kofferraum fuhr er auf die nach Westen führende Fernstraße. Es regnete stetig, ein grauer, bedrückender Anblick. Als er Brüssel hinter sich gelassen hatte, verließ er die Hauptstraße und setzte die Fahrt auf kleineren Nebenstraßen fort, immer wieder vergewisserte er sich dabei, dass ihn niemand beschattete.

Er fuhr durch eine brettebene, im Mairegen eintönig grüne Landschaft. Gepflegte Anbauflächen dehnten sich bis zum Horizont, der unschärfer als der über den Prärien im Westen Amerikas oder den Steppen Russlands wirkte. In diesem flachen Land kreuzten die verschiedenen Straßen viele kleine Flüsse und Kanäle. Der Verkehr in Richtung der französischen Grenze war relativ dicht – nicht so dicht wie in Los Angeles oder London zur Stoßzeit, aber viel dichter als auf den offenen Interstate-Straßen von Montana oder Wyoming.

Von Zeit zu Zeit hielt er an einem Landgasthof an oder lenkte seinen Wagen einfach bei einem Gebüsch an den Straßenrand, um den Himmel nach Hubschraubern abzusuchen, die möglicherweise nach ihm Ausschau hielten. Wenn er sich dann vergewissert hatte, dass niemand ihm folgte, setzte er die Fahrt bis zum nächsten Halt fort und arbeitete sich auf diese Weise bis

zum Stadtrand von Mons vor, fünfundfünfzig Kilometer südwestlich von Brüssel. Kriege und Soldaten waren seit mehr als zweitausend Jahren prägender Bestandteil der Geschichte von Mons – oder »Bergen«, wie das Städtchen in flämischer Sprache hieß – gewesen, seit jener Zeit, als die römischen Legionen hier an der Nordgrenze ihres Imperiums ein befestigtes Lager angelegt hatten. Später hatten dann die Generäle von Ludwig XIV. hier eine ihrer blutigen Schlachten gegen ihren Erzfeind John Churchill, Herzog von Marlborough, geführt. Noch später war Mons dann ein Schlachtfeld für die Armeen der Französischen Revolution und wiederum später für das weit unterlegene britische Expeditionskorps gewesen, das hier im Ersten Weltkrieg zum ersten Mal Feindberührung gehabt hatte.

Ein passender Standort also für das Supreme Headquarters of Allied Powers in Europe (SHAPE) – dem militärischen Arm der NATO und Sitz des Supreme Allied Commander of Europe, SACEUR, General Carlos Henze, US Army. Wenige Kilometer außerhalb der historischen Stadt verwehrte ein schlichter Kiosk vor einer Ansammlung von Fahnenstangen mit den Flaggen sämtlicher Mitgliedsnationen der NATO und der Vereinten Nationen den Zugang zu dem parkähnlichen Gelände. Im Hintergrund war ein flaches, zweistöckiges hellbraun gehaltenes Gebäude zu sehen, hinter dem eine Anzahl weiterer unauffälliger Gebäude in den grauen Regenhimmel ragte.

Smith zeigte dem Wachhabenden seinen Ausweis und erklärte, er habe Anweisung, sich beim leitenden ärztlichen Offizier zu melden. Wegen der erhöhten Sicherheit, die mit dem 21. Jahrhundert überall eingezogen war, rief einer der Dienst habenden Militärpolizisten das Büro des leitenden Stabsarztes an, um sich Smith' Aussage bestätigen zu lassen, während ein weiterer MP Jons Armeeuniform und insbesondere seinen Lichtbildausweis und die Papiere studierte, die ihn als Mitglied des medizinischen Dienstes der US Army auswiesen.

Als die Posten sich von der Richtigkeit seiner Angaben

überzeugt hatten, fuhr Smith auf die rechte von zwei sich v-förmig hinter dem Wachhäuschen gabelnden Straßen, parkte auf dem ihm zugewiesenen Parkplatz und ging zum Haupteingang des Gebäudes, wo ein von Stahlträgern gehaltenes Vordach, ähnlich dem eines schlichten Hotels, stolz SUPREME HEADQUARTERS ALLIED POWERS EUROPE verkündete. Darüber war das grüngoldene offizielle Emblem von SHAPE angebracht. Eine Empfangsdame im Inneren des Gebäudes wies ihm den Weg ins Obergeschoss, wo Master Sergeant Matthias ihn mit einer zackigen Ehrenbezeigung begrüßte. Matthias trug Uniform mit zwei Reihen eindrucksvoller Orden und Kampfabzeichen und führte ihn durch eine endlose Folge von Gängen und Korridoren zum Büro von General Carlos Henze.

Der drahtige General machte aus seiner Einstellung kein Geheimnis: »Ist dieses verdammte Mantel- und Degen-Theater wirklich notwendig, Colonel?«

Smith salutierte und erwiderte: »Da dürfen Sie nicht mich fragen, Sir. Das ist nicht meine Idee.«

Henze funkelte ihn an, erwiderte die Ehrenbezeigung und brummte dann: »Zivilisten.« Er bedeutete Smith mit einer knappen Handbewegung, auf einem Ledersessel vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen. »Das Büro des Präsidenten hat mich informiert. Hier sind die Unterlagen, die man mir geschickt hat.« Er schob Smith einen Aktenordner hin und ließ einen auf seinem Schreibtisch liegen. »Über diesen Halbmondschild haben meine Leute nichts herausgefunden. Selbst die CIA hat keine Ahnung, wer oder was das ist. Mir scheint, Sie sind da auf eine nagelneue Bande von arabischen Banditen gestoßen, Colonel. Ich hatte meine Zweifel, aber Sie wissen ja vielleicht, was Sie tun. Was nun?«

»Das sind nicht bloß Araber, Sir. Das sind Militante aus allen Bereichen der muslimischen Welt: Araber aus vielen Ländern, Afghanen, ein Fulani aus dem Norden von Nigeria … und weiß

der Himmel, wer sonst noch alles. Ihr Anführer stammt anscheinend ursprünglich aus Mauretanien. Der Islam ist eine Welt aus vielen Nationen und ethnischen Gruppen, und ich bin mir nicht einmal sicher, ob es alles Muslime sind.«

Während der drahtige General Smith zuhörte, sah es so aus, als würden die vier Sterne auf seinen Achselklappen kampflustig funkeln, als wollten sie den Terroristen, dem düsteren Himmel vor seinen mit Regentropfen übersäten Fenstern und dem Lametta trotzen, das ihm von der Brusttasche fast bis zur Schulter reichte. Seine Augen blickten scharf, als rekognosziere er jedes Land und jede ethnische Gruppe und könne alle bisher gewonnenen Erkenntnisse analysieren. Das hier hatte aufgehört, eine potenzielle Bedrohung zu sein. Das war die Wirklichkeit. So wirklich und so beunruhigend, dass Henze seinen Sessel herumdrehte und auf seine Smith jetzt schon vertraute Art das Fenster fixierte.

»Indonesien? Malaysia?«, polterte seine Stimme. »Türkei?«

»Bis jetzt nicht. Aber es würde mich gar nicht wundern, wenn die Kerle Rekruten aus all diesen Ländern hätten. Und außerdem liegen uns Hinweise vor, dass auch Stämme und Länder in Zentralasien beteiligt sein könnten.«

Henzes Stuhl wirbelte herum, und der General starrte Smith an. »Hinweise?«

»Ein Mann vom MI6, den ich gut kenne, hat ein ungewöhnliches Pfeifsignal identifiziert, mit dem die Leute sich in der Nacht verständigen, und gesagt, so etwas sei ihm aus Zentralasien vertraut.«

»Die alten Sowjetrepubliken? Tadschiken? Usbeken? Kirgisen und Kasachen?«

Jon nickte, und Henze strich sich nachdenklich mit dem Finger über die Nase. Er griff nach dem dünnen Aktenordner auf seinem Schreibtisch, den er zuerst von den anderen abgesondert hatte, und warf ihn Jon hinüber. »Der Präsident wollte, dass ich

Ihnen das hier gebe. Das ist die komplette offizielle NATO-Akte über Hauptmann Darius Bonnard und darüber hinaus das, was das Oval Office bei den Franzosen aufgespürt hat. Sie verdächtigen den Adjutanten von General La Porte? Einen Mann, der hier tätig ist und unser aller Vertrauen genießt? Jemanden, der mir hier praktisch auf dem Schoß sitzt?«

»Ich verdächtige alle und jeden, General.«

»Mich auch?«

Jon dachte an seinen früheren Argwohn hinsichtlich des Besuchs des »Krankenpflegers« in Henzes Pension in Paris.

»Bis jetzt nicht«, antwortete er mit einem dünnen Lächeln.

»Aber ich bin nicht über Verdacht erhaben?«

Jon zögerte kurz und beschloss dann, ebenso brutal offen wie der General zu sein. »Nein, Sir.«

»Herrgott im Himmel«, hauchte Henze. Er lehnte sich zurück und musterte Jon so scharf, dass dieser das Gefühl hatte, ein Laserstrahl erfasse ihn. »Als wir beide gestern miteinander sprachen, wussten wir noch gar nichts. Jetzt wissen wir, dass es diesen Zauberkasten wirklich gibt, dass der große Zampano, der ihn gebaut hat, noch am Leben ist und sich guter Gesundheit erfreut und dass die Bande, die sich den großen Zampano und seine Tochter geschnappt hat, nicht nur multinational, sondern auch multiethnisch ist. Und jetzt möchte ich eine Antwort auf die Frage, die ich vorher gestellt habe: Was machen wir jetzt?«

»Jetzt finden wir sie.«

»Wie?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Das wissen Sie noch nicht?« Henze starrte Smith an. »Und wann zum Teufel werden Sie es wissen?«

»Wenn ich es weiß.«

Henzes Mund klappte auf, und sein knochiges Gesicht lief

purpurrot an. »Und Sie glauben, dass ich damit zufrieden bin?«

»Das ist in dieser Art Krieg eben so, General. Ich wünschte, ich könnte Ihnen mehr liefern, eine ganze Menge mehr. Ich habe Ideen, Hinweise, Vermutungen, aber ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen jetzt sagen sollte, wie ich die Geschichte anpacken will, geschweige denn wann und wo.«

Der General fuhr fort, Smith anzustarren, aber seine Gesichtsfarbe normalisierte sich allmählich wieder. »Ich mag diese Art von Krieg ganz und gar nicht. Ehrlich.«

»Ich auch nicht. Aber ich fürchte, wir haben keine Wahl.«

Henze nickte bedächtig, und sein Blick schien sich nach innen zu kehren. Er war der oberste NATO-Befehlshaber in Europa, ein Mann, dem sämtliche hoch technisierten, mit der modernsten Computertechnik ausgestatteten Armeen der Mitgliedsnationen zur Verfügung standen. Und doch fühlte er sich angesichts dieses neuen Feindes machtlos – eines nahezu unbekannten Feindes, ohne Territorium, ohne Grenzen und ohne eine bestimmte Lebensweise, die er verteidigte. Der lediglich mit einer apokalyptischen Vision und unmöglich zu befriedigenden Wünschen und Klagen ausgestattet war.

Er rieb sich die Augen, wirkte plötzlich müde. »Ich habe einen ›neuen‹ Krieg mitgemacht, Colonel Smith, und bin dabei fast vor die Hunde gegangen. Ich weiß nicht, ob ich nach Vietnam noch einmal in der Lage sein werde, einen weiteren ›neuen‹ Krieg zu bewältigen. Aber vielleicht ist das ganz gut so. Vielleicht ist die Zeit für eine neue Art von Befehlshaber gekommen.«

»Wir werden es schaffen«, erklärte Jon.

Henze nickte. »Wir müssen gewinnen.« Mit einer müden Handbewegung bedeutete er Jon, er solle die Aktenordner nehmen.

Jon nahm sie, salutierte und ging hinaus. Draußen im Flur blieb er stehen und beschloss, die Akten nach Brüssel mitzunehmen, wo er sich mit Randi treffen wollte. Dort würde er sie studieren können. Als er sich wieder in Bewegung setzte,

hörte er, wie jemand seinen Namen rief. Er drehte sich um und sah General Comte Roland La Porte mit einem breiten Lächeln im Gesicht auf sich zukommen.

»Bonjour, General La Porte.«

Jon war, als klapperten die Türen in ihren Angeln, als der schwergewichtige General näherkam. »Ah, Colonel Smith. Der Mann, der uns allen den großen Schock versetzt. Wir müssen sofort miteinander sprechen. Kommen Sie, mein Büro ist ganz in der Nähe. Wir trinken eine Tasse Kaffee miteinander, *non*?«

Jon nahm die Einladung an und folgte La Porte in sein Büro. Der General ließ sich auf einen schweren ledernen Armsessel nieder, wie man sie in britischen Herrenclubs findet. Es sah so aus, als wäre dieser Sessel das einzige Möbelstück, mit Ausnahme des Schreibtischsessels, das nicht in Gefahr war, unter seinem überdimensionierten Körper zu zerbrechen. Jon bot er einen schön gearbeiteten Stuhl aus der Louis-XV.-Epoche an. Wenige Augenblicke, nachdem sie Platz genommen hatten, servierte ein nervöser junger französischer Leutnant Kaffee.

»So, unser Émile lebt also doch noch, das ist magnifique, aber er befindet sich in der Gewalt der Entführer, und das ist nicht so magnifique. Sie können sich doch nicht irren, Colonel?«

»Leider nicht.«

La Porte nickte mit finsterer Miene. »Dann hat man uns getäuscht. Die Überreste, die man im Pasteur im Schutt gefunden hat, waren kein Zufall, und auch nicht die Fingerabdrücke und das DNS-Profil in seiner Sûreté-Akte. Und die Basken waren bloß eine Fassade, Tarnung, hinter der sich die echten Terroristen versteckt haben. So ist es doch?«

»Ja«, bestätigte Jon. »Die eigentlichen Täter gehören zu der Organisation Halbmondschild. Eine multiethnische, multinationale muslimische Extremistengruppe unter der Führung eines Mannes, der sich M. Mauritania nennt.«

Der General nahm einen Schluck aus seiner Kaffeetasse.

»Die Informationen, die man mir übergeben hat und die ich dann an Sie weiterleitete, scheinen also in vieler Hinsicht irreführend gewesen zu sein. Dafür bitte ich um Entschuldigung.«

»Tatsächlich habe ich die meisten meiner Erkenntnisse dadurch gefunden, dass ich der Spur der Basken gefolgt bin. Am Ende muss ich also sagen, dass mir Ihre Informationen eine große Hilfe waren, General.«

»Merci. Darüber bin ich sehr froh.«

Jon stellte seine Tasse ab. »Darf ich fragen, wo Ihr Adjutant, Hauptmann Bonnard, ist?«

»Darius? Den habe ich nach Südfrankreich geschickt, um dort etwas zu erledigen.«

Nicht weit von Spanien. »Wohin genau, General?«

La Porte sah Jon einen Augenblick lang prüfend an und runzelte die Stirn. »Zu unserem Marinestützpunkt in Toulon und anschließend nach Menorca, wo er etwas für mich besorgen soll. Warum? Weshalb diese Fragen über Darius?«

»Wie gut kennen Sie Hauptmann Bonnard?«

»Wie gut?« La Porte wirkte erstaunt. »Sie verdächtigen Darius, dass er …? Nein, nein, das ist unmöglich. Einen derartigen Verrat kann ich mir nicht vorstellen.«

»Er hat Ihnen die Informationen geliefert, die Sie dann mir gegeben haben.«

»Unmöglich.« Dem General war die Zornesröte ins Gesicht gestiegen. »Wie gut ich Darius kenne? So wie ein Vater seinen Sohn kennt. Er ist jetzt seit sechs Jahren bei mir. Seine Personalakte ist ohne jeden Makel, er ist mehrfach dekoriert worden und war bereits Träger hoher Tapferkeitsauszeichnungen, als wir miteinander in Verbindung kamen – er war damals im Irakkrieg Zugführer bei den Vierten Dragonern. Vorher diente er als *poilu* im zweiten Infanterieregiment der Fremdenlegion im Einsatz in Nordafrika, auf Bitten von

Nationen, die früher einmal unsere Kolonien waren und die uns gelegentlich immer noch um Unterstützung bitten, Er ist aus den Mannschaftsdienstgraden aufgestiegen. Wie können Sie einen solchen Ehrenmann verdächtigen?«

»Ein gemeiner Soldat in der Fremdenlegion? Er ist kein Franzose?«

»Natürlich ist er Franzose!«, brauste La Porte auf. Es war, als würde sein breites Gesicht plötzlich erstarren, und ein Ausdruck des Unbehagens legte sich darüber, veränderte seine Gesichtszüge. »Sein Vater war Deutscher, Darius ist als Deutscher geboren worden, aber seine Mutter war Französin, und als er sein Offizierspatent bekam, hat er ihren Namen und die französische Staatsangehörigkeit angenommen.«

»Was wissen Sie über sein Privatleben?«

»Alles. Er ist mit einer hochanständigen jungen Frau aus guter Familie verheiratet, die viele Jahre Frankreich gedient hat. Er studiert unsere Geschichte so wie ich auch.«

La Porte machte eine weit ausholende Armbewegung, die das ganze Büro einschloss, und Jon sah, dass sämtliche Wände mit Gemälden, Fotos, Zeichnungen und Karten bedeckt waren, die alle großen Momente in der Geschichte Frankreichs darstellten. Nur ein Foto wollte nicht ganz dazupassen; es zeigte die Burg aus rotem Sandstein, die Jon das erste Mal in der Pariser Villa des Generals gesehen hatte.

Der General hatte unterdessen weitergeredet. »Geschichte ist mehr als nur eine Aufzählung von Fakten im Leben einer Nation, eines Volkes. Wahre Geschichte ist ein Abbild der Seele eines Landes: Die Geschichte nicht kennen, heißt die Nation oder das Volk nicht kennen. Wenn wir die Vergangenheit nicht kennen, Colonel, dann sind wir dazu verdammt, die Fehler zu wiederholen, die wir in der Vergangenheit gemacht haben, *non*? Wie kann ein Mann, der die Geschichte seines Landes liebt, dieses Land verraten? *Impossible*.«

Jon hörte zu, und in ihm wuchs das Gefühl, dass La Porte zu viel redete, Bonnard zu heftig verteidigte, als müsse er sich selbst überzeugen. Hatte der General tief in seinem Inneren erkannt, dass das, was er für unmöglich hielt, durchaus möglich sein konnte? In den letzten Worten des Generals war mehr als nur eine Andeutung von Zweifel zu spüren.

»Nein, ich kann es nicht glauben. Nicht Darius.«

Aber Jon konnte das sehr wohl, und als er das Büro verließ, warf er im Hinausgehen noch einmal einen Blick auf den General in seinem großen thronähnlichen Sessel. La Porte brütete, und man konnte das Unbehagen in seinem glasig gewordenen Blick erkennen.

Paris

Peter Howell lag in leichtem Schlummer auf der schmalen Pritsche, die das Krankenhaus auf sein Drängen in Martys Zimmer gestellt hatte, als eine Biene oder Wespe oder sonst ein lästiges Insekt an seinem Ohr vorbeisummte. Er schlug zu, wachte sofort von dem Schmerz an der Wange auf, wo er sich selbst geschlagen hatte … und hörte das schrille, durchdringende Klingeln des Telefons auf dem Nachttisch neben seinem Kopf.

Auf der anderen Seite des Zimmers regte sich Marty im Schlaf, murmelte etwas.

Peter sah zu ihm hinüber und griff nach dem Telefonhörer.

»Howell.«

»Wohl eingeschlafen, was, Peter?«

»Das ist gelegentlich selbst für einen Feldagenten eine bedauerliche Notwendigkeit, ganz gleich, wie unbequem das auch für Beamte mit geregeltem Dienst von neun bis fünf sein mag, die jede Nacht in ihrem eigenen verdammten Bett oder dem ihrer Geliebten verbringen müssen.«

Sir Gareth Southgate in London schmunzelte, wenn auch nicht sonderlich amüsiert. Als Leiter von MI6 war er schon viel zu lange mit der wenig beneidenswerten Aufgabe betraut, Peter Howell zu führen, obwohl er den widerborstigen Agenten lieber von hinten gesehen hätte. Aber an diesem pensionierten Agenten war nichts normal, auch nicht die Freude, die es ihm bereitete, ständig Schwierigkeiten zu machen. Tatsache war, dass Peter Howell ein brillanter Agent war und deshalb in Notsituationen ausgesprochen nützlich. Southgate hatte sich deshalb schon lange damit abgefunden, dass diesem Mann nur mit Humor beizukommen war.

Jetzt gefror ihm freilich das Schmunzeln auf den Lippen.

»Wie geht es Dr. Zellerbach, Peter?«

»Unverändert. Was zum Teufel wollen Sie?«

Southgates Tonfall wurde ernst. »Ihnen beunruhigende Informationen durchgeben und Sie um Ihre ach so weise Meinung bitten.«

Marty bewegte sich in seinem Bett. Er wirkte unruhig. Peter sah voll Hoffnung zu ihm hinüber. Als es dann so aussah, als ob Marty wieder einschlafen würde, wandte Peter sich erneut seinem Gespräch mit Southgate zu. Immer, wenn er wusste, dass es ihm gelungen war, einen seiner Chefs zur Weißglut zu bringen, wurde er höflich. Noblesse oblige. »Ich bin, wie wir in Kalifornien zu sagen pflegen, ganz Ohr.«

»Wie nett von Ihnen«, meinte Southgate. »Was ich Ihnen jetzt mitteile, ist streng geheim. Ich führe dieses Gespräch über ein nagelneues Zerhackertelefon mit einem neuen Chiffriercode, um ganz sicherzugehen, dass die Terroristen bisher noch keine Chance hatten, ihn zu knacken. Und ich werde ihn auch nie wieder benutzen, nicht solange wir diesen monströsen DNS-Computer nicht, unter unserer Kontrolle haben. Können Sie mich klar und deutlich verstehen, Peter?«

Peter antwortete knurrend: »Dann sollten Sie mir Ihr

Geheimnis besser nicht sagen, alter Junge.«

Southgate hatte jetzt Mühe, seine Gereiztheit zu kontrollieren. »Wie bitte?«

»Die Regeln sind immer noch dieselben. Was ich im Einsatz tue, ist einzig und allein meine Entscheidung. Das heißt, wenn ich der Ansicht bin, dass ich das, was ich weiß, weitergeben muss, werde ich es tun. Und das können Sie auch dem PM sagen.«

Sir Gareth' Stimme wurde lauter. »Macht es Ihnen eigentlich Spaß, ein arroganter Bastard zu sein, Peter?«

»Ungeheuren Spaß. Und jetzt sagen Sie mir, was ich wissen soll – oder ziehen Sie Leine, ja?« Peter wusste, dass er seine Einladung zu dieser Party von Leuten mit wesentlich höherem Rang als Sir Gareth zu verdanken hatte und Southgate daher nicht die Vollmacht hatte, ihn zu feuern. Er grinste bei der Vorstellung, wie das Southgate ärgern musste.

Die Stimme des MI6-Chefs klang heiser, als er fortfuhr: »General Sir Arnold Moore und sein Pilot werden vermisst und sind vermutlich tot. Sie sind in Gibraltar gestartet und hatten als Ziel London angegeben. Sir Arnold war nach London unterwegs, um dem Premierminister einen Bericht von äußerster Wichtigkeit zu überbringen. Er war nur bereit, dem PM über die sicherste elektronische Verbindung mitzuteilen, dass dieser Bericht die – und jetzt zitiere ich wörtlich – ›jüngsten elektronischen Störvorfälle in Amerika‹ betrifft. Und aus diesem Grunde hat man mich angewiesen, diese Information an Sie weiterzugeben.«

Peter wurde plötzlich todernst. »Hat General Moore irgendwelche Andeutungen gemacht, wie und wo er das, was er dem PM sagen wollte, in Erfahrung gebracht hatte?«

»Nein.« Auch Southgate begrub jetzt das Kriegsbeil. »Wir haben sämtliche uns zur Verfügung stehenden Quellen überprüft und wissen nur, dass der General sich eigentlich auf seinem Landsitz in Kent hätte befinden sollen. Stattdessen ist

er mit seinem persönlichen Piloten von London nach Gibraltar geflogen. Anschließend haben er und der Pilot sich einen Hubschrauber genommen und sind sechs Stunden später wieder zurückgekehrt. Während dieser sechs Stunden hatten wir keinen Kontakt zu ihm.«

»Die Station Gibraltar weiß also nicht, wo er hingeflogen ist?«

»Das weiß niemand. Sein Pilot ist natürlich zusammen mit ihm verschwunden.«

Peter verarbeitete die Information. »Schön, ich muss hier bleiben, bis ich Dr. Zellerbach befragen kann. Bitte setzen Sie in der Zwischenzeit alle verfügbaren Kräfte darauf an, herauszufinden, wo Moore in diesen sechs Stunden war. Sobald ich mit Zellerbach gesprochen habe, werde ich nach Süden fliegen und ein wenig herumschnüffeln. Der Aktionsradius eines Hubschraubers ist beschränkt, wir sollten also die möglichen Zielorte des Generals etwas einengen können.«

»Na gut, ich … Augenblick.« Southgates Stimme wurde leiser, als er sich abwandte, um mit jemand anderem zu sprechen. Die beiden Stimmen waren ein paar Augenblicke im Hintergrund zu hören, dann nahm der Chef von MI6 das Gespräch mit Peter wieder auf: »Uns ist gerade ein Bericht zugegangen, dass man Trümmer von Moores Tornado im Meer vor der portugiesischen Küste in der Nähe von Lissabon gefunden hat. Die Trümmerteile zeigen Explosionsspuren. Ich vermute, wir müssen davon ausgehen, dass Moore und sein Pilot tot sind.«

Peter pflichtete ihm bei. »Ein Unglücksfall scheint unter Berücksichtigung aller Umstände unwahrscheinlich. Lassen Sie Ihre Leute weitersuchen, ich melde mich, sobald es geht.«

Southgate verkniff sich die Bemerkung, dass Howell auch einer seiner Leute war und damit seiner Befehlsgewalt unterstand. Aber das traf genau genommen nicht zu. Er seufzte innerlich. »Sehr gut. Und, Peter … versuchen Sie so wenig

Leute wie möglich einzuweihen, ja?«

Peter legte auf. Aufgeblasener Esel. Er war seinen Sternen dafür dankbar, dass er es immer geschafft hatte, eine Beförderung auf eine Kommandoposition zu vermeiden. So etwas stieg selbst dem vernünftigsten Menschen in den Kopf und behinderte die Sauerstoffzufuhr, den Fortschritt und das Erzielen von Ergebnissen. Wenn man es sich genau überlegte, bemühten sich vernünftige Menschen nur in den seltensten Fällen um solche Positionen und bekamen sie deshalb auch nicht. Man musste wirklich ein vollendeter Idiot sein, um sich einer derartigen Qual auszusetzen.

»Meine Güte.« Hinter ihm war eine zittrige Stimme zu vernehmen. »Peter … Peter Howell? Bist du das, Peter?«

Peter sprang wie von der Tarantel gestochen auf und trat neben Martys Bett.

Marty blinzelte ein paar Mal und rieb sich die Augen. »Bin ich denn … tot? Ja, das muss es wohl sein. Ja, wahrscheinlich bin ich in der Hölle.« Er blickte besorgt in Peters Gesicht.

»Sonst würde ich doch nicht Luzifer sehen. Ich hätte es wissen sollen. Wo sonst sollte ich diesem unerträglichen Engländer begegnen, wenn nicht in der Hölle?«

»Das gefällt mir schon besser.« Peter grinste breit. »Hallo, Marty, alter Schwachkopf. Hast uns ganz schön Kummer gemacht.«

Marty sah sich besorgt in dem Krankenzimmer um. »Sieht ja ganz angenehm aus, aber mich kann man nicht täuschen. Das ist eine Illusion.« Er tat so, als würde er frösteln. »Hinter diesen unschuldigen Wänden sehe ich Flammen. Orange, gelb, rot. Höllenfeuer! Es blendet mich! Bildet euch bloß nicht ein, dass ihr Marty Zellerbach hier festhalten könnt!«

Er stieß die Bettdecke von sich, und Peter packte ihn an den Schultern.

Mit aller Kraft bemüht, Marty im Bett festzuhalten, schrie Peter: »Wache! Holen Sie die Schwester! Und den verdammten Doktor! Irgendjemand!«

Die Tür flog auf, der Posten schaute herein und sah sofort, was da im Gange war. »Bin gleich wieder da!«

Marty wehrte sich gegen Peters Hände und setzte die ganze Kraft seines übergewichtigen Körpers ein, um sich zu befreien. »Arroganter Luzifer! Ich werde mich aus deinen Klauen befreien, ehe du es richtig bemerkst. Wirklichkeit und Illusion … Zum Donnerwetter, mit wem glaubst du eigentlich, dass du es zu tun hast? Oh, es wird mir bestimmt Spaß machen, mich mit dem Erzfeind anzulegen. Du kannst gar nicht gewinnen. Ich werde auf den Schwingen eines rotschwänzigen Falken hier wegfliegen. Unmöglich … nein … nein …«

»Schsch, Junge«, versuchte Peter ihn zu beruhigen. »Ich bin nicht Luzifer. Wirklich nicht. Erinnerst du dich nicht an den alten Peter? Wir hatten doch großen Spaß zusammen, oder?«

Aber Marty ließ sich nicht beruhigen, hing in den Fängen der extrem manischen Phase seines Asperger-Syndroms. Die Schwester kam ins Zimmer gerannt, Dr. Dubost dicht hinter ihr. Während sie und Peter Marty festhielten, injizierte der Arzt ihm eine wässrige Lösung von Mideral, dem Medikament, mit dem man diese manische Phase steuern konnte.

»… ich muss wegfliegen … Satan darf mich nicht überlisten! Nicht mich! Ich will …«

Während Peter und die Schwester weiterhin Marty umklammert hielten, nickte der Arzt zustimmend. »Versuchen Sie, ihn so ruhig wie möglich zu halten. Er war lange Zeit im Koma, und wir können uns keinen Rückfall leisten. Die Wirkung des Mideral wird bald einsetzen.«

Peter redete leise auf Marty ein, der weiterhin von der Illusion besessen war, sich in Plutos Unterwelt zu befinden, um dort einen Kampf mit dem Teufel selbst gewinnen zu müssen.

Doch bald ließen seine Kräfte nach, und er wurde ruhiger; und schließlich trübte sich sein Blick, die Lider sanken ihm herunter, und er begann einzunicken.

Die Schwester lächelte Peter zu und trat von dem Bett zurück. »Sie sind wirklich ein guter Freund, Mr. Howell. Eine Menge Leute wären schreiend aus dem Zimmer gerannt.«

Peter sah sie mit gerunzelter Stirn an. »Tatsächlich? Die haben wohl nicht viel Rückgrat.«

»Oder Herz.« Sie klopfte ihm auf die Schulter und ging hinaus.

Zum ersten Mal bedauerte es Peter, nicht über elektronische Kommunikationsmittel zu verfügen oder wenigstens mit einem Handy ein Satellitengespräch führen zu können. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als Jon und Randi die gute Nachricht über Marty zukommen zu lassen – und zugleich sollte er auch seine Kontaktleute im Süden Frankreichs und entlang der Costa Brava und an all den Orten anrufen, die das Ziel eines Helikopters von Gibraltar hätten sein können, um etwas über General Moores letzte Stunden zu erfahren. Aber sie waren alle nur über Handy erreichbar.

Bedrückt setzte er sich, seufzte und ließ den Kopf auf seine Hände sinken. In diesem Augenblick der Verzweiflung hörte er leichte Schritte hinter sich. Weiche, flüchtige Schritte, und dabei hatte er nicht einmal gehört, wie die Tür aufging.

»Randi?« Während er noch zur Drehung ansetzte, griff er nach der Browning Hi-Power 9mm in seinem Gürtel. Das war nicht Randis Schritt … doch die Erkenntnis kam zu spät. Ehe er die Waffe in der Hand hatte, drückte sich das kalte Metall einer Pistolenmündung gegen seinen Hinterkopf. Er erstarrte. Wer auch immer das war, er war geschickt. Erschreckend geschickt und auch nicht alleine.

21

Brüssel

Smith klappte den letzten Aktenordner zu, bestellte sich das zweite Glas Chimay Ale und lehnte sich zurück. Er hatte Randi im Café Egmont einen Zettel hinterlassen und sie aufgefordert, sich mit ihm im Café Le Cerf Agile zu treffen, wo er vor einer Viertelstunde an einem Tisch auf dem Bürgersteig Platz genommen hatte. Das Cerf Agile war sein Lieblingscafe im St.-Catherine-Viertel der Stadt, unweit der Börse, wo früher einmal das Ufer des Senne-Flusses gewesen war, als dieser Teil Brüssels noch als Hafen für hunderte von Fischerbooten gedient hatte. Auch heute wurde das Viertel noch von seinem Fischmarkt beherrscht, und in den Bistros standen Fisch und Meeresfrüchte ganz oben auf der Speisekarte, obwohl man den Fluss inzwischen begradigt, eingedämmt und schließlich ganz überbrückt hatte und aus ihm der Boulevard Anspach geworden war.

Smith, der gerade einen langen Schluck aus seinem Bierglas nahm und sich umsah, war allerdings im Augenblick weder nach historischen noch nach kulinarischen Betrachtungen zumute. An den paar Tischen auf dem Bürgersteig hatte außer ihm niemand Platz genommen, da gelegentlich immer noch dunkle Wolken über den Himmel zogen. Aber es hatte vor einer Stunde zu regnen aufgehört, und als Smith den Kellner darum gebeten hatte, hatte dieser ihm den Tisch und die zwei dazugehörigen Stühle abgewischt. Die anderen Gäste wollten das Risiko nicht eingehen, dass der Himmel sich noch einmal zu einem weiteren Wolkenbruch entschloss, und Jon war das ganz recht.

Er saß gerne alleine hier draußen, abseits von neugierigen

Augen und Ohren. Nach dem Verlassen des SHAPE-Gebäudes hatte er die Uniform gegen Zivilkleidung vertauscht und sah jetzt in seiner beigefarbenen Baumwollhose, dem am Hals offenen Karohemd, dem dunkelblauen Sportsakko und den Turnschuhen wie ein ganz gewöhnlicher Tourist aus. Die Jacke war wichtig, um seine Pistole zu verbergen, ebenso wie der schwarze Trenchcoat, den er über die Stuhllehne gehängt hatte, weil der ihm dabei half, später in den nächtlichen Straßen unterzutauchen.

Während jetzt die Sonne am Nachmittagshimmel mit den dunklen Wolken um die Vorherrschaft kämpfte, dachte Jon über das nach, was er bei der NATO erfahren hatte. Die Akte über Hauptmann Darius Bonnard war recht aufschlussreich. Entweder wusste La Porte das nicht, oder er versuchte Bonnard dadurch zu schützen, dass er Smith verschwieg, dass die Französin, die La Porte so bewundert hatte, nicht Bonnards erste Frau war: Er hatte nämlich während seiner Dienstzeit in der Legion eine Algerierin geheiratet. Ob er dort zum Islam übergetreten war, wusste man nicht, aber jedenfalls hatte er, seit er Offizier geworden war, sämtliche Urlaube in Algerien verbracht, wo seine Frau und ihre Familie lebten. Informationen darüber, weshalb Bonnard sich von ihr hatte scheiden lassen, waren in der Akte nicht enthalten. Da die Akte auch keine Scheidungsdokumente enthielt, war Jons Argwohn geweckt. Terroristen pflegten häufig, ähnlich wie Schläfer oder Maulwürfe, in ihren Zielländern eine neue Identität aufzubauen und gleichzeitig anderswo ein völlig separates Leben zu führen.

Darius Bonnard, Adjutant des stellvertretenden NATO-Kommandanten, war also Deutscher, diente in der französischen Armee und war früher einmal mit einer Algerierin verheiratet gewesen. Im Augenblick hielt er sich irgendwo im Süden Frankreichs auf – gar nicht so weit von Toledo entfernt.

Immer noch in Gedanken, griff Jon nach seinem Bierglas und blickte gerade rechtzeitig auf, um zu sehen, wie Randi eine

halbe Straße von dem Café entfernt ihr Taxi bezahlte. Er lehnte sich lächelnd zurück, hielt sein Glas in der Hand und bewunderte den Anblick. Sie war konservativ gekleidet, trug eine dunkle Hose und ein eng anliegendes Jackett und hatte das Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Mit ihren lockeren Bewegungen und ihrer schlanken Gestalt sah sie aus wie ein Teenager. Jetzt kam sie mit schnellen Schritten auf ihn zu, und ihm wurde plötzlich bewusst, dass er aufgehört hatte, jedes Mal an Sophia zu denken, wenn er sie sah.

Gleich darauf stand sie vor seinem Tisch. »Du siehst aus, als ob du ein Gespenst gesehen hättest. Hast du dir Sorgen um mich gemacht? Sehr lieb, aber völlig unnötig.«

»Wo zum Teufel hast du gesteckt?«, knurrte er, lächelte dabei aber.

Sie setzte sich und sah sich nach einem Kellner um. »Ich werde dir gleich ausführlich berichten. Ich komme gerade aus Paris. Ich dachte, es würde dich interessieren, dass ich kurz bei Marty vorbeigeschaut habe …«

Er richtete sich unwillkürlich auf. »Wie geht es ihm?«

»Er hat wieder geschlafen und hat Peter immer noch nichts gesagt.« Während sie ihn näher über Martys Befinden informierte, sah sie, wie seine blauen Augen sich besorgt verdunkelten und sich Falten in seine Wangen gruben. Wenn die Dinge nicht so liefen, wie Jon das gern hatte, konnte er aussehen wie ein Raubtier, ganz besonders dann, wenn das mitten im Einsatz war, aber im Augenblick sorgte er sich einfach um seinen Freund. Mit seinem etwas zerzausten, dunklen Haar, der sorgengefurchten Stirn und den Kratzern im Gesicht, die noch an ihre gemeinsamen Erlebnisse in Madrid erinnerten, sah er eigentlich zum Liebhaben aus.

»Dass wir unsere Handys nicht benutzen können, macht alles nur umso schlimmer«, beklagte sich Jon. »Peter hätte mich sonst sicher angerufen, um mir das alles selbst zu erzählen.«

»Ja, ohne Handys und Modems wird unsere Arbeit wirklich erschwert.« Sie warf ihm einen warnenden Blick zu; der Kellner näherte sich ihrem Tisch. Sie unterbrachen ihr Gespräch, und Randi bestellte sich ebenfalls ein Chimay, aber Grand Reserve. Als der Kellner außer Hörweite war, fragte sie: »Konntest du etwas erfahren?«

»Ja, einiges.« Jon berichtete von seinem Treffen mit General La Porte und über das, was er Darius Bonnards Akte entnommen hatte. »La Porte weiß vielleicht gar nichts von der algerischen Verbindung, aber es kann natürlich auch sein, dass er Bonnard einfach deckt. Was hast du erfahren?«

»Vielleicht genau das, was wir brauchen.« Man sah ihr die Erregung an, als sie ihm von dem Gespräch mit Aaron Isaacs berichtete. Sie schloss mit dem Hinweis auf Dr. Akbar Suleimans Erkrankung. »Soweit mir bekannt ist, kann man Brustschmerzen und sogar Herzrhythmusstörungen auf chemischem Wege erzeugen.«

»Ja, das geht, und zwar sogar relativ leicht. Okay, wo ist dieser Bursche?«

»Er ist wissenschaftlicher Assistent und lebt in Paris. Der Mossad sagt, dass er sich immer noch in der Stadt aufhält. Ich habe seine Adresse.«

»Worauf warten wir?«

Randi lächelte schief. »Nur darauf, dass ich mein Bier austrinke.«

Irgendwo an der Küste Nordafrikas

Hie und da wehte eine kühle Brise durch den großen, weiß getünchten Raum der großen Villa im mediterranen Stil und bauschte die dünnen Vorhänge. Die Villa war so gebaut worden, dass auch die schwächste Brise Nutzen brachte. Durch

die offenen Bögen, die die einzelnen Räume vom Eingangsflur des isoliert stehenden Küstenanwesens trennten, wehte ständig ein leichter Luftzug.

In einer Nische im Inneren des Hauses arbeitete Dr. Émile Chambord an den hauchdünnen Schläuchen und Verbindungsdrähten zwischen seiner Tastatur und der komplizierten Anordnung von Gelpacks in ihrem Behälter, der flexiblen Metallplatte, dem Monitor und dem elektronischen Drucker, die Mauritania und seine Männer mit großer Sorgfalt aus seinem Labor im Pasteur hierher geschafft hatten. Chambord hielt sich gern in dem Alkoven auf, weil er dort etwas von der ständigen Brise abgeschirmt war. Für seinen komplizierten Prototyp war es von entscheidender Wichtigkeit, dass die Umgebungstemperatur konstant gehalten wurde und das Gerät von jeglichen Vibrationen abgekoppelt war.

Chambord arbeitete konzentriert. Vor ihm lag sein Lebenswerk – sein Molekularcomputer. Während er arbeitete, dachte er über die Zukunft nach – sowohl in wissenschaftlich-technischer als auch in politischer Hinsicht. Er glaubte, dass sein DNS-Computer Veränderungen auslösen würde, wie sie sich die meisten Menschen infolge mangelhafter Ausbildung überhaupt nicht vorstellen konnten, ganz davon abgesehen, dass sie ihnen wahrscheinlich in diesem Stadium auch gleichgültig gewesen wären. Wenn man imstande war, Moleküle mit der gleichen Präzision zu kontrollieren, wie das heute bei Elektronen der Fall war, würde das die Welt revolutionieren und schließlich Zugang zu den subatomaren Bereichen ermöglichen, wo die Materie sich völlig anders verhielt, als das Menschen mit ihren Augen sehen, ihren Ohren hören oder auf ihrer Haut spüren konnten.

Elektronen und Atome verhielten sich nicht so berechenbar wie Billardbälle in Newtons klassischer Physik, sondern zeigten vielmehr Eigenschaften, die eher der körperlosen Welt der Wellen und Schwingungen zuzuordnen waren. Auf atomarer

Ebene konnten Wellen sich wie Partikel verhalten, während Partikel Wellen erzeugten, die ihnen zugeordnet waren. Ein Elektron konnte gleichzeitig viele unterschiedliche Bahnen beschreiben, als wäre es in Wirklichkeit ein flächenhaftes Phänomen gleich einer Welle. Ähnlich würde ein Atomcomputer seine Berechnungen auf vielen unterschiedlichen Pfaden gleichzeitig vornehmen können. Möglicherweise sogar in mehreren Dimensionen. Die fundamentalen Grundsätze der Welt würden für alle Zeit ihre Gültigkeit verlieren.

Beschränkt auf das Grundsätzliche war der heutige Computer einfach eine Kombination von Drähten, die in einer Richtung angeordnet waren, einer Schicht von Schaltelementen und einer zweiten Anordnung von Drähten in entgegengesetzter Richtung. Die Drähte und Schaltelemente konnte man so konfigurieren, dass sie logische Tore darstellten …, aber das Entscheidende war die Art von Drähten und Schaltern. Chambord war es gelungen, DNS-Moleküle dazu zu bringen, als UND/ODER-Logiktore zu funktionieren, der Programmierbasis aller elektronischen Computer. Bei früheren DNS-Versuchsapparaturen, die andere Wissenschaftler geschaffen hatten, war eines der unüberwindlichen Probleme gewesen, dass die als Gatter benutzten Rotax-Moleküle nur einmal eingestellt werden konnten und demzufolge nur als »read-only-memory« geeignet waren, nicht als »random-access-memory«, was ständige Schaltvorgänge erforderte.

Und genau das war das scheinbar unlösbare Problem, das Chambord gelöst hatte: Er hatte ein völlig anderes Molekül mit Eigenschaften erzeugt, die einen funktionsfähigen DNS-Computer ermöglichten. Das Molekül war synthetisch, und er hatte es »Francane« genannt, zu Ehren Frankreichs.

Als Chambord sich von seinem Apparat abwandte, um in seinem Notizbuch eine mathematische Berechnung anzustellen, tauchte Thérèse im Eingangsbogen auf. »Warum hilfst du diesen Leuten?« Ihre Augen blickten zornig, aber ihrer Stimme

war nichts von ihrer Wut anzumerken, als sie jetzt ihren Vater musterte. Wie er so über seine Berechnungen gebeugt dasaß, sah er sehr müde aus.

Er seufzte, blickte auf und drehte sich zu ihr herum. »Was bleibt mir denn sonst übrig?«

Ihre vollen Lippen waren blass, von dem so dynamisch wirkenden roten Lippenstift war seit Tagen nichts mehr zu sehen. Das schwarze Haar hing ungebürstet und ungekämmt schlaff und formlos herunter. Sie trug immer noch den eng geschnittenen weißen Hosenanzug, aber jetzt war er zerfetzt und schmutzig. Die weiße Seidenbluse zeigte Blutflecken und dunkle Schmierer, und ihre elfenbeinfarbenen Pumps hatte sie gegen Pantoffeln eingetauscht, wie die Beduinen sie zu tragen pflegten. Das war die einzige Konzession, zu der sie bereit gewesen war; ansonsten hatte sie jegliche Kleidung abgelehnt, die ihre Entführer ihr angeboten hatten.

»Du könntest Nein sagen«, meinte sie müde. »Keiner von diesen Kerlen kann deinen Molekularcomputer bedienen. Sie wären hilflos.«

»Und ich wäre tot. Und was noch wichtiger ist, du auch.«

»Die werden uns ohnehin töten.«

»Nein! Das haben sie versprochen.«

Thérèse hörte die Verzweiflung in seinem Tonfall, spürte, wie er nach Strohhalmen griff. »Versprochen?« Sie lachte. »Das Versprechen von Terroristen, Kidnappern, Mördern?«

Chambord seufzte, gab keine Antwort. Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu, überprüfte die Verbindungen an seinem Computer.

»Sie werden etwas Schreckliches tun«, sagte sie. »Menschen werden sterben. Du weißt das.«

»Ich weiß das überhaupt nicht.«

Sie starrte ihn von der Seite an. »Du hast mit denen einen

Handel abgeschlossen. Für mich. Das stimmt doch, oder? Deine Seele gegen mein Leben.«

»Ich habe nichts dergleichen getan.« Aber ihr Vater blickte nicht auf, als er das sagte, wich ihrem Blick aus.

Sie starrte ihn weiter an, versuchte seine Gefühle, seine Gedanken zu ergründen, versuchte herauszubekommen, was in ihm vorging. »Aber das wirst du tun. Du wirst sie zwingen, mich gehen zu lassen, bevor du ihnen bei dem hilfst, was sie tun wollen.«

Chambord blieb eine Weile stumm. Dann sagte er leise: »Ich werde nicht zulassen, dass sie dich ermorden.«

»Ist das nicht meine Entscheidung?«

Jetzt fuhr ihr Vater in seinem Sessel herum. »Nein! Es ist meine Entscheidung.«

Hinter Thérèse waren leise Schritte zu hören. Sie zuckte zusammen, als Mauritania unter dem Bogen erschien und zuerst sie, dann ihren Vater und dann wieder sie ansah. Finster blickend, war hinter ihm Abu Auda aufgetaucht.

Mauritania wirkte ernst. »Sie irren, Mademoiselle Chambord. Wenn unser Vorhaben abgeschlossen ist, brauche ich Ihren Vater nicht mehr. Wir werden der Welt unseren Triumph bekannt geben, damit der große Satan erfährt, wer seinen Untergang bewirkt. Uns kann dann gleichgültig sein, was Sie oder Ihr Vater über uns sagen können. Niemand wird sterben, es sei denn, man weigert sich, uns bei der Verwirklichung unserer Absichten zu helfen.«

Thérèse verzog das Gesicht. »Ihn können Sie vielleicht täuschen, aber mich nicht. Ich erkenne eine Lüge, wenn ich sie höre.«

»Es schmerzt mich, dass Sie uns nicht vertrauen, aber ich habe keine Zeit, um Sie zu überzeugen.« Mauritania sah Chambord an. »Wie lange wird es noch dauern, bis Sie fertig sind?«

»Ich habe Ihnen gesagt, dass ich zwei Tage brauche.«

Mauritanias kleine Augen verengten sich. »Die sind fast verstrichen.« Er hatte seit seinem Erscheinen die Stimme nicht erhoben, aber das konnte einen nicht über die Drohung, die in seinen Augen loderte, hinwegtäuschen.

Paris

Der Tour Montparnasse mit den eleganten Gebäuden am Boulevard Montparnasse blieb langsam hinter ihnen zurück, als Smith, Randi und Hakim Gatta – ein verstört wirkender Laborassistent aus dem Institut Pasteur – durch die Seitenstraßen von Paris gingen, wo die neuen Bohemiens zwischen den Geistern der alten arbeiteten und lebten. Die Sonne war untergegangen und hatte am Himmel ein düsteres, graugelbes Leuchten hinterlassen. Allmählich legten sich schwarze Schatten über die von Pflanzen und Büschen überwucherten Gärten und das Kopfsteinpflaster der Straßen. Eine Fülle von Gerüchen – Alkohol, Marihuana und Ölfarbe – mischte sich in das linde Frühlingslüftchen.

»Das ist die Straße«, murmelte der nervöse kleine Laborgehilfe Hakim. »Darf ich … darf ich jetzt gehen?« Er war knapp über einen Meter fünfzig groß, mit dichtem, lockigem braunem Haar, weicher olivbrauner Haut und ständig ängstlich herumhuschenden schwarzen Augen. Er lebte in der Wohnung über Dr. Akbar Suleiman.

»Nein, noch nicht«, erklärte ihm Randi. Sie zog ihn in den Schatten einer Eingangstür, und Jon folgte den beiden mit drei schnellen Schritten. »Welches Gebäude ist es?«

»N … nummer fünfzehn.«

»Welches Apartment?«, fragte Jon.

»Z … zweiter Stock. Hinten. Sie haben versprochen, dass Sie

mir Geld geben und dass ich dann gehen kann.«

»Und der einzige andere Ausgang führt auf die Seitengasse?«

Hakim nickte heftig. »Der Vordereingang oder die Gasse. Andere Ausgänge gibt es nicht.«

Jon sah Randi an. »Nimm du die Gasse, ich gehe vorne rein.«

»Seit wann hast du das Kommando übernommen?«

Hakim versuchte, sich zu entfernen; Randi packte ihn am Kragen und ließ ihn ihre Waffe sehen. Er zuckte zusammen und erstarrte.

Jon sah zu. »Tut mir Leid. Hast du eine bessere Idee?«

Randi schüttelte widerstrebend den Kopf. »Du hast Recht, aber das nächste Mal solltest du fragen. Erinnerst du dich an unser Gespräch neulich über Höflichkeit? Wir sollten uns jetzt besser in Bewegung setzen. Wer weiß, wie lange er noch da sein wird, sobald er erfährt, dass wir uns im Pasteur nach ihm erkundigt haben. Hast du dein Walkie-Talkie?«

»Aber sicher.« Jon klopfte auf die Tasche seines schwarzen Trenchcoats und eilte dann über die schmale Gasse. Die beleuchteten Fenster der drei-, vier- und fünfstöckigen Wohngebäude strahlten wie Leuchtfeuer über dem tiefen Tal der Straße. Vor Nummer fünfzehn angelangt, lehnte er sich an die Hauswand und sah sich um. Männer und Frauen schlenderten in die Bars und Bistros und vielleicht auch nach Hause. Einige Pärchen, jung wie alt, hielten sich an der Hand und genossen den Frühlingsabend und die Gesellschaft des anderen. Jon wartete, bis er sich unbeobachtet fühlte, und handelte dann.

Die Eingangstür des Gebäudes stand offen, und es gab keine Concierge. Er zog die Walther, schlüpfte ins Haus und stieg die Treppe in den zweiten Stock hinauf. Die Tür der hinteren Wohnung war verschlossen. Er lauschte und hörte nach ein paar Augenblicken aus einem abseits liegenden Zimmer Radioklänge. Irgendwo in der Wohnung hatte jemand einen

Wasserhahn aufgedreht, und er konnte Wasser in ein Becken fließen hören. Er versuchte die Tür zu öffnen, aber sie war abgesperrt. Einen Schritt zurücktretend, musterte er sie prüfend – ein einfaches Federschloss. Wenn allerdings noch ein Riegel vorhanden und vorgeschoben war, würde es Probleme geben. Andererseits waren die meisten Leute ziemlich sorglos und schoben den Riegel erst vor, wenn sie zu Bett gingen.

Er holte sein kleines Etui mit Dietrichen heraus und machte sich an die Arbeit. Als das Wasser zu fließen aufhörte, war er noch beschäftigt. Plötzlich war donnernder Lärm zu hören, und dann zerfetzten Schüsse aus dem Inneren der Wohnung die Tür nur wenige Zentimeter über Jons Kopf. Holzsplitter flogen durch die Luft. Jon spürte einen stechenden Schmerz an der Seite, warf sich zu Boden und prallte mit der linken Schulter auf. Verdammt, er war getroffen worden. Eine Welle von Benommenheit durchflutete ihn. Er richtete sich mühsam auf, lehnte sich, auf dem Boden sitzend, gegen die gegenüberliegende Wand und richtete seine Pistole auf die Tür. Seine linke Seite schmerzte höllisch, aber er nahm den Schmerz nicht zur Kenntnis und starrte die Tür an.

Als niemand herauskam, knöpfte er schließlich das Jackett auf und zog sein Hemd hoch. Eine Kugel hatte Hemd und Jacke zerfetzt, ihn an der Hüfte gestreift und eine hässliche, blaurote Furche hinterlassen. Die Wunde blutete, aber nicht sehr stark, und er stellte befriedigt fest, dass es keine ernsthafte Verletzung war. Darum konnte er sich noch später kümmern. Er ließ das Hemd aus der Hose hängen, der schwarze Stoff seines Trenchcoats verdeckte das Blut und die Löcher, die die Kugel gerissen hatte.

Vorsichtig stand er auf, die Walther schussbereit, trat zur Seite und warf sein Etui mit den Dietrichen gegen die Tür. Wieder peitschte eine Schussfolge und fetzte erneut Splitter aus dem Holz und dem Metall, zerstörte diesmal das Schloss.

Schreie, Rufe und Flüche von oben und unten hallten durch

das Treppenhaus. Mit der rechten Schulter schmetterte Jon die demolierte Tür nach innen, warf sich zu Boden, rollte ab, kam mit der Pistole in beiden Händen wieder hoch … Und starrte verblüfft auf die kleine, attraktive Frau, die mit überkreuzten Beinen auf einer schäbigen Couch saß, eine Kalaschnikow in der Hand, die immer noch auf die Tür gerichtet war. Sie starrte die zerfetzte Tür an, als hätte sie gar nicht gesehen, wie er hereingeplatzt war.

»Weg mit der Waffe!«, befahl Jon. »Runter – Jetzt gleich!«

Plötzlich stieß die Frau eine Verwünschung aus, sprang auf und schlug mit der Kalaschnikow nach ihm. Er trat ihr das Sturmgewehr aus der Hand, packte sie am Arm, drehte sie um ihre Achse und stieß sie vor sich her, während er die Wohnung Zimmer für Zimmer durchsuchte.

Niemand zu sehen. Er drückte der Frau den Lauf seiner Walther gegen die Stirn und herrschte sie an: »Wo ist Dr. Suleiman?«

»Wo Sie ihn nicht finden werden, chien!«

»Was bedeutet er Ihnen denn, ist er Ihr Freund?«

Ihre Augen weiteten sich. »Eifersüchtig?«

Jon zog sein Walkie-Talkie aus der Trenchcoattasche und sprach mit leiser Stimme hinein: »Er ist nicht hier, aber er war hier. Sei vorsichtig.«

Er steckte das Walkie-Talkie wieder in die Tasche, riss ein Bettlaken in Streifen, um damit die Frau an einen Küchenstuhl zu fesseln, und rannte dann hinaus, hastete die Treppe hinunter und auf die Straße.

Die kopfsteingepflasterte Gasse hinter dem Apartmentgebäude stank nach Urin und abgestandenem Wein. Randi starrte, die Beretta schussbereit in der Hand, zu den abgedunkelten Fenstern im zweiten Stock hinauf. Neben ihr tänzelte Hakim Gatta nervös

von einem Fuß auf den anderen, wie ein verängstigtes Kaninchen, das Zuflucht suchen will. Sie warteten unter einer Linde im tiefschwarzen Schatten. Über ihnen war ein Fetzen des Nachthimmels zu sehen, und zwischen den Wolken lugten wie Nadelspitzen ein paar Sterne hervor.

Randi stieß Gatta mit der Beretta an. »Sind Sie sicher, dass er dort oben war?«

»Ja, das habe ich doch gesagt, er war da, als ich weggegangen bin.« Er fuhr sich zuerst mit der einen und dann der anderen Hand durch das lockige braune Haar. »Die hätten Ihnen nicht sagen sollen, dass ich in demselben Haus wohne.«

Randi ignorierte die Bemerkung, überlegte. »Und Sie sind ganz sicher, dass das der einzige Ausgang ist?«

»Das habe ich doch auch schon gesagt!«, schrie Hakim fast.

»Still.« Sie blickte auf ihn herab, warf ihm einen finsteren Blick zu.

Er senkte die Stimme und jammerte leise vor sich hin, als die Schüsse von oben durch die Gasse hallten.

»Runter!«

Der kleine Mann ließ sich wimmernd auf das Kopfsteinpflaster sacken. Sie ging ebenfalls zu Boden und mühte sich ab, mehr zu hören. Aber da war nichts, bis plötzlich eine zweite Salve aus der Wohnung hallte. Gleich darauf war das Geräusch von splitterndem Holz zu hören.

Randi funkelte den verängstigten Hakim an. »Sie sollten sich wünschen, dass es keinen anderen Ausgang aus der Wohnung gibt.«

»Ich habe die Wahrheit gesagt! Ich schwöre, ich …«

Als Randi schnelle Schritte hörte, blickte sie auf. Die hintere Tür des Apartmentgebäudes flog auf, und ein Mann kam herausgeschossen. Doch nach vier Schritten wurde er langsamer, bewegte sich jetzt im schnellen Fußgängertempo.

Der Mann hielt eine Pistole in der Hand, ließ sie aber an der Seite herunterhängen, sodass man sie kaum bemerkte. Er war sichtlich nervös und drehte sich ständig um, hielt nach Verfolgern Ausschau.

Randis Funkgerät knisterte. Sie zog Hakim zu sich heran, presste ihm die Hand über den Mund und lauschte, als Jon berichtete: »Er ist nicht hier, aber er war hier. Sei vorsichtig.«

»Ich hab ihn. Wir treffen uns vor dem Haus, wenn du es schnell schaffst.«

22

Randi sah zu, wie der Mann kehrtmachte, in Richtung auf das Ende der Gasse eilte und dabei seine Gangart immer wieder verlangsamte, als ob ihm bewusst wäre, dass er durch übergroße Hast nur auf sich aufmerksam machen würde. Er war auf der Flucht, rannte aber überlegt und nicht in Panik. Randi gab Hakim ein Bündel Euros und schärfte ihm ein, in Deckung zu bleiben und sich ruhig zu verhalten, bis sie und der Mann weg waren. Er nickte eifrig und sah sie aus angstgeweiteten Augen an.

Sie stand auf und setzte sich in Bewegung, zog mit der linken Hand das Walkie-Talkie aus der Tasche, behielt die Beretta in der rechten.

Der Fliehende blieb dort stehen, wo die Gasse in die Straße mündete und sah sich vorsichtig nach links und rechts um. Randi presste sich gegen die Mauer, hielt den Atem an. Im Licht vorbeiziehender Scheinwerferbalken sah sie, dass der Mann klein und schlank war, mit schwarzem Haar, das ihm bis auf die Schultern hing. Ende zwanzig, schätzte sie. Gut gekleidet, in einem blauen Blazer, weißem Hemd, gestreifter Krawatte, einer grauen Hose und schwarzen Schuhen. Seine Augen blickten intelligent und wachsam. Er hatte ein schmales, langes Filipinogesicht mit hohen Backenknochen, wie es für die Moros von Mindanao typisch war. Dies war also Dr. Akbar Suleiman, und er hatte sichtlich Angst. Er fuhr fort, seine Umgebung zu mustern, verließ aber die Mündung der Gasse nicht.

»Er wartet auf jemanden«, sprach Randi in ihr Walkie-Talkie. »Sieh zu, dass du möglichst nahe an die Rue Combray herankommst.«

Sie hatte ihr Walkie-Talkie gerade zugeklappt, als unmittelbar vor Dr. Suleiman ein kleiner schwarzer Subaru mit

quietschenden Bremsen anhielt. Die rechte hintere Tür flog auf, er sprang mit einem Satz hinein, und der Subaru schoss davon, noch ehe die Tür sich wieder ganz geschlossen hatte. Randi rannte los und erreichte in dem Augenblick die Stelle, wo er eingestiegen war, als dort ein zweiter Wagen, diesmal ein Ford Crown Victoria, ebenfalls schwarz, nach einem scharfen Bremsmanöver zum Stehen kam. Jon rannte von der Vorderseite des Gebäudes auf die der Straße zugewandte Seite des Wagens, und er und Randi sprangen gleichzeitig auf den Rücksitz.

Der Fahrer brauste hinter dem Subaru her. Randi beugte sich nach vorn. »Hat Max den Subaru gesehen?«

»Genau im Visier«, erklärte Aaron Isaacs.

»Na prima. Hinterher.«

Aaron nickte. »Ist der Mann da Smith oder Howell?«

Sie stellte Jon vor. »Lieutenant Colonel Jon Smith, M. D., im Augenblick zur militärischen Abwehr abkommandiert. Jon, das ist Aaron Isaacs, unser Stationschef in Paris.«

Jon spürte, wie Isaacs Augen ihn studierten und ihn einzuordnen versuchten. Argwohn war eine der wichtigsten Tugenden der CIA.

Aus Isaacs Funkgerät war ein Knistern zu hören, und dann meldete eine Männerstimme: »Der Subaru hält vor dem Hotel St. Sulpice, in der Nähe von Carrefour de L'Odéon. Zwei Männer steigen aus und gehen in das Hotel. Der Subaru fährt weg. Befehle?«

Randi beugte sich über den Vordersitz, und Aaron reichte ihr sein Mikro. »Folgen Sie dem Subaru, Max.«

»Geht klar, Little Lady.«

»Du kannst mich mal, Max.«

Aaron blickte nach hinten. »Das Hotel?«

»Sie scheinen meine Gedanken zu lesen«, nickte sie.

Drei Minuten später hielt der Crown Victoria einen halben

Häuserblock von dem Hotel St. Sulpice entfernt. Randi studierte das Gebäude. »Was ist das für ein Hotel, Aaron?«

»Billig. Acht Stockwerke. Früher sind hier die Bohemiens des Viertels abgestiegen, später dann Nordafrikaner und jetzt hauptsächlich Billigtouristen. Keine Seiten- oder Hinterausgänge. Nur der Eingang vorn.«

Wieder war ein Knistern aus dem Funkgerät zu hören, und Max' Stimme meldete sich erneut. »Der Subaru ist von einem Chauffeurdienst gemietet. Telefonisch bestellt. Keine Informationen über den Passagier.«

»Kommen Sie hierher zum Hotel, und holen Sie Aaron ab. Wir behalten seinen Crown Victoria.«

»Heißt das, dass wir heute Abend nicht zusammen ausgehen, Randi?«, hallte es aus dem Funkgerät.

Randi begann die Geduld zu verlieren. »Seien Sie brav, sonst sag ich das Ihrer Frau.«

»Oh ja, Sie haben ja Recht. Ich bin verheiratet.« Das Funkgerät verstummte.

Randi schüttelte den Kopf. Während sie und Aaron sich über ihre jeweiligen Einsätze austauschten, dachte Jon an Marty. Schließlich unterbrach er das Gespräch der beiden CIA-Leute. »Marty sollte jetzt aufgewacht sein, Randi. Und außerdem wäre Peter für uns sehr nützlich.«

»Dr. Suleiman könnte jeden Augenblick aus dem Hotel kommen«, wandte sie ein.

»Das ist richtig, aber wenn Max mich zum Krankenhaus fährt, kann ich bald wieder zurück sein. Und falls es Schwierigkeiten gibt, kannst du dich ja mit Max über Funk verständigen. Ich stecke ein Walkie-Talkie ein, damit er mich im Krankenhaus erreichen kann.«

»Wie wär's, wenn wir auf Funk verzichten würden?«, wandte Randi ein.

Jon schüttelte den Kopf. »Wo auch immer sie den DNS-Computer installiert haben, er wird ganz bestimmt nicht auf den Polizeifunk von Paris eingestellt sein. Schließlich läuft der ja nicht über Satellit. Und außerdem können sie ja nicht ahnen, dass Suleiman auf der Flucht ist. Nein, es ist beinahe ausgeschlossen, dass man uns abhören oder anpeilen kann. Also, wenn Suleiman etwas unternimmt, bevor ich zurückkomme, dann sag mir Bescheid. Peter, Max und ich treffen uns dann dort mit dir.«

Damit war Randi einverstanden, und Aaron erklärte, dass er bei Randi bleiben würde, bis Jon und Max zurückkehrten. Die beiden Langleyagenten nahmen ihr Gespräch wieder auf, und als Max dann mit einem Chrysler Imperial auftauchte, verabschiedete sich Jon und setzte sich neben Max auf den Beifahrersitz.

»Haben Sie einen Verbandskasten dabei?«, fragte Jon, als der Wagen sich in den Verkehrsstrom einreihte und in südwestlicher Richtung Kurs auf das Krankenhaus nahm.

»Klar. Im Handschuhfach. Warum?«

»Nichts Besonderes. Bloß ein Kratzer.« Er säuberte die Wunde an seiner Hüfte, strich ein Antibiotikum auf die Ränder und brachte dann ein Pflaster an, vergewisserte sich, dass es fest saß, und legte den Verbandskasten ins Handschuhfach zurück, als sie sich dem Krankenhaus näherten.

Jon eilte mit schnellen Schritten durch die riesige Eingangshalle des Krankenhauses, ohne dabei auch nur einen einzigen Blick auf die Palmen und den Geschenkladen zu verschwenden. Mit der Rolltreppe fuhr er hoch zur Intensivstation. Es drängte ihn, Marty wieder zu sehen, und er war sicher, ihn jetzt wach vorzufinden. Vielleicht hatte sein Freund sogar bereits wieder zu seiner gewohnten Sturheit zurückgefunden. Am Empfangspult der Intensivstation gab Jon sich einer Schwester zu erkennen, die er bis jetzt noch nicht

gesehen hatte.

»Ihr Name steht auf der Liste, Doktor, aber Dr. Zellerbach ist in ein Einzelzimmer im dritten Stock verlegt worden. Hat Ihnen das niemand gesagt?«

»Ich war verreist. Ist Dr. Dubost noch hier?«

»Tut mir Leid, Doktor, er ist schon nach Hause gegangen. Aber in einem Notfall ist er natürlich zu erreichen.«

»Selbstverständlich. Dann geben Sie mir bitte Dr. Zellerbachs Zimmernummer.«

Als er im dritten Stock angelangt war, erschrak er, als er sah, dass der Korridor leer war. Weit und breit keine einzige Wache. Er schaute sich um, aber nirgends war jemand zu sehen, der den Raum bewachte. Wo war die Sûreté? MI6? Er griff unter sein Jackett nach seiner Walther und hielt die Waffe unter seinem Trenchcoat schussbereit. Das Schlimmste befürchtend, eilte er an Schwestern, Ärzten, Pflegern und Patienten vorbei, ohne sie richtig wahrzunehmen, bis er Martys Tür erreicht hatte.

Er bewegte vorsichtig die Klinke, um festzustellen, ob sie ganz geschlossen war. Das war sie. Er drückte die Klinke mit der linken Hand herunter, bis er ein Klicken hörte. Mit beiden Händen die Waffe haltend, stieß er mit dem Fuß die Tür ein Stück auf, hielt die Waffe vor sich ausgestreckt und stürzte in das Zimmer.

Der Atem stockte ihm. Das Zimmer war leer. Die Bettdecke war zurückgeworfen und das Laken zerknüllt wie von einem unruhigen Patienten. Kein Marty und kein Peter zu sehen. Keine Wachen. Keine Sûreté und kein MI6 in Zivil. Er machte zwei weitere Schritte in das Zimmer und blieb stehen. Hinter dem Bett lagen zwei Leichen. Jon brauchte sie gar nicht zu untersuchen, um zu wissen, dass bei ihnen jede Hilfe zu spät kommen würde. Große Blutlachen hatten sich um die Körper gebildet, und obwohl das Blut an den Rändern zu erstarren

anfing, war es noch relativ frisch. Beide trugen Operationssaalkleidung, komplett mit Schuhüberzügen und Masken. Ihre Körperform machte ihm klar, dass es sich weder um Marty noch um Peter handelte.

Er atmete aus und kniete nieder. Beide waren mit einem zweischneidigen Messer erstochen worden, und zwar von jemandem, der ein Experte in diesem Geschäft war. Das könnte leicht Peters Werk gewesen sein. Aber wo waren er und Marty? Und die Wachen? Jon richtete sich langsam auf. Offenkundig wusste niemand in dem Krankenhaus, was hier vor sich gegangen war. Keine Panik, kein Alarm, keinerlei Hinweise darauf, dass Marty sich nicht dort befand, wo er sein sollte. Die Wachen waren verschwunden, zwei Männer waren ermordet, von Peter und Marty keine Spur, und von all dem hatte niemand etwas bemerkt.

Das Walkie-Talkie an seinem Gürtel piepste. Er schaltete es ein. »Smith. Was gibt's, Max?«

»Randi meldet, dass der Vogel einen Begleiter hat und jetzt in Bewegung ist. Sie und Aaron hängen sich an. Sie sagt, wir sollten losfahren. Sie wird uns Anweisung geben, wohin der Bursche sie führt.«

»Bin schon unterwegs.«

Gequält wanderte sein Blick noch einmal durch den Raum. Peter war gut, gut genug, um all das durchzuziehen, ohne dass jemand etwas bemerkte, aber Jon hatte keine Ahnung, wie er das angestellt und es geschafft hatte, anschließend mit einem kranken Patienten wie Marty zu entkommen. Aber was war aus den beiden Wachen an der Tür geworden? Und den Geheimdienstleuten, die ebenfalls hätten dort sein sollen?

Und ebenso gut wie es möglich war, dass Peter all das geschafft hatte, konnten es natürlich auch die Terroristen gewesen sein. Möglicherweise hatten sie die Wachen und Geheimdienstleute weggelockt, sie getötet und versteckt und dann Peter

und Marty in ihre Gewalt gebracht und sie irgendwo anders umgebracht. Einen Augenblick lang stand er wie erstarrt da.

Aber er durfte nicht riskieren, dass er eine Spur verlor, die sie zu dem DNS-Computer führen konnte. Er würde die Pariser Polizei, die CIA und Fred über das verständigen, was er hier vorgefunden hatte; dann konnte er nur noch hoffen, dass sie Marty und Peter aufspüren würden.

Er stopfte sich das Walkie-Talkie in die Tasche, steckte seine Waffe ins Halfter und rannte auf die Straße, wo Max bereits mit dem Chrysler auf ihn wartete. Die rechte Tür stand offen.

Der kleine schwarze Bäckereilieferwagen bog nach rechts in den Boulevard St. Michel. Aaron, am Steuer des Crown Victoria, wurde langsamer und ließ den Lieferwagen etwas Vorsprung gewinnen, ohne ihn dabei aus den Augen zu verlieren. Er rollte in stetigem Tempo weiter nach Süden.

»Der fährt zum Périphérique«, vermutete Randi und meinte damit die breite Schnellstraße, die die Innenstadt von Paris umrundete. Sie gab ihre Vermutung an Max, Jon und Peter weiter, von denen sie hoffte, dass sie bereits unterwegs waren.

»Da dürften Sie Recht haben«, nickte Aaron. Er verringerte den Abstand zwischen seinem Wagen und dem Lieferwagen, weil er Sorge hatte, die Verfolgten könnten plötzlich einen Haken schlagen und ihn abschütteln.

Sie rollten jetzt vielleicht seit zehn Minuten hinter dem Lieferwagen her. Alles hatte angefangen, als das Bäckereifahrzeug vor dem Hotel St. Sulpice angehalten hatte. Der Fahrer war herausgesprungen und hatte die Schiebetür an der Seite geöffnet, wie um Brot auszuladen. Doch stattdessen waren Dr. Akbar Suleiman und ein zweiter Mann aus dem Hoteleingang gerannt und in den Wagen geklettert. Der Fahrer hatte sich nach beiden Seiten umgesehen und dann die Tür wieder zugeknallt. Anschließend war er bedächtig um den

Wagen herumgegangen, hatte sich wieder umgesehen, war eingestiegen und losgefahren.

»Verdammt«, schimpfte Randi.

Aarons Muskeln spannten sich. »Was wollen Sie machen?«

»Wir haben keine Wahl. Wir müssen denen weiterhin folgen.«

Als der Lieferwagen den Boulevard Périphérique erreichte, bog er in die Schnellstraße ein und fuhr Richtung Westen. Aaron achtete darauf, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, während Randi Max in dem anderen Wagen auf dem Laufenden hielt. Bald rollte der Lieferwagen auf die Mautstraße A10, und viele Kilometer später, als die A11 in westlicher Richtung nach Chartres und zum fernen Meer abzweigte, blieb er auf der A10, die jetzt nach Süden führte.

Am Nachthimmel verdeckten dichte Wolken die Sterne; er wölbte sich wie eine Unheil verheißende schwarze Kuppel über ihnen, als der Lieferwagen in gleichmäßigem Tempo an der alten Stadt Orleans vorbeirollte und die Loire überquerte. Stunden waren verstrichen. Plötzlich bog er wieder nach Westen ab, diesmal auf eine zweispurige Bezirksstraße, die D51. Dann schoss er abrupt und ohne sein Tempo zu verlangsamen in eine unnummerierte Seitenstraße, auf der er mehrere Kilometer dahinrollte, bis er schließlich in eine von dichten Bäumen und Büschen verdeckte Einfahrt fuhr.

Aaron konnte sich einiges darauf zugute halten, dass er den Lieferwagen während der langen Verfolgungsjagd nicht aus den Augen verloren hatte und auch offenbar von dessen Insassen nicht entdeckt worden war. Als Randi ihm dazu gratulierte, hob er bescheiden die Schultern, bog auf den Seitenstreifen ab und hielt an. »Was jetzt?«

»Wir arbeiten uns näher heran und beobachten.« Sie war bereits dabei, auszusteigen.

»Besser wäre vielleicht, wenn wir auf Max und Ihre Freunde

warten. Die sind nicht weit hinter uns.«

»Bleiben Sie hier. Ich gehe hinein.«

Seinen Einspruch hörte sie bereits nicht mehr. Zwischen den Bäumen konnte sie die Lichter eines Bauernhauses sehen. Vorsichtig bahnte sie sich ihren Weg durch das Gebüsch, bis sie einen schmalen Trampelpfad fand, der ihr das Vorwärtskommen erleichterte. Im Gegensatz zu dem Gehöft außerhalb von Toledo war das Haus hier kaum von freiem Gelände umgeben. Es schien eher eine Art Jagdhütte oder vielleicht auch ein rustikaler Zufluchtsort für müde Stadtbewohner zu sein. Diesmal gab es auch keine Hubschrauber, lediglich zwei weitere Autos und zwei bewaffnete Männer, die neben dem Eingang des Hauses an der Wand lehnten.

Randi sah, wie sich hinter den Jalousien Silhouetten bewegten und heftig gestikulierten. Das Ganze wirkte beinahe wie ein Streit. Jetzt konnte sie sogar schwach Stimmen hören.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter, und jemand flüsterte: »Wie viele sind es denn?«

Sie drehte sich um. »Hallo, Jon. Gerade rechtzeitig. In dem Lieferwagen waren drei Männer, und zwei Fahrzeuge standen bereits hier. Vor dem Haus stehen zwei Posten, und in dem Haus muss mindestens noch eine Person sein – die, mit der die Leute in all den Fahrzeugen hier sich treffen.«

»Zwei Fahrzeuge? Dann sind die drei in dem Lieferwagen wahrscheinlich von mehr als einem erwartet worden.«

»Durchaus möglich.« Sie blickte an ihm vorbei. »Wo ist Peter?«

»Das würde ich auch gern wissen.« Er berichtete ihr, was in dem Krankenhaus vorgefallen war, und fuhr dann fort: »Wenn dort nur zwei Terroristen auftauchten, die von Peter getötet wurden, dann hat er es vielleicht irgendwie geschafft, Marty rauszuholen und sich mit ihm irgendwo in Sicherheit zu bringen. Schließlich sind die Waffen der Toten nicht abgefeuert worden,

und ich habe auch keine Patronenhülsen gesehen. Es wäre also möglich.« Er schüttelte besorgt den Kopf. »Aber wenn da mehr Terroristen waren, kann es natürlich auch sein, dass sie Peter niedergeschlagen oder ihn ebenfalls mit dem Messer erledigt haben. Wenn das der Fall ist, mag ich gar nicht daran denken, was mit Marty geschehen ist ….«

»Das gefällt mir auch nicht.« Die vordere Tür der Hütte öffnete sich. »Jetzt regt sich etwas. Da, schau.«

Aus dem Inneren der Hütte fiel gelber Lichtschein in die Nacht. Dr. Akbar Suleiman kam wütend herausgeschossen, blieb stehen, drehte sich um und schimpfte, an jemand gewandt, der noch im Inneren des Hauses war. Er sprach Französisch, und man konnte seine Stimme durch die Nacht hallen hören: »Ich sage Ihnen doch, dass ich unbemerkt geflüchtet bin! Die können mir unmöglich gefolgt sein. Ich weiß nicht einmal, wie die mich überhaupt gefunden haben!«

»Und genau das beunruhigt mich.«

Jon und Randi sahen einander an. Die Stimme kannten sie.

Jetzt war der Mann, der gesprochen hatte, ins Freie getreten. Es war Abu Auda. »Wie können Sie sicher sein, dass man Ihnen nicht gefolgt ist?«

Suleiman machte eine weit ausholende Armbewegung.

»Sehen Sie denn hier irgendjemand? Wie? Natürlich nicht. Also sind sie mir auch nicht gefolgt.«

»Jemand, der imstande war, Sie zu finden, Moro, würde sich bestimmt nicht so dumm anstellen, dass Sie oder wir ihn sehen.«

»Was hätte ich denn tun sollen?«, erregte sich Suleiman. »Mich etwa verhaften lassen?«

»Nein, Sie hätten denen alles gesagt. Aber es wäre besser gewesen, wenn Sie nach Vorschrift gehandelt und zuerst mit uns in Verbindung getreten wären. Dann hätten wir uns etwas

Besseres überlegen können, und Sie wären dann nicht wie ein in Panik geratenes junges Hündchen hier aufgetaucht, das zu seinem Rudel zurück will.«

»Nun«, meinte Suleiman sarkastisch, »das habe ich aber nicht getan. Werden wir jetzt den Rest der Nacht weiterstreiten, wo Sie doch so sicher sind, dass die jeden Augenblick hier aufkreuzen und uns überwältigen können?«

Die Augen des Terroristen funkelten, und er erteilte ein paar Befehle in arabischer Sprache. Der Mann, der mit Suleiman das Hotel in Paris verlassen hatte, kam jetzt hinter ihnen aus dem Haus, dann der Fahrer des Lieferwagens und ein dritter Bewaffneter – ein Usbeke seinen Gesichtszügen und seiner Mütze nach zu schließen. Der Fahrer des Lieferwagens setzte sich hinter das Steuer seines Fahrzeugs und fuhr auf dem Feldweg davon, auf die Landstraße zu.

»Verschwinden wir«, flüsterte Randi.

Sie hastete mit Jon durch das Gebüsch zu Aaron und Max, die bei ihren Fahrzeugen warteten, die jetzt neben der Straße im Gebüsch verborgen waren.

»Was gibt’s?«, fragte Aaron und stieg aus.

Max trat neben ihn und starrte Randi wie ein halb verhungerter Neandertaler an, der zum ersten Mal seit einem Jahr Fleisch zu sehen bekommt.

Randi ignorierte ihn. »Sie müssen jetzt beide hier bleiben. Die benutzen zwei Fahrzeuge. Wir können unmöglich feststellen, in welchem Suleiman sitzt.« Dass sie auch nicht wissen konnten, in welchem Fahrzeug sich Abu Auda befand, behielt sie für sich. Möglicherweise war der Fulani von den beiden sogar der für sie Wichtigere. »Wir müssen uns aufteilen und beide Fahrzeuge verfolgen.«

»Und zwar verdammt vorsichtig«, fügte Jon hinzu. »Abu Auda rechnet damit, dass jemand Suleiman gefolgt ist, und wird deshalb höllisch aufpassen.«

Aaron und Max brummten, dass sie schließlich auch noch etwas anderes zu tun hätten und die ganze Nacht noch nicht zum Schlafen gekommen wären, akzeptierten aber schließlich, dass Randis Einsatz oberste Priorität hatte.

Jon stieg neben Max ein, während Randi sich wieder zu Aaron setzte. Augenblicke darauf bogen die beiden Fahrzeuge mit den Terroristen aus dem Feldweg in die Landstraße ein, und wenig später nahmen Aaron und Max die Verfolgung auf. Sie waren bemüht, fast außer Sichtweite zu bleiben, und orientierten sich nur an den Heckleuchten der Verfolgten. Das war äußerst schwierig, und sie riskierten dabei, dass sie den Kontakt verloren, als sie aber schließlich die A6 erreichten, sahen die vier Agenten die Fahrzeuge der Terroristen deutlich. Auf der Fernstraße würde es ihnen etwas leichter fallen, sie zu verfolgen.

Doch dann nahm eines der Fahrzeuge die südliche, das andere die nördliche Ausfahrt. Aaron und Max trennten sich und setzten die Verfolgung wie verabredet einzeln fort. Jon lehnte sich todmüde neben Max in den Sitz. Das würde eine lange Nacht werden.

23

Washington, D. C.

Die von Spannung erfüllte Sitzung, die der Präsident, seine leitenden Mitarbeiter und die vereinigten Stabschefs an diesem Morgen abhielten, wurde unterbrochen, als sich plötzlich die Tür zwischen dem Oval Office und dem Büro der Sekretärin des Präsidenten öffnete. Die Sekretärin – Mrs. Pike, eine Frau mit störrischem krausem Haar, die für ihre brüske, manchmal an Unfreundlichkeit grenzende Art bekannt war, sah sich fragend im Raum um.

Sam Castillos Stirn furchte sich irritiert, aber wenn Estelle ihn in einer Sitzung störte, war es wichtig. Doch die letzten Tage hatten seine Nerven ziemlich strapaziert, er hatte nachts kaum Schlaf gefunden, und so herrschte er sie an: »Ich dachte, ich hätte gesagt, dass ich nicht gestört werden möchte, Estelle.«

»Ich weiß, Sir. Tut mir Leid, aber General Henze ist am Telefon.«

Der Präsident nickte, lächelte Mrs. Pike um Nachsicht heischend zu und griff nach dem Hörer. »Carlos? Wie sieht's denn dort drüben aus?« Er ließ den Blick über die im Oval Office Versammelten schweifen.

»Fast nichts Neues in Europa, Mr. President«, berichtete General Henze. Seine Stimme klang resolut und gefasst, aber dem Präsident entging dennoch der Unterton von Verärgerung nicht. »Seit mehr als vierundzwanzig Stunden hat es nirgends auf dem Kontinent einen Absturz oder irgendwelche Zwischenfälle gegeben.«

Der Präsident entschied sich dafür, den verärgerten Tonfall

des Generals für den Augenblick nicht zur Kenntnis zu nehmen. »Ein schwacher Lichtblick, aber immerhin etwas. Und, gibt es etwas Neues über die Terroristen? Konnte man sie bereits aufspüren?«

»Wiederum nein, bis jetzt.« Henze zögerte. »Darf ich ganz offen sprechen, Sir?«

»Ich bestehe darauf. Was gibt es für ein Problem, Carlos?«

»Ich hatte ein Gespräch mit Lieutenant Colonel Jon Smith – dem Militärarzt, den Sie herübergeschickt haben und der sich um die Suche kümmern soll. Was er sagte, klang nicht gerade ermutigend. Der Mann tappt im Dunkeln, Mr. President. Er verdächtigt nicht nur einen vertrauten Adjutanten von General La Porte, dass er mit diesen Verrückten unter einer Decke steckt, sondern er hat auch klar und eindeutig erklärt, dass auch ich selbst nicht über jeden Verdacht erhaben sei. Mit anderen Worten, und um es kurz zu sagen, er weiß verdammt wenig.«

Der Präsident seufzte innerlich. »Ich hatte den Eindruck, dass er beeindruckende Fortschritte gemacht hat.«

»Er hat eine ganze Menge ausgegraben, das stimmt, aber ich kann nicht erkennen, dass er irgendwie näher an dieses verdammte Dingsbums rangekommen wäre. Ich denke, er schießt einfach aus der Hüfte, und mich macht das verdammt unruhig. Sollten wir nicht alle Kräfte, die uns zur Verfügung stehen, auf diese Geschichte ansetzen und nicht bloß einen einzelnen Mann, und wenn der auch noch so gut ist?«

So, wie das klang, entschied der Präsident für sich, würde der General sich vermutlich wesentlich wohler fühlen, wenn er die komplette 82. Luftlandedivision und dazu das erste Regiment Air Cavalry in den Nahen Osten schicken könnte, um dort eine Haus-zu-Haus-Suche nach den Terroristen zu veranstalten. Das würde natürlich mit einiger Wahrscheinlichkeit den dritten Weltkrieg auslösen, aber so weit hatte der General nicht vorausgedacht.

»Ich nehme Ihre Überlegungen und Einwände zur Kenntnis und werde darüber nachdenken, General. Ich bin Ihnen sehr dankbar«, antwortete der Präsident. »Falls ich mich dafür entscheide, die Pferde zu wechseln, sage ich Ihnen Bescheid. Aber Sie sollten nicht vergessen, dass Langley ebenfalls eingeschaltet ist und MI6 auch.«

Ein paar Augenblicke lang herrschte drückendes Schweigen. »Ja, Sir«, hallte es dann aus dem Hörer. »Selbstverständlich.«

Der Präsident nickte. Der General würde für den Augenblick zumindest Ruhe geben. »Halten Sie mich weiterhin auf dem Laufenden. Und vielen Dank, Carlos.«

Nachdem er den Hörer aufgelegt hatte, schob Präsident Castilla seine breiten Schultern vor, stützte das Kinn auf beide Hände und spähte durch seine titanstahlgefassten Brillengläser in den stürmischen Vormittagshimmel draußen vor dem Fenster. Der Himmel war mit Wolken verhangen, und es regnete so heftig, dass er nicht über den Rosengarten hinaussehen konnte, und das trug nicht gerade dazu bei, seine Stimmung zu heben. Er war selbst mehr als nur beunruhigt, ja, es machte ihm richtiggehend Angst, dass Covert-One bis zur Stunde den Molekularcomputer nicht hatte ausfindig machen können.

Aber er würde sich seine Besorgnis nicht anmerken lassen, wenigstens jetzt noch nicht. Er wandte sich wieder den Beratern und militärischen Führern zu, die auf den Sesseln und dem Sofa saßen oder wartend um den Kamin standen. Sein Blick fiel schließlich auf das große Siegel der Vereinigten Staaten, das in den Teppich in der Mitte der Gruppe eingewebt war, und er sagte sich, dass die Vereinigten Staaten von Amerika noch nicht besiegt waren und auch nicht besiegt werden könnten.

»Wie Sie ja gehört haben, war das General Henze von der NATO«, sagte er ruhig. »Dort drüben ist alles ruhig. Seit vierundzwanzig Stunden kein Angriff.«

»Das gefällt mir nicht«, meinte Stabschef Charles Ouray. »Weshalb sollten die Leute mit dem DNS-Computer jetzt aufhören, uns unter Druck zu setzen? Uns zu bedrohen? Haben sie etwa schon alles, was sie wollten?« Ouray war Anfang sechzig und hatte ein fast faltenloses dreieckiges Gesicht und eine tiefe, barsch klingende Stimme. Er verschränkte die Arme vor der Brust und blickte finster. »Ich bezweifle das stark.«

»Es könnte ja sein, dass unsere Gegenmaßnahmen Wirkung zeigen«, gab die nationale Sicherheitsberaterin Powell-Hill voll Hoffnung zu bedenken. Schlank und geschäftsmäßig wie immer war sie makellos gekleidet; diesmal trug sie ein Donna-Karan-Kostüm. »Wenn wir Glück haben, konnten wir sie mit unseren Reservesystemen außer Gefecht setzen.«

Lieutenant General Ivan Guerrero, der Stabschef der Army, beugte sich vor und nickte heftig. Er hielt die breiten Hände mit den klobigen Fingern zwischen den zusammengepressten Knien, blickte jetzt auf und musterte jedes einzelne Mitglied der Gruppe. Sein kühler, berechnender Blick wirkte nicht nur zuversichtlich, sondern strahlte jene Sicherheit aus, der man so häufig in militärischen Kommandostellen den Vorzug über den gelegentlich zu Zweifeln neigenden Intellekt gab. »Wir haben sämtliche Reservesysteme installiert, bis hinunter zu Zielerfassungssystemen in unseren Panzern. Ich denke, wir haben diese Mistkerle ausgetrickst, wer auch immer sie sein mögen, und nicht nur diese Mistkerle, sondern auch ihren diabolischen Molekularcomputer.«

»Der Ansicht bin ich auch«, erklärte Air-Force-General Bruce Kelly, der neben dem Kamin stand. Sein leicht gerötetes Gesicht wirkte ernst und sicher, als er zuerst General Guerrero und dann die anderen ansah. Obwohl er dem Alkohol vielleicht manchmal etwas zu häufig zusprach, war Kelly ein kluger Kopf, der nicht lockerließ, wenn er sich einmal ein Ziel gesetzt hatte.

Der Kommandant des Marine Corps, Lieutenant General Clason Oda, der erst kürzlich auf diesen Posten befördert

worden war und sich daher, was seine Popularität anging, sozusagen noch in den Flitterwochen befand, äußerte sich ebenfalls zuversichtlich, dass die Gegenmaßnahmen Wirkung gezeigt und die Terroristen handlungsunfähig gemacht hatten. »Das gute altmodische amerikanische Know-how«, beendete er seine Erklärung und strahlte selbstgefällig über das Klischee.

Während weiterhin über Reservesysteme diskutiert wurde, hörte Präsident Castilla zu, ohne sich an dem Gespräch zu beteiligen, hörte sowohl die Stimmen wie auch den Regen draußen, dessen stetiges Trommeln wie ein Unheil verheißender Kontrapunkt zu ihrem Optimismus wirkte.

Als die Diskussion schließlich beendet war, räusperte sich Castilla. »Ihre Bemühungen und Ihre Gedanken ermutigen mich, Ladies and Gentlemen. Trotzdem muss ich Ihnen eine andere Erklärung zur Diskussion stellen, die Ihnen zwar sicherlich nicht gefallen wird, die wir aber ebenfalls in Erwägung ziehen sollten. Unsere Geheimdienstquellen in Übersee haben mir ein völlig anderes Szenario dargelegt. Sie glauben, dass unsere Verteidigungssysteme nicht etwa während der letzten vierundzwanzig Stunden alle Cyber-Attacken abgewehrt haben, sondern dass es einfach keine solchen Attacken gegeben hat.«

Admiral Brose, der Vorsitzende der Vereinigten Stabschefs, runzelte die Stirn. »Was folgern Sie daraus, Mr. President? Dass die Kerle sich zurückgezogen haben? Dass sie gezeigt haben, wozu sie imstande sind, und dass sie jetzt in ihre Löcher zurückgekrochen sind?«

»Ich wünschte, es wäre so, Stevens. Wirklich, das würde ich mir wünschen. Nein. Ein Teil der Erklärung mag in einigen höchst willkommenen Erfolgen seitens unserer Geheimdienstleute zu suchen sein. Es freut mich, Ihnen sagen zu können, dass wir jetzt den Namen der Gruppe kennen, die sich in den Besitz des DNS-Computers gesetzt hat. Sie nennt sich Halbmondschild. Möglicherweise haben unsere Leute für

Verzögerungen im Plan dieser Gruppe gesorgt.«

»Halbmondschild?«, wiederholte Sicherheitsberaterin Powell-Hill. »Von denen habe ich noch nie gehört. Araber?«

Der Präsident schüttelte den Kopf. »Panislamisch. Bis jetzt hatte noch niemand mit ihnen zu tun. Sie scheinen eine ganz neue Gruppierung zu sein, allerdings mit einer ganzen Menge Veteranen an der Spitze und auch in den unteren Rängen.«

»Und der zweite Teil der Erklärung für ihre Untätigkeit, Sir?«, wollte Admiral Brose wissen.

Der Ausdruck des Präsidenten wurde noch ernster. »Dass die Terroristen keine Notwendigkeit mehr für weitere Übungen sehen. Sie haben alle Tests durchgeführt, die sie brauchten, und wissen jetzt alles, was sie über ihr System und über uns in Erfahrung bringen wollten. Und außerdem haben sie uns aus dem Geschäft gedrängt, da wir voll und ganz damit beschäftigt sind, Alternativprogramme in Einsatz zu bringen. Tatsächlich haben sie vermutlich genau das erreicht, was sie sich bis zu diesem Punkt vorgenommen haben. Ich vermute, sie sind jetzt bereit zum Handeln. Das hier ist die Ruhe vor dem Sturm, die uns in Sicherheit wiegen soll, bevor sie gegen uns und die Menschen in diesem Land einen tödlichen Schlag – oder, der Himmel möge es verhüten, mehrere Schläge – führen.«

»Wann?«, wollte Admiral Brose wissen.

»Vermutlich innerhalb eines Zeitrahmens von acht bis achtundvierzig Stunden.«

Tiefes Schweigen legte sich über den Raum. Alle vermieden den Augenkontakt mit dem Präsidenten.

Schließlich meinte Admiral Brose bedrückt: »Ich kann die Logik dieser Überlegung nachvollziehen, Sir. Was schlagen Sie vor?«

»Dass wir alle an unsere Posten zurückkehren und alles tun, was in unserer Macht steht«, erklärte der Präsident mit

Nachdruck. »Wirklich alles. Das gilt auch für Abwehrsysteme, die sich noch im Versuchsstadium befinden, und auch solche, die potenziell gefährlich sind. Wir müssen darauf vorbereitet sein, uns gegen alles zu wehren, was die gegen uns einsetzen, angefangen bei Bakterien bis hin zu einer Atombombe.«

Emily Powell-Hills perfekt nachgezogene Augenbrauen schoben sich in die Höhe. »Bei allem gebotenen Respekt, Sir«, widersprach sie, »wir haben es hier mit Terroristen zu tun, nicht mit Staaten, die über Nuklearkapazität verfügen. Ich bezweifle, dass die wirklich auch nur annähernd zu so etwas imstande sind.«

»Tatsächlich, Emily? Sind Sie bereit, das Leben von möglicherweise Millionen von Amerikanern, und auch das Ihre und das Ihrer Familie, dafür aufs Spiel zu setzen?«

»Ja, das bin ich, Sir«, erklärte sie unbeirrt.

Der Präsident legte die Fingerspitzen wieder aneinander, stützte sein schweres Kinn darauf und lächelte. Es war ein ruhiges, dünnes Lächeln. »Sie sind wirklich eine tapfere Frau, und eine tapfere Sicherheitsberaterin. Ich habe eine gute Wahl getroffen. Aber ich bin der Präsident, Emily, und ich kann mir weder den Luxus blinden Mutes leisten noch habe ich die Freiheit, einfach die Würfel rollen zu lassen. Der Preis, der möglicherweise dafür bezahlt werden müsste, ist einfach zu hoch.« Sein Blick wanderte durch den Raum, von einem zum anderen, fest sah er ihnen in die Augen. »Das ist unser Land, und wir müssen das alle gemeinsam durchstehen. Die Last liegt auf unseren Schultern, aber wir haben auch Chancen, uns zu verteidigen und einen Gegenangriff zu führen. Wir würden verantwortungslos und dumm handeln, wenn wir nicht alle Mittel einsetzten. Und jetzt wollen wir an die Arbeit gehen.«

Als sie hintereinander den Raum verließen und dabei diskutierten, welche Schritte sie als nächste ergreifen könnten, blieb Admiral Brose zurück. Sobald die Tür sich hinter den

anderen geschlossen hatte, sagte er mit müde klingender Stimme: »Die Medien fangen an Argwohn zu schöpfen, Sam. Es hat ein paar undichte Stellen gegeben, und alle schnüffeln heftig herum. Sollten wir in Anbetracht eines bevorstehenden gegnerischen Schlages nicht die Presse rufen und anfangen, die Öffentlichkeit zu informieren? Wenn Sie wollen, kann ich das übernehmen. Auf die Weise können Sie sich raushalten. Sie wissen schon – ›eine informierte Quelle aus Regierungskreisen‹. Wir könnten die Reaktion der Öffentlichkeit auf diese Weise testen und die Menschen zugleich auf das Schlimmste vorbereiten. Ich glaube, das wäre keine schlechte Idee.«

Der Admiral musterte den Präsidenten scharf und fand, dass dieser ebenso erschöpft aussah, wie er selbst sich fühlte. Die breiten Schultern Castillas waren heruntergesunken, und sein Gesicht wirkte um zehn Jahre älter. Besorgt nicht nur hinsichtlich der Zukunft, sondern auch wegen seines obersten Befehlshabers, wartete Stevens Brose auf Antwort.

Schließlich schüttelte Sam Castilla den Kopf. »Nein, jetzt noch nicht. Geben Sie mir noch einen Tag. Dann werden wir es tun müssen. Ich will keine Panik auslösen. Zumindest jetzt noch nicht.«

»Ich verstehe. Danke, dass Sie uns alle angehört haben, Mr. President.«

»Gern geschehen, Admiral.«

Mit zweifelnder Miene öffnete der Vorsitzende der vereinigten Stabchefs die Tür und ging hinaus. Sobald Präsident Castilla allein im Zimmer war, erhob er sich hinter seinem Tisch aus Kiefernholz und begann auf und ab zu gehen. Draußen im Säulengang schaute ein Wachmann vom Secret Service, der die Bewegung bemerkt hatte, zum Fenster herein. Als er sah, dass keine Gefahr bestand, wanderte sein Blick wieder über den Rasen des Weißen Hauses und den regnerischen Himmel.

Der Präsident registrierte die Wachsamkeit des Mannes und den billigenden Blick, der anzeigte, dass alles normal war, und schüttelte grimmig den Kopf. Nichts war normal. Die Hölle war los. In den achtzehn Monaten, seit er Covert-One ins Leben gerufen hatte, war er von Fred Klein und seinem Team noch nie enttäuscht worden. Sollte dies das erste Mal sein?

Paris

Das Gebäude am Ende der kurzen Rue Duluth im 16. Arrondissement sah aus wie eine typische Stadtvilla aus dem Paris des Barons Haussmann. Hinter der eleganten und doch unauffälligen Fassade verbarg sich eines der exklusivsten und teuersten privaten Krankenhäuser von Paris. Die Reichen und Prominenten kamen hierher, um Schönheitsoperationen durchführen zu lassen, weniger, um gegen die Spuren des Alters anzukämpfen, als um eine imaginäre Jugend zurückzugewinnen. Diskret und mit den Wünschen der Elite nach strengster Geheimhaltung und Sicherheit vertraut, war es der perfekte Ort für ein Versteck, wenn man die richtigen Leute kannte, die es zu überzeugen galt.

Marty Zellerbachs Zimmer war luftig und komfortabel, und auf einem Tischchen vor dem Fenster stand eine Vase mit frischen rosafarbenen Peonien. Peter Howell saß neben dem Bett, in dem Marty aufgestützt lehnte. Martys Augen waren offen und blickten klar, wenn auch ein wenig stumpf, was nicht verwunderte, da man ihm erst vor kurzem eine Dosis Mideral verabreicht hatte, jene schnell wirkende Wunderdroge, die es ihm ermöglichte, anstrengende Aufgaben, wie beispielsweise das Auswechseln von Glühbirnen, das Bezahlen von Rechnungen oder Besuche bei einem Freund, zu bewältigen. Menschen, die an Asperger litten, wurden oft als Eigenbrötler oder Exzentriker oder einfach als verhaltensgestört abgetan. Es

gab Wissenschaftler, die vermuteten, dass von zweihundertfünfzig Menschen wenigstens einer pro Jahr zumindest unter einer milden Form des Syndroms litt. Es gab kein Heilmittel gegen Asperger, und die einzige Linderung für Leute, die das Syndrom in ausgeprägter Form hatten, wie das bei Marty der Fall war, boten Medikamente, für gewöhnlich Mittel wie Mideral, die das Zentralnervensystem beeinflussten.

Der Schock der Ereignisse hatte nachgelassen, und Marty verhielt sich jetzt höflich, aber bedrückt. Sein weicher, pummelig wirkender Körper ruhte wie eine müde Stoffpuppe auf dem weißen Kissenberg. Seine Stirn und seine Arme waren wegen der Verletzungen, die er sich bei der Explosion im Pasteur zugezogen hatte, bandagiert.

»Meine Güte, Peter.« Martys Augen huschten im Zimmer umher und wichen denen Peters aus. »Es war schrecklich. Das viele Blut in dem Krankenzimmer. Wenn unser Leben nicht auf dem Spiel gestanden hätte, wäre ich noch entsetzter gewesen.«

»Du könntest dich wenigstens bedanken, Marty.«

»Habe ich das nicht? Das ist sehr ungehörig. Aber du bist ja auch eine Kampfmaschine, Peter. Das hast du selbst gesagt. Wahrscheinlich habe ich dich einfach beim Wort genommen. Ganz normale Arbeit für dich und deinesgleichen.«

Peter richtete sich auf. »Meinesgleichen?«

Marty ignorierte Peters wütenden Blick. »Ich nehme an, die zivilisierte Welt braucht Leute wie dich, obwohl ich mir manchmal nicht vorstellen kann, weshalb …«

»Marty, alter Junge, jetzt sag mir bloß nicht, dass du Pazifist bist.«

»Ah ja? Und was ist mit Bertrand Russell, Ghandi, William Penn. Sehr gute Gesellschaft. Und auch interessant. Männer, die wirklich gedacht haben. Ich könnte Passagen aus ihren Reden zitieren. Lange Passagen.« Er sah Peter an, und seine grünen Augen funkelten spöttisch.

»Spar dir die Mühe. Muss ich dich wirklich daran erinnern, dass du weißt, wie man mit einer Waffe umgeht? Sogar mit einem automatischen Karabiner?«

Ein Schaudern überlief Marty. »Jetzt hast du mich erwischt.« Dann lächelte er und schien bereit, Peters Existenzberechtigung anzuerkennen. »Na ja, wahrscheinlich gibt es Augenblicke, wo Kämpfen die richtige Reaktion ist.«

»Da hast du verdammt Recht. Ich hätte ja hinausgehen und dich diesen beiden Gorillas überlassen können, damit die dich in hübsche kleine Stückchen zerlegen. Aber du wirst feststellen, dass ich das nicht getan habe.«

Martys Ausdruck veränderte sich völlig. Er starrte den Engländer entsetzt an. »Da hast du Recht, Peter. Ich danke dir.«

»Sehr gut. Wollen wir jetzt zur Sache kommen?«

Peter zierte ein Verband an der Wange, am linken Arm und der linken Hand – das Resultat des heftigen lautlosen Handgemenges in Martys Zimmer im Pompidou-Hospital. Marty war gerade rechtzeitig aufgewacht, um das alles mit anzusehen. Nachdem Peter die beiden Attentäter ins Jenseits befördert hatte, hatte er sich die Uniform eines Pflegers und einen Wäschekorb auf Rädern besorgt, hatte Marty dazu überredet, in den Korb zu klettern, hatte dann Wäsche über ihm aufgetürmt und war in die Pflegeruniform geschlüpft. Die Legionäre an der Tür waren verschwunden, und Peter folgerte daraus, dass man sie entweder bestochen oder ermordet hatte oder dass sie selbst Terroristen waren. Aber wo waren MI6 und die Sûreté? Doch, darüber länger nachzudenken, war keine Zeit.

Von Sorge erfüllt, es könnten noch weitere Extremisten in der Nähe sein, hatte er Marty aus dem Krankenhaus zu seinem Mietwagen gerollt und war in die Privatklinik gefahren, mit derem Leiter, Dr. Lochiel Cameron, Peter seit dem Falklandkrieg befreundet war.

»Natürlich. Du hast gefragt, was in dem Labor vorgefallen

ist.« Marty griff sich mit beiden Händen an die Wangen und erinnerte sich. »Du liebe Güte. Ein schreckliches Erlebnis. Émile … du weißt schon, Émile Chambord?«

»Ich weiß, wer er ist. Weiter.«

»Émile hat gesagt, dass er an diesem Abend nicht arbeiten würde. Also hatte ich ebenfalls nicht vor, ins Labor zu gehen. Dann fiel mir ein, dass ich meine Arbeit über Differenzialgleichungen dort gelassen hatte, und die musste ich holen.«

Er hielt inne, und seine Pausbacken zitterten. »Entsetzlich!«

Seine Augen weiteten sich in einer seltsamen Mischung aus Angst und Erregung. »Warte! Da war noch etwas. Ja. Ich will dir … ich will dir alles … alles berichten. Ich habe versucht, dir zu sagen …«

»Wir wissen schon, Marty. Jon war beinahe jeden Tag bei dir. Randi hat dich auch besucht. Was wolltest du uns sagen?«

»Jon? Und Randi auch?« Marty packte Peter am Arm und zog ihn näher zu sich heran. »Peter, hör mir zu. Ich muss dir das sagen. Émile war nicht in dem Labor, aber damit hatte ich natürlich gerechnet. Aber der Prototyp war auch nicht da! Und was das Schlimmste war, auf dem Boden lag eine Leiche. Eine Leiche! Ich bin sofort hinausgerannt und fast bis zur Treppe gekommen, als …« – ein Ausdruck panischer Angst trat in seine Augen – »dieser Ohren zerreißende Knall kam, und dann war mir, als würde mich eine Hand packen und hochheben und mich werfen … und dann habe ich geschrien. Ich weiß, dass ich geschrien habe …«

Peter legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ist schon gut, Marty. Es ist ja vorbei. Du bist ja völlig in Sicherheit. Alles ist vorbei. Und dir fehlt ja nichts.« Vielleicht war es, weil er seine Schulter so fest drückte, vielleicht waren es die beruhigenden Worte oder vielleicht auch nur, dass Marty endlich das berichten konnte, was er seit vier Tagen hatte sagen wollen. Jedenfalls spürte Peter, wie Marty ruhiger wurde. Doch

zugleich war er zutiefst enttäuscht. Marty hatte ihm nichts Neues gesagt, nur, dass Chambord und der DNS-Computer nicht in dem Labor gewesen waren, als die Bombe explodierte, dafür aber eine Leiche. Das waren alles Dinge, die sie sich bereits selbst zusammengereimt hatten. Aber wenigstens lebte Marty und befand sich auf dem Weg der Besserung, und dafür war er mehr als dankbar. Er ließ ihn los und sah zu, wie er in die Kissen zurücksank.

Marty lächelte schwach. »Ich nehme an, das Trauma hat mich mehr mitgenommen, als ich zunächst dachte. Man weiß ja nie, wie man reagiert, nicht wahr? Du sagst, ich bin im Koma gelegen?«

»Seit dem Bombenanschlag, Junge.«

Martys Gesicht legte sich in Sorgenfalten. »Wo ist Émile, Peter? Hat er mich auch besucht?«

»In dem Punkt habe ich schlechte Nachrichten. Die Terroristen, die das Pasteur in die Luft gejagt haben, konnten ihn entführen und den DNS-Computer mitnehmen. Und seine Tochter haben sie auch entführt. Kannst du mir sagen, ob der Prototyp tatsächlich funktioniert? Wir sind der Ansicht, dass das der Fall ist. Stimmt das?«

»Oh, du meine Güte. Diese Heiden haben Émile und Thérèrese und den DNS-Computer! Das ist aktionsbereit. Ja, Émile und ich waren der Ansicht, dass er aktionsbereit war. Es waren lediglich noch ein paar kleinere Tests durchzuführen, ehe wir das offiziell bekannt geben wollten. Wir hatten das für den nächsten Morgen geplant. Das beunruhigt mich, Peter. Weißt du, was man mit unserem Prototyp machen kann, besonders, wenn die Émile in ihrer Gewalt haben und ihn zwingen können, ihn zu bedienen? Du meine Güte! Was wird mit Émile und Thérèse passieren? Schrecklich, sich das vorzustellen!«

»Wir hatten eine recht klare Demonstration, wozu der Computer fähig ist.« Peter berichtete Marty von den ver-

schiedenen elektronischen Attacken, und dabei stieg Marty die Zornesröte ins Gesicht, und er ballte die Fäuste. Peter hatte das noch nie an Marty, der schließlich jede Gewalt hasste, gesehen.

»Wie schrecklich! Ich muss helfen. Wir müssen die Chambords retten! Wir müssen uns den Prototyp zurückholen! Gib mir meine Hose …«

»Mal langsam, du bist noch keineswegs wiederhergestellt, mein Junge. Außerdem hast du hier außer diesem reizenden Krankenhaushemd keinerlei Kleidung.« Als Marty den Mund aufmachte, um sich zu beklagen, ließ Peter ihn nicht zu Wort kommen. »Und jetzt leg dich schön wieder hin, Junge. In ein paar Tagen vielleicht, ja?« Er hielt kurz inne. »Ich habe eine kritische Frage für dich. Kannst du einen DNS-Computer bauen, etwas, womit wir uns wehren können?«

»Nein, Peter. Tut mir wirklich Leid. Es war so … Ich bin nicht einfach in ein Flugzeug gesprungen und ohne jede Ankündigung in Émiles Labor aufgetaucht. Nein, er hat mich in Washington angerufen und mich mit seinem großen Geheimnis, seinem Molekularcomputer, neugierig gemacht. Er sagte, er würde mich brauchen, ich solle ihm zeigen, wie man ihn am besten einsetzt. Das war mein Teil dieser Partnerschaft. Émile war natürlich für den Bau des Computers selbst zuständig. Alles stand in seinen Notizen. Habt ihr seine Notizen?«

»Die hat niemand gefunden.«

»Genau das habe ich befürchtet.«

Nachdem Peter versichert hatte, dass alles nur gerade Mögliche geschehen würde, führte er zwei Telefonate und benutzte dazu das ganz gewöhnliche Telefon auf Martys Nachttisch. Anschließend redeten er und Marty noch lange miteinander. Als Peter sich dann zum Gehen anschickte, erklärte er ruhig: »Du bist hier in ausgezeichneten Händen, Marty. Lochiel ist ein verdammt guter Arzt und ein Soldat obendrein. Er wird sicherstellen, dass niemand an dich

herankommt, und wird deine Genesung überwachen. Wenn man einmal im Koma gelegen hat, darf man das nicht auf die leichte Schulter nehmen. Selbst ein Eierkopf wie du, der sich zu viel Bildung in den Schädel gestopft hat, weiß das. Ich habe jetzt einiges zu erledigen, und dann komme ich wieder hierher zurück, ehe du Jack the Ripper spielen kannst.«

»Jack the Ripper. Sehr komisch.« Marty nickte kurz und lächelte. »Ich persönlich ziehe Pete the Sticker vor.«

»So?«

»Passt viel besser, Peter. Schließlich hat uns dieser hässliche scharfe Dolch, den du aus der Tasche gezogen hast, in dem Hospital das Leben gerettet. Ergo: Pete the Sticker.«

»Meinetwegen.«

Peter erwiderte das Lächeln, und die Blicke der beiden Männer begegneten sich.

»Ich denke, ich werde schon durchkommen«, brummelte Marty. »Ich bin weiß Gott hier sicherer als bei dir, wo du doch Schwierigkeiten geradezu anziehst, so wie das Licht die Motten.« Dann heilte sich seine Miene wieder auf. »Das hätte ich fast vergessen. Darüber zerbreche ich mir ständig den Kopf.«

»Worüber zerbrichst du dir den Kopf?«

»Das Gemälde. Na ja, ein Gemälde ist es eigentlich nicht … eine Kopie, ein Druck. Das Bild hat Émile gehört, und es war ebenfalls verschwunden. Ich möchte wissen, warum? Warum in aller Welt sollten Terroristen sich für so etwas interessieren?«

»Was für ein Druck, Marty?« Peter fing an, ungeduldig zu werden. Er hatte bereits angefangen, Pläne zu schmieden.

»Und von wo ist es verschwunden?«

»Aus Émiles Labor. Es war eine Kopie des berühmten Gemäldes *Rückzug der Grande Armée aus Moskau.* Du kennst es. Jeder kennt es. Das Bild, auf dem Napoleon auf seinem weißen Pferd sitzt, das Kinn auf die Brust gesunken, und hinter

ihm stapfen seine zerlumpten Truppen durch den Schnee. Eine schreckliche Niederlage. Ich glaube, es war gleich nach der Schlacht um Moskau. Jetzt frage ich dich, weshalb sollten Terroristen das stehlen? Das war nicht wertvoll. Schließlich war es bloß ein Druck. Nicht das echte Gemälde.«

Peter schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Marty.«

»Seltsam, nicht wahr?«, sinnierte Marty. Er strich sich über das Kinn und grübelte sichtlich weiter.

Washington, D. C.

Fred Klein saß im Präsidentenschlafzimmer und kaute auf dem Stiel seiner kalten Pfeife herum. In den letzten paar Tagen hatte es Augenblicke gegeben, wo seine Kinnmuskeln so angespannt waren, dass er den Pfeifenstiel beinahe durchgebissen hätte. Er hatte schon andere Krisen von erheblicher Tragweite zu bewältigen gehabt und war häufig der Verzweiflung nahe gewesen, aber etwas wie diese Situation war auch ihm neu.

Es war dieses schreckliche Gefühl völliger Hilflosigkeit, das Wissen, dass es, falls der Feind den DNS-Computer einsetzen wollte, dagegen keinerlei Schutz geben würde. All die mächtigen Waffensysteme, die im Laufe des letzten halben Jahrhunderts mit solcher Sorgfalt und unter so gewaltigen Kosten entwickelt und aufgebaut worden waren, schienen jetzt nutzlos, auch wenn sie den Uninformierten und Fantasielosen ein Gefühl der Sicherheit vermittelten. Am Ende waren ihre Geheimdienste das Einzige, was sie noch hatten. Ein paar Agenten, die, wie ein einzelner Jäger in einer Wildnis, einer undeutlichen, schwachen Spur folgten die den ganzen Planeten umfasste.

Präsident Castilla kam aus seinem Wohnzimmer herein, schlüpfte aus seinem Jackett, lockerte die Krawatte und ließ sich in einen schweren Ledersessel sinken. »Das war Pat

Remia in der Downing Street. Anscheinend haben die einen ihrer Spitzengeneräle verloren – General Moore –, und sie glauben, es sei das Werk unserer Terroristen.« Er lehnte sich zurück, ließ den Kopf auf die Sessellehne fallen und schloss die Augen.

»Ich weiß«, sagte Klein. Das Licht hinter ihm spiegelte sich in seinen Augen und betonte sein schütter werdendes Haar und die tiefen Furchen, die sich in sein Gesicht eingegraben hatten.

»Haben Sie gehört, was General Henze von unserer Taktik hält? Unseren Fortschritten?«

Klein nickte.

»Und?«

»Er irrt sich.«

Der Präsident schüttelte den Kopf und schob die Lippen vor. »Ich mache mir Sorgen, Fred. General Henze sagt, er sei in keiner Weise von Smith' Chancen beeindruckt, diese Leute wiederzufinden, und ich muss zugeben, dass ich mir, nach dem, was Sie mir gesagt haben, auch Sorgen mache.«

»In verdeckten Operationen ist es manchmal schwer, einen Fortschritt zu erkennen. Wir haben dort draußen alle Mittel, die unseren Diensten zur Verfügung stehen, auf diese Geschichte angesetzt. Außerdem hat Smith sich mit zwei höchst erfahrenen Agenten zusammengetan. Einem von der CIA und einem von MI6. Das ist natürlich inoffiziell. Aber über sie hat er direkten Zugang zu allen Ressourcen von CIA und MI6. Wegen der bestehenden Kommunikationsprobleme konnte ich ihm nicht in gleichem Maße helfen, wie ich das normalerweise tue.«

»Wissen diese beiden Agenten über Covert-One Bescheid?«

»Eindeutig nein.«

Der Präsident faltete die Hände über seiner Leibesfülle. Schweigen legte sich über den Raum. Schließlich sah er zu Klein hinüber. »Danke, Fred. Bleiben Sie in Verbindung. In

enger Verbindung.«

Klein stand auf und ging zur Tür. »Das werde ich. Danke, Mr. President.«

24

Es Caló, Isla de Formentera
Freitag, 9. Mai

In seinem Versteck auf dem niedrigen, von der Sonne ausgebleichten Hügel hob Jon den Kopf gerade weit genug, um den Far-de-la-Mola-Leuchtturm sehen zu können, der im Osten vom höchsten Punkt dieser windgepeitschten Insel aufragte. Rings um ihn dehnten sich menschenleere Strande und dahinter die Wellen des Mittelmeers. Da die Insel nicht nur weitgehend unbewohnt, sondern auch fast ohne irgendwelche Bodenerhebungen war, hatten er und Max jeden nur gerade möglichen Felsbrocken und jeden Busch als Deckung genutzt, als sie sich immer näher an die drei Terroristen herangeschlichen hatten, denen sie die ganze Nacht gefolgt waren.

Das Terroristentrio – Dr. Akbar Suleiman, der andere Mann aus dem Hotel St. Sulpice und einer der bewaffneten Wachposten von der Hütte – hatte ihren Wagen oberhalb eines schmalen Sandstreifens abgestellt. Sie gingen jetzt dort ungeduldig auf und ab und starrten immer wieder zu einem großen Schnellboot hinaus, das hundert Meter vom Ufer entfernt vor Anker lag.

Der Mercedes der Terroristen hatte im frühen Morgengrauen die spanische Grenze überquert. Es war eine lange Fahrt gewesen. Als die Sonne aufging, rollten sie an Barcelona vorbei, rechts die Turmspitzen der grandiosen Gaudi-Kirche Sagrada Familia, zur Linken, auf dem Hügel von Montjuic, die Burg aus dem 17. Jahrhundert. Der Wagen der Extremisten rollte weiter, näherte sich dem Flughafen von El Prat und fuhr dort an den

größeren Terminals vorbei, verlangsamte schließlich die Fahrt und bog in den Teil des Flughafengeländes, wo die privaten und Chartermaschinen untergebracht waren. Vor der Baracke eines Charterdienstes für Hubschrauber parkte er.

Als die Terroristen das niedrige Gebäude betraten, warteten Jon und Max in sicherem Abstand. Der Motor ihres Wagens lief. Von dem zweiten Fahrzeug oder Abu Auda war noch keine Spur zu sehen.

»Die Company hat doch jemanden in Barcelona, oder?«, fragte Jon.

»Möglich«, nickte Max.

»Dann sehen Sie zu, dass wir hier schleunigst einen Chopper bekommen«, forderte Jon ihn auf.

Kurz darauf hoben Dr. Suleiman und die anderen mit einem gecharterten Bell 407 ab. Als wenig später ein Seahawk-Helikopter eintraf, hatten Jon und Max den Bell über das Mittelmeer bis hierher zur südlichsten Baleareninsel verfolgt, wo sie jetzt zwischen Felsen und Büschen auf den Strand hinunterblickten.

Jon konnte sehen, wie von dem vor Anker liegenden Schnellboot eine Barkasse ins Wasser gelassen wurde. Er hatte nur wenige Minuten Zeit, um seine Entscheidung zu treffen. Wenn er die Terroristen aus dem Auge verlor, würde es Tage, vielleicht sogar Wochen dauern, um den Bestimmungsort des Schnellboots auszumachen, das wie ein umgebautes Torpedoboot aussah. Einen Hubschrauber mit einem anderen Hubschrauber zu verfolgen, war an und für sich nicht sehr verdächtig. Schließlich waren sie den Extremisten so auch hierher gefolgt. Mehr als ein Hubschrauber konnte dasselbe Ziel haben, und die verfolgende Maschine konnte, wenn der Himmel klar war, genügend Abstand halten, um fast unsichtbar zu bleiben. Außerdem machten die Rotorblätter des Verfolgten genügend Lärm, um das Motorengeräusch des Verfolgers zu

übertönen, und auch die Treibstofffrage würde sich nicht stellen. Ein Hubschrauber, der andererseits ein Boot verfolgte und gezwungen war, Kreise zu fliegen, da er ja wesentlich schneller war, würde sofort Verdacht erwecken. Und es war auch keineswegs sicher, dass der verfolgende Hubschrauber genügend Treibstoff haben würde.

»Ich gehe jetzt an Bord dieses Bootes«, erklärte Smith, an Max gewandt. »Sie geben mir Deckung und warten, bis Randi auftaucht. Wenn sie nicht kommt, fliegen Sie zurück nach Barcelona und versuchen Kontakt mit ihr aufzunehmen. Sagen Sie ihr, was ich tue, und dass sie ein Schleppnetz auswerfen soll, um das Boot zu finden. Wenn sie das nicht schafft, soll sie bleiben, wo sie ist, dann nehme ich Verbindung mit ihr auf.«

Max nickte kurz und sah dann wieder zu dem träge in den Wellen dümpelnden Schnellboot hinüber. »Scheint mir verdammt riskant.«

»Lässt sich aber nicht vermeiden.«

Jon kroch rückwärts davon, bis er außer Sichtweite des Ufers war. Dann rannte er an das Ende eines Felsvorsprungs, zog sich bis auf die Unterhose aus und band sich die Hose, seine Walther und den Dolch mit dem Gürtel um die Hüften. Gleich darauf lief er zum Sandstrand hinunter und tauchte in die Wellen. Das Wasser war kühl, noch nicht so warm, wie es im Sommer sein würde. Er schwamm so schnell er konnte unter Wasser, tauchte nach einer Weile vorsichtig auf und sah sich um. Die Barkasse bewegte sich links von ihm auf das Ufer zu und hatte inzwischen die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Ein einzelner Mann saß im Heck, bediente den kleinen Außenbordmotor und steuerte sein Fahrzeug in Richtung auf die drei Männer am Strand. Soweit Jon das erkennen konnte, war das Deck des Schnellboots verlassen. Er atmete tief ein und tauchte wieder.

Während er so unter den blauen Wellen schwamm, immer

wieder auftauchte, um Luft zu holen, und erneut untertauchte, überlegte er, wie er weiter vorgehen sollte. Das Boot würde allerhöchstens eine Besatzung von fünf Mann plus Kapitän haben. Mindestens ein Mannschaftsmitglied war ans Ufer unterwegs, und auf Deck war niemand zu sehen gewesen. Wo waren die anderen? Er musste sich an Bord schleichen und dort ein sicheres Versteck finden. Einfach würde das nicht sein, aber eine andere Wahl hatte er nicht.

Jetzt hatte er das Boot erreicht und tauchte neben dem weißen Rumpf auf, den die Dünung auf und ab bewegte. Das Heck klatschte aufs Wasser und erzeugte eine kleine Welle, die Jon vom Boot wegtrieb. Er atmete tief, tauchte erneut und kam auf der Meerseite des Bootes wieder herauf, auf diese Weise vor Blicken vom Ufer geschützt. Schnell schwamm er zu einer Strickleiter, die über die Bordwand hing, trat Wasser und lauschte auf Stimmen oder Bewegungen an Bord, aber außer den aufgeregten Schreien der Seemöwen, die zur Insel flogen, und dem rhythmischen Klatschen des Bootshecks auf dem Wasser war nichts zu hören.

Seine Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Obwohl nichts darauf hindeutete, dass irgendwelche Leute an Bord waren, hatte er dafür keine Garantie. Er nahm seinen Dolch zwischen die Zähne, schätzte den Rhythmus der Dünung ab und packte die Leiter, als das Boot wieder herunterklatschte. Das war ein komplizierter Balanceakt, aber er schaffte es, die Leiter hochzuklettern und das Deck zu erreichen. Vorsichtig spähte er über die Bordwand.

Niemand zu sehen. Er lauschte dem lauten Pochen seines Herzens, kletterte dann über die Bordreling und ließ sich aufs Deck hinunterfallen. Er wartete, orientierte sich. Als Erstes fiel ihm auf, dass nicht nur die große Barkasse weg war, sondern auch das übliche kleine Schlauchboot. Das war eine gute Nachricht. Sorgfältig seine Umgebung beobachtend und immer wieder nach allen Seiten lauschend, schlich er geduckt zur

Hauptluke und stieg hinunter. Im Halbdunkel arbeitete er sich in einem schmalen Gang zwischen winzigen Kabinen, etwa vergleichbar den Offiziersquartieren auf einem Unterseeboot, nach vorn. Er hörte jedes Ächzen und Stöhnen des Boots und wartete gespannt auf den Klang einer menschlichen Stimme oder von Schritten.

Es gab fünf identische Kabinen, für jedes Mannschaftsmitglied eine, und eine sechste, die mindestens doppelt so groß und vermutlich für den Kapitän gedacht war. Er fand ein Paar Turnschuhe, die ihm vermutlich passen würden. Den persönlichen Habseligkeiten nach zu schließen, die überall herumlagen, schienen sämtliche Kabinen besetzt. Derartige Einzelquartiere waren ein echter Luxus und auf einem so kleinen, in erster Linie für hohes Tempo gebauten Boot eine Seltenheit. Dass es hier so viele gab, konnte bedeuten, dass die Besatzung des Bootes sich auf gefährliche Einsätze und eine lange Verweildauer auf See einstellen musste. Und das wiederum könnte bedeuten, dass es auch eine Wäscherei gab. Selbst Terroristen mussten ihre Kleider waschen, ganz besonders Muslime, für die Reinlichkeit ein wichtiges Gebot ihrer Religion war.

Ganz vorne fand Jon tatsächlich eine winzige Wäscherei mit einer kompakten Waschmaschine, einem Trockner und einem Haufen schmutziger Kleidungsstücke. Wenn hier ein Kleidungsstück verloren ging, war die Wahrscheinlichkeit relativ gering, dass man es vermissen würde. Er schnappte sich ein Hemd und Socken, die zu der Hose passten, die er mitgebracht hatte, zog sie schnell an und ging wieder nach hinten, wo er etwas entdeckte, was ebenfalls benötigt wurde, wenn man sich längere Zeit auf dem Meer aufhalten wollte – einen Stapel Kanister mit Dieseltreibstoff. Und noch weiter hinten schließlich die Antwort auf die Frage, die ihn die ganze Zeit beschäftigt hatte – ein großer Laderaum mit Ösen und Riemen an der Wand, um auch bei Seegang die Ladung fest verzurren zu können. Den Boden

bedeckte ein Lattenrost, um die Ladung auch dann trocken zu halten, wenn die See über Bord spülte. Auf den Brettern waren Spuren von weißem Pulver zu erkennen; es sah wie Heroin oder Kokain aus. Vermutlich wurde mit dem Boot Rauschgift geschmuggelt und möglicherweise, nach den kräftigen Gurten an den Wänden zu schließen, auch Waffen.

Das sagte ihm eine ganze Menge, aber die Leere im Laderaum machte noch etwas offenkundig: Die heutige Fahrt war ein Sondereinsatz, nicht das übliche Geschäft.

Er erstarrte. Das leise, aber unverkennbare Geräusch eines Bootsmotors war zu hören, und es kam näher. Er brauchte ein Versteck. Der Laderaum kam nicht infrage, da er ja leer war. Die winzigen Kabinen ebenfalls nicht, da sie der Mannschaft zugeteilt waren. Achtern war er an der Kombüse vorbeigekommen, und das war eine Möglichkeit. Aber vermutlich würde irgendjemand selbst auf einer kurzen Fahrt Hunger bekommen. Er überlegte fieberhaft und eilte durch den schmalen Gang nach hinten. Über sich auf Deck hörte er jetzt Schritte und spürte, wie sein Pulsschlag sich beschleunigte. Stimmen hallten unangenehm dicht über seinem Kopf.

Schließlich entdeckte er ganz vorn einen großen Vorratsschrank, der mit Tauen, Ketten, Segeltuch, Lukendeckeln, Maschinenteilen und anderem Gerät voll gestopft war, das man brauchte, um ein Boot im harten Einsatz zu warten. Den Geräuschen lauschend, die die an Bord gehende Crew verursachte, schob er Gerätschaften zur Seite, bis er sich einen freien Raum geschaffen hatte. Draußen vor seinem Versteck hallten jetzt Schritte. Er zwängte sich in die freigelegte Höhle und zog einen Lukendeckel darüber, zog die Beine an und ließ sich, den Rücken gegen das Schott gepresst, zu Boden sinken. Seine Hose war nass und klebrig.

Oben hallten jetzt Rufe, und dann blieben zwei Paar Füße vor seiner Tür stehen. Stimmen in arabischer Sprache redeten durcheinander. Plötzlich lachte einer der Männer, dann auch der

andere, und er lauschte erleichtert, wie die beiden sich entfernten. Während ihre Stimmen verhallten, erwachten die mächtigen Aggregate des Bootes – vermutlich überdimensioniert – zu pulsierendem Leben und ließen das ganze Fahrzeug erzittern. Der Anker wurde hochgezogen, klirrte gegen die Bootswand, und er spürte, wie das Boot sich zur Seite legte.

Er wurde gegen eine Taurolle an seiner linken Seite gepresst, dann drückte ihn die Beschleunigung gegen das Schott. Als das Boot mit einem Satz Tempo aufnahm, fing sein Kreuz an zu schmerzen. Trotzdem lächelte er. Er war am Leben, hatte seine Walther in der Hand und konnte hoffen, am Ende der Fahrt Antwort auf quälende Fragen zu bekommen.

Randi stand unter dem Leuchtturm Far de la Mola, unweit der Statue des berühmten französischen Schriftstellers Jules Verne und starrte über das Meer auf die schnell kleiner werdende Silhouette des sich in südlicher Richtung entfernenden Schnellboots. »Ist er gut aufs Boot gekommen?«

»Ja«, versicherte ihr Max. »Nachdem alle an Bord waren und sie den Anker eingezogen hatten, war nichts zu bemerken. Keine Unruhe und kein Kampf, also denke ich, dass er ein Versteck gefunden hat. Was ist aus dem Offroader geworden, den Sie verfolgt haben?«

»Wir konnten bis in die Innenstadt von Barcelona an ihnen dranbleiben; dort haben wir sie verloren.«

»Glauben Sie, dass die Sie bewusst abgehängt haben?«

»Ja. Und sie waren nicht schlecht.« Sie verzog das Gesicht. »Anschließend hat uns Salinger, der Stationschef in Madrid, durchgegeben, dass sie einen Helikopter angefordert haben. Wir brauchten eine Weile, bis wir die richtige Charterfirma gefunden und aus denen den Zielort herausgequetscht hatten. Dann sind wir hierher geflogen.«

»Das könnte schlecht für Jon sein.«

Randi nickte besorgt und starrte aufs Meer hinaus, wo das

Schnellboot inzwischen im grauen Nebel am Horizont verschwunden war. »Ich weiß. Selbst wenn Jon sicher dort ankommt, wo die jetzt hinfahren, wird er es nicht leicht haben.«

»Was zum Teufel machen wir dann?«

»Lassen Sie den Seahawk auftanken, damit wir nach Nordafrika fliegen können.«

»Der hat Zusatztanks, schafft es also auch so. Aber wenn wir versuchen, dem Boot zu folgen, werden sie uns mit Sicherheit entdecken.«

»Das werden wir auch nicht tun«, entschied Randi. »Wir stellen fest, wo sie sind, und fliegen dann geradewegs nach Afrika. Sie werden uns sehen. Ohne Zweifel werden sie das. Aber wenn wir weiterfliegen, ohne Interesse zu zeigen, dann werden sie davon ausgehen, dass wir ein ganz gewöhnlicher Hubschrauber ohne besondere Bedeutung für sie sind.«

»Warum sollen wir dann überhaupt über sie wegfliegen?«

»Um sicher zu sein, dass sie Kurs auf Afrika genommen haben und nicht auf Spanien oder gar Korsika.«

»Und was dann?« Max wartete.

»Dann setzen wir alles ein, was wir in die Finger bekommen können, um sie zu finden.« Ihre dunklen Augen wandten sich wieder besorgt dem Meer zu.

Marseille

Die fast ausschließlich von Fischern besuchte Kneipe stand zwischen einer Anzahl anderer verwitterter Gebäude ein Stück oberhalb der an den Kais vertäuten Fischerboote. Das Zwielicht hatte sich über die Stadt gesenkt, und auf der Hafenmole herrschte das übliche Gedränge, das darauf hindeutete, dass die Boote hereingekommen waren und der Fischmarkt im vollem Gang war. In dem lauten Stimmengewirr

in der alten Bar herrschten Französisch und Arabisch vor.

Ein nicht besonders großer, kräftig gebauter Mann bahnte sich langsam den Weg durch die Wolken von Zigarettenrauch. Er ging wie ein Seemann, der gerade erst an Land gekommen ist. Der Mann trug Jeans, ein schmutziges T-Shirt, unter dem muskulöse Arme zu sehen waren, und die weiße Mütze eines Handelsmatrosen mit schwarzem Rand und glänzendem schwarzem Schild.

Als er die mit Kupferblech verkleidete Bar erreicht hatte, beugte er sich zu dem Barkeeper und sagte in gebrochenem Französisch: »Ich soll mich hier mit einem Bootskapitän namens Marius treffen.«

Der Barmann verzog das Gesicht, als er das schlechte Französisch hörte, und musterte den Fremden von Kopf bis Fuß. »Engländer?«, fragte er schließlich.

»*Oui*.«

»Von dem Containerschiff, das gestern aus Japan hereingekommen ist?«

»Ja.«

»Sie sollten besser Französisch lernen, wenn Sie hierher kommen.«

»Das werde ich in Erwägung ziehen«, antwortete der Engländer ungerührt. »Was ist mit Marius?«

Der Barkeeper musterte ihn einen Augenblick lang und wies dann mit einer ruckartigen Kopfbewegung auf einen Perlenvorhang, hinter dem sich offenbar ein Nebenraum verbarg.

Der englische »Matrose«, der Carsten le Saux hieß und in Wirklichkeit ausgezeichnetes Französisch sprach und auch kein Matrose war, bedankte sich in noch schlechterem Französisch, stelzte dann durch den Vorhang und setzte sich gegenüber dem einzigen Insassen des Raumes an einen zerkratzten Tisch.

Wie durch ein Wunder klang le Saux' Französisch jetzt völlig

akzentfrei. »Capitaine Marius?«

Der Mann an dem Tisch war gertenschlank, mittelgroß, mit dichtem schwarzem Haar, das er schulterlang trug und das jemand offenbar einfach mit dem Messer abgeschnitten hatte. Sein ärmelloses Hemd ließ einen Körper erkennen, der nur aus Knochen und Muskeln zu bestehen schien. Er kippte einen Marc hinunter, schob das leere Glas weg und lehnte sich zurück, als warte er darauf, dass gleich etwas Weltbewegendes geschehen würde.

Le Saux lächelte, allerdings nur mit dem Mund, nicht mit den Augen, und winkte einem Kellner in weißer Schürze zu, der neben einem leeren Tisch Staub fegte. »*Deux marcs, s'il vous plaît*.«

»Sind Sie der, der angerufen hat?«, fragte Kapitän Marius.

»Ja.«

»Sie sagten etwas von hundert Dollar?«

Carsten Le Saux griff in die Hosentasche und brachte eine Hundert-Dollar-Note zum Vorschein. Als er sie auf den Tisch legte, nickte der Kapitän, griff aber nicht danach. Jetzt wurden ihre Marcs gebracht, und die beiden Männer nippten bedächtig an ihren Gläsern. Schließlich meinte Le Saux: »Wie ich höre, hatten Sie mit Ihrem Boot vor ein paar Tagen einigen Ärger.«

»Wo haben Sie das gehört? Von wem?«

»Von jemand, der Bescheid weiß. Es klang überzeugend. Er hat gesagt, ein großes Schiff hätte Sie beinahe gerammt. Ein ziemlich unangenehmes Erlebnis, kann ich mir denken.«

Kapitän Marius studierte den Hundertdollarschein, faltete ihn schließlich zusammen und schob ihn in eine alte Geldbörse, die er aus seiner Hosentasche zum Vorschein brachte.

»Das war vor drei Tagen. Wir hatten so gut wie nichts gefangen, also bin ich zu einer Sandbank gefahren, die sonst kaum einer kennt. Mein Vater war immer dort, wenn er nichts

in den Netzen hatte.« Er holte ein zerdrücktes Päckchen Zigaretten mit arabischer Aufschrift aus der Hemdtasche und zog zwei verbogene, übel riechende algerische Zigaretten heraus.

Le Saux nahm eine. Marius zündete beide an, blies eine giftig riechende Wolke in den Raum und beugte sich vor. Seine Stimme klang eindringlich, als stünde er noch ganz unter dem Eindruck der Ereignisse. »Es kam einfach aus dem Nichts. Wie ein Wolkenkratzer, oder wie ein Berg. Eher wie ein Berg vielleicht, es war nämlich riesengroß. Nur dass es sich bewegt hat. Ein Monstrum also, das geradewegs auf mein kleines Boot zusteuerte. Keine Lichter, innen nicht und außen auch nicht, also dunkler als die Nacht. Später habe ich gesehen, dass die Positionslichter eingeschaltet waren, aber wer konnte die schon so weit oben sehen, äh?« Er lehnte sich zurück und zuckte die Schultern, als ob das alles jetzt nichts mehr zu besagen hätte. »Es hat uns ganz knapp an Backbord verfehlt. Wir hätten kentern können, aber jetzt bin ich hier.«

»Die Charles de Gaulle?«

»Oder Der Fliegende Holländer, hä?«

Carsten Le Saux lehnte sich ebenfalls zurück. Er wirkte nachdenklich. »Warum sollte so ein Schiff unbeleuchtet fahren? Waren Zerstörer dabei? Andere Schiffe?«

»Ich habe keine gesehen.«

»Welchen Kurs fuhr es?«

»Der Kielwelle nach zu schließen würde ich sagen Südsüdwest.«

Le Saux nickte. Dann winkte er dem Kellner zu und bestellte zwei weitere Marcs. Er schob seinen Stuhl zurück, stand auf und lächelte auf den Fischerbootskapitän hinunter.

»*Merci*. Seien Sie vorsichtig dort draußen.« Er zahlte den Kellner beim Hinausgehen.

Das Zwielicht war in indigofarbene Nacht übergegangen. Der salzige Geruch nach Fischen mischte sich in den Dunst von Alkohol. Le Saux blieb stehen, blickte auf den Wald von Masten hinaus und lauschte dem eintönigen Klatschen der Taue gegen hölzerne Schiffsrümpfe. Der alte Hafen hatte hier seit der Zeit der Griechen im siebten vorchristlichen Jahrhundert für den Lebensunterhalt der einen oder anderen Stadt gesorgt. Er sah sich um, als wäre er ein Tourist, und ging dann schnell an den Kais entlang. Zu seiner Linken, auf einem Hügel hoch über Marseille, strahlte die prunkvoll geschmückte Basilika von Nôtre Dame de la Garde, die Behüterin der modernen Stadt, im Lichterglanz.

Schließlich bog er in einer schmalen Seitenstraße in einen alten Ziegelbau und stieg die Treppe zu einem Zweizimmer-apartment im dritten Stock hinauf. In der Wohnung angelangt, setzte er sich aufs Bett, griff nach dem Telefon und wählte.

»Howell.«

»Wie wär's mit einem freundlichen ›Guten Abend‹?«, brummte Le Saux. »Aber nein, das nehme ich zurück. Da du ja ganz allgemein ein mürrischer Typ bist, würde ich auch ein schlichtes ›Hallo‹ akzeptieren.«

Ein Schnauben am anderen Ende der Leitung. »Wo zum Teufel steckst du, Carsten?«

»Marseille.«

»Und?«

»Nun, die de Gaulle war, ein paar Stunden bevor General Moore wieder in Gibraltar aufgetaucht ist, im Südwesten von Marseille auf See. Ich habe mich informiert, ehe ich mit dem Kapitän des Fischerboots gesprochen habe, und festgestellt, dass zu der Zeit keine Manöver angesagt waren, weder seitens der NATO noch seitens der französischen Marine. Übrigens die ganze Woche nicht. Die de Gaulle war auf Südwestkurs in Richtung auf die spanische Küste unterwegs. Und – jetzt hör

mir gut zu – sie ist unbeleuchtet gefahren.«

»Unbeleuchtet, wie? Interessant. Saubere Arbeit, Carsten, danke.«

»Hat mich zweihundert Dollar gekostet.«

»Eher hundert, aber ich schicke dir die hundert in Pfund.«

»Großzügigkeit belohnt sich selbst, Peter.«

»Wenn es nur so wäre, wenn es nur so wäre. Halt die Augen und Ohren offen, ich muss wissen, weshalb die de Gaulle dort draußen war.«

25

Im Mittelmeer, vor der algerischen Küste

Stundenlang durchpflügte das Schnellboot die Wellen. Jon hielt sich wie ein in einer Falle gefangenes Tier wach, indem er alle möglichen Spiele mit sich spielte und sich Mühe gab, die Vergangenheit in möglichst vielen Details zu rekonstruieren … die viel zu kurze Zeit mit Sophia … seine Arbeit als Virenjäger bei USAMRIID … den eine halbe Ewigkeit zurückliegenden Einsatz als Geheimagent in Ostberlin. Und dann auch dieser fatale Fehler in Somalia, als es ihm nicht gelungen war, das Virus, das schließlich zum Tod von Randis Verlobten geführt hatte, richtig zu identifizieren. Er empfand immer noch Schuldgefühle, obwohl er wusste, dass das ein Diagnosefehler war, der jedem Arzt hätte unterlaufen können und der auch vielen unterlaufen war.

Die Jahre zogen an Jon vorbei, und wie die Zeit sich so dahinschleppte und das Boot ihn weiter durchrüttelte, begann er sich zu fragen, ob diese Reise je enden würde. Er sank in unruhigen Schlaf. Als die Tür zu dem Lagerraum sich öffnete, war er jedoch sofort hellwach. Er schob den Sicherungshebel seiner Walther zurück. Jemand trat ein, und er konnte hören, wie der Mann herumsuchte. Die Minuten zogen sich in die Länge, und er spürte, wie ihm der Schweiß aus den Achselhöhlen rann. Der Matrose murmelte etwas in arabischer Sprache, was Jon nicht recht verstand, bis ihm bewusst wurde, dass der Mann offenbar einen bestimmten Schraubenschlüssel holen wollte.

Gegen eine Welle von Klaustrophobie ankämpfend, versuchte Jon sich ein Bild von dem Lagerraum zu machen und

fragte sich, ob er vielleicht unbewusst den verdammten Schlüssel irgendwo verräumt hatte. Er fluchte innerlich und hörte fast im gleichen Augenblick, wie der Matrose ebenfalls einen Fluch ausstieß, nur laut. Aber seine Stimme klang erfreut, nicht verärgert. Er hatte das Werkzeug gefunden. Bald entfernten sich seine Schritte.

Als die Tür sich schloss, atmete Jon tief durch. Er wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn, sicherte seine Waffe wieder und ließ sich erleichtert gegen die Wand sinken. Fast im gleichen Augenblick krachte das Boot wieder auf eine Welle herunter.

Immer wieder sah er auf seine Armbanduhr. In der sechsten Stunde veränderte sich das Motorengeräusch plötzlich, klang jetzt weniger dröhnend, und die Fahrt verlangsamte sich. Bald kam es ganz zum Stillstand, und man konnte das metallische Ächzen des Ankers hören. Die Ankerkette rasselte, und gleich darauf traf der schwere Anker auf dem Meeresboden auf. Das bedeutete, dass sie sich in flachem Wasser befanden. Das schrille Kreischen von Möwen verriet ihm, dass sie in Landnähe waren.

Auf Deck waren leise Geräusche zu hören. Mehrere weiche, klatschende Laute, und dann klang es, als würde jemand über die Bootswand klettern. Die ganze Zeit waren keine Stimmen zu hören. Die Mannschaft verhielt sich so leise, wie das nur gerade möglich war. Jon lauschte eine Weile dem Ächzen von Rudern und dem kontrollierten Klatschen, wenn sie ins Wasser eintauchten, dann verhallten die Geräusche. Bedeutete das, dass die Besatzung die Barkasse und das Schlauchboot zu Wasser gelassen hatten? Er konnte das nur hoffen.

Er wartete. Das Boot hob und senkte sich rhythmisch, immer wieder begleitet vom Krachen schwerer Wellen. Während die See den Rumpf umspülte, schien das Schiff zu seufzen, und dann war es, als würde es allmählich zur Ruhe kommen. Schweigen ringsum.

Er schob den Lukendeckel über seinem Kopf vorsichtig weg und stand langsam auf, wartete, bis das Gefühl in seine Glieder zurückkehrte. Sich streckend, blickte er unverwandt auf den schmalen Lichtstreifen unter der Tür. Schließlich kletterte er aus seinem Loch. Als er sich durch den dunklen Raum auf die Tür zubewegte, stieß er mit dem Knie gegen ein Maschinenteil, das laut klirrend umfiel.

Er erstarrte, lauschte. Auf dem Deck über ihm war kein Laut zu hören. Er bewegte sich immer noch nicht, wartete. Eine Minute. Zwei. Aber niemand kam die Treppe herunter.

Tief durchatmend, öffnete er die Tür und spähte in beide Richtungen. Der Gang war leer. Er trat durch die Türöffnung, schloss die Tür hinter sich und ging nach vorne auf den Niedergang zu. In dem Augenblick war ihm das nicht bewusst, aber er hatte seine Wachsamkeit verringert, verließ sich jetzt darauf, dass niemand mehr an Bord war. Alles schien wieder ganz so, wie er es ursprünglich vorgefunden hatte.

In diesem Augenblick trat ein kräftig aussehender Mann aus einer der kleinen Schlafkabinen und richtete eine Pistole auf Jon. Er hatte einen Fez auf dem Kopf, und die Augen in dem mit Bartstoppeln bedeckten Gesicht blickten bösartig.

»Wer zum Teufel sind Sie? Wo kommen Sie her?« Sein Englisch hatte einen levantinischen Akzent. Ägypter?

Erschreckt warf Jon sich auf den Mann, packte das Gelenk der Hand, die die Waffe hielt, mit der Linken und zog mit der Rechten seinen Dolch.

Von dem plötzlichen Angriff verblüfft, versuchte der Mann sich zu befreien. Er zuckte zurück, verlor das Gleichgewicht, und Jon setzte zu einem Kinnhaken an, aber der Bursche erholte sich von seinem Schrecken, wich aus und rammte Jon die Pistole in die Seite, den Finger am Abzug.

Jon konnte sich gerade noch rechtzeitig wegducken. Der Mann drückte ab, und der Schuss hallte wie ein Kanonenschlag

durch den engen Gang. Die Kugel verfehlte Jon und bohrte sich in eine Kabinenwand. Bevor der Gegner erneut abdrücken konnte, stieß Jon ihm seinen Dolch in die Brust.

Der Terrorist ging zu Boden, landete hart auf den Knien … seine schwarzen Augen flammten. Dann sackte er mit einem Grunzlaut vornüber zusammen.

Jon kickte ihm die Pistole – eine 9-mm-Glock – aus der Hand, zog die Walther aus dem Gürtel und trat einen Schritt zurück. Der Mann lag bewegungslos auf dem Boden, unter ihm bildete sich allmählich eine Blutlache.

Jon beugte sich über ihn und tastete nach seinem Puls. Der Mann war tot.

Als Jon sich wieder aufrichtete, merkte er, dass er zitterte. Nach der langen erzwungenen Untätigkeit hatten seine Nerven und Muskeln zu plötzlich reagieren müssen. Er bebte am ganzen Körper wie ein Rennwagen, der plötzlich aus voller Fahrt abgebremst wird. Er hatte nicht vorgehabt, den Mann zu töten. Er hielt überhaupt nichts davon, andere Menschen zu töten, aber ihm war keine Wahl geblieben.

Als sein Zittern aufhörte, stieg er über die Leiche hinweg und kletterte die Treppe hinauf aufs Deck. Die Nachmittagssonne begrüßte ihn.

In den Treppenschacht geduckt, sodass er gerade über die Deckplanken hinwegsehen konnte, schaute er sich um. Niemand in Sicht. Das Hochgeschwindigkeitsboot verfügte nur über wenige Aufbauten, um dem Wind keinen Widerstand zu leisten. Das Deck war flach und bis zur Brücke, auf der niemand zu sehen war, völlig leer. Barkasse und Schlauchboot waren verschwunden.

Immer noch äußerst vorsichtig, kroch er die restlichen Stufen hinauf und schob sich auf die Brücke zu, von der aus er den Rest des Bootes überblicken konnte. Nirgendwo eine Bewegung. Auf der Brücke fand er ein Fernglas. Im Westen

hing die Sonne wie ein zitronengelber Feuerball am Horizont. Die Luft kühlte schnell ab, aber schließlich war es nach seiner Uhr, Pariser Zeit, auch bereits nach sechs Uhr. Der Zeit nach zu schließen, die die Fahrt hierher gedauert hatte, und im Hinblick auf die Fahrtgeschwindigkeit des Bootes vermutete er, dass er sich wahrscheinlich noch in derselben Zeitzone befand oder allerhöchstens nicht viel weiter.

Mit dem Fernglas suchte er das im Licht der untergehenden Sonne liegende Ufer ab. Er sah einen weitgehend glatten Strand und darauf etwas, das wie Gewächshäuser aussah. Die Gewächshäuser standen mehrere Reihen tief und reichten landeinwärts. In der Nähe erstreckte sich ein Zitrushain von der Küste ins Landesinnere. Er konnte an den Bäumen Orangen reifen sehen. Es gab auch einen ziemlich großen Felsvorsprung, der ins Meer hinausragte und den offensichtlich eine lange, wenigstens drei Meter hohe weiße Mauer begrenzte. Die große Höhe beeindruckte ihn, und er studierte den Vorsprung. Dunkle Olivenbäume und Palmen zeichneten sich deutlich vor der Mauer ab, und dahinter war ein von einer Kuppel gedecktes Gebäude zu erkennen.

Er ließ sein Glas und den Blick wandern. Auf der äußersten rechten Seite konnte man dicht am Meer Autos über eine offenbar recht gut ausgebaute Fernstraße dahinrasen sehen. Er schwenkte das Fernglas im Halbkreis: Hinter all dem, was er bisher beobachtet hatte, erhob sich eine Hügelkette und dahinter höhere Berge.

Jon senkte das Glas und überlegte … das war nicht Frankreich. Südspanien vielleicht? Aber auch das bezweifelte er. Nein, das sah eher wie Nordafrika aus, und nach den Gewächshäusern, dem breiten Sandstrand, den Palmen, den Hügeln, der Straße und den Fahrzeugen zu schließen – und auch nach der Zeit, die die Reise hierher gedauert hatte –, vermutete er, dass das Boot vor Algerien vor Anker lag, wahrscheinlich nicht weit von Algier entfernt.

Er hob sein Fernglas, um noch einmal die Mauer zu studieren. Die Strahlen der Nachmittagssonne waren inzwischen noch länger geworden und wurden jetzt von der weißen Mauer reflektiert, als bestünde sie aus Chrom. Sie blendeten ihn fast. Im grellen Licht konnte man dünne Staubschleier tanzen sehen, und das ließ die Mauer undeutlich und verschwommen erscheinen. Es sah beinahe so aus, als würde sie wogen. Seine Sicht war so behindert, dass er die Gebäude dahinter nicht erkennen konnte. Er suchte den Strand ab, aber da war nirgends ein Schlauchboot oder eine Barkasse zu sehen.

Er schob die Lippen vor, ließ das Glas sinken und überlegte. Diese hohe, äußerst massiv wirkende Mauer, die allem Anschein nach den ganzen Felsvorsprung einschloss, faszinierte ihn.

Er eilte unter Deck in den Lagerraum zurück, weil er sich erinnerte, dort einen Plastikeimer gesehen zu haben. Schnell zog er sich wieder bis auf die Unterhose aus und verstaute seine Kleider, die Pistole und den Dolch in dem Eimer. Wieder an Deck angelangt, trug er seine Habseligkeiten über die schwankende Strickleiter zu der dunkler werdenden Meeresoberfläche hinunter. Er glitt ins kühle Wasser und schwamm auf die Küste zu, schob dabei den Kübel vor sich her, bemüht, möglichst wenig Wellen zu erzeugen, weil die die Sonnenstrahlen reflektieren und damit auf ihn aufmerksam machen könnten.

Müde erreichte er schließlich das Land; die lange Fahrt in dem engen Raum und die Last der Ereignisse hatten ihn mitgenommen. Aber als er im Schwimmen innehielt und Wasser trat, um die weiße Mauer zu studieren, durchflutete ihn neue Energie. Die Mauer war höher, als er von dem Boot aus geschätzt hatte – über vier Meter hoch. Und sogar noch interessanter war, dass die Mauer an der Oberseite von mehreren Reihen Stacheldraht gesäumt war, wie eine

Dornenkrone. Jemand hatte sich wirklich alle Mühe gegeben, um Eindringlinge fern zu halten.

Während er darüber nachdachte, schwamm er fast lautlos bis an das Ende des Felsvorsprungs und spürte dabei, wie sowohl das Wasser als auch die Luft kälter wurden, als das Zwielicht sich wie eine düstere Hand darüberlegte. Der am weitesten ins Meer ragende Punkt des Felsvorsprungs war mit dichtem Gestrüpp und Palmen bewachsen. Er schwamm weiter, sah aber nirgends eine Spur von irgendwelchen Gebäuden.

Dann lächelte er: Dort am Strand lagen die Barkasse und das Schlauchboot, dicht an das wuchernde Gestrüpp herangezogen. Er fing an, Fortschritte zu machen.

Seine Schwimmzüge wurden kräftiger, und er schwamm weiter, bis er eine Stelle fand, wo die Vegetation so dicht ans Meer reichte, dass sie fast in die Wellen tauchte; hier endete auch die weiße Mauer, wie um der grünen Wand der Natur ihren Tribut zu zollen. Wieder hielt er inne und trat Wasser, beobachtete diesmal die Küstenlinie, ob sich dort etwas bewegte. Nach einer Weile schob er seinen Eimer auf das dichte Gestrüpp zu und kroch auf den von der Sonne immer noch warmen Sand. Er blieb dort eine ganze Minute lang liegen, spürte, wie sein Herz pochte, und genoss die Wärme, die der heiße Sand ausstrahlte.

Dann richtete er sich auf und rannte barfuss in das Gestrüpp hinein, wo er bald eine kleine Lichtung fand, über die sich bereits die Schatten gelegt hatten und die vom Duft der Erde und des frischen Grüns erfüllt war. Unter einer Dattelpalme zog er sich schnell an, steckte sich die Walther in den Hosenbund, verwahrte den Dolch in einer mit Klettverschluss an seinem Unterschenkel befestigten Scheide und versteckte den Eimer. Er arbeitete sich durch die Büsche und Bäume, darauf bedacht, den Strand nicht aus den Augen zu verlieren, bis er schließlich auf einen schmalen Trampelpfad traf. Er kauerte sich nieder, suchte nach Spuren und entdeckte bald

Fußabdrücke mit einer ganz ähnlichen Struktur wie die Sohlen der Sportschuhe, die er trug. Die jüngsten Abdrücke – ein Durcheinander mehrerer Füße – führten von der Stelle weg, wo das Beiboot und das Floß vertäut waren.

Davon ermutigt, holte er die Pistole heraus und folgte dem Pfad weitere fünfzehn Meter landeinwärts, bis er eine weite, offene Fläche erreichte, die jetzt im Schatten lag. Er sah Olivenbäume und Dattelpalmen, dahinter stieg das Land allmählich an. Auf der kleinen Anhöhe stand eine große weiße Villa, die eine mit Mosaikfliesen eingelegte weiße Kuppel krönte. Das war die Kuppel, die er vom Boot aus gesehen hatte.

Die Villa schien völlig isoliert dazustehen und wirkte auf den ersten Blick verlassen. Da ging niemand im Garten herum oder arbeitete dort, und da saß auch niemand auf den blauen schmiedeeisernen Möbeln, die über die lange Terrasse verstreut standen. Auch durch die offenen Terrassentüren konnte er keinen Menschen sehen. Es gab keine Autos oder andere Fahrzeuge. Die einzige Bewegung, die er wahrnahm, waren wallende Vorhänge hinter offenen Fenstern. Aber dann kamen von irgendwo in der Ferne Stimmen. Sie tönten im Chor in einer Art Marschrhythmus, und gelegentlich hallte von weit her ein Schuss. Offensichtlich war hier mehr im Gange, als ein zufälliger Besucher auf den ersten Blick vielleicht annehmen konnte.

Wie um diese Ansicht zu beweisen, erschien in diesem Augenblick am hinteren Ende des Hauses ein Mann in einer britischen Tarnuniform und mit einem afghanischen Puggaree auf dem Kopf. Er trug eine AK-47 an einem Schulterriemen.

Jon spürte, wie sein Puls sich beschleunigte. Er sank hinter einen Busch und sah zu, wie an der anderen Ecke der Villa ein zweiter Wachmann auftauchte. Dieser Mann trug keine Kopfbedeckung, war mit Jeans und einem Flanellhemd bekleidet und sah orientalisch aus. In der linken Armbeuge trug er eine leichte Maschinenpistole amerikanischer Bauart, eine M60E3. Die Wege der beiden kreuzten sich unter den

Terrassenstufen, und dann entfernten sie sich wieder in entgegengesetzter Richtung, patrouillierten um das Haus.

Jon blieb völlig reglos. Augenblicke später erschien ein dritter Posten, diesmal aus dem Inneren des Hauses. Er war ebenso gut bewaffnet wie die anderen und stand mit einem Sturmgewehr im Arm auf der Terrasse. Sein Blick suchte das Gelände ab, dann ging der Mann wieder ins Haus. Fünf Minuten später tauchten die beiden Posten, die außen um das Haus patrouillierten, wieder auf, kurz darauf gefolgt von einer vierten Wache, der aus der Villa auf die Terrasse trat. Sie hatten also vier Wachen im Einsatz.

Jetzt, wo Jon anfing, ein Muster zu erkennen, war es Zeit, sich Zugang zum Inneren der Villa zu verschaffen. Er arbeitete sich im weiten Bogen durch die dichte grüne Vegetation zurück, bis er in der Nähe der Vorderseite des Gebäudes eine versteckte Tür fand. Die weitläufige Villa reichte hier näher an den dschungelähnlichen Wald als an jedem anderen Punkt. Er sah immer noch keine Fahrzeuge, ja, nicht einmal eine Zufahrt, die sich vermutlich auf der anderen Seite der Villa befand. Die fernen Stimmen in ihrem gleichmäßigen Chor jagten ihm einen kalten Schauer über den Rücken. Er konnte jetzt arabische Worte ausmachen, eine Litanei des Hasses auf Israel und Amerika, den großen Satan.

Als der Wachposten um die hintere Ecke verschwand, trat Jon aus dem Schutz der Büsche hervor und rannte zu der versteckten Tür. Sie war nicht versperrt. In Anbetracht der Tatsache, dass die offenen Fenster eine Unzahl von Zugängen zu dem Haus bildeten, überraschte das nicht. Trotzdem blieb er vorsichtig und öffnete die Tür zunächst nur ganz langsam und Zentimeter um Zentimeter. Hinter ihr sah er einen auf Hochglanz polierten Fliesenboden, teures arabisches Mobiliar, moderne abstrakte Gemälde, die alles andere als traditionell waren, aber nicht gegen arabische Empfindlichkeiten verstießen, außerdem schmale, mit Vorhängen verhängte

Nischen, in denen man lesen und meditieren konnte, aber keinen einzigen Menschen.

Er schob sich hinein, die Pistole schussbereit mit beiden Händen vor sich ausgestreckt haltend. Jetzt wurde durch einen traditionellen maurischen Bogen ein weiter Raum sichtbar, ganz ähnlich dem ersten. In diesem Land, das von einer langen Reihe von Eroberern und Siedlern immer wieder überrannt und besetzt worden war, hatten die Araber den nachhaltigsten Einfluss hinterlassen und bildeten weiterhin eine Mehrheit. Trotz der Hartnäckigkeit der Berberstämme und der Macht der französischen Bürokraten und Beamten waren manche Araber immer noch bemüht, Algerien wieder unter volle islamische Kontrolle zu bekommen, ein Vorhaben, das sich bisher als langwierig, schwierig und äußerst blutig erwiesen hatte. Das war auch die Erklärung dafür, weshalb so viele islamische Bewohner des Landes fundamentalistische Killer unterstützten und bei sich versteckten.

Der nächste Raum war so leer wie der erste, und Smith arbeitete sich vorsichtig durch weitere kühle, schattige Räume, ohne dabei auf jemanden zu treffen. Dann hörte er vor sich Stimmen.

Noch vorsichtiger werdend, schlich er weiter und hörte die Stimmen jetzt immer deutlicher. Schließlich erkannte er eine Stimme – Mauritania. Er hatte ein Versteck des Halbmondschildes gefunden. Vielleicht sogar das Hauptquartier. In eine Ecke gedrückt, lauschte er. Das Echo, das die Stimmen verursachten, verriet ihm, dass die Parlierenden sich in einem großen Raum mit einer hohen Decke befanden, wesentlich höher als die Räume, durch die er bisher gekommen war.

Er schlich weiter, bis offenkundig war, dass sich hinter dem nächsten Bogen Menschen aufhielten. Er presste sich gegen die Wand daneben, spähte durch den Bogen und sah die Rücken von ein paar Dutzend Männern, die in einem großen Saal unter der mächtigen Kuppel des Gebäudes versammelt waren. Es handelte sich um eine wild zusammengewürfelte Gruppe –

Beduinen in ihren langen Umhängen, Indonesier in hochmodischen Levis und Designer-T-Shirts, Afghanen in Pyjamahosen mit ihren typischen Puggarees, die sie um den Kopf geschlungen trugen. Alle waren bewaffnet, von modernsten Sturmgewehren bis hin zu zerbeulten, mitgenommenen alten Kalaschnikows. Vorne im Raum saß der kleine, täuschend mild aussehende Mauritania in einem langen weißen Umhang auf der Kante eines Bibliothekstisches. Er sprach französisch. Die Männer lauschten ihm mit gebannter Aufmerksamkeit.

»Dr. Suleiman ist eingetroffen und ruht sich aus«, verkündete Mauritania. »Er wird mir bald berichten, und sobald auch Abu Auda eintrifft, beginnt der Countdown.«

Die versammelten Terroristen brachen in erregtes *Alahu Akbar*-Geschrei und andere Ausrufe in Dutzenden von Sprachen aus, von denen Jon die meisten nicht verstand. Sie fuchtelten wild mit ihren Waffen.

»Man nennt uns Terroristen«, fuhr Mauritania fort, »aber das sind wir nicht. Wir sind *Guerillas,* Soldaten im Dienste Allahs, und mit Allahs Hilfe werden wir triumphieren.« Er hob beide Hände und brachte den Tumult zum Schweigen. »Wir haben das Gerät des Franzosen erprobt. Wir haben die Aufmerksamkeit auf Amerika fehlgeleitet. Und jetzt werden wir die Amerikaner blenden und zum Verstummen bringen, damit sie ihre jüdischen Lakaien nicht warnen können, wenn der russische taktische Marschflugkörper gestohlen und auf seinen glorreichen Weg gebracht wird, um die Zionisten aus unserem Geheiligten Land zu vertreiben!«

Diesmal war das Gebrüll so laut und die wilden Schreie so heftig und schrill, dass man hätte meinen können, die Kuppel würde davon ins Zittern geraten.

Als der Lärm sich legte, verfinsterte sich Mauritanias Gesicht. »Es wird eine große Explosion sein«, versprach er. »Sie wird sie alle zerstören. Aber auch die Hand des Großen

Satans reicht weit, und viele von unseren Leuten werden den Tod finden. Das erfüllt mich mit Trauer. Dass wir auch nur einen einzigen Sohn Mohammeds verlieren werden, zerreißt mir das Herz. Aber es muss geschehen, um das Land zu säubern und dieser Bastardnation von Zion ein Ende zu machen. Wir werden das Herz Israels auslöschen. Unsere Leute, die dabei sterben, werden Märtyrer sein und geradewegs in die Arme Allahs wandern, zu ewigem Ruhm.«

Wieder hallten Rufe. Jon spürte, wie ihm das Blut gefror. Ein Atomangriff also, und nicht auf die Vereinigten Staaten gerichtet. Das Ziel war Israel. Nach dem, was Mauritania gesagt hatte, hatten sie vor, mithilfe des DNS-Computers einen taktischen Marschflugkörper sowjetischer Bauart neu zu programmieren, über Jerusalem, »dem Herzen Israels«, zur Detonation zu bringen und Millionen Menschen in jenem Land auszulöschen; zugleich auch hunderttausende anderer in benachbarten Staaten, alles arabischen Ländern, um sie für Mauritanias krankhafte Träume zu opfern.

Jon stieß sich von der Wand ab. Ihm blieb keine Zeit mehr. Er musste Dr. Chambord finden und den DNS-Computer zerstören. Irgendwo in diesem weitläufigen weißen Bau musste sich der Wissenschaftler aufhalten. Peter, Marty und Thérèse waren möglicherweise ebenfalls hier. In der Hoffnung, sie alle zu finden, eilte er geduckt durch die leeren Räume.

Marinestützpunkt, Toulon

Maître Principal Marcel Dalio verließ den Stützpunkt im Zwielicht durch das Sicherheitstor. Er war ein in vieler Hinsicht unauffälliger Mann, von mittlerer Größe, mittlerem Gewicht und bedächtigem Wesen. Auffällig an ihm war lediglich sein zerfurchtes Gesicht. Obwohl er mit fünfzig im besten Mannesalter stand, sah er gute zwanzig Jahre älter aus.

Das kam von den vielen Jahren, die er ständig der Sonne, dem Wind und der Salzluft ausgesetzt auf See verbracht hatte. Die Elemente hatten sein Gesicht zu einem Grand Canyon aus Schluchten, Spalten und Hochebenen geformt. Während er so dahinschritt, genoss er den Anblick, den der Hafen von Toulon mit seinen zahllosen Fischerbooten, Privatyachten und Kreuzfahrtschiffen bot, deren Saison gerade begann. Jetzt wanderte sein Blick aufs Meer hinaus, wo sein eigenes Schiff, der mächtige Flugzeugträger *Charles de Gaulle,* vor Anker lag. Er war stolz auf seinen Dienstrang als *Maître Principal,* was etwa dem Oberbootsmann in der deutschen Marine entsprach, und sogar noch stolzer, seinen Dienst auf der grandiosen *De Gaulle* leisten zu dürfen.

Dalio hatte gleich darauf sein Lieblingsbistro in einer schmalen Seitengasse des Kay Stalingrad erreicht, wo ihn der *Patron* mit Handschlag begrüßte, sich verbeugte und ihn wichtigtuerisch zu dem etwas abseits stehenden Tisch im hinteren Teil des Lokals führte, den Dalio bevorzugte.

»Was empfehlen Sie mir, Cesar?«, erkundigte sich Dalio.

»Madame hat sich heute mit ihrem *daube de boeuf* selbst übertroffen, Maître Principal.«

»Dann bringen Sie es mir. Und einen guten Côtes du Rhone.«

Dalio lehnte sich zurück und sah sich in dem kleinen Bistro um. Da es Frühling war und die Saison gerade erst begann, war das Restaurant, ganz wie er das erwartet hatte, noch ziemlich leer. Niemand zeigte Interesse an ihm oder seiner Uniform. Touristen pflegten uniformierte Franzosen in Toulon anzustarren, da viele von ihnen hauptsächlich deshalb hierher kamen, um den Marinestützpunkt zu sehen, in der Hoffnung, einen Blick auf die Kriegsschiffe zu erhaschen und, wenn sie Glück hatten, an einer Führung teilzunehmen.

Als sein Essen und der Wein gebracht wurden, aß Dalio sein *daube de boeuf* langsam und genießerisch, erfreute sich an dem

würzigen Geschmack des Rinderragouts, das nur die Frau des *Patron* so zubereiten konnte. Sein Côtes du Rhone leuchtete tiefrot wie Blut in seinem Weinglas, das er bald geleert hatte. Er beschloss seine Mahlzeit mit einer *tarte au citron* und ließ sich dann mit einer Demitasse Kaffee Zeit. Schließlich verließ er das Lokal und suchte das *Pissoir* dahinter auf. Wie alle Lokale am Kay Stalingrad lebte dieses Bistro fast das ganze Jahr über von den Touristen. Aus Rücksicht auf die gut zahlenden amerikanischen Gäste hatte der Inhaber deshalb nicht nur separate Toiletten für Männer und Frauen eingebaut, sondern in beiden sogar abgeschlossene Kabinen einbauen lassen.

Nachdem Dalio die Tür hinter sich geschlossen hatte, stellte er erleichtert fest, dass das *pissoir* offenbar leer war. Er beugte sich vor und prüfte, ob alle Kabinen das ebenfalls waren. Als er sich davon überzeugt hatte, schloss er sich in der Kabine ein, die man ihm genannt hatte, zog die Hose herunter und setzte sich. Er wartete.

Augenblicke später betrat ein Mann die Kabine daneben und sagte leise: »Marcel?«

»*Oui*.«

»Ganz ruhig, alter Freund, Sie brauchen ja keine Staatsgeheimnisse preiszugeben.«

»Sie wissen, dass ich das unter keinen Umständen tun würde, Peter.«

»Das stimmt«, bestätigte Peter Howell. »Was haben Sie herausgefunden?«

»Anscheinend …« Dalio hielt inne, als ein Mann die Toilette betrat, und fuhr erst fort, als der sich die Hände gewaschen und den Raum wieder verlassen hatte: »Offiziell hieß es, wir hätten Anweisung von der NATO, einem Ausschuss von EU- und NATO-Generälen zu demonstrieren, wie wir ohne Beleuchtung fahren.«

»Welche NATO-Generäle?«

»Einer davon war unser stellvertretender oberster Kommandeur, General Roland La Porte.«

»Und die anderen?«

»Die habe ich nicht erkannt«, erwiderte der *Maître Principal*, »aber ihren Uniformen nach zu schließen, waren es ein Deutscher, ein Spanier, ein Engländer und ein Italiener.«

Zwei weitere Männer drängten sich unter lautem Gelächter in die Toilette und unterhielten sich halb betrunken. Peter und Marcel Dalio in den Kabinen blieben ruhig und ließen das ziemlich unsinnige Gebrabbel über sich ergehen. Peter überlegte, ob das Verhalten der beiden echt war oder nur dazu diente, sie zu täuschen.

Als die Männer wieder hinausgegangen waren und sich darüber geeinigt hatten, wer den Versuch machen sollte, die Rothaarige auf dem Barhocker neben ihnen zu verführen, seufzte Peter: »Ein widerliches Pack. Also gut, Marcel … Sie haben mir die offizielle Lesart geliefert. Und wie lautet die inoffizielle?«

»Ja, ich hatte schon erwartet, dass Sie das fragen würden. Zwei von den Stewards haben mir unabhängig voneinander berichtet, dass die Generäle kein einziges Mal auf Deck waren. Sie haben die ganze Zeit in einer geschlossenen Sitzung unter Deck verbracht und das Schiff gleich danach wieder verlassen.«

Jetzt wurde Peter aufmerksam. »Wie haben sie das Schiff verlassen?«

»Mit Hubschraubern.«

»Sie sind mit ihren eigenen Hubschraubern auf das Schiff geflogen und haben es so auch wieder verlassen?«

Dalio nickte. Dann erinnerte er sich daran, dass Peter ihn nicht sehen konnte und sagte: »Das beobachteten die Stewards jedenfalls. Ich selbst war die meiste Zeit unter Deck und habe es deshalb nicht mit eigenen Augen gesehen.«

Da war General Moore also dabei, dachte Peter. Aber warum? »Hat einer von den Stewards gewusst, worum es bei der Besprechung ging?«

»Gesagt haben sie nichts.«

Peter strich sich über die Nase. »Sehen Sie zu, ob Sie es erfahren können, und wenn ja, dann rufen Sie mich unter dieser Telefonnummer an.« Er schob eine Karte, auf die er die Telefonnummer eines MI6-Kontaktbriefkastens geschrieben hatte, unter der Trennwand durch.

»Geht in Ordnung«, versprach Dalio.

»*Merci beaucoup, Marcel.* Sie haben jetzt etwas gut bei mir.«

»Ich werde es mir merken«, antwortete der *Maître Principal.* »hoffe aber, dass ich es nie brauchen werde.«

Peter verließ die Toilette als Erster, anschließend Dalio, der an seinen Tisch zurückkehrte und sich eine zweite Demitasse schmecken ließ. Wieder wanderte sein Blick müßig durch das Restaurant. Aber er sah niemanden, den er kannte oder der ihm verdächtig erschien. Peter selbst war natürlich nirgends zu sehen.

Westliches Mittelmeer, an Bord des Lenkwaffenkreuzers USS Saratoga

Die Einsatzzentrale des AEGIS-Waffensystemkreuzers glich einer dunklen, voll gestopften Höhle. Sie war von der fast geruchlosen, antiseptisch wirkenden Atmosphäre aller amerikanischen Regierungsanlagen erfüllt, in denen elektronisches Gerät im Einsatz war, für das der Steuerzahler Millionen von Dollar ausgegeben hatte. Randi saß hinter einem Fernmeldetechniker und sah den Lichtzeigern zu, die über die grünlich leuchtenden Radar- und Sonarbildschirme kreisten; dabei lauschte sie Max' Stimme, die über das Funkgerät hereinkam und sich bemühte, das stetige Dröhnen der Rotorblätter des Seahawk-Hubschraubers zu übertönen.

Der Chopper patrouillierte entlang der algerischen Küste, und Max hatte über Funk durchgegeben, dass er das Boot gefunden hatte, auf dem Jon als blinder Passagier unterwegs war.

»Es ist dasselbe Boot«, bellte seine Stimme.

»Sind Sie sicher?« Randi schob die Lippen vor und betrachtete den winzigen Lichtpunkt auf dem von der Seahawk übertragenen Radarbild.

»*Eindeutig.* Ich habe es schließlich lange genug studiert, während Jon hinausgeschwommen ist, und auch noch, nachdem er an Bord gegangen war.«

»Irgendwelche Anzeichen von Leuten? Von Jon?«

»Niemand und nichts!«, brüllte Max' Stimme.

»Dort draußen wird es allmählich dunkel. Wie weit sind Sie von dem Boot entfernt?«

»Über eine Meile, aber ich habe ein Nachtglas und kann es ganz deutlich sehen. Keine Barkasse und kein Schlauchboot an Bord.«

»Wo könnten die hingegangen sein?«

»Es gibt da eine große Villa auf einer kleinen Landzunge, die ins Mittelmeer hineinragt. Etwa eine halbe Meile landeinwärts stehen ein paar flache Bauten, bei denen es sich um Baracken handeln könnte. Und einen Exerzierplatz gibt es offenbar dort auch. Alles ziemlich abgelegen. Die Hauptstraße biegt vor dem Gelände ab und führt in einem Bogen nach Süden.«

»Sie können überhaupt keine Leute sehen? *Keinerlei Aktivität?*«

»Nichts.«

»Okay, kommen Sie zurück.« Randi ließ sich die Meldung durch den Kopf gehen. Nach einer Weile wandte sie sich dem jungen Petty Officer zu, den man ihr zur Unterstützung zugeteilt hatte. »Ich muss den Captain sprechen.«

Captain Lainson saß mit seinem XO, Commander Schröder,

in seiner Kabine beim Kaffee. Sie waren angewiesen worden, sich von ihrem Flugzeugträgergeschwader zu entfernen und eine, wie es den Anschein hatte, kleinere Geheimmission der CIA zu begleiten, und das hatte die beiden Offiziere nicht gerade in gute Laune versetzt. Aber als Randi ihnen jetzt ihre weiteren Absichten, und was sie dazu benötigte, schilderte, richteten sie sich in ihren Stühlen auf und hörten sichtlich interessiert zu.

»Ich denke, es sollte keine Mühe bereiten, Sie dort hinzubringen und uns in der Nähe bereitzuhalten, Agent Russell«, versicherte ihr Commander Schröder.

»Das ist doch mit Washington und der NATO abgesprochen, vermute ich?«, erkundigte sich Captain Lainson.

»So hat man es mir aus Langley gesagt«, erklärte sie entschieden.

Der Captain nickte mit undurchdringlicher Miene. »Wir bringen Sie also hin, geht klar. Aber was den Rest angeht, muss ich das Pentagon verständigen.«

»Dann tun Sie das möglichst schnell. Wir wissen noch nicht genau, mit was für einer Katastrophe wir es hier zu tun haben, aber eine kleine ist es ganz bestimmt nicht. Wenn wir dieser Bedrohung kein Ende machen, könnte der Verlust einer ganzen Flugzeugträgerkampfgruppe im Vergleich dazu wie ein Sieg aussehen.« Die skeptischen Blicke der Offiziere, in die sich ein Anflug von Unruhe mischte, entgingen Randi nicht. Sie verabschiedete sich und kehrte in ihr improvisiertes Quartier zurück, um sich dort umzuziehen.

26

Außerhalb von Algier

Nach einigem Suchen fand Jon den Flügel mit den Schlafzimmern der Villa. Hier gab es an einigen der Zimmer keine Vorhänge, sondern richtige Türen, die aus massivem Holz bestanden und mit Schnitzereien verziert waren. Die geschmiedeten Beschläge sahen so aus, als stammten sie noch aus der Zeit der ersten Araber- und Berberdynastien, Jon blieb an einem Seitenkorridor mit wunderschönen Mosaiken stehen, deren Muster am Boden begann und sich an den Wänden empor in die Decke hinein fortsetzte. Jeder Quadratzentimeter war mit perfekt angeordneten Halbedelsteinen und glasierten Fliesen bedeckt, viele davon mit Goldblatt. Die Räume an diesem Gang mussten offenbar von jemand sehr wichtigem benutzt worden sein. Vielleicht war das immer noch der Fall.

Er schlich durch den prächtigen Flur und kam sich dabei vor wie in einer gewaltigen Schatzkammer. Am Ende des Flurs blieb er stehen. Hier war die einzige Tür, und sie war nicht nur verschlossen, sondern auch von außen mit einem antik wirkenden Riegel versperrt, der noch genauso massiv wirkte wie an dem Tag, an dem man ihn geschmiedet hatte. Die Tür selbst wies feine Filigranbeschläge auf und war mit kunstvollen Schnitzereien verziert. Er presste das Ohr dagegen. Was er hörte, ließ sein Herz schneller schlagen – das Klicken einer Computertastatur.

Er zog den Riegel auf und drückte dann langsam und bedächtig die Klinke herunter, bis er eher spürte, als dass er es hörte, wie ein Mechanismus im Inneren der Tür ansprach. Er schob die Tür ein

paar Zentimeter weit auf, bis er einen behaglich mit westlichen Sesseln, Tischen, einem Bett und einem Schreibtisch möblierten Raum sah. Im hinteren Teil des Raums führte ein weiter Bogen in einen weiß getünchten Korridor.

Aber das Zentrum, das Herz des Raums, der Punkt, an dem Jons Blick haften blieb, war der lange, schmale Rücken von Émile Chambord, der über den Schreibtisch gebeugt dasaß und an einer Tastatur arbeitete, die mit einer kompliziert wirkenden Apparatur verbunden war. Jon erkannte sofort, was er da vor sich hatte. *Der DNS-Computer*.

Er vergaß völlig, wo er war und welche Gefahr ihn umgab, und musterte fasziniert die Geräte. Da war ein Glasbehälter zu sehen, in dem eine Anzahl silberblauer Gelpacks lag, die vermutlich die entscheidend wichtigen DNS-Polymere enthielten. Die einzelnen mit hauchdünnen Röhrchen miteinander verbundenen Gelpacks lagen alle in einem geleeartigen Schaum, der wohl Vibrationen verhindern und den Datenstrom stabil halten sollte. Der Behälter war allem Anschein nach temperaturkontrolliert, und das war sehr wichtig, da jegliche molekulare Interaktion in hohem Maße temperaturempfindlich war. Eine kleine digitale Anzeige diente offenbar der Feinabstimmung.

In der Nähe stand eine weitere Apparatur mit einer offenen Glaswand, die ebenfalls mit dünnen Röhrchen mit den Gelpacks verbunden war. Durch das Glas konnte er eine Anzahl kleiner Pumpen und Glasgefäße erkennen. Das musste der DNS-Synthesizer sein – die Feeder-Station für die Gelpacks. Auf der Schalttafel der Apparatur blinkten winzige Lichter.

Jon ließ Chambords Wunderwerk fasziniert auf sich einwirken. Oben auf dem Behälter lag ein »Deckel«, und an dem Verbindungsgerät zwischen dem eigentlichen Computer und den DNS-Packs war etwas zu erkennen, das wie eine dünne Platte aus weichem Metall aussah, die mit einem Bio-Film überzogen war – wahrscheinlich eine andere Art von molekularem Polymer. Er vermutete, dass es sich um ein

Sensorgerät handelte, das die chemische Energie der DNS absorbierte, ihre Struktur veränderte und Licht abstrahlte.

Eine geniale Idee – ein auf Licht basierender Molekularschalter. Chambord benutzte die DNS-Moleküle nicht nur als Rechenschaltkreise, sondern hatte noch eine weitere Molekülklasse in dem Sensor dafür eingesetzt, die Rechenoperationen zu *detektieren.* Eine brillante Lösung eines bislang unlösbar erschienenen Problems.

Jon merkte, dass er ehrfürchtig die Luft angehalten hatte, und atmete jetzt tief durch. Dann machte er sich wieder bewusst, weshalb er hier war, und dachte an die Gefahr, die diese Apparatur für die Welt darstellte. In Anbetracht der Tatsache, dass sie sich immer noch auf feindlichem Territorium befand, würde Fred Klein wollen, dass er sie sofort zerstörte. Aber Chambords Prototyp war nicht nur ein wissenschaftliches Wunderwerk, er war auch eine bahnbrechende Erfindung, die die Wissenschaft revolutionieren und das Leben für unzählige Menschen besser und leichter machen konnte. Wenn er den Prototyp jetzt zerstörte, würde es Jahre dauern, bis jemand anderer das, was er in diesem Augenblick und in diesem Raum vor sich sah, auch nur annäherungsweise würde wiederherstellen können.

Mit diesen zwiespältigen Gedanken schob Jon die Tür ein Stück weiter auf und trat ein. Er ließ die Klinke nicht aus der Hand, um ein Schnappen des Mechanismus zu vermeiden, und schloss die Tür leise hinter sich. Als der Klinkenmechanismus lautlos einrastete, traf er seine Entscheidung: Er musste einen einzigen Versuch wagen, den Prototyp sicher hier herauszubringen. Wenn der Versuch scheiterte, blieb ihm keine andere Wahl … als ihn zu zerstören.

Immer noch völlig lautlos, suchte er an der Innenseite der Tür nach einem Schloss, aber da war keines. Er drehte sich um und sah sich in dem großen, hellen Raum um, der elektrisch beleuchtet war, obwohl man die Villa bestimmt lange Zeit vor

der Erfindung der Elektrizität erbaut hatte. Die Fenster waren offen, und durch die hauchdünnen Vorhänge, die in der leisen Brise flatterten, wehte angenehm kühle Nachtluft herein. Aber die Fenster waren vergittert.

Sein Blick wanderte zu dem Bogen, hinter dem ein weiterer Gang zu erkennen war, und in dem Gang ein weiterer Bogen, der in einen dritten Raum führte. Offenbar war dies eine Anordnung von Räumen, die aus dem Hauptgebäude nur durch die Tür hinter ihm zugänglich waren und zu der es keinen Zugang von außen gab. Er nickte. Wahrscheinlich waren dies einmal die Räumlichkeiten der Lieblingsfrau eines Berberfürsten, oder vielleicht der Haremskönigin eines türkischen Beamten aus dem alten Osmanischen Reich gewesen.

Langsam und, wie er glaubte, lautlos ging er auf Chambord zu, als der Wissenschaftler sich plötzlich umdrehte. Seine knochige Hand hielt eine Pistole, die auf Jon gerichtet war.

Ein Schrei in französischer Sprache hallte aus dem Bogengang. »Nein, Papa! Du weißt doch, wer das ist. Das ist unser Freund, Dr. Smith. Er hat in Toledo versucht, uns bei der Flucht zu helfen. Leg die Waffe weg, Papa!«

Aber die Pistole zielte nach wie vor unverwandt auf Jon. Chambords Stirn hatte sich gefurcht, sein faltiges Gesicht blickte argwöhnisch.

»Erinnerst du dich nicht?«, fuhr Thérèse fort. »Er ist ein Freund von Dr. Zellerbach. Er hat mich in Paris besucht. Er wollte in Erfahrung bringen, wer hinter dem Bombenattentat auf das Pasteur stand.«

Die Pistole senkte sich um Haaresbreite. »Das ist kein gewöhnlicher Arzt. Das haben wir in dem Bauernhaus in Toledo gesehen.«

Jon lächelte und sagte in französischer Sprache: »Ich bin wirklich Arzt, Dr. Chambord. Aber ich bin auch hier, um Sie und Ihre Tochter zu befreien.«

»Ah?« Chambords Augen weiteten sich erstaunt, aber der argwöhnische Ausdruck seines großen, knochigen Gesichts veränderte sich nicht. »Sie könnten auch lügen. Zuerst sagen Sie meiner Tochter, Sie seien bloß ein Freund von Martin, und jetzt sagen Sie, Sie wären hier, um uns zu retten.« Die Pistole ruckte wieder nach oben. »Wie konnten Sie uns finden? *Zweimal!* Sie sind einer von denen. Das ist ein *Trick*!«

»Nein, Papa!«

Thérèse stellte sich zwischen Jon und ihren Vater, und Jon nutzte die Gelegenheit, sich hinter eine mit einem Perserteppich bedeckte Couch zu ducken. Gleich darauf kam er mit seiner Walther in der Hand wieder hoch. Thérèse starrte Jon ungläubig an.

»Ich bin keiner von denen, Dr. Chambord, aber ich war in Paris nicht ganz ehrlich zu Thérèse und bitte dafür um Entschuldigung. Ich bin Offizier der US Army, Lieutenant Colonel Jon Smith M. D., und hier, um Ihnen zu helfen. Ebenso wie ich in Toledo versucht habe, Ihnen zu helfen. Das ist die Wahrheit, ich schwöre es. Aber wir müssen schnell handeln. Fast alle sind in dem Raum mit der Kuppel, aber ich weiß nicht, wie lange sie noch dort bleiben werden.«

»Ein amerikanischer Lieutenant Colonel?«, sagte Thérèse. »Dann …«

Jon nickte. »Ja, mein eigentlicher Einsatz – mein Auftrag war es, Ihren Vater und seinen Computer zu finden. Und seine Entführer daran zu hindern, sein Werk zu missbrauchen.«

Thérèse drehte sich zu ihrem Vater um. Jon sah den entschlossenen Blick ihrer Augen in dem schmalen, verschmutzten Gesicht. »Er ist gekommen, um uns zu helfen!«

»Allein?« Chambord schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Wie können Sie uns *allein* helfen?«

Jon richtete sich langsam auf. »Wir werden uns überlegen, wie wir gemeinsam hier herauskommen. Ich bitte Sie lediglich,

mir zu vertrauen.« Er ließ seine Pistole sinken. »Sie haben von mir nichts zu befürchten.«

Chambord musterte ihn prüfend, sah dann zu seiner Tochter hinüber und bemerkte ihren entschlossenen Ausdruck. Schließlich ließ auch er die Pistole sinken. »Ich nehme an, Sie haben irgendwelche Beweise?«

»Ich fürchte, nein. Das wäre zu riskant.«

»Das klingt zwar sehr gut, junger Mann, aber alles, was meine Tochter mir sagen kann, ist, dass Sie ein Freund von Martin sind, und das hat Sie von Ihnen gehört. Das macht mich nicht sehr zuversichtlich, dass Sie uns bei der Flucht helfen können. Diese Leute sind gefährlich. Ich muss schließlich an Thérèse denken.«

Jon nickte. »Immerhin bin ich hier hereingekommen, Dr. Chambord. Das muss doch etwas wert sein. Außerdem habe ich Sie, wie Sie ja selbst sagen, jetzt zweimal hintereinander aufgespürt. Wenn ich es fertig gebracht habe, hier aufzutauchen, dann bringe ich es auch fertig, Sie wegzubringen. Wo haben Sie diese Pistole gefunden? Die könnte nützlich sein.«

Chambord lächelte, ein Lächeln ohne jeden Humor. »Alle halten mich für einen hilflosen alten Mann. Das glauben *die*. Und deshalb sind sie nicht so wachsam, wie sie das sein sollten. Jemand hat in einem der vielen Autos, mit denen sie mich durch die Gegend gefahren haben, eine Waffe liegen gelassen. Natürlich habe ich sie an mich genommen. Und seitdem hatten meine Entführer noch keinen Anlass, mich zu durchsuchen.«

Thérèse fuhr sich mit beiden Händen an den Mund. »Was hattest du damit vor, Papa?«

Chambord wich ihrem Blick aus. »Darüber sollten wir vielleicht nicht reden. Ich habe jedenfalls eine Pistole, und es könnte sein, dass wir sie brauchen …«

Jon unterbrach ihn: »Helfen Sie mir, Ihren Computer

abzubauen, und beantworten Sie mir ein paar Fragen. Schnell.«

Während Chambord die Apparatur abschaltete, fragte Jon: »Wie viele sind in dieser Villa? Wie kommt man in das Gebäude? Gibt es eine Straße nach draußen? Fahrzeuge? Irgendwelche Sicherheitsvorkehrungen zusätzlich zu den Wachen draußen?«

Informationen zu analysieren, war etwas, womit Chambord vertraut war. Während er Drähte und Schlauchverbindungen löste, sagte er: »Die einzige Zufahrt, die ich gesehen habe, ist eine Schotterstraße, die das Anwesen hier mit der Küstenstraße verbindet. Die Küstenstraße führt von Algier nach Tunesien, aber sie verläuft fast zwei Kilometer landeinwärts. Die Schotterstraße endet an einer Art Trainingslager für neue Rekruten. Der Wagen, der uns hierher gebracht hat, parkt dort mit ein paar ehemaligen britischen Militärfahrzeugen. In der Nähe des Ausbildungszentrums habe ich einen Hubschrauberlandeplatz gesehen, und ich glaube, dort standen auch zwei alte Hubschrauber. Wie viele Männer hier im Haus sind, kann ich nicht genau sagen. Mindestens ein halbes Dutzend, wahrscheinlich mehr. Da herrscht ein ständiges Kommen und Gehen. Und dann halten sich hier natürlich auch die neuen Rekruten und ein Ausbildungskader in der Trainingsanlage auf.«

Jon hörte sich das alles an und zügelte seine Ungeduld hinsichtlich Chambords, der den Prototyp langsam und mit methodischen Handgriffen zerlegte. Viel zu langsam.

Jon überlegte. Klar, diese Fahrzeuge, die in der Nähe des Hubschrauberlandeplatzes parkten – das sollte gehen. Immer vorausgesetzt, sie schafften es, dorthin zu gelangen, ohne entdeckt zu werden. Er nickte. »Okay«, sagte er dann zu den beiden gewandt. »Wir werden Folgendes tun …«

Punktstrahler ließen die Mosaiken in warmem Schein erstrahlen, als Mauritania unter der hohen Kuppel in der großen

Halle der Villa den erschöpften Dr. Akbar Suleiman befragte. Sie sprachen französisch, da der Filipino kein Arabisch beherrschte. Während Suleiman vor ihm stand, blieb Mauritania auf dem großen Tisch sitzen; seine kurzen Beine baumelten dabei herunter wie die eines kleinen Jungen, der auf einem Baum sitzt. Er genoss seinen kleinen Wuchs, die täuschende Weichheit seiner Züge und die Dummheit jener, die sich von solchen Äußerlichkeiten täuschen ließen.

»Sie sagen also, Smith habe ohne jede Warnung Ihre Wohnung aufgebrochen?«

Suleiman schüttelte den Kopf. »Nein, nein! Ein Freund im Pasteur hat mich gewarnt, aber das war nur eine halbe Stunde vorher. Ich musste ein paar dringende Telefongespräche führen, meiner Freundin sagen, was sie tun sollte, und hatte einfach nicht die Zeit, früher zu fliehen.«

»Sie hätten besser vorbereitet sein sollen. Oder zumindest uns anrufen und das nicht selbst erledigen. Sie kannten doch die Risiken.«

»Wer hätte denn gedacht, dass die es überhaupt schaffen würden, mich zu entdecken?«

»Und *wie* hat man das geschafft?«

»Das weiß ich auch nicht.«

Mauritania überlegte. »Die Adresse, die Sie im Krankenhaus angegeben haben, war doch falsch, so wie wir Sie angewiesen hatten?«

»Selbstverständlich.«

»Dann hat jemand gewusst, wo Sie wohnen, und hat diesen Smith zu Ihnen geschickt. Sie sind ganz sicher, dass da nicht noch jemand dabei war? Smith war ganz allein?«

»Ich habe sonst niemand gesehen oder gehört«, wiederholte Suleiman erschöpft. Es war eine lange Fahrt gewesen, und er vertrug Seereisen nicht gut.

»Sie sind sicher, dass niemand Ihnen gefolgt ist, als Sie aus Ihrer Wohnung geflüchtet sind?«

»Das hat der Schwarze mich auch schon gefragt«, knurrte Suleiman, »und ich habe ihm dasselbe gesagt wie Ihnen. Meine Vorkehrungen waren narrensicher. Mir *kann* niemand gefolgt sein.«

Draußen wurde es laut, und gleich darauf betrat Hauptmann Darius Bonnard den Raum, dicht gefolgt von zwei bewaffneten Beduinen und dem hünenhaften Abu Auda. Er wirkte verärgert, und Mauritania bemerkte das sofort. Und auch Abu Audas finsterer Blick, mit dem dieser Dr. Akbar Suleiman musterte, entging ihm nicht.

»Dieser ›Schwarze‹ stellt Ihnen keine Fragen mehr, Moro«, erregte sich Abu Auda. »Ein Wagen ist mir bis nach Barcelona gefolgt, wo ich es endlich schaffte, ihn abzuschütteln, aber nur mit großer Mühe. Bis dahin war niemand hinter mir her. Woher kam der Wagen also? Von *Ihnen*, Suleiman. Man muss Sie beobachtet haben, als Sie aus Paris geflohen sind, und das bedeutet, dass Sie die Verfolger zu mir in die Hütte gelockt haben. Und Sie Narr haben das nicht einmal gemerkt!«

Bonnards Blick hatte sich weiter verfinstert, und sein Gesicht war jetzt zorngerötet, als er zu Mauritania gewandt sagte: »Wir haben Hinweise darauf, dass Suleiman sie von Barcelona nach Formentera und anschließend hierher gebracht hat. Er hat uns also selbst im besten Fall kompromittiert!«

Suleiman wurde bleich, und Mauritania fragte schnell: »Hierher? Woher wissen Sie das?«

»Wir sagen das nicht so leichthin, Khalid«, knurrte Abu Auda mit einem finsteren Blick auf Suleiman.

Und Hauptmann Bonnard setzte in französischer Sprache hinzu: »Einer Ihrer Männer auf dem Motorboot ist tot. Er hat sich sicherlich nicht selbst erstochen. Suleiman hat einen zusätzlichen Passagier mitgebracht, der jetzt nicht mehr auf

dem Boot ist.«

»Jon Smith?«

Bonnard zuckte die Schultern, und seine Gesichtszüge wurden noch finsterer. »Das werden wir bald wissen. Ihre Soldaten suchen bereits.«

»Ich werde noch mehr schicken.« Mauritania schnippte mit den Fingern, und sämtliche Männer verließen die Halle.

In der finsteren Nacht hing der unbeleuchtete SH-60B-Seahawk-Hubschrauber eine knappe Meile von der Villa entfernt tief über einer freien Fläche in der Nähe der Gewächshäuser und Zitrushaine. Der Abwind der Rotoren peitschte Randi ins Gesicht, die in der offenen Tür stand und sich gerade das Rettungskabel anschnallte. Sie trug Tarnkleidung für den Nachteinsatz und hatte sich eine schwarze Mütze über das blonde Haar gezogen. Diverses Gerät hing an ihrem Gürtel, weiteres war in ihrem Rucksack verstaut. Sie blickte nach unten und fragte sich, wo Jon wohl in diesem Augenblick sein mochte. Dann konzentrierte sie sich wieder ganz auf ihren Einsatz, der Vorrang vor allem hatte, wichtiger war als ihr Leben oder das Jons. Der DNS-Computer musste zerstört werden, um damit dem Wahnsinn Einhalt zu gebieten, den die Terroristen planten.

Sie griff nach ihrem Brustgeschirr und gab mit einem Kopfnicken zu erkennen, dass sie bereit war. Der Mann an der Winsch sah zu dem Piloten hinüber, bis dieser schließlich seinerseits durch ein Kopfnicken zu erkennen gab, dass der Chopper die richtige Position erreicht hatte. Auf dieses Signal hin sprang Randi in den dunklen Abgrund. Der Mann an der Winsch ließ das Kabel abrollen, und sie kämpfte gegen die Angst vor dem Sturz an; die Angst, dass ein Gerät versagen könnte, verdrängte alle Ängste aus ihrem Bewusstsein, bis sie schließlich mit angezogenen Knien auf dem Boden abrollte.

Sie löste schnell den Haken von ihrem Geschirr und schlüpfte heraus. Es war nicht nötig, es zu vergraben; man würde ohnehin bald wissen, dass sie hier war.

Sie beugte sich über den winzigen Sender. »*Saratoga*, können Sie mich empfangen? *Saratoga*, bitte kommen.«

Eine Stimme aus dem Einsatzzentrum des Kreuzers meldete sich klar und deutlich: »Wir hören, Seahawk 2.«

»Das könnte eine Stunde dauern, vielleicht auch mehr.«

»Verstanden. Halten uns bereit.«

Randi schaltete das Funkgerät ab und verstaute es in einer Tasche ihres Tarnanzugs, nahm die MP5K-Mini-MP von der Schulter und setzte sich in Bewegung, Sie vermied die Hauptstraße und den Strand, arbeitete sich durch die Zitruspflanzungen und an den Gewächshäusern vorbei, deren Plastikbelag im Wind zitterte. Der Mond hing tief am Horizont, sein milchiges Licht spiegelte sich gespenstisch in den Plastikabdeckungen. In der Ferne konnte man den rhythmischen Schlag der Brandung am Strand hören, rhythmisch wie ein Herzschlag. Über ihr waren jetzt die Sterne herausgekommen, aber der Himmel schien ihr schwärzer als gewöhnlich. Weder auf der Straße noch draußen auf dem Meer bewegte sich etwas, und nirgends waren Häuser zu sehen, nur die gespensterhaften Orangen- und Zitronenbäume und die glitzernden Reflexe der Gewächshäuser.

Schließlich hörte sie zwei Fahrzeuge, die über die Straße herangerast kamen und deren Motorengeräusch die Stille der Nacht zerriss. Sie brausten vorbei, und dann quietschten ihre Reifen plötzlich, als sie die scharfe Kurve landeinwärts erreichten, die Max aus der Luft identifiziert hatte. Augenblicke später verstummte das Motorengeräusch, so als hätte sich ein Vorhang der Stille über das Land gelegt. Randi wusste, dass die einzige Behausung in dieser Gegend die Villa war. Das Tempo der Fahrzeuge deutete darauf hin, dass jemand ein dringendes

Bedürfnis verspürt hatte, zu der Villa zu kommen.

Sie wurde schneller, fing zu rennen an, hatte bald die hohe weiße Mauer erreicht und stellte dort fest, dass die Mauerkrone mit Stacheldraht gesichert war. Zwischen der wuchernden Vegetation und der Mauer war ein zehn Meter breiter Streifen gerodet worden, und das bedeutete, dass es keine Deckung durch überhängende Zweige geben würde. Sie nahm den Rucksack ab, in den sie auf der *Saratoga* die diversen Gerätschaften gepackt hatte, die von der CIA für sie eingeflogen worden waren, und holte eine kleine Luftdruckpistole, einen winzigen mit Widerhaken versehenen Bolzen aus einer Titanlegierung und eine Rolle dünnen, nylonbeschichteten Draht heraus. Den Draht befestigte sie an dem Bolzen, steckte den Bolzen in den Pistolenlauf und suchte das Gehölz hinter der Mauer ab, bis sie drei Meter dahinter einen dicken, alten Olivenbaum entdeckte.

Sie trat einen Schritt zurück und schoss. Der Bolzen traf dort auf, wo sie das gewollt hatte – am Stamm des Olivenbaums. Sie verstaute die Pistole wieder in ihrem Rucksack, streifte sich dick gepolsterte Lederhandschuhe über und hangelte sich Hand über Hand die Mauer hoch. Oben angelangt hakte sie den Draht an ihren Gürtel, verwahrte die Handschuhe im Rucksack und entnahm ihm eine Miniaturdrahtschere. Sie schnitt eine ein Meter breite Öffnung in den Stacheldraht, verstaute die Schere wieder, glitt über die Mauer und ließ sich auf der anderen Seite zu Boden fallen.

Hightech-Sicherheitseinrichtungen waren äußerst teuer, und Terroristen konnten sie sich deshalb nur selten leisten. Fundamentalisten, die zu Terroristen wurden, achteten außerdem auf so extreme Geheimhaltung, dass sie meist darauf verzichteten, sich das nötige Gerät zu beschaffen, dessen Verkauf häufig für ihren Geschmack zu sorgfältig überwacht wurde. So lautete zumindest die Theorie, und sie konnte nur hoffen, dass sie stimmte – und darüber hinaus die größte Vorsicht walten lassen.

Mit diesen Gedanken löste sie den Draht von dem Bolzen, zog

ihn über die Mauer und verstaute alles wieder in ihrem Rucksack. Dann tauchte sie in der Vegetation unter und bewegte sich auf die von dieser Stelle aus noch unsichtbare Villa zu.

Dr. Émile Chambord hielt inne, seine beiden Hände lagen auf der Abdeckung des gläsernen Behälters. »Es ist möglich. Ja, ich glaube, Sie haben Recht, Colonel. Wir sollten es schaffen, auf diesem Weg zu entkommen. Anscheinend sind Sie mehr als bloß ein gewöhnlicher Arzt.«

»Wir müssen uns sofort in Bewegung setzen. Wer weiß, wann die entdecken, dass ich hier bin.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf den erst teilweise zerlegten Computer.

»Wir haben jetzt keine Zeit mehr. Wir nehmen die Gelpacks und lassen den Rest …«

Draußen im Korridor war plötzlich Lärm zu hören, die Tür flog auf, und Abu Auda und drei bewaffnete Terroristen stürzten mit erhobenen Waffen herein. Thérèse stieß einen Schrei aus, und Dr. Chambord versuchte sich vor sie zu stellen, um sie mit seiner Pistole zu schützen. Doch er stieß dabei nur gegen Jon und brachte ihn zum Straucheln.

Er war sofort wieder auf den Beinen, griff nach seiner Walther und wirbelte herum. Es war zu spät, den DNS-Prototyp zu zerstören, aber er konnte ihn zumindest so stark beschädigen, dass Chambord Tage brauchen würde, um ihn wieder einsatzfähig zu machen. Damit würde er Randi und Peter Zeit verschaffen, um ihn zu finden, falls er nicht mehr in der Lage sein sollte zu helfen.

Aber ehe Jon die Waffe auf die Gelpacks richten konnte, sprangen Abu Auda und seine Männer ihn an, schlugen ihm die Pistole aus der Hand und drückten ihn zu Boden.

»Ich muss schon sagen, Doktor.« Mauritania hatte den Raum hinter seinen Männern betreten und nahm jetzt Chambord die Pistole weg. »Das ist nun wirklich nicht Ihr Stil. Ich weiß nicht,

ob ich beeindruckt oder entsetzt sein soll.«

Abu Auda sprang auf und zielte mit seinem Sturmgewehr auf den am Boden liegenden Jon. »Sie haben uns jetzt genug Ärger gemacht …!«

»*Halt*«, befahl Mauritania. »Töten Sie ihn nicht. Denken Sie doch nach, Abu Auda. Ein Militärarzt ist eine Sache, aber der amerikanische Colonel, den wir in Toledo in Aktion erlebt haben und der es erneut geschafft hat, uns zu finden, ist eine ganz andere. Wir brauchen ihn möglicherweise noch, ehe diese ganze Sache vorbei ist. Wer weiß, wie wertvoll er vielleicht für die Amerikaner ist.«

Abu Auda regte sich nicht von der Stelle; seine Waffe war immer noch auf Jons Kopf gerichtet. Seine ganze Körperhaltung drückte die entschiedene Absicht zu töten aus. Mauritania sprach erneut seinen Namen aus, und Abu Auda sah ihn an. Seine Augen öffneten und schlossen sich ein paar Mal nachdenklich, dann erlosch das Feuer in ihnen allmählich.

»Ein wertvolles Gut zu vergeuden, ist Sünde«, entschied er schließlich.

»Ja.«

Abu Auda machte eine angewiderte Handbewegung, und seine Männer zerrten Smith in die Höhe. »Ich will die Waffe des Doktors sehen.« Mauritania reichte ihm Chambords Pistole, worauf der Fulani sie gründlich untersuchte. »Das ist eine von uns. Jemand wird für seine Fahrlässigkeit bezahlen.«

Dann wandte sich Mauritanias Aufmerksamkeit wieder Smith zu. »Den Computer zu zerstören, wäre in jedem Fall eine nutzlose Geste gewesen, Colonel Smith. Dr. Chambord hätte uns einfach einen neuen bauen müssen.«

»Niemals«, ereiferte sich Thérèse Chambord und riss sich von Mauritania los.

»Sie verhält sich wirklich nicht sehr freundlich, Colonel Smith.

Schade.« Sein Blick folgte ihr. »Sie unterschätzen Ihre Macht, meine Liebe. Ihr Vater würde uns einen neuen Computer bauen. Schließlich haben wir Sie, und wir haben ihn. Ihr Leben, sein eigenes Leben und all die Arbeit, die er in Zukunft noch leisten wird, stehen auf dem Spiel. Ein viel zu hoher Preis, um ein paar Menschen vor einem schlimmen Tag zu bewahren, finden Sie nicht auch? Schließlich würden die Amerikaner um Sie oder mich bei weitem nicht so besorgt sein. Wir wären ein kleiner Begleitschaden – ›Kollateralschaden‹ nennen sie das –, während sie sich das nehmen, was sie wollen.«

»Er wird Ihnen nie im Leben einen neuen Computer bauen!«, wütete Thérèse. »Warum glauben Sie, dass er Ihre Pistole gestohlen hat!«

»Ah?« Mauritania sah den Wissenschaftler an und hob eine Augenbraue. »Eine Römertat, Dr. Chambord? Sie würden sich ins eigene Schwert stürzen, ehe Sie uns bei unserem feigen Angriff unterstützen? Wie unsinnig, aber auch wie tapfer, eine solche Geste zu erwägen. Gratuliere.« Er sah zu Jon hinüber. »Und Sie sind genauso unvernünftig, Colonel, wenn Sie glauben, Sie könnten uns längere Zeit aufhalten, indem Sie ein paar Kugeln in das Werk des Doktors jagen.«

Der Terroristenführer seufzte, es klang beinahe traurig. »Bitte, billigen Sie uns doch etwas Intelligenz zu. Unfälle sind immer möglich, also haben wir natürlich das Material zur Hand, das der Doktor braucht, um sein Werk zu wiederholen, falls Sie selbst jetzt beschließen sollten, den Märtyrer zu spielen.« Er schüttelte den Kopf. »Das ist vielleicht die schlimmste Sünde von euch Amerikanern – Hybris. Eure selbstgefällige Überzeugung, in allen Dingen überlegen zu sein, angefangen bei eurer Technologie bis zu euren Glaubensgrundsätzen, die ihr nie überprüft habt, und eurer angenommenen Unverletzbarkeit. Eine äußerst selbstgefällige Einstellung, in die ihr oft auch eure Freunde, die Juden, mit einschließt.«

»Für Sie hat das nichts mit Religion oder Kultur zu tun,

Mauritania«, erwidert Jon. »Sie sind genau wie jeder andere Möchtegerndiktator. Sehen Sie sich doch an. Das ist eine rein persönliche Angelegenheit. Irgendwie ekelhaft.«

Mauritanias fahle Augen leuchteten, und sein schmächtiger Körper schien vor Energie zu strotzen. Er strahlte eine Aura fast göttlicher Unverletzbarkeit aus, als ob er alleine den Himmel gesehen hätte und mit der Mission betraut worden wäre, Gottes Wort nicht nur zu verbreiten, sondern ihm auch mit Gewalt Geltung zu verschaffen.

»Und das von einem Heiden«, spottete Mauritania. »Ihre habgierige Nation hat den Nahen Osten in eine Ansammlung von Marionettenmonarchien verwandelt. Ihr stopft euch mit unseren Ressourcen voll, während die Welt sich abmüht, Nahrung für die nächste Mahlzeit zu bekommen. Es ist überall das gleiche Muster. Ihr seid die reichste Nation, die dieser Planet je gekannt hat, aber ihr manipuliert und rafft und wundert euch dann, weshalb niemand euch dafür dankbar ist, geschweige denn euch mag. Euretwegen hat jeweils einer von drei Menschen nicht genug zu essen, und eine Milliarde Menschen sind im Begriff, tatsächlich zu verhungern. Und dafür sollen wir dankbar sein?«

»Reden wir doch von all den Unschuldigen, die bei Ihrem Angriff auf Israel ums Leben kommen werden«, erwiderte Jon. »Der Koran sagt: ›Du sollst keinen Menschen töten, dessen Tötung Gott dir verboten hat, ausgenommen für eine gerechte Sache.‹ Das ist ein Satz aus Ihrer Heiligen Schrift, Mauritania. Ihre Sache ist *nicht gerecht*, Sie treibt bloß eiskalter, selbstsüchtiger Ehrgeiz. Sie können niemanden täuschen, bloß die armen Seelen, die Sie angelogen haben, damit sie Ihnen folgen.«

Und Thérèse klagte an: »Sie verstecken sich hinter einem Gott, der von Ihnen erfunden wurde.«

Mauritania ignorierte sie und sagte zu Jon gewandt: »Bei uns beschützt der Mann seine Frauen. Sie dürfen nicht der

Öffentlichkeit zur Schau gestellt werden, wo alle sie mit ihren Augen betasten können.«

Aber Jon hörte nicht länger zu und hatte auch keine Augen für Thérèse und Mauritania. Er konzentrierte sich ganz auf Émile Chambord, der kein Wort gesagt hatte, seit Mauritania, Abu Auda und ihre Männer hereingestürzt waren. Der Wissenschaftler stand noch an derselben Stelle, wo er versucht hatte, Thérèse zu schützen. Er war stumm, sah niemanden an, nicht einmal seine Tochter, wirkte beinahe unbeteiligt. Vielleicht stand er unter Schock, war paralysiert. Oder vielleicht weilten seine Gedanken nicht länger in diesem Raum, sondern irgendwo anders, wo es keine Sorgen gab und die Zukunft gesichert war. Chambord zu beobachten, machte Jon unruhig.

»Wir reden zu viel«, erklärte Abu Auda und winkte seinen Männern zu. »Schafft sie hinaus, und schließt sie in die Strafzelle. Wenn auch nur einer von ihnen entkommt«, warnte er seine Leute, »kostet das eure Augen.«

Mauritania widersprach. »Lassen Sie Chambord da. Wir haben einiges zu tun, nicht wahr, Doktor? Morgen werden wir eine veränderte Welt vor uns haben und einen neuen Anfang für die Menschheit.« Der kleine Terroristenführer schmunzelte, und man sah ihm an, welches Vergnügen ihm seine Worte bereiteten.

27

Randi beobachtete, wie die beiden bewaffneten Posten einander auf ihrem Patrouillengang um die Villa passierten, gefolgt von einem dritten Mann, der zur Eingangstür herauskam. Die beiden, die aneinander vorübergegangen waren, schlenderten locker und entspannt dahin und wechselten im Vorbeigehen ein paar Scherzworte. Der einzelne Wachmann blieb auf der Terrasse vor der Eingangstür stehen und machte den Eindruck, als würde er sich ganz dem Zauber des sanften Mondlichts, dem Duft der Orangen- und Zitronenbäume und dem Anblick der wenigen Wolken hingeben, die über den sternenbedeckten Himmel zogen.

Die Männer wirkten lasch, als hätten sie schon zu lange ihre Wachpflichten wahrgenommen, ohne dass etwas geschehen war. Sie *rechneten* nicht damit, dass etwas geschah. Das schloss Randi daraus, dass die Kämpfer des Halbmondschilds sie bisher nicht bemerkt hatte, weder ihre Landung noch, dass sie die Mauer überstiegen hatte. Ihre Hoffnung, dass das Gelände weder durch Bewegungsmelder noch durch Fernsehkameras oder sonstige Scanner geschützt war, hatte sich also bewahrheitet. Was die Villa selbst anging, so konnte die Situation da eine ganz andere sein.

Sie hatte das ganze Areal erforscht und dabei Baracken und ein Trainingslager, die Stichstraße zur Küstenautobahn und einen Hubschrauberlandeplatz mit einem alten Huey der US Army und einem gleichermaßen alten Hughes OH-6 Loach Scout entdeckt, die von einem einzigen, verschlafen wirkenden Terroristen in einem weißen Turban bewacht wurden. Jetzt arbeitete sie sich durch das Gebüsch an der Vorderseite der Villa vorbei, wo die dichte Vegetation genügend Schutz vor wachsamen Blicken bot. Sie blieb stehen, studierte erneut die Villa, die wie ein lang gestrecktes weißes Phantom vor ihr lag.

Die meisten Fenster waren dunkel, bloß die Mosaikkuppel leuchtete wie ein Raumschiff von Außerirdischen. Sie suchte das Gelände nach irgendeinem Schwachpunkt ab, der ihr den Zugang zum Haus ermöglichen könnte. Was sie sah, war ein vierter Wachposten, der vor dem hinteren Eingang stand und ebenso entspannt und locker wie seine drei Kameraden wirkte.

Bis plötzlich ein kleiner Mann in Jeans und einem grellbunt karierten Hemd zur hinteren Tür herausgerannt kam. Ein Asiat, wahrscheinlich Malaysier, und er hatte es offenbar sehr eilig. Er sagte kurz etwas zu dem Wachposten, der sich sofort nervös und wachsam geworden umsah, worauf der kleine Mann wieder ins Haus zurückeilte. Der Wachposten spähte in die Nacht, hob sein Sturmgewehr, setzte sich in Bewegung und beobachtete dabei die Büsche hinter der Villa. Irgendetwas war passiert. Suchten sie nach Jon? Hatten sie ihn gefunden?

Jetzt schneller werdend, eilte sie geduckt durch die Büsche zum westlichen Teil des Geländes, wo sie feststellte, dass die Villa einen Seitenflügel hatte. Er stach aus dem sonst völlig symmetrisch angelegten Gebäude heraus und hatte keine nach außen führenden Türen; sämtliche Fenster waren vergittert – kunstvoll gearbeitete Schmiedeeisenstangen, die so aussahen, als wären sie Jahrhunderte alt. Dieser Seitenflügel musste nur aus dem Inneren des Hauses zugänglich sein, und Randi verspürte eine plötzliche unwillkürliche Regung, in die sich Ekel und Abscheu mischten. Ihr war sofort klar, was dieser Flügel einmal gewesen war – das Frauenquartier der alten Villa, der Harem. Die vergitterten Fenster und die fehlenden Türen sollten nicht etwa Eindringlinge fern halten, sondern verhindern, dass die Frauen das Gebäude verließen, sie waren Gefangene.

Als sie sich näher heranschlich, hörte sie von irgendwo aus dem Inneren der Villa Stimmen. Sie wagte sich weiter vor und sah hinter drei Fenstern Licht. Die Stimmen kamen von dorther, und sie klangen erregt. Französisch und Arabisch. Was

gesprochen wurde, konnte sie nicht verstehen, aber eine der Stimmen gehörte einer Frau. Thérèse Chambord? Wenn sie das war, würde sie sie nach dem Foto erkennen, das man ihr bei der Einsatzunterweisung gezeigt hatte. Als sie das erste Fenster erreicht hatte, streckte sie sich und spähte durch die Gitterstangen hinein.

Mauritania, Abu Auda und zwei bewaffnete Terroristen standen in dem Raum, alle mit Waffen in der Hand. Selbst von draußen konnte sie die Spannung spüren, die den Raum erfüllte. Mauritania sprach zu jemand, aber sie konnte nicht sehen, wer es war. Geduckt kroch sie zum nächsten Fenster und streckte sich wieder. Erregt erkannte sie Thérèse Chambord und deren Vater – und gleich daneben stand Jon. Aber die Freude, die drei gefunden zu haben, verwandelte sich sofort in Sorge, als ihr klar wurde, in welcher Gefahr sich alle drei vor den Waffen von Mauritania und seinen Männern befanden.

Jetzt konnte sie sehen und hören, wie Abu Auda heftig gestikulierend sagte: »Wir reden zu viel. Schafft sie hinaus, und sperrt sie in die Strafzelle. Wenn auch nur einer von ihnen entkommt, kostet das eure Augen.«

Abu Audas Männer drängten die drei zur Tür hinaus.

»Lassen Sie Chambord da«, sagte Mauritania. »Wir haben einiges zu tun, nicht wahr, Doktor? Morgen werden wir eine veränderte Welt vor uns haben und einen neuen Anfang für die Menschheit.«

Dann lachte der Terrorist, ein Lachen, das Randi eisige Schauer über den Rücken jagte. Aber nicht so eisig wie die Entscheidung, die jetzt auf sie zukam, und die sie ganz allein treffen musste. Jon und Thérèse Chambord waren weggebracht worden, und nur Mauritania und Dr. Chambord standen dicht bei einer kompliziert aussehenden Apparatur, bei der es sich möglicherweise um den DNS-Computer handelte. Sie untersuchte die Eisenstangen an den Fenstern. Sie waren so

massiv, wie sie schon aus der Ferne ausgesehen hatten.

Sie wusste, was sie zu tun hatte. In Sekundenschnelle ließ sie sich die Möglichkeiten, die ihr blieben, durch den Kopf gehen. Sie hatte freies Schussfeld auf beide Männer, wogegen es ziemlich schwierig sein würde, den Apparat zu treffen. In dem Augenblick, wo sie einen der Männer tötete, würde der andere sich zu Boden fallen lassen und für sie damit nicht mehr erreichbar sein. Selbst Chambord würde wissen, dass das seine einzige Chance war. Wenn sie mehrere Schüsse in einem Feuerstoß abgab, könnte sie damit möglicherweise den Apparat beschädigen, aber sie hatte keinerlei Bestätigung dafür, dass es sich tatsächlich um den Prototyp handelte, und sie war wissenschaftlich nicht genügend bewandert, um sich selbst ein Urteil bilden zu können.

Wenn es wirklich der Computer war, dann bestand die Chance, dass Chambord ihn reparieren oder auch schnell wieder neu bauen konnte. Und damit war die logische Wahl für sie, Chambord zu töten. Andererseits konnte es sein, dass Mauritania jemand anderen an der Hand hatte, dessen wissenschaftlich-technische Ausbildung ausreichte, um den DNS-Computer zu bedienen, selbst wenn er nicht imstande war, einen zu bauen. Das wiederum bedeutete, dass sie sich entscheiden musste, ob sie Mauritania töten oder den Prototyp beschädigen sollte.

Was tun? Was würde das beste Ergebnis bringen?

Wenn Chambord am Leben blieb, konnte das am Ende vielleicht bedeuten, dass die Welt den DNS-Computer bekam, oder vielleicht auch die Vereinigten Staaten allein. Es hing viel davon ab, wer Chambord befreite. Und Langley wollte den Computer unbedingt haben.

Andererseits war jeder Angriff für sie gleichbedeutend mit einem Todesurteil für Thérèse Chambord und Jon. Und wenn diese Konstruktion hier vielleicht doch *nicht* der Molekular-

apparat war, würde sie mit ihren Schüssen nur erreichen, dass sämtliche Wachen sich auf sie stürzten und ihr damit jede Chance nahmen, die Situation oder ihre Freunde zu retten.

Sie ließ ihre Maschinenpistole sinken. Schließlich hatte sie auch einen Alternativplan ausgearbeitet, der zwar gefährlich war, aber alle Eventualitäten in Betracht zog. Wenn sie nach diesem Plan handelte, würde der Computer in jedem Fall ausgeschaltet werden, ganz gleich, wo in der Villa er sich befand. Das Problem war nur, dass dabei alle ums Leben kommen konnten.

Doch das Risiko musste sie eingehen. Nachdem sie sich noch einmal nach den Wachen umgesehen hatte, rannte sie geduckt zum vorderen Teil der Villa. In der Ferne konnte sie das Rauschen der Brandung am Strand hören. Es war wie ein Echo ihres Herzschlags. An der Ecke angelangt, spähte sie vorsichtig um die Hauswand herum auf die vordere Terrasse und zum Eingang. Abu Auda und zwei seiner Männer führten gerade Jon und Thérèse über die Terrasse und über das freie Gelände in Richtung auf die Baracken zu. Als sie weit genug entfernt waren, folgte sie ihnen.

Jon sah sich zwischen den dunklen Bäumen um und überlegte, wie er Thérèse und sich befreien könnte. Abu Auda und seine Männer hatten sie durch einen Mandarinenhain zu einem rechteckigen Bretterbau gebracht, der in einer Lichtung vielleicht fünfzig Meter hinter den Baracken stand. Der süßliche Duft der Zitrusfrüchte war überwältigend.

Nachdem einer seiner Beduinen die schwere Tür geöffnet hatte, stieß Abu Auda Jon in einen dunklen Raum. »Sie haben uns zu viel Ärger gemacht, Amerikaner. Unter normalen Umständen hätte ich Sie bereits getötet. Sie können sich bei Khalid bedanken, der in größeren Dimensionen als ich denkt. Hier werden Sie uns jedenfalls keinen Ärger mehr machen, und

die Frau hat Zeit, über ihre Sünden nachzudenken.«

Die Wachen stießen Thérèse hinter Jon in die Hütte und knallten die Tür zu. Dann drehte sich der Schlüssel im Schloss; ein lautes Klirren war zu hören, als sie noch eine zusätzliche Eisenstange vorschoben, und schließlich ein Klicken, als die Stange mit einem Vorhängeschloss gesichert wurde.

»*Mon Dieu*«, seufzte Thérèse.

Jon lächelte aufmunternd und sagte in englischer Sprache: »Ich hatte mir etwas andere Vorstellungen gemacht, wie es wäre, wenn wir das nächste Mal miteinander alleine sein würden.« Er sah sich in der Zelle um. Aus einem vergitterten Fenster hoch oben an der Wand fiel schräg das Mondlicht herein und bildete einen rechteckigen Lichtfleck auf dem Betonboden. Der Boden war hellgrau, woraus Jon schloss, dass der Beton erst vor kurzem gegossen worden war. Weitere Fenster gab es nicht, und die hölzerne Tür wirkte ausgesprochen massiv.

»Ich auch«, nickte sie. Trotz ihres verschmierten Gesichts und ihres zerfetzten weißen Abendanzugs strahlte sie eine Schönheit und eine Würde aus, die von all dem unberührt schien. »Ich hatte gehofft, dass Sie ins Theater kommen und mir bei der Arbeit zusehen würden. Anschließend hätten wir dann ein spätes Diner einnehmen können.«

»Das hätte mir gefallen.«

»Mich arbeiten sehen oder das Diner?«

»Beides … das Diner und der Wein – und am meisten das, was nachher kommt.« Er lächelte.

»Ja.« Sie erwiderte sein Lächeln, doch dann wurde sie ernst. »Ist es nicht seltsam, wie das Leben so plötzlich alles verändern kann, so völlig unerwartet?«

»Ja, das ist wahr.«

Sie legte den Kopf etwas zur Seite und musterte ihn. »Sie sagen das, als hätten Sie in Ihrem Leben viel verloren.«

»Wirklich?« Er wollte nicht über Sophia sprechen. Nicht hier und nicht jetzt. Die düstere Zelle roch trocken, fast sandig, als hätte die Hitze Algeriens ein für alle Mal jegliche Feuchtigkeit aus den Brettern gebrannt. »Wir müssen hier raus. Wir dürfen den Computer und Ihren Vater nicht in den Händen dieser Leute lassen.«

»Aber wie?«

In dem engen Raum war nichts, auf das man sich stellen konnte. Die einzige Pritsche im Raum war an der Wand gegenüber dem Fenster montiert, und anderes Mobiliar gab es keines. Er sah wieder zu dem Fenster hinauf und schätzte, dass es höchstens etwas über zweieinhalb Meter über dem Boden angebracht war. »Ich werde Sie hochheben, dann können Sie nachsehen, ob vielleicht eine von den Gitterstangen locker ist. Das wäre ein großes Glück.«

Er faltete die Hände ineinander und stemmte Thérèse auf seine Schultern.

Sie zerrte an den Stangen, überprüfte jede einzelne und verkündete dann bedrückt: »Sie sind in drei waagerecht montierte Bretter eingelassen, die zusammengeschraubt und dann an eine Eisenplatte montiert sind. Sieht ziemlich alt aus.«

Alte Eisenstangen in einem vor langer Zeit gebauten Gefängnis, vielleicht einem Gefängnis für arabische Sklaven, oder vielleicht für die Gefangenen der Piraten, die hier gemeinsam mit einem Bey des Osmanischen Reiches die Herrschaft ausgeübt hatten.

»Bewegt sich denn gar nichts?«, fragte er, immer noch hoffend.

»Nein. Die sitzen ganz fest.«

Jon half ihr wieder herunter, und sie wandten sich der Holztür zu. Sie war ebenfalls recht alt, und das könnte vielleicht von Vorteil sein. Aber auch die Tür zeigte keinen Schwachpunkt und war zu allem Oberfluss von draußen zweimal gesichert. Selbst die Scharniere befanden sich außerhalb des Raums. Die

Sklavenbesitzer und Piraten hatten offenbar eher befürchtet, ein Gefangener könnte ausbrechen, als dass jemand den Versuch machen würde, sich von außen Zugang zu ihrem Gefängnis zu verschaffen, um jemanden zu befreien. Und jetzt würden er und Thérèse ohne Hilfe von draußen auch nicht herauskommen.

Und dann hörte er ganz schwach ein seltsames Geräusch – wie von winzigen Zähnen. Ein kleines Tier, das vorsichtig am Holz nagte. Er lauschte, konnte das Geräusch aber nicht lokalisieren.

»Jon …«

Das Flüstern war so leise, dass er zuerst glaubte, er habe Halluzinationen, höre Stimmen, vielleicht heraufbeschworen von seinen eigenen verzweifelten Fluchtgedanken.

»Jon, verdammt nochmal!«

Er wirbelte herum und sah zum Fenster. Aber da war nur der dunkle Himmel.

Wieder das Flüstern. »Idiot! Die hintere Wand.«

Jetzt erkannte er die Stimme. Er hastete quer durch die Zelle und kauerte sich an der hinteren Wand nieder. »Randi?«

»Wen hast du denn erwartet, eine Kompanie Marines?«

»Hoffen darf man schließlich. Warum flüstern wir eigentlich?«

»Weil Abu Auda und seine Männer hier überall sind. Das ist eine Falle, und du bist der Köder, der mich anlocken soll. Mich oder sonst jemand, der versucht, dich aus diesem dämlichen kleinen Gefängnis zu befreien.«

»Wie bist du denn durchgekommen?« Wieder ertappte er sich dabei, wie er das Geschick dieser Frau bewunderte.

Die Antwort kam nach kurzem Zögern im Flüsterton. »Ich musste zwei von Abu Audas Männern töten. Es ist stockdunkel, das hat mir geholfen. Aber Abu Auda wird die Männer bald vermissen, und dann sind wir erledigt.«

»Hier drinnen habe ich keine große Wahl. Ich bin für jeden Vorschlag dankbar.«

»Das Vorhängeschloss vor der Tür ist gut, aber das Türschloss selbst ist Schrott. Die Scharniere sind alt, aber noch nicht so verrostet, dass uns das viel nützen würde. Aber die Scharniere sind geölt, und ich kann sie abschrauben. Die Schrauben, von denen die Stange gehalten wird, sind ebenfalls außen angebracht. Wenn ich sie entferne, denke ich, kannst du die Tür von innen aufschieben.«

»Klingt nach einer Möglichkeit. Nicht sehr originell, aber gut.«

»Ja. Das dachte ich auch, bis ich die zwei Kerle töten musste. Die liegen jetzt in dem Mandarinenhain. Und deshalb blieb mir nichts übrig, als einen anderen Plan auszudenken. Hier gibt es eine Menge verfaultes Holz.«

Jon hörte wieder das halb gedämpfte nagende Geräusch in der Wand. »Bohrst du darin herum?«

»Richtig. Ich habe mit meinem Messer herumgestochert, und das Verrottete reicht tief genug. Ich glaube, ich kann ein hübsches Loch rausschneiden. Das wird wesentlich leiser und vielleicht auch schneller gehen.«

In ihrem Gefängnis lauschten Jon und Thérèse den Geräuschen, die wie das Nagen eines kleinen Tieres klangen. Jetzt wurden die Geräusche heftiger, schneller.

Schließlich flüsterte Randi: »Okay, Großer, probier’s du von deiner Seite. Aber kräftig.«

Thérèse kniete neben ihm nieder, und beide pressten an der Stelle, wo sie Randi arbeiten hörten, gegen die Wand. Ein paar Sekunden lang tat sich überhaupt nichts. Dann gab das Holz unter ihren Händen in einer wahren Explosion von Sägemehl nach. Trockenes Holz, durchsetzt von Termiten- und anderen Insektenlöchern verwandelte sich in Staub, und die verfaulten Bretter knickten ein. Randi fing die Bruchstücke auf und legte sie lautlos zur Seite.

Jon und Thérèse schlüpften durch die Öffnung in die laue Nachtluft hinaus. Jon sah sich um. Der Wind ließ die Blätter der Mandarinenbäume rascheln, und soeben schob sich der Mond über den Horizont.

Randi kauerte in dem kleinen Zitrushain, die Maschinenpistole schussbereit in der Hand, und blickte von der Hütte, die soeben noch Jons und Thérèses Gefängnis gewesen war, über die offene Grasfläche zu dem Hain auf der anderen Seite hinüber. Das Gelände wirkte düster und die Bäume in der Ferne undurchdringlich. Sie bedeutete ihnen mit einer Handbewegung, ihr zu folgen.

Dann rollte sie sich auf den Bauch und robbte mit der Maschinenpistole in der Armbeuge im Gras davon. Thérèse machte es ihr nach und folgte ihr, Jon bildete die Nachhut. Sie kamen lautlos, aber bedrückend langsam voran. Der Mond stieg langsam höher und fing bereits an, den die Hütte umgebenden Hain zu beleuchten.

Endlich hatten sie den Schatten der vordersten Bäume erreicht. Sie hielten keine Sekunde inne, sondern krochen weiter, vorbei an der Leiche eines der von Randi getöteten Terroristen, dann an der zweiten, bis sie schließlich eine Gruppe von Dattelpalmen erreichten, die ein gutes Stück hinter der Stelle standen, wo Abu Auda seine beiden Männer postiert hatte.

Randi setzte sich an einen Palmstamm gelehnt hin. »Hier sollten wir ein paar Minuten lang in Sicherheit sein. Aber nicht länger. Die haben überall ihre Leute.«

Irgendwo in der Nähe waren die klickenden Laute von Insekten zu hören. Über ihnen funkelten gelegentlich Sterne durch die Palmwedel.

»Saubere Rettungsaktion.« Jon richtete sich halb auf.

»*Merci beaucoup.*« Thérèse saß mit überkreuzten Beinen auf dem Boden. Als die drei einander ansahen, lächelte Randi Thérèse zu. »Endlich lernen wir uns kennen. Ich bin froh, dass

Sie am Leben sind.«

»Ich auch, wie Sie sich ja gut vorstellen können«, sagte Thérèse. »Danke, dass Sie gekommen sind. Aber wir müssen meinen Vater holen. Wer weiß, was für schreckliche Dinge sie mit ihm vorhaben!«

Jon sah Randi mit einem unschuldigen Lächeln an. »Ich nehme an, du hast nicht zufällig eine Pistole für mich?«

Randi warf ihm einen missbilligenden Blick zu. Jon bewunderte wieder einmal ihre dunklen Augen, das fein geschnittene Gesicht und das blonde Haar, das unter ihrer schwarzen Mütze hervorlugte.

»Ich weiß immer noch nicht, für wen du wirklich arbeitest«, meinte sie dann, »aber wir in der Company sind natürlich auf alles vorbereitet.« Sie brachte eine 9-mm-Sig-Sauer zum Vorschein, genau dasselbe Modell, wie Jon es gezwungenermaßen in dem Abfallkorb am Flughafen von Madrid hatte zurücklassen müssen. Sogar einen Schalldämpfer hatte die Waffe.

»Danke«, sagte er aufrichtig. Während er sich vergewisserte, dass die Waffe geladen war, berichtete er den beiden Frauen, was er in dem Raum mit der Kuppel gehört hatte.

»Mauritania plant einen *Atomschlag* gegen Jerusalem?«, wiederholte Randi entsetzt.

Jon nickte. »Mir klingt das nach einem russischen Mittelstreckengefechtskopf, wahrscheinlich um den Schaden für die umliegenden arabischen Länder möglichst gering zu halten, aber die könnten trotzdem stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Sehr stark. Der Fall-out wird vermutlich schlimmer als in Tschernobyl sein.«

»*Mon Dieu*«, flüsterte Thérèse entsetzt. »All die armen Leute!«

Randis Augen funkelten. »Man hat mich von einem Lenkwaffenkreuzer eingeflogen, der etwa siebzig Meilen

entfernt von hier im Mittelmeer kreuzt. Die USS *Saratoga.* Ich habe ein Funkgerät, das auf die Frequenz der *Saratoga* geschaltet ist. Die warten auf meinen Anruf. Wir haben nämlich einen richtigen Plan für diese Geschichte hier ausgearbeitet. Er ist nicht besonders hübsch, aber er wird diese Burschen von jeder Art von Atomschlag abhalten, sei es nun gegen Jerusalem, New York oder Brüssel. Es gibt da ein paar Möglichkeiten. Wenn wir Chambord befreien und den Computer sicherstellen können, dann kommen die Marines her und holen uns raus. Das ist die Option, die uns allen am besten gefällt.« Sie fragte, ob das Gerät, das sie in dem Raum mit Jon, Mauritania, Abu Auda und den Chambords gesehen hatte, tatsächlich der Molekular-Prototyp war. Als Jon das bestätigte, nickte sie. »Wenn es zum Schlimmsten kommt …« Sie zögerte und sah Thérèse an.

»Viel unangenehmer als das, was wir bereits durchgemacht haben oder was Mauritania plant, kann es ja nicht sein, Mlle. Russell.«

»Wir können nicht zulassen, dass der DNS-Computer in deren Besitz bleibt«, erklärte Randi ernst. »Da gibt es nicht den geringsten Spielraum. Gar keinen.«

Thérèses Augen verengten sich, und sie runzelte die Stirn.

»Und das heißt?«

»Wenn es dazu kommt, gibt es auf der *Saratoga* ein Standard Missile SM-2, das genau auf die Kuppel der Villa gerichtet ist. Das Ziel dieses Lenkwaffenschlages ist es, den DNS-Computer zu vernichten.«

»Und die Terroristen«, hauchte Thérèse, »die werden ebenfalls sterben?«

»Wenn sie hier sind, ja. Wer auch immer dort ist, wird sterben.« Randis Stimme ließ keinerlei Gefühl erkennen.

Jon hatte die beiden Frauen beobachtet. Jetzt sagte er an Randi gewandt: »Sie versteht.«

Thérèse schluckte und nickte dann. »Ich weiß, mein Vater. Er war bereit, sie zu stoppen. Er hat sogar eine Pistole gestohlen.« Sie drehte sich zu dem Weg herum, der zurück zur Villa führte. »Sie dürfen ihn nicht töten.«

»Wir wollen weder ihn noch sonst jemand töten …«, begann Randi.

»Ich schlage eine Kombination dieser Pläne vor«, erklärte Jon. »Ich will keine Zeit mit dem Versuch vergeuden, den Computer dort rauszuholen. Aber wir können Chambord befreien, und dann können deine Leute uns rausholen.«

»Das gefällt mir besser«, sagte Thérèse. »Aber wenn es zum Schlimmsten kommt« – ihr Gesicht schien im Mondlicht totenblass zu werden – »müssen Sie tun, was Sie tun müssen, um eine Katastrophe zu verhindern.«

Randi sah auf die Uhr. »Ich kann euch zehn Minuten geben.« Sie zog ein Walkie-Talkie für den Nahbereich aus ihrem Rucksack. »Da, nimm das. Wenn ihr Chambord habt und die Villa verlasst, ruf mich. Dann werde ich die *Saratoga* verständigen, dass jetzt sie an der Reihe sind.«

»Geht in Ordnung.« Er hängte sich das Walkie-Talkie an den Gürtel.

»Ich komme mit«, erklärte Thérèse, an Jon gewandt.

»Seien Sie nicht unvernünftig. Sie sind nicht ausgebildet. Sie wären bloß …«

»Möglicherweise brauchen Sie meine Hilfe, wenn es um meinen Vater geht. Außerdem können Sie mich nicht aufhalten. Was wollen Sie denn tun, mich erschießen, damit ich hier bleibe?« Sie sah Randi an. »Geben Sie mir eine Waffe. Ich kann mit Pistolen umgehen.«

Randi legte den Kopf etwas zur Seite und überlegte. Dann nickte sie. »Nehmen Sie meine Beretta. Sie ist schallgedämpft. Da, nehmen Sie sie, und gehen Sie!«

Jon stoppte die Zeit, die die Wachen für ihre Runde brauchten, und als sie um die Ecke bogen, führte er Thérèse im Laufschritt zu dem Haus. Vor der Tür angelangt, pressten sie sich zu beiden Seiten an die Wand. Jetzt kam der Posten aus dem Haus. Ein einziger Schlag mit Jons Sig Sauer ließ ihn zu Boden gehen. Jon zog den besinnungslosen Terroristen ins Haus, während Thérèse die Tür zuzog, darauf bedacht, möglichst kein Geräusch zu machen. Jon konnte aus der Richtung des Kuppelraums eine laute Diskussion hören. Es klang wie ein Kriegsrat.

Er gab Thérèse ein Zeichen, dann rannten beide über den breiten, mit Fliesen belegten Eingangsflur in den Westflügel und hielten erst inne, als sie die Stelle erreichten, wo ein Seitenkorridor nach hinten abzweigte. Sie blieben stehen, und Jon spähte vorsichtig um die Ecke. Dann flüsterte er Thérèse ins Ohr: »Keine Wachen, kommen Sie.«

Sie eilten weiter, den mit prachtvollen Mosaiken ausgelegten Flur hinunter, die Waffen schussbereit in der Hand für den Fall, dass jemand sie entdeckte. Wieder hielten sie an, diesmal an der Tür zu den ehemaligen Frauengemächern.

»Immer noch weit und breit keine Wache zu sehen«, wunderte sich Jon. »Wieso nur«, flüsterte er.

»Vielleicht bei Papa im Zimmer.«

»Ja, da haben Sie wahrscheinlich Recht.« Jon bewegte vorsichtig den Türknauf. »Die Tür ist nicht versperrt. Gehen Sie zuerst. Sagen Sie, man hat Sie freigelassen und zu Ihrem Vater geschickt, damit er sich mit seiner Arbeit noch mehr Mühe gibt. Vielleicht glaubt Ihnen das der Posten.«

Sie nickte. »Nehmen Sie die Waffe. Sonst schöpft man bestimmt Verdacht.«

Jon überlegte kurz und nahm dann die Beretta an sich.

Sie atmete kurz durch, nahm dann die Schultern zurück und stieß die Tür auf. Eintretend rief sie in gespielter Erregung, ganz die perfekte Schauspielerin: »Papa, geht es dir gut? Monsieur Mauritania hat gesagt, ich soll zu dir …«

Émile Chambord fuhr auf seinem Drehstuhl herum und starrte Thérèse an, als entdecke er ein Gespenst. Dann sah er, wie sich Jon hinter ihr ins Zimmer schlich, in jeder Hand eine Waffe, und den Raum nach Wachen absuchte. Aber da waren keine.

Verblüfft sah Jon Chambord an. »Warum werden Sie nicht bewacht?«

Der Wissenschaftler zuckte die Schultern. »Weshalb sollten sie mich denn jetzt bewachen müssen? Die hatten ja Sie und Thérèse. Ich würde doch nicht den Prototyp zerstören oder fliehen und meine Tochter zurücklassen, oder?«

Jon gestikulierte mit der Waffe, die er in der rechten Hand hielt. »Verschwinden wir hier. Kommen Sie.«

Chambord zögerte. »Und mein Computer? Lassen wir den zurück?«

»Lass ihn hier, Vater!«, rief Thérèse. »*Schnell!*«

Jon sah auf die Uhr. »Wir haben nur noch fünf Minuten. Höchste Zeit.« Er packte Chambord am Arm und zerrte an dem Wissenschaftler, bis der sich selbst in Bewegung setzte. Sie rannten durch die Korridore, bis sie schließlich die Eingangshalle erreichten. Vor der Tür waren Stimmen zu hören. Entweder war der bewusstlose Posten von selbst aufgewacht, oder man hatte ihn entdeckt.

»Nach hinten!«, befahl Jon.

Sie hatten die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sie wieder zornige Stimmen hörten, diesmal aus dem Kuppelsaal. Gleich darauf hallten Schritte, mehrere Männer näherten sich schnell. Jon schob seine Sig Sauer neben Thérèses Beretta in den

Hosenbund, zog das Walkie-Talkie heraus und schob die Chambords an ein Fenster in einer Seitenwand.

»Hier entlang. *Schnell!*« Die beiden Franzosen vor sich herschiebend, schnippte er das Walkie-Talkie an und gab Randi eilig im Flüsterton die gute Nachricht durch: »Wir haben Chambord. In ein paar Minuten sind wir draußen. *Du kannst jetzt den Raketenschlag anfordern.*«

Randi hatte sich näher an die Villa herangearbeitet und wartete geduckt im Schatten der Orangenbäume. Sie sah wieder auf die Uhr, hätte am liebsten den schnellen Lauf der Digitalziffern angehalten. *Verdammt.* Bedrückt stellte sie fest, dass die zehn Minuten, die sie Jon gegeben hatte, bereits um waren. Der Mond verbarg sich hinter einer dunklen Wolke, und es begann abzukühlen. Trotzdem spürte sie, dass ihr der Schweiß ausgebrochen war. In den drei Fenstern des Frauenflügels war Licht, ebenso unter der Kuppel, aber sonst sah sie nichts von Bedeutung, hörte auch nichts.

Wieder schaute sie auf die Uhr. Elf Minuten. Sie riss ein paar Grashalme aus und warf sie in die Nacht.

Dann war aus ihrem Walkie-Talkie ein leises Knistern zu hören, und ihr Pulsschlag beschleunigte sich, als Jon sich meldete und flüsterte: »Du kannst jetzt den Raketenschlag anfordern.«

Zutiefst erleichtert sagte sie ihm, wo sie sich versteckt hielt. »Ihr habt fünf Minuten. Sobald ich …«

»Ich verstehe.« Er zögerte kurz. »Danke, Randi. Viel Glück.«

Die Stimme schien ihr im Hals zu stocken. »Dir auch, Kamerad.«

Sie brach die Verbindung ab, blickte zum Wolkenhimmel auf, schloss die Augen und schickte ein stummes Dankgebet zum Himmel. Dann tat sie das, weshalb sie hier war. Sie beugte

sich über ihr Funkgerät und forderte bei der *Saratoga* den Todesschlag an.

Jon stand am Fenster der Villa und wartete, dass Thérèse durchkroch. Plötzlich erstarrte sie und sah ihren Vater aus geweiteten Augen an. Jon schaute sich um.

Chambord hatte eine Pistole in der Hand und richtete sie jetzt auf Jon. »Geh weg von ihm, Kind«, sagte Chambord, die Pistole unverwandt auf Jons Brust gerichtet. »Lassen Sie Ihre Waffe sinken, Colonel.« Er hatte die Pistole in der Jacketttasche gehabt.

»Papa, was soll das?«

»Schsch, Kind. Keine Sorge. Ich tue schon das Richtige.«

Er zog ein Walkie-Talkie aus der anderen Tasche. »Ich meine das mit Ihrer Waffe ernst, Colonel Smith. Nehmen Sie sie weg, sonst erschieße ich Sie.«

»Dr. Chambord …«, versuchte Jon es verblüfft. Er senkte die Waffe langsam, ließ sie aber nicht los.

»Westseite«, sprach Chambord in das Walkie-Talkie. »*Holen Sie alle hier raus!*«

Jon sah, wie Chambords Augen leuchteten. Das Funkeln von Erregung. Die Augen eines Fanatikers. Er erinnerte sich an den distanzierten, ja, beinahe verträumten Ausdruck im Gesicht des Wissenschaftlers, als Mauritania sie entdeckt hatte. Und plötzlich begriff er. »Man hat sie gar nicht entführt. *Sie gehören zu denen.* Deshalb all der Aufwand, damit man glauben sollte, Sie wären tot. Deshalb war jetzt gerade kein Posten bei Ihnen. Sie haben das alles nur zusammen mit Mauritania *gespielt*, damit Thérèse *denken* sollte, Sie wären ein Gefangener.«

»Sie irren sich, Colonel«, erklärte Chambord mit eisiger Stimme. »Ich gehöre nicht zu ihnen, Colonel Smith, *sie gehören zu mir*.«

»Vater?«, fragte Thérèse mit ungläubig aufgerissenen großen Augen.

Doch ehe Chambord darauf antworten konnte, kamen Abu Auda, drei seiner Männer und Mauritania auf sie zugerannt. Jon hob seine Waffe und zog Thérèses Beretta aus dem Hosenbund.

Randi sah auf die Uhr. *Vier Minuten.* Plötzlich hallte vom Gebäude Lärm herüber. Rufe, das Geräusch von Schritten. Sie hielt den Atem an, als Schüsse peitschten, gleich darauf ein Feuerstoß aus einer automatischen Waffe. Jon und Thérèse besaßen keine automatischen Waffen. Sie hatte Angst vor dem, was sie jetzt dachte, aber es gab nur eine Möglichkeit: Jon und die Chambords waren irgendwie entdeckt worden. Sie schüttelte den Kopf, wie um den Gedanken von sich zu weisen, als in der Ferne zwei weitere Feuerstöße knatterten. Ohne weiter zu überlegen, rannte sie quer über das Gelände auf die Villa zu. Und dann ein schreckliches Geräusch: triumphierendes Gelächter aus dem Inneren des Gebäudes. Siegesschreie, Lobpreisungen Allahs. Die Ungläubigen waren tot!

Sie erstarrte, war unfähig zu denken, zu fühlen. Das konnte nicht sein. Aber nach den beiden ersten einzelnen Schüssen hatte sie nur das Feuer automatischer Waffen gehört. Sie hatten Jon und Thérèse getötet.

Tiefes Leid erfasste sie, das gleich darauf in blinde Wut umschlug. Doch für beides war jetzt keine Zeit. Wichtig war nur der DNS-Computer. Er durfte nicht in den Händen der Terroristen bleiben … zu viel stand auf dem Spiel. Zu viele andere Leben.

Sie machte kehrt und rannte davon, rannte als wären alle Teufel der Hölle hinter ihr her. Versuchte Jons Gesicht nicht vor sich zu sehen, die dunkelblauen Augen, das Lachen, die Empörung, seine Klugheit. Sein gut geschnittenes Gesicht mit den hohen, flachen Backenknochen. Die Art und Weise, wie

seine Kinnbacken sich spannten, wenn er wütend war …

Als der Flugkörper einschlug, warf die Explosion sie drei Meter nach vorne, die Gewalt der Explosion hüllte sie in ihrem Donner ein, fauchte ihr wie ein heißer Wind über den Rücken. Es war beinahe, als ob ein wütender Dämon sie durch die Luft geschleudert hätte. Während Trümmer und Schutt durch die Luft wirbelten und dann wieder herunterregneten, kroch sie unter die Zweige eines Olivenbaums und schützte ihren Kopf mit beiden Armen.

Randi saß mit dem Rücken an die Umfriedungsmauer gelehnt und sah zu, wie dort, wo gerade noch die Villa gestanden hatte, beinahe eine Meile von ihr entfernt, rote und gelbe Flammen in den Nachthimmel züngelten. Sie sprach in ihr Funkgerät: »Rufen Sie das Pentagon. Der DNS-Computer ist zerstört und Dr. Chambord mit ihm. Die Gefahr ist vorüber.«

»Roger, Agent Russell, gute Arbeit.«

Ihre Stimme klang stumpf und ausdruckslos. »Und sagen Sie ihnen auch, dass Lieutenant Colonel Jonathan Smith, M. D., US Army, bei der Explosion umgekommen ist, ebenso wie Dr. Chambords Tochter Thérèse. Und dann holen Sie mich hier raus.«

Sie schaltete das Funkgerät ab und blickte zu den langsam dahinziehenden Wolken auf. Der Mond spähte zwischen ihnen hervor, eine silberne Sichel, die gleich darauf wieder verschwand. Der Gestank des Todes, der Geruch von brennendem Schutt erfüllte die Luft. Sie dachte an Jon. Er war ein Risiko eingegangen, das er gekannt hatte. Es war zu seinen Ungunsten gelaufen – aber er würde sich nicht beklagen. Sie begann zu weinen.

TEIL III

28

Beirut, Libanon

CIA Agent Jeff Moussad bewegte sich vorsichtig durch die Trümmerfelder von Süd-Beirut, einem Viertel, zu dem offiziell der Zugang verboten war. Staub hing in der Luft, und die Berge von Ziegel- und Mörtelschutt zu beiden Seiten spiegelten die traurige Geschichte des langen Bürgerkriegs wider, der den Libanon in Stücke gerissen und den Ruf von Beirut als dem Paris des Ostens für alle Zeiten zerstört hatte. Zwar hatte man inzwischen damit begonnen, das Herz der Stadt wieder aufzubauen, und ein paar hundert internationale Firmen waren auch in die Stadt zurückgekehrt, doch in diesem weitgehend gesetzlosen Niemandsland einer düsteren Vergangenheit konnte man dennoch nur wenige Spuren des Fortschritts erkennen.

Jeff war bewaffnet und verkleidet und hatte den Auftrag, eine wichtige Person zu kontaktieren, deren Identität und Aufenthaltsort man in den Notizen eines Kollegen von der CIA entdeckt hatte, der bei dem schrecklichen Angriff vom 11. September auf das Pentagon ums Leben gekommen war. Seine schwierige Mission – vergleichbar dem Auffinden einer Nadel in einem mit Nadeln gefüllten Silo – war hauptsächlich wegen der neuen nachrichtendienstlichen Quellen möglich geworden, die die Regierung der Vereinigten Staaten entwickelt hatte; angefangen bei Hilfsmitteln wie den U-2-Spionageflugzeugen über die Konstellation geheimer Spionagesatelliten, die den Erdball umkreisten, bis hin zu kommerziellen Satellitenfotos und ferngesteuerten Spionagedrohnen.

Da es keinerlei Wegweiser gab, verließ Jeff sich ausschließlich

auf einen speziell programmierten Palm Pilot und hoffte, dass dieser ihm den Weg zu der richtigen Höhle irgendwo im Schutt eines ehemaligen Prachtbaus weisen würde. Er suchte sich einen Schattenabschnitt und sah dort erneut auf den kleinen Bildschirm seines Palm Pilot. Man konnte darauf die Straßen und Gassen dieses Viertels live sehen; eine neu entwickelte Kategorie robotgesteuerter Flugdrohnen lieferte das Bild. Diese Wunderwerke der Technik waren imstande, über riesige Distanzen via Satellitenkommunikation Echtzeitbilder zu liefern, ein gewaltiger Fortschritt gegenüber der Zeit, wo Drohnen nur dann Informationen liefern konnten, wenn sich ein Funksignal direkt zu dem Stützpunkt zurückstrahlen ließ, von dem die Drohnen gestartet waren.

Wegen des im ständigen Wechsel begriffenen geografischen Chaos hier in Süd-Beirut konnte ein Fremder leicht die Orientierung verlieren. Aber mit dem Livebild und ständigen Richtungssignalen war es Jeff möglich, im Umkreis von etwa einem halben Kilometer verlässliche Orientierung zu finden.

Plötzlich krachten in der Nähe mehrere Schüsse, und gleich darauf vernahm er hinter sich Schritte. Sein Pulsschlag beschleunigte sich, und er hastete in den Schatten eines rauchgeschwärzten Panzers, der in einem lange Zeit zurückliegenden Gefecht ausgebrannt war. Während er lauschte, zog er seine Pistole. Er musste sein Ziel unbedingt schnell erreichen, bevor man ihn entdeckte.

Wieder sah er auf den Bildschirm seines Palm Pilot. Sein Ziel war nicht mehr weit entfernt. Aber während er sich noch die nächsten hundert Meter seines Weges einzuprägen versuchte, geschah das Undenkbare. Der Bildschirm des Palm Pilot wurde dunkel. Er starrte wie gebannt auf den plötzlich grau gewordenen Monitor und spürte ein beklemmendes Gefühl. Er hatte nicht die leiseste Ahnung, wo er war. Mit einer halblauten Verwünschung drückte er ein paar Knöpfe, worauf auf dem Palm Pilot die üblichen dort gespeicherten, jetzt nutzlosen

Informationen auftauchten – Telefonnummern, Adressen, Termine. Aber von der Drohne kam keine Meldung, die ihm sagte, wie er seinen Weg fortsetzen oder zum Stützpunkt zurückkehren konnte. Die Verbindung war tot.

Verzweifelt versuchte er sich daran zu erinnern, wo die nächste Wegbiegung war. Als er sich sicher war, ging er an einem eingestürzten Gebäude vorbei, bog um die Ecke und lief auf den Trümmerhaufen zu, von dem er hoffte, dass er sein Endziel war. Als er sich auf einigermaßen ebenem Terrain befand, schaute er sich nervös nach dem Höhleneingang um. Er fand ihn nicht. Stattdessen sah er das Mündungsfeuer von vier Maschinenpistolen … und dann nichts mehr.

Fort Belvoir, Virginia

Etwas südlich von Washington D. C. stand das historische Fort Belvoir, heute ein höchst moderner Standort für an die hundert Organisationen, die sich in dem Gebäudekomplex eingemietet hatten – eine Art Who is Who des Verteidigungsministeriums. Zu den geheimsten Mietern gehörte die Hauptempfangsstation für Satelliteninformationen, das National Reconnaissance Office (NRO). Das NRO war 1960 mit dem Ziel ins Leben gerufen worden, Spionagesatelliten zu entwickeln, zu starten und zu betreiben, und wurde so streng geheim gehalten, dass die Regierungsbehörden die Existenz dieses Büros erst in den Neunzigerjahren offiziell bekannt gegeben hatten. Das Jahresbudget des inzwischen äußerst mächtig gewordenen NRO überstieg mit seinen mehreren Milliarden Dollar die Summe der jährlichen Ausgaben der drei nächstmächtigen Spionageimperien der Nation – der CIA, des FBI und der NSA.

Hier in den sanften Hügeln von Virginia war die Empfangsstation des NRO untergebracht, eine Konzentration modernsten elektronischen Geräts und zahlreicher Teams von

Spitzenanalysten. Einer dieser zivilen Analysten war Donna Lindhorst, eine sommersprossige Frau mit kohlschwarzem Haar, die jetzt nach sechs Tagen ununterbrochenem Alarmeinsatz todmüde war. Heute überwachte sie eine Raketenstation in Nordkorea, einem Land, das nicht nur als potenzielle Bedrohung für die Vereinigten Staaten und ihre Alliierten galt, sondern von dem man auch annahm, dass es mit hoher Priorität Langstreckenraketen entwickelte.

Als langjährige NRO-Angestellte wusste Donna, dass Spionagesatelliten jetzt seit rund vierzig Jahren am Himmel kreisten, viele davon hundert Meilen und mehr über der Erdoberfläche. Mit einer Geschwindigkeit von Mach 25 durch den Weltraum ziehend, überflogen diese Milliarden-Dollar-Vögel zweimal täglich jeden Punkt auf der Erdoberfläche und machten digitale Schnappschüsse von Orten, die für die CIA, für die Regierung und das militärische Oberkommando von Interesse waren. Zu jedem beliebigen Zeitpunkt befanden sich wenigstens fünf der Satelliten am Himmel. Ob es nun Bürgerkriegshandlungen im Sudan oder Umweltkatastrophen in China zu beobachten galt, die Satelliten Amerikas lieferten einen ständigen Strom von Schwarz-Weiß-Bildern.

Die Raketenstation in Nordkorea, die Donna studierte, hatte im Augenblick hohe Priorität. Den Vereinigten Staaten fehlte gerade noch, dass irgendein Schurkenstaat die augenblicklich unsichere elektronische Situation ausnutzte. Und genau das könnte in diesem Augenblick geschehen. Donna war, als würde ihr jemand die Kehle zudrücken – das Bild, das sie beobachtete, zeigte nämlich eine Hitzewolke von genau der Art, wie sie bei Raketenstarts emittiert wurde.

Sie studierte ihren Bildschirm angespannt und fokussierte die Satellitenkamera auf das umliegende Areal. In der Welt der Geheimdienste wurde der von ihr augenblicklich genutzte Satellit der »Schlüsselloch-Klasse« zugeordnet. Er war imstande, alle fünf Sekunden eine Aufnahme zu machen und

diese über Milstar-Satelliten fast in Echtzeit auf ihren Bildschirm zu übertragen. Das stellte höchste Anforderungen an die Datenübertragung und die Bildverarbeitung, aber sie musste unbedingt wissen, ob diese Hitzewolke echt war. Wenn ja, dann war das die Frühwarnung eines Raketenangriffs.

Sie beugte sich besorgt vor, leitete Digitalscans ein, las die Datenströme am unteren Rand des Bildschirms immer wieder … und dann wurde der Bildschirm plötzlich schwarz. Sämtliche Bilder waren verschwunden. Einen Augenblick lang war sie wie erstarrt, dann stieß sie ihren Stuhl nach hinten und starrte entsetzt auf die Bildschirme an der Wand. Alle waren dunkel. Nichts kam durch. Wenn die Nordkoreaner jetzt einen Atomangriff gegen Amerika starten wollten, konnte sie nichts daran hindern.

Washington D. C.

In den Büros und Korridoren des Westflügels des Weißen Hauses war Feierstimmung, gerade als ob jemand den Thanksgiving-Tag in den Mai verlegt hätte. Im Oval Office selbst hatte sich Präsident Castilla ein Lächeln erlaubt, etwas, was in den letzten sorgenvollen Tagen kein einziges Mal mehr vorgekommen war. Er ließ sich von der verhaltenen Hochstimmung der vielen Berater im Raum mitreißen.

»Ich weiß wirklich nicht, wie Sie das gemacht haben, Sir«, strahlte die Sicherheitsberaterin Emily Powell-Hill. »Aber geschafft haben Sie es jedenfalls.«

»*Wir* haben es geschafft, Emily.«

Der Präsident stand auf, ging um seinen Schreibtisch herum und setzte sich neben sie auf das Sofa, eine bei ihm seltene kameradschaftliche Geste. Er fühlte sich erleichtert, als ob man eine schwere Last von seinen Schultern genommen hätte. Er blickte durch seine Brillengläser und ließ alle an seinem

warmen Lächeln teilhaben, nahm befriedigt die Erleichterung in den Gesichtern wahr. Trotzdem gab es noch lange keinen Anlass, wirklich zu feiern. Bei diesem Raketenschlag auf die Villa in Algerien waren gute Leute ums Leben gekommen.

»Alle hier im Raum waren beteiligt«, fuhr er fort, »und dazu natürlich die Geheimdienste. Wir schulden diesen selbstlosen Helden, die mitten unter unseren Feinden ihre Arbeit tun und die nie bei der Öffentlichkeit Anerkennung finden, großen Dank.«

»Soweit ich von Captain Lainson von der *Saratoga* höre«, sagte Admirals Stevens Brose und nickte dabei dem DCI – dem Direktor der CIA – zu, »waren es CIA-Leute, die diese Dreckskerle schließlich erwischt und diesen verdammten DNS-Computer zerstört haben.«

Der DCI nickte bescheiden. »Ja, in erster Linie war das Agent Russell. Sie ist eine meiner besten Leute. Sie hat gute Arbeit geleistet.«

»Ja«, nickte der Präsident, »es steht außer Zweifel, dass die CIA und andere, die namenlos bleiben müssen, uns den Hals gerettet haben – diesmal.« Dann wurde seine Miene ernst, und er sah die Vereinigten Stabschefs, die Sicherheitsberaterin, den Leiter des NRO, den DCI und seinen eigenen Stabschef an. »Und jetzt müssen wir Vorbereitungen für die Zukunft treffen. Der Molekularcomputer ist nicht länger nur eine theoretische Möglichkeit, Leute, und als Nächstes wird ein Quanten-computer kommen. Das ist unvermeidbar. Wer weiß schon, was für neue Bedrohungen für unsere Verteidigungssysteme die Wissenschaft noch entwickeln wird – um der Menschheit zu helfen, darf ich vielleicht hinzufügen. Wir müssen sofort beginnen und uns darüber klar werden, wie wir uns mit all dem auseinander setzen.«

»So, wie ich es verstehe, Mr. President«, meinte Emily Powell-Hill, »sind Dr. Chambord, sein Computer und seine gesamte Forschungsarbeit bei dem Raketenschlag ums Leben

gekommen beziehungsweise zerstört worden. Nach meinen Informationen gibt es sonst niemandem, der kurzfristig imstande wäre, eine solche Anlage zu bauen. Wir haben also etwas Luft.«

»Das mag sein, Emily«, nickte der Präsident. »Aber meine Gewährsleute in wissenschaftlichen Kreisen sagen mir, dass das Entwicklungstempo sich erheblich steigert, sobald einmal bekannt ist, dass jemand einen solchen Durchbruch geschafft hat.« Er sah seine Mitarbeiter an, und seine Stimme wurde kräftiger, als er fortfuhr: »Jedenfalls müssen wir sichere Verteidigungssysteme gegen einen DNS-Computer und alle anderen potenziellen Neuentwicklungen schaffen, die unsere Sicherheit bedrohen könnten.«

Stille legte sich über das Oval Office, als die Anwesenden überlegten, wie sie und ihre Organisationen diese Aufgabe erledigen sollten. Dann zerriss das scharfe Schrillen des Telefons auf dem Tisch des Präsidenten das Schweigen. Sam Castilla zögerte und starrte das Telefon an, das nur dann klingelte, wenn es um Dinge von höchster Wichtigkeit ging.

Schließlich stützte er sich mit beiden Händen auf den Knien ab, stand auf, ging zum Schreibtisch hinüber und nahm den Hörer ab. »Ja?«

Es war Fred Klein. »Ich muss Sie sprechen, Mr. President.«

»Jetzt?«

»Yessir. Jetzt.«

Paris

In dem exklusiven Privatkrankenhaus hatten Randi, Marty und Peter sich in Martys geräumigem Zimmer versammelt. Der gedämpfte Verkehrslärm, der durch die Fenster hereindrang, schien besonders laut, als jetzt eine Gesprächspause eintrat.

Marty strömten die Tränen über die Wangen.

Jon war tot. Das zerriss ihm das Herz. Er hatte Jon geliebt, so, wie nur zwei Freunde mit so unterschiedlichen Fähigkeiten und Interessen einander lieben konnten, ein Gefühl, das auf großem gegenseitigen Respekt basierte und mit den Jahren immer stärker geworden war. Marty war außerstande, den Verlust, den er erlitten hatte, in Worte zu kleiden. Jon war immer da gewesen. Eine Welt, in der es Jon nicht mehr gab, war für ihn in diesem Augenblick einfach noch nicht vorstellbar.

Randi setzte sich neben sein Bett und griff nach seiner Hand. Mit der anderen Hand wischte sie sich selbst die Tränen von den Wangen. Auf der anderen Seite des Zimmers stand Peter mit versteinertem Gesicht an die Tür gelehnt. Nur seine leicht gerötete Haut verriet, was in ihm vorging.

»Er hat seine Arbeit getan«, erklärte Randi mit sanfter Stimme. »Eine Arbeit, die ihm wichtig war. Mehr kann man nicht verlangen.«

»Er … war ein echter Held«, stammelte Marty. Seine Pausbacken zitterten, als er sich abmühte, die richtigen Worte zu finden. Wie immer hatte er Mühe, Emotionen in Worte zu kleiden, dies war eine Sprache, die er nur unzureichend beherrschte. »Habe ich euch je gesagt, wie sehr ich Bertrand Russell bewundert habe? Ich bin in der Auswahl meiner Helden sehr sorgfältig. Aber Russell war ein außergewöhnlicher Mensch. Ich werde nie vergessen, wie ich das erste Mal seine *Prinzipien der Mathematik* gelesen habe. Ich glaube, ich war damals zehn, und es hat mich wirklich beeindruckt. Du meine Güte. All die *Implikationen.* Für mich hat das den Zugang zu einer ganzen Welt geöffnet! Er hat damit die Mathematik aus dem Bereich der abstrakten Philosophie herausgeholt und ihr ein präzises Gerüst gegeben.«

Peter und Randi sahen einander an. Sie hatten keine Ahnung, wovon er redete.

Marty nickte wie im Selbstgespräch, und die Tränen rannen auf seine Bettdecke. »In dem Buch standen so viele Ideen, aus denen man erregende Perspektiven ableiten konnte. Martin Luther King Jr., William Faulkner und Mickey Mantle waren natürlich auch Helden.« Sein Blick wanderte durch das Zimmer, als suche er einen sicheren Landeplatz.

»Aber Jon war immer mein größter Held. Der absolut und eindeutig *Größte.* Seit wir kleine Kinder waren. Aber ich habe ihm das nie gesagt. Er konnte alles das, was ich nicht konnte, und ich konnte alles, was er nicht konnte. Und das hat ihm gefallen. Und mir auch. Wie oft findet man so etwas schon? Ihn zu verlieren, ist, als würde ich meine Beine oder meine Arme verlieren, nur noch viel schlimmer.« Er schluckte. »Ich werde ihn … ich werde ihn … schrecklich vermissen.«

Randi drückte seine Hand. »Alle werden wir das, Marty. Ich war fest davon überzeugt, dass er noch rechtzeitig herauskommen würde. Er war überzeugt, aber …« Sie spürte, wie ihre Brust zu spannen begann, und unterdrückte ein Schluchzen. Der Kopf sank ihr herab. Sie hatte versagt, und Jon war tot. Leise begann sie zu weinen.

»Er wusste, was er tat«, sagte Peter beinahe schroff. »Wir alle haben das Risiko gekannt. Irgendjemand muss es tun, damit die Geschäftsleute, die Hausfrauen, die Ladenmädchen und die verdammten Playboys und Millionäre in Frieden in ihren eigenen Betten schlafen können.«

Randi entging die Bitterkeit im Tonfall des alten MI6-Agenten nicht. Das war Peters Art, seinen Kummer auszudrücken. So, wie er da stand, war er alleine, so, wie er das immer war, mit Wunden an der Wange, dem linken Arm und der linken Hand, das Gesicht von unterdrückter Wut über den Tod seines Freundes gerötet.

»Diesmal wollte auch ich helfen«, sagte Marty mit jener leisen, etwas stockenden Stimme, die eine Folge der

Medikamente war, die ihm ein annähernd normales Leben ermöglichten.

»Das hat er schon gewusst, Junge«, versicherte ihm Peter.

Bedrücktes Schweigen legte sich über den Raum. Der Verkehrslärm wurde wieder lauter. Irgendwo in der Ferne war das Schrillen einer Ambulanzsirene zu hören.

Schließlich meinte Peter mit echt britischem Understatement: »Die Dinge laufen nicht immer so, wie wir das wollen.«

Das Telefon neben Martys Bett klingelte, und alle drei starrten den Apparat an. Peter nahm den Hörer ab. »Hier Howell. Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Sie … Was? Ja. Wann? Und Sie sind sicher? Geht in Ordnung. Ja, natürlich.«

Er legte den Hörer auf und wandte sich seinen Freunden zu. Sein Gesicht wirkte maskenhaft verzerrt, so, als ob er gerade eine Schreckensvision gehabt hätte. »Top Secret. Unmittelbar aus der Downing Street. Jemand hat die Kontrolle über sämtliche Militärsatelliten der USA übernommen und das Pentagon und die NASA ausgesperrt. Kann irgendjemand sich vorstellen, wie die das *ohne* einen DNS-Computer geschafft haben?«

Randi blinzelte, schnappte sich ein paar Papiertücher aus der Schachtel neben Martys Bett und schnauzte sich. »Die haben den Computer aus der Villa herausgebracht? Nein, das ist unmöglich. Was zum Teufel hat das zu bedeuten?«

»Verdammt will ich sein, wenn ich das weiß. Nur heißt es eindeutig, dass die Gefahr noch nicht vorüber ist. Wir müssen von neuem anfangen, nach den Kerlen zu suchen.«

Randi schüttelte den Kopf. »Es ist *unmöglich*, dass sie den Prototyp aus der Villa geschafft haben. Die Zeit hat dafür unter keinen Umständen ausgereicht. Aber …« Sie starrte Peter an. »Ob Chambord vielleicht irgendwie überlebt hat? Das wäre das Einzige, was einen Sinn abgeben würde. Und wenn Chambord …«

Marty fuhr in seinem Bett in die Höhe, und man konnte die Hoffnung in seinen Augen förmlich leuchten sehen.

»Dann lebt Jon vielleicht auch noch!«

»Halt, halt, ihr beiden. Das kann man daraus nicht unbedingt schließen. Der Halbmondschild könnte alles Mögliche getan haben, um Chambord sicher wegzuschaffen. Aber Jon und Ms. Chambord sind denen doch völlig egal. Du hast doch Schüsse aus automatischen Waffen gehört, Randi. Wem sollten diese Schüsse sonst gegolten haben? Du hast doch auch gesagt, dass Jon entweder in einem Feuergefecht oder bei der Explosion des Marschflugkörpers umgekommen sein muss. Diese verdammten Schweine haben gejubelt. Siegesschreie. Daran ändert sich doch nichts.«

»Du hast Recht. Es kann nicht sein, verdammt.« Randi verzog das Gesicht. »Dennoch eröffnet das Möglichkeiten, die wir nicht einfach ignorieren dürfen. Wenn Jon noch lebt …«

Marty stieß die Bettdecke weg und sprang aus dem Bett, schwankte, musste sich am Bettrahmen festhalten, fühlte sich plötzlich wieder schwach. »Mir ist ganz egal, was ihr beide sagt. *Jon ist am Leben!*« Für ihn stand das fest. Er hatte seine Entscheidung getroffen, hatte alle anderen Nachrichten einfach verdrängt, die zu schmerzlich waren, als dass er sie glauben wollte. »Wir müssen auf Randi hören. Es könnte sein, dass Jon uns dringend braucht. Wenn ich bloß daran denke, wie er vielleicht leidet, wie er allein und verwundet irgendwo in der heißen algerischen Wüste liegt … oder vielleicht sind diese widerlichen Terroristen, während wir hier reden, dabei, ihn zu töten! Wir müssen ihn finden!« Die Wirkung der Medikamente begann langsam nachzulassen, und das Leben schien ihm plötzlich voller Möglichkeiten zu sein. Ein Supermann, bewaffnet mit einem Computer und der Macht des Genies.

»Beruhige dich, mein Junge. Du weißt, du neigst immer dazu, alle Bereiche der Logik hinter dir zu lassen.«

Marty richtete sich zu seiner ganzen Größe auf, womit seine wütend blickenden Augen etwa die Höhe von Peters Brust erreichten. »Mein Universum ist nicht nur logisch«, verkündete er, sichtlich um Zurückhaltung bemüht, »es reicht sogar weit über dein beschränktes Begriffsvermögen hinaus, du ignoranter Brite!«

»Durchaus möglich«, räumte Peter trocken ein. »Trotzdem solltest du nicht vergessen, dass wir im Augenblick in *meinem* Universum leben. Nehmen wir an, Jon wäre *tatsächlich* nicht tot. Nach dem, was Randi berichtet hat, ist er zumindest ein Gefangener. Oder, zuallermindest, ist er verwundet, wird verfolgt und muss sich versteckt halten. Damit stellt sich die Frage, wo ist er und wie können wir mit ihm Verbindung aufnehmen? Seit diese Dreckskerle unsere Satelliten in ihrer Gewalt haben, sind unsere elektronischen Kommunikationsmittel ja mit Ausnahme von kurzen Distanzen und kurzen Kontakten ausgeschaltet.«

Martys Mund klappte auf, weil er scharf antworten wollte, doch dann verzerrte sich sein Gesicht in hilfloser Qual, als er sich abmühte, sein immer noch nur mit halber Kapazität funktionierendes Gehirn so auf das Problem anzusetzen, wie er sich das wünschte.

Randi überlegte. »Wenn ihm die Flucht gelungen ist – besonders, wenn Chambord bei ihm ist –, dann hätte der Halbmondschild ihn verfolgt. Dafür würde Mauritania mit Sicherheit sorgen. Wahrscheinlich hat er diesen Killer, Abu Auda, hinter ihnen hergeschickt. Nach allem, was ich gesehen habe, versteht Abu Auda sein Geschäft. Wenn also Jon und irgendwelche von den anderen tatsächlich am Leben sind, dann befinden sie sich wahrscheinlich noch in Algerien.«

»Aber wenn er nicht entkommen ist«, gab Peter zu bedenken, »wenn niemand entkommen ist – und nach dem, was gerade mit den amerikanischen Satelliten passiert ist, würde ich sagen, dass der Halbmondschild Dr. Chambord immer noch in seiner Gewalt hat –, dann ist Jon ein Gefangener. Und wir haben nicht

die leiseste Ahnung, wo man ihn gefangen hält.«

*

Ungeduldig und von tiefer Sorge erfüllt, saß Fred Klein auf der verschrammten Holzbank, die der Präsident von seiner Ranch in Taos in sein privates Büro im Obergeschoss des Weißen Hauses hatte bringen lassen. Er ließ den Blick über die schweren Bücherregale wandern, ohne sie richtig zu sehen, und dachte über das nach, was zu besprechen war. Sehnsüchtig wünschte er sich, seine Pfeife anzünden zu können, die immer noch in der Brusttasche seines formlosen Anzugjacketts steckte. Er kreuzte die Beine übereinander, und das obere fing fast sofort wie das Pendel eines Metronoms zu schwingen an.

Als der Präsident eintrat, entging ihm die Erregung des Chefs von Covert-One nicht. »Ich bedauere Ihren Verlust außerordentlich, Fred. Ich weiß, wie sehr Sie Dr. Smith geschätzt haben.«

»Ihr Beileid ist möglicherweise verfrüht, Sir.« Klein räusperte sich. »Ebenso wie die Feier unseres so genannten Sieges in Algerien.«

Die Rückenmuskeln des Präsidenten spannten sich; er ging zu dem alten Sekretär, den er sich aus Taos mitgebracht hatte, und setzte sich. »Reden Sie.«

»Das Ranger-Team, das wir gleich nach dem Raketenangriff auf die Landzunge geschickt haben, hat die Leichen von Colonel Smith, Dr. Chambord und Thérèse Chambord nicht gefunden.«

»Dafür ist es wahrscheinlich zu früh. Jedenfalls könnten die Leichen ja auch verbrannt oder in Stücke gerissen worden sein.«

»Ja, wir haben auch Leichenteile gefunden, das stimmt. Aber als ich den Bericht von Agent Russell bekam, haben wir sofort

unsere eigenen DNS-Fachleute hingeschickt, ebenso das algerische Militär und die Polizei. Bis jetzt konnten wir nichts finden, was auf unsere drei deuten würde. Nichts. Außerdem gab es keine weiblichen Leichenteile. Wenn Ms. Chambord überlebt hat, wo ist sie dann? Wo ist ihr Vater? Wo ist Colonel Smith? Wenn Jon noch am Leben wäre, hätte er sich bei mir gemeldet. Und wenn Chambord und seine Tochter überlebt hätten, dann hätte man sicherlich inzwischen von ihnen gehört.«

»Es sei denn, sie sind gefangen. Darauf wollen Sie doch hinaus, oder?« Den Präsidenten hielt es nicht mehr auf seinem Sessel. Er erhob sich steif und schritt auf den Navajoteppichen auf und ab. »Sie glauben, es besteht die Chance, dass einige der Terroristen entkommen sind und unsere drei mitgenommen haben?«

»Das ist es ja, was mir Sorge macht. Andernfalls …«

»Andernfalls würden Sie das Überleben von Smith und der beiden Chambords feiern. Ja, ich begreife, was Sie meinen. Aber das ist alles reine Theorie. Spekulation.«

»Theorien und Spekulationen sind mein Geschäft, Sir. Sie sind das Geschäft sämtlicher Geheimdienste, wenn die ihre Arbeit richtig machen. Unsere Aufgabe ist es, Gefahren zu erkennen, bevor sie auftreten. Es mag ja sein, dass ich mich täusche und dass man ihre Leichen noch findet.« Er verschränkte die Hände ineinander und beugte sich vor. »Aber dass von allen dreien keine Spur zu finden ist, scheint mir einfach zu bedeutsam, als dass man es ignorieren dürfte, Sam.«

»Und was werden Sie tun?«

»Weiterhin die Ruine der Villa und den Schutt durchsuchen. Tests durchführen, aber …«

Das Telefon klingelte, und der Präsident schnappte sich den Hörer. »Ja?« Er verzog das Gesicht, und die Falten auf seiner Stirn schoben sich zusammen. »Kommen Sie in mein Privatbüro, Chuck«, bellte er dann. »*Ja, jetzt gleich.*« Er legte

auf und schloss einen Augenblick lang die Augen, als versuchte er das, was er gerade gehört hatte, auszulöschen.

Klein wartete, spürte, wie seine Unruhe sich steigerte.

Endlich sagte Castilla mit müder Stimme: »Jemand hat gerade die Prozessoren in unseren sämtlichen militärischen und privaten Satelliten so verändert, dass wir keine Daten mehr gewinnen können. *Sämtliche* Satelliten. *Keine Daten.* Ein katastrophaler Systemausfall. Und was noch schlimmer ist, niemand in den Bodenstationen kann die Programme so zurücksetzen, wie sie vorher waren.«

»*Wir sind im Weltraum blind?*« Klein unterdrückte einen Fluch. »Das klingt wieder nach DNS-Computer, verdammt! Aber … in dem Punkt war Russell sich doch ganz sicher gewesen. Das Geschoss hat die Villa getroffen, und der Computer war in dem Gebäude. Smith hat ihr gesagt, dass er und die Chambords im Begriff seien zu fliehen, alle drei, und dass sie den Schlag auslösen solle. Selbst wenn Smith und Chambord den Computer nicht bereits zerstört hätten, wäre er doch mit dem Gebäude in die Luft geflogen.«

»Ja, natürlich. Das ist der logische Schluss. Gehen Sie jetzt nach nebenan, Fred. Chuck wird gleich hier sein.«

Gleich nachdem Klein die Tür hinter sich geschlossen hatte, kam Charles Ouray, der Stabschef des Präsidenten, eilig in das Büro. »Unsere Leute versuchen es immer noch, aber die NASA sagt, dass wir völlig ausgesperrt sind. Wir können nichts umprogrammieren! Das schafft überall Probleme.«

»Dann würde ich gerne hören, was das für Probleme sind.«

»Eine Weile hat es so ausgesehen, als ob die Nordkoreaner eine Rakete starten würden, aber wir hatten zum Glück einen Kontakt auf dem Boden, von dem wir inzwischen wissen, dass es sich um die Wärmestrahlung eines LKW in der Nähe des betreffenden Raketensilos handelte. Und diese Wärmeausstrahlung war von dichtem Nebel verdeckt. In Süd-

Beirut haben wir einen Agenten verloren, Jeffrey Massoud. Sein 3D-Richtungsweiser ist ausgefallen. Wir vermuten, dass er getötet wurde. Außerdem hat es im Pazifik einen Beinahezusammenstoß zwischen einem unserer Flugzeugträger und einem Unterseeboot gegeben. Selbst die Ohren von Echelon sind taub.« Im Echelon-Programm fingen die Vereinigten Staaten und Großbritannien sämtliche über Satelliten laufenden Telefongespräche ab und zapften auch die interkontinentalen Unterseetelefonkabel an.

Der Präsident zwang sich, tief durchzuatmen. »Rufen Sie die Vereinigten Stabschefs wieder zusammen. Wahrscheinlich haben sie das Gebäude noch nicht verlassen. Wenn doch, dann sagen Sie Admiral Brose, er soll den anderen mitteilen, dass sie sich auf das Schlimmste gefasst machen sollen – einen unmittelbaren Angriff auf die Vereinigten Staaten. Mit allen Möglichkeiten, von biologischer Kriegführung bis hin zu Atomraketen. Und dann bringen Sie sämtliche Verteidigungsmaßnahmen und alles, was wir offiziell nicht haben, in Einsatz.«

»Auch das experimentelle Antiraketensystem, Sir? Aber unsere Verbündeten …«

»Mit denen werde ich reden. Sie müssen Bescheid wissen, damit sie ihre eigenen Leute alarmieren können. Wir lassen denen ohnehin eine ganze Menge Informationen von unseren Satelliten zukommen. Verdammt, viele kaufen ja sogar Satellitenzeit. Ihre Systeme müssen Datenverluste aufzeigen, manche davon solche von dramatischen Ausmaßen. Wenn ich sie nicht anrufe, werden die mich anrufen. Ich werde das Ganze irgendeinem verrückten Hacker zuschreiben, dem Besten, den wir je erlebt haben. Eine Weile werden sie das glauben. Und in der Zwischenzeit bringen wir alles in Einsatz. Zumindest das geheime experimentelle System sollte von außen nicht beeinflussbar sein, weil ja niemand weiß, dass wir es haben. Damit sollten wir alles außer einem massiven Raketenangriff

bewältigen können, und dazu werden Terroristen nicht imstande sein. Das könnten nur die Briten und Moskau, und die sind Gott sei Dank auf unserer Seite. Für jede andere Art von Schlägen müssen wir uns auf unser konventionelles Militär, das FBI und die Polizei verlassen – und, Chuck, dass mir davon ja nichts an die Presse durchsickert. Unsere Alliierten werden auch nicht wollen, dass ihre Medien Wind davon bekommen. Keiner von uns sieht in dieser Situation besonders gut aus. Los, fangen Sie an, Chuck.«

Ouray eilte hinaus, und der Präsident öffnete die andere Tür. Kleins Gesicht war grau vor Sorge, als er in das Büro zurückkehrte.

»Sie haben alles gehört?«, fragte der Präsident.

»Und ob ich es gehört habe.«

»Finden Sie heraus, wo dieses höllische Ding steckt, Fred, und diesmal *machen Sie ihm ein Ende!*«

29

Paris

Als Marty wieder einschlief, schlich Peter sich aus dem Zimmer, um mit der lokalen Station von MI6 Verbindung aufzunehmen. Randi wartete noch zehn Minuten und ging dann ebenfalls. Ihr Ziel war freilich nicht so weit entfernt, bloß die Telefonzelle, die sie beim Hereinkommen etwas abseits von der Eingangshalle entdeckt hatte. Sie wartete zunächst eine Weile an der Tür zur Feuertreppe und beobachtete das Kommen und Gehen von Krankenhausangestellten, die hier für die wohlhabenden Patienten sorgten, die das Krankenhaus bald wieder mit einem neuen Gesicht oder einem neuen Körper verlassen würden. Als sie sich vergewissert hatte, dass in der Lobby niemand Verdächtiger zu sehen war, ging sie hinunter. Überall standen Vasen mit Flieder, Peonien und Forsythien und verkündeten den Anbruch des Frühlings. Es duftete wie in einem Blumenladen, nur dass hier wesentlich mehr Geld verdient wurde.

Als sie hinter der Glaswand der Zelle stand, wählte sie über eine sichere Faseroptikleitung, die unter dem Atlantik verlegt war, die Nummer ihres Vorgesetzten in Langley, Doug Kennedy.

Dougs Stimme klang düster. »Ich habe schlechte Nachrichten. Miserable Nachrichten, um es genau zu sagen. Die Überwachungs- und Fernmeldesatelliten sind immer noch offline. Und was noch schlimmer ist, wir haben *alles*, was uns im Orbit zur Verfügung steht, verloren, die militärischen Satelliten ebenso wie die zivilen. Die NASA und das Pentagon arbeiten rund um die Uhr wie die Verrückten – aber im

Augenblick ist hier wirklich tote Hose. Ohne diese Satelliten sind wir blind, stumm und taub.«

»Ich habe schon verstanden. Was meinen Sie eigentlich, woran ich hier arbeite? Wie ich Ihnen bereits sagte – der Prototyp ist zerstört, Schluss, Punkt, Ende. Ich kann mir also nur vorstellen, dass Chambord überlebt hat, obwohl ich keine Ahnung habe, wie das sein kann. Und wie er so schnell einen neuen Prototyp zum Funktionieren gebracht hat, ist mir wirklich ein Rätsel.«

»Weil er eben ein Genie ist.«

»Selbst Genies haben nur zwei Hände und zehn Finger und brauchen Zeit und Material – und einen Ort, wo sie arbeiten können. Einen ruhigen Ort. Und damit wäre ich auch bei dem Anlass für diesen Anruf bei höchster Erhabenheit.«

»Den Sarkasmus können Sie sich ruhig, sparen, Russell. Damit kriegen Sie bloß Ärger. Was wollen Sie?«

»Dass Sie alle Verbindungsleute, die wir im Umkreis von zweihundert Meilen von dieser Villa haben, ansprechen und herausfinden, ob sie auf den Straßen und in den Häfen irgendwelche ungewöhnlichen Bewegungen gesehen oder gehört haben – selbst wenn es nur Gerüchte sind. Ich meine wirklich an der ganzen Küste, und das in einem Zeitraum von wenigstens zwölf Stunden nach der Explosion. Und dann sollten Sie die ganze Mittelmeerregion – Luft und See – in derselben Zeitspanne unter die Lupe nehmen.«

»Und sonst *nichts?*«

Sie ignorierte seinen säuerlichen Ton. »Nein, für den Augenblick jedenfalls. Auf die Weise würden wir vielleicht mit Sicherheit erfahren, ob Chambord überlebt hat.« Sie legte eine kurze Pause ein. »Oder ob wir es mit irgendeinem unbekannten Faktor zu tun haben, und dabei wird mir höllisch Angst. Wenn er überlebt hat, dann müssen wir das wissen, und auch wohin er gegangen ist.«

»Sie haben mich überzeugt.«

»Und das alles brauche ich gestern, okay?«

»Wenn nicht früher. Und was werden Sie machen?«

»Ich habe noch ein paar andere Hinweise, denen ich nachgehen möchte, inoffiziell, verstehen Sie?« Das war reine Spekulation. Die einzigen Hinweise, die ihr vielleicht sonst noch zur Verfügung stehen würden, müssten von Peters einflussreichen und weit verstreuten, aber höchst privaten Verbindungsleuten kommen. Und dann war da natürlich Martys geniales Gehirn im Zustand höchster Manie.

»Aber sicher. Viel Glück, Russell.« Er beendete das Gespräch.

Irgendwo im Luftraum über Europa

Mit einem Knebel im Mund und verbundenen Augen saß Jon Smith aufrecht, die Hände hinter dem Rücken gefesselt, auf einem Passagiersitz im hinteren Teil eines Hubschraubers. Er war besorgt und beunruhigt, seine Wunden schmerzten, aber das hielt ihn nicht davon ab, alle Informationen, die er aufnehmen konnte, zu verarbeiten und zu registrieren, während er ständig seine Handgelenke in seinen Fesseln zu bewegen versuchte. Dabei spürte er alle paar Minuten, wie sie sich etwas lockerten. Das machte ihm Hoffnung, aber Abu Auda oder seine Männer würden natürlich bemerken, was er getan hatte, wenn sie ihr Ziel erreichten – falls es ihm bis dahin nicht gelungen war, sich zu befreien.

Er befand sich in einem Hubschrauber, einem recht großen, wie es den Anschein hatte. Er konnte das Dröhnen von zwei Hochleistungsmotoren spüren. Aus der Motorenleistung, der Form der Tür, durch die man ihn an Bord gestoßen hatte, und der Anordnung der Sitze, über die er sich informiert hatte, indem er gegen jede Sitzreihe gestolpert war, während man ihn

in den hinteren Teil der Maschine verfrachtete, schloss er, dass es sich bei dem Chopper um einen Sikorsky S-70 handelte, der unter verschiedenen Bezeichnungen bekannt war – in der Navy als Seahawk, in der Army als Black Hawk, der Air Force als Pave Hawk und der Küstenwache als Jayhawk.

S-70-Hubschrauber waren Truppentransporter und dienten logistischen Einsätzen, wurden aber häufig auch für andere Zwecke wie ärztliche Evakuierung und auch als fliegende Kommandozentralen eingesetzt. Während seiner Militärdienstzeit war er oft genug in diesen Maschinen geflogen – ob sie nun der Army, der Air Force oder der Navy gehörten –, um sich gut an Einzelheiten erinnern zu können.

Nachdem er zu diesem Schluss gelangt war, hörte er zu, wie Abu Auda nicht weit von ihm entfernt mit einem seiner Männer redete. Das Gespräch hatte ihm bestätigt, dass es sich um eine Sikorsky handelt, aber es war das S-70-A-Modell, die Exportversion des Black Hawk. Vielleicht ein Überbleibsel des Golfkrieges, oder möglicherweise von einem Terroristenkollegen geliefert, der tagsüber in der Beschaffungsstelle der Militärbehörden irgendeines islamischen Landes tätig war. Jedenfalls bedeutete das, dass der Hubschrauber durchaus für den Kampfeinsatz ausgerüstet sein konnte, und das machte Jon noch unruhiger. Wenig später war Abu Auda nach vorne gegangen, sodass er nichts mehr verstehen konnte.

Jon hatte sich, soweit ihm das abzuschätzen möglich war, fast drei Stunden lang angestrengt, mehr zu hören, aber sei es, dass die Motorengeräusche die Gespräche übertönt hatten oder dass man in seiner Nähe einfach vorsichtig gewesen war, er hatte jedenfalls nichts Nützliches mehr erfahren. Der Hubschrauber musste inzwischen die Grenze der durch die Tankfüllung vorgegebenen Reichweite erreicht haben. Sie würden also bald landen müssen. In der Villa in Algerien hatte Mauritania entschieden, dass man ihn in Zukunft noch brauchen würde, und der Ansicht war er offenbar immer noch, sonst hätte man

ihn zweifellos inzwischen getötet. Am Ende würden sie ihn natürlich beseitigen, oder Abu Auda würde es einfach leid sein, ihn mitzuschleppen, und er würde ihn schon vorher umbringen. Feindliche Zeugen waren als Dauerbegleiter nicht sehr beliebt.

Hilflos und im wahrsten Sinne des Wortes an seinen Platz gebunden, unterbrach er seine Bemühungen, die Fesseln zu lösen, für einen Augenblick und ruhte sich aus. Seine Armwunde schmerzte und brannte. Aber sie war nur oberflächlicher Natur, eher lästig als gefährlich, was nicht hieß, dass man sich nicht darum kümmern musste, um eine Infektion zu verhindern. Nun, das nackte Überleben war für den Augenblick wichtiger. Und das lenkte seine Gedanken wieder zu Randi. Er kannte sie nur zu gut und machte sich deshalb Sorgen um sie. Hatte sie es geschafft, das Zielgebiet zu verlassen, bevor der Marschflugkörper einschlug? Zweifellos hatte sie so lange wie möglich auf ihn und die Chambords gewartet. Als sie nicht erschienen waren, war mit Sicherheit ihre erste instinktive Regung gewesen, einen Rettungsversuch zu unternehmen.

Herrgott im Himmel, hoffentlich hatte sie das nicht getan. Selbst wenn ihr am Ende klar geworden war, dass sie fliehen musste, war das vielleicht schon zu spät, und sie war nicht mehr rechtzeitig entkommen. Er spürte, wie sein Mund trocken wurde und machte sich erneut klar, wie wenig gefehlt hatte, dass er und Thérèse gestorben waren …

*

… nahe am Fenster der in Dunkelheit liegenden Villa … bewaffnete Wachen ringsum … Jon und Thérèse entwaffnet …

Émile Chambord erklärt Mauritania: »Der Amerikaner hat einen Raketenschlag angefordert. Wir müssen hier weg. Sagen Sie Ihren Leuten, sie sollen ihre Waffen abfeuern; es muss so

klingen, als würde gekämpft. Und dann sollen sie schreien und rufen. Laut feiern, als ob sie Smith und meine Tochter getötet hätten. Schnell!«

Sie geben Feuerstöße ab. Schreien ihre Parolen. Rennen aus der Villa, treiben Jon und Thérèse zu dem Hubschrauberlandeplatz, erreichen die Baracken – und die Welt hinter ihnen detoniert. Sie werden in die Luft geschleudert. Auf den Boden geworfen. Vom Dröhnen einer Explosion betäubt, die als Schockwelle über sie hinwegfegt und an ihren Kleidern, ihrem Haar und ihren Gliedern zerrt. Äste und Palmwedel, eine massive Holztür fliegen durch die Luft. Die Tür kracht auf einen von Abu Audas Männern herunter, erschlägt ihn.

Als der Wirbel aufhört, erhebt sich Jon taumelnd, er blutet aus einer Kopfwunde. Sein linker Unterarm brennt. Er sucht verzweifelt nach einer Waffe.

Aber Abu Auda richtet sein britisches Sturmgewehr auf Jon: »Versuchen Sie's gar nicht erst, Colonel.«

Die Überlebenden rappeln sich hoch. Erstaunlicherweise sind die meisten noch dazu fähig. Thérèse blutet aus einer Wunde am rechten Bein. Chambord eilt zu ihr. »Thérèse – du bist verletzt.«

Sie stößt ihn weg. »Ich kenne dich nicht mehr. Du musst verrückt sein!« Sie wendet ihm den Rücken und hilft Jon.

Chambord sieht zu, wie sie den Ärmel ihres weißen Jacketts abreißt. »Was ich tue, tue ich für die Zukunft Frankreichs, Kind«, erklärt er ernsthaft. »Du wirst das bald verstehen.«

»Es gibt nichts zu verstehen.« Sie verbindet Jons Armwunde und dann die an ihrem Bein. Das Blut an Jons Stirn stammt von einem belanglosen Kratzer.

»Das wird sie später verstehen müssen, Doktor«, schaltet Mauritania sich ein. Er sieht sich um, seine Züge wirken verschlagen. Er gleicht einem wilden Tier, schnüffelt, als könne er damit Informationen über seine Umwelt sammeln.

»Möglicherweise schlagen die noch einmal zu. Wir müssen hier sofort weg.«

Einer der Terroristen stößt einen lauten Fluch aus. Alle laufen zusammen, starren den Huey-Helikopter an. Seine Rotorflügel wurden von herumfliegenden Trümmern zerbrochen. Der Hubschrauber ist flugunfähig.

»In dem Aufklärungshelikopter ist Platz für fünf von uns«, erklärt Chambord. »Sie natürlich, Mauritania, und Ihr Pilot. Und Hauptmann Bonnard, Thérèse und ich.« Mauritania erhebt Einwände. Er will mehr von seinen eigenen Leuten mitnehmen. Aber Chambord schüttelt entschieden den Kopf. »Nein. Ich brauche Bonnard, und ich werde meine Tochter nicht zurücklassen. Wenn ich einen neuen Prototyp bauen soll, benötige ich einen Ort, wo ich arbeiten kann. Ein neuer DNS-Computer hat oberste Priorität. Ich bedauere, dass sonst für niemand Platz ist, aber so ist es nun einmal.«

Mauritania muss nachgeben. Er wendet sich seinem hünenhaften Verbündeten zu, der alles gehört hat und ihn finster anblickt. »Sie müssen zurückbleiben und die anderen führen, Abu Auda. Veranlassen Sie, dass man Sie abholt. Ich muss unseren Saudi-Piloten, Mohammed, nehmen. Er ist unser bester Pilot. Sie werden bald nachkommen.«

»Was ist mit dem Amerikaner? Darf ich ihn jetzt töten? Er hat schließlich …«

»Nein. Wenn er diesen Raketenschlag veranlasst hat, muss er noch wichtiger sein, als mir bisher bewusst war. Sie werden für seine Sicherheit sorgen, Abu Auda.«

Thérèse Chambord protestiert heftig, aber man schleppt sie mit Gewalt an Bord. Der kompakte Helikopter erhebt sich in die Lüfte, schlägt einen weiten Bogen um die Katastrophenstelle und nimmt dann Kurs nach Norden, in Richtung Europa. Abu Auda befiehlt, dass man Jon die Hände fesselt, und die Gruppe eilt im Laufschritt zur Küstenstraße, wo zwei mit

Planen abgedeckte Lkws auf sie warten. Dann eine lange, rumpelnde Fahrt durch die windgepeitschte Wüste, die schließlich im Hafen von Tunis endet. Dort gehen sie an Bord eines Motorboots, ähnlich dem umgebauten Schnellboot, auf dem Jon sich am Tag zuvor versteckt hatte. Die zusammengewürfelte Gruppe ist erschöpft, aber alle wissen, dass Eile geboten ist.

Auf dem Boot verbinden sie ihm die Augen. Er sieht nichts von der langen Fahrt über das Mittelmeer, schläft immer wieder ein, obwohl das kleine Boot ständig auf die Wellen herunterkracht. Aber als sie das Festland erreichen, ist er wach, reckt den Kopf, um lauschen zu können. Man schafft ihn an Deck, immer noch mit verbundenen Augen, und er hört viele Stimmen, die italienisch sprechen, daraus schließt er, dass sie in Italien sein müssen. Sie geben an Bord des Sikorsky-Hubschraubers, fliegen zu einem unbekannten Ziel, das möglicherweise irgendwo zwischen Serbien und Frankreich liegt …

*

Während Jon mit verbundenen Augen in dem Hubschrauber sitzt und darauf wartet, dass ihnen entweder der Treibstoff ausgeht oder dass sie landen, kreisen immer dieselben Gedanken qualvoll durch sein Bewusstsein: War Randi am Leben? Wo waren Peter und Marty? Nach allem, was Thérèse wusste, waren sie und ihr Vater bis zum Eintreffen Jons die einzigen Gefangenen in der Villa gewesen. Jon hoffte, dass man die beiden nicht erwischt hatte, dass Peter irgendwie Marty gerettet hatte und dass sie in Sicherheit waren. Tröstlich immerhin, dass der Molekularcomputer bei der Explosion pulverisiert worden war.

Jetzt musste er Émile Chambord Einhalt gebieten, bevor dieser einen anderen bauen konnte. Dass Chambord die ganze Zeit mit

den Terroristen zusammengearbeitet hatte, war ein großer Schock gewesen. Offensichtlich war der Wissenschaftler Anstifter eines höchst komplizierten – und äußerst erfolgreichen – Verwirrspiels, mit dem er nicht nur einige Regierungen, sondern auch seine Tochter getäuscht hatte. Sein Plan, einen neuen Molekularcomputer zu bauen und ihn zur Vernichtung Israels einzusetzen, war die vollendete Perversion von allem, was wissenschaftliches Streben bedeutete. Und warum? Weil seine Mutter Algerierin gewesen war? Muslimin? Jon erinnerte sich an das, was Fred Klein ihm gesagt hatte: *Seine Mutter hat ihn als Muslim aufgezogen, aber als Erwachsener hat er wenig Interesse für Religion an den Tag gelegt.* Er hatte keinen Anlass gehabt, diese Information für wichtig zu halten, da Chambord ja nie durch irgendwelche religiösen Tendenzen aufgefallen war.

Bei diesen Gedanken kam Jon in den Sinn, dass Chambord kurze Zeit in Kairo gelehrt hatte, ehe er an das Pasteur-Institut zurückgekehrt war, und dass Chambords Frau vor nicht allzu langer Zeit gestorben war. Neuer Kontakt mit dem Islam und ein sein Leben verändernder Schock, wie ihn der Verlust eines geliebten Lebensgefährten mit sich bringen kann? Chambord wäre nicht der Erste, dessen Glaube sich in der zweiten Lebenshälfte geändert hätte, und würde auch bestimmt nicht der Letzte sein. Glaubensgrundsätze, die man schon vergessen hat, können wieder aus der Versenkung auftauchen und einen Menschen in ihren Bann ziehen, besonders ältere Menschen, die großes persönliches Leid erlitten haben.

Und dann war da Hauptmann Darius Bonnard, dessen Vergangenheit der Chambords nicht unähnlich war: Mit einer Algerierin verheiratet, als er in der Fremdenlegion gedient hatte. Später dann, als Offizier, hatte er seine Urlaube in Algerien verbracht, vielleicht mit seiner ersten Frau, von der er sich nie hatte scheiden lassen. Ein Doppelleben? So, wie die Dinge sich entwickelt hatten, lag das durchaus im Bereich des Möglichen. Und dann war da auch seine berufliche Stellung zu

bedenken – eine Position mit Zugang zu den höchsten Kreisen der NATO und des französischen Militärs. Er war einer der Unsichtbaren – der stille, effiziente Adjutant eines Generals. Obwohl er Zugang zu mehr Geheimnissen als die meisten hatte, stand er doch, im Gegensatz zu seinem General, nur selten im Rampenlicht.

»*Ich gehöre nicht zu denen … die gehören zu mir!*«, hatte Chambord gesagt und damit alles bisher Geschehene in völlig anderem Licht erscheinen lassen. Chambords und Bonnards Leben erhielt aus dieser Sicht eine völlig neue Perspektive.

Der Prototyp des Wissenschaftlers war zerstört worden, nicht aber sein Wissen. Wenn ihm nicht jemand Einhalt gebot, konnte er einen neuen Computer bauen. Aber das würde Zeit beanspruchen. An diesem winzigen Stückchen Hoffnung klammerte Smith sich fest. Zeit, um Chambord zu finden und ihn zu stoppen. Aber vorher musste er entkommen. Er setzte seine Anstrengungen fort, seine Fesseln zu lockern.

Paris

Marty war wach und dem Himmel dafür dankbar, dass er endlich das lächerliche Krankenhaushemd hatte ablegen dürfen und jetzt Kleidung trug, die Peter mitgebracht hatte, nachdem er mit MI6 in Kontakt getreten war – eine formlose dunkelbraune Cordhose, einen schwarzen Kaschmir-Rollkragenpullover, trotz der in dem Krankenzimmer herrschenden Wärme, Sneakers mit Rennstreifen an den Seiten und seine allgegenwärtige beigefarbene Windjacke. Er musterte sich vom Kopf bis zu den Zehenspitzen und entschied, dass er jetzt für so ziemlich jeden Anlass passend gekleidet war, eine formelle Abendeinladung beim Premierminister vielleicht ausgenommen.

Randi war ebenfalls in sein Zimmer zurückgekehrt, und die drei Freunde wandten sich erneut dem Thema zu, das ihre

Gedanken beherrschte – wie sie Jon finden konnten. Ohne darüber formell abzustimmen, hatten sie für sich entschieden, dass Jon noch am Leben war. Marty erklärte sich mit funkelnden Augen bereit, die Medikamente abzusetzen und sich ganz der Lösung dieses Problems zu widmen.

»Gute Idee«, nickte Randi.

»Und du bist ganz sicher, dass du das schaffst?«, fragte Peter.

»Jetzt rede keinen Blödsinn, Peter.« Marty sah ihn beleidigt an. »Hat ein Mastodon Zähne? Braucht eine algebraische Gleichung ein Gleichheitszeichen? Hey!«

»Na schön«, entschied Peter.

Das Telefon auf dem Tischchen neben Martys Bett klingelte. Randi nahm den Hörer ab. Es war ihr Vorgesetzter in Langley, Doug Kennedy, über die sichere Zerhackerleitung. Was er zu sagen hatte, klang nicht ermutigend. Sie hörte zu, stellte ein paar Fragen und legte wieder auf. Dann berichtete sie, was sie erfahren hatte: Die Verbindungsleute in Algerien meldeten, dass kaum ungewöhnliche Aktivitäten festzustellen waren, nicht einmal Schmuggler, mit Ausnahme vielleicht von Tunis, wo fünf Stunden nach dem Raketenschlag das Schnellboot eines bekannten Schmugglers mit etwa einem Dutzend Männern an Bord mit unbekanntem Ziel ausgelaufen war. Bei einem der Männer hatte es sich um einen Europäer oder Amerikaner gehandelt. Frauen waren keine an Bord gewesen, und damit schied mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Émile Chambord aus, der sicherlich zusammen mit Thérèse unterwegs sein würde. Er würde sie kaum allein gelassen haben, zumindest nahmen Randi und Marty das an. Peter war sich da nicht so sicher.

Marty schnitt ein Gesicht. »Jemand wie Émile lässt unter keinen Umständen sein Kind im Stich, du lächerlicher Clown.«

»Sie ist schon fast vierzig«, gab Peter trocken zu bedenken. »Nicht gerade ein Kind.«

»Für Émile ist sie das aber«, korrigierte ihn Marty.

Zum Zeitpunkt des Raketenschlags hatte es im östlichen Mittelmeer nur wenige US-Schiffe oder -Flugzeuge gegeben, und die *Saratoga* hatte ihre Position sofort nach Abschuss des Flugkörpers verlassen. Der Lenkwaffenkreuzer hatte auch sämtliche Boden-Luft-Radargeräte abgeschaltet, um eine Rückpeilung unmöglich zu machen, und sich ohne Positionslampen in nördlicher Richtung in Marsch gesetzt, um möglichst weit von der algerischen Küste entfernt zu sein und die unweigerlich zu erwartenden Proteste der arabischen Länder glaubwürdig zurückweisen zu können.

»Der ›Europäer oder Amerikaner‹ auf dem Schmugglerboot könnte Jon gewesen sein«, meinte Randi. »Das ist die Art von Booten, mit denen der Halbmondschild auf dem Mittelmeer operiert. Andererseits könnten die Terroristen natürlich auch Amerikaner in ihren Reihen haben.«

»Selbstverständlich war es Jon«, erklärte Marty. »Daran gibt es doch gar keinen Zweifel.«

»Warten wir ab, was meine Leute sagen, ja?«, schlug Peter vor.

Marty stand am Fenster und blickte auf die Straße hinunter. Sein Verstand arbeitete fieberhaft. Es war ein Wettlauf mit der Zeit, und seine Gedanken rasten durch die Stratosphäre seiner Fantasie, während er nach einer Lösung suchte, wie sie Jon finden konnten. Er schloss die Augen und seufzte wohlig, als er vor seinem inneren Auge eine Vielzahl greller Blitze in unzähligen Farben sah und plötzlich das Gefühl hatte, leichter als Luft zu sein.

Als das Telefon klingelte, zuckte er zusammen und runzelte die Stirn.

Peter griff nach dem Hörer. »Jetzt bin ich dran.«

Er hatte Recht. Die Stimme am anderen Ende sprach mit knappem Londoner Akzent: Eine britisches Unterseeboot auf Tauchfahrt war wenige Augenblicke nach der Explosion keine

zehn Meilen von der algerischen Villa entfernt aufgetaucht. Das Sonargerät des Bootes hatte die Schockwelle der Explosion aufgenommen und den Kapitän zum Auftauchen veranlasst. Das Unterseeboot hatte sein Radargerät auf die Villa gerichtet und einen kleinen Hughes-Scout-Hubschrauber identifiziert, der das Gelände etwa fünfzehn Minuten nach der Explosion verlassen hatte. Fünf Minuten später war das Boot wieder auf Tauchfahrt gegangen, da der Kapitän Sorge hatte, entdeckt zu werden.

Unterdessen hatte ein MI6-Informant auf dem Festland zwei Lkws entdeckt, die das Areal in Richtung Tunis verlassen hatten. Der Informant hatte das seinem Kontaktmann mitgeteilt in der Hoffnung, dafür bezahlt zu werden, was auch in gehörigem Maße geschah. Im Spionagegeschäft war es nicht vernünftig, knauserig zu sein. Schließlich hatte der Kapitän einer British-Airways-Maschine auf dem Flug von Gibraltar nach Rom einen kleinen Hubschrauber desselben Modells ausgemacht, der aus der allgemeinen Richtung von Oran zur spanischen Küste geflogen war, in einem Bereich, wo der Kapitän bisher nie einen Hubschrauber gesehen hatte. Aus diesem Grunde hatte er die Beobachtung in seinem Logbuch notiert. Eine schnelle Überprüfung durch MI6 ergab, dass in jener Nacht keine planmäßigen oder auch nur autorisierten Hubschrauberflüge von Oran gemeldet waren.

»Er lebt«, ließ sich Marty mit dröhnender Stimme vernehmen. »Daran gibt es jetzt keinen Zweifel mehr.«

»Nehmen wir an, dass das zutrifft«, sagte Peter. »Damit bleibt immer noch das Problem, wie wir mit ihm Verbindung aufnehmen, um entscheiden zu können, wie wir weiter vorgehen? Gehen wir dem nicht autorisierten Hubschrauberflug nach Spanien oder dem Schmugglerboot mit dem möglichen amerikanischen Passagier nach?«

»Beides«, entschied Randi. »Wir dürfen nichts unbeachtet lassen.«

Unterdessen hatte Marty sich wieder wonniglich in die fruchtbaren Felder seiner Fantasie zurückgezogen. Er konnte spüren, wie eine Idee Gestalt annahm. Sie war fast körperlich erfassbar, so als könnte er mit den Fingern darüber streichen und sie mit der Zungenspitze schmecken. Seine Augen weiteten sich, und er ging im Zimmer auf und ab, rieb sich erregt die Hände. Dann beendete er seinen Marsch plötzlich und fing an, auf der Stelle zu tanzen, und sein schwerfälliger Körper wirkte plötzlich leichtfüßig wie ein kleiner Kobold. »Wir hatten die Antwort ständig dicht vor Augen. Eines Tages werde ich das Wesen des Bewusstseins studieren müssen. Ein faszinierendes Thema. Ich bin sicher, dass ich dabei das eine oder andere lernen kann …«

»Marty!«, unterbrach Randi seinen Redeschwall. »Was ist das für eine Idee?«

Er strahlte. »Wir sind dumm gewesen. Wir werden tun, was wir vorher getan haben – eine Nachricht auf die Asperger-Website setzen – OASIS. Wie konnte Jon nach dieser widerlichen Hades-Geschichte vergessen, dass wir auf diese Weise miteinander in Verbindung geblieben sind? Es ist einfach unmöglich, dass er sich nicht daran erinnert. Wir brauchen bloß eine Nachricht zu verfassen, die alle mit Ausnahme Jons verblüffen wird.« Sein gerötetes Gesicht verzog sich zu einer Grimasse, und er überlegte.

Peter und Randi warteten. Es sollte nicht lang dauern.

Marty kicherte vor Vergnügen. »Ich hab’s! ›Hustender Lazarus: Scharfer Heuler sucht passenden Partner. Eigener Standort erforderlich, freue mich auf Treffen, jederzeit bereit. Was willst du tun?‹« Er musterte die beiden angespannt, wartete auf ihre Reaktion.

Randi schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung, was das bedeuten soll.«

»Ich verstehe auch nur Bahnhof«, nickte Peter und wich

dabei Martys Blick aus.

Marty rieb sich befriedigt die Hände. »Wenn *ihr* das nicht versteht, dann wird es auch sonst keiner verstehen.«

»Ist ja schön«, meinte Randi, »aber vielleicht kannst du uns doch verraten, was für ein Code dahintersteckt.«

»Augenblick mal«, fiel Peter ihr ins Wort, »mir fängt an, einiges klar zu werden. ›Hustender Lazarus‹ muss sich auf ›Smith‹ beziehen – Smith' Hustendrops, natürlich. Und ›Lazarus‹ ist wieder Jon, weil wir wie Lazarus darauf hoffen, dass Jon von den Toten auferstanden ist.«

Randi schmunzelte. »So, ›Scharfer Heuler‹ deutet auf ›Randi und Howell‹, oder? ›Sucht passenden Partner‹, das ist leicht. Ein Partner ist ein Kumpel, ein Freund, und wir sind auf der Suche nach unserem Freund Jon. ›Eigener Standort erforderlich‹ soll heißen, wir fragen, wo er ist. ›Jederzeit bereit‹ liegt auf der Hand. Wir wollen uns mit ihm treffen, und wir gehen überallhin, wo es notwendig ist. ›Was willst du tun?‹«

Marty schob die Brauen zusammen. »Das«, verkündete er, »war das Leichteste. Ich hätte euch beiden mehr zugetraut. Das ist ein ganz berühmter Satz aus einem Film, den *jeder* kennt: ›Was willst du heute Abend tun …‹«

»Aber natürlich«, sagte Peter, der sich sofort an die Stelle erinnerte. »Aus dem Film *Marty*. ›Was willst du heute Abend tun, Marty‹, das bedeutet dich.«

Marty rieb sich die Hände. »So, jetzt kommen wir voran. Übersetzt lautet also meine Mitteilung schlicht und einfach: ›Jon Smith: Randi und Peter suchen dich. Wo bist du? Wenn du ihnen sagst, wo du bist, kommen sie.‹ Und die Unterschrift lautet Marty. Noch Fragen?«

»Würde ich nie wagen.« Peter schüttelte den Kopf.

Sie eilten ins Erdgeschoss in das Büro von Peters Freund, Lochiel Cameron, dem Besitzer und Chefarzt des Kranken-

hauses. Dr. Cameron hörte zu und erhob sich dann aus seinem Stuhl, worauf Marty den Platz vor Dr. Camerons Computer einnahm. Martys Finger flogen über die Tastatur, und er loggte sich schnell bei www.aspergersyndrom.org ein und gab seine Nachricht ein. Dann sprang er auf und stellte sich hinter den Sessel und fixierte den Bildschirm.

Dr. Cameron sah Peter an, als wolle er ihn fragen, ob er seinem Patienten eine neue Dosis Mideral verabreichen sollte. Peter schüttelte stumm den Kopf und beobachtete Marty. Die Minuten verstrichen, und Marty ging jetzt immer schneller auf und ab. Man konnte sehen, wie seine Erregung sich steigerte: Er fuchtelte jetzt wild mit den Armen herum und murmelte im Selbstgespräch mit einer Stimme, die in dem Maße lauter wurde, wie seine Worte sinnloser wurden.

Schließlich nickte Peter Cameron zu und sagte zu Marty: »Okay, Junge. Jetzt muss es wohl sein. Du bist gut gelaufen, aber jetzt ist es Zeit, deinen Nervenenden Frieden zu verschaffen.«

»Was?« Marty wirbelte herum, und seine Augen verengten sich.

»Peter hat Recht«, nickte Randi. »Der Doktor hat deine Pille. Nimm sie, Mart. Auf die Weise wirst du gut in Form sein, wenn es ernst wird.«

Marty blickte finster und sah seine beiden Freunde mit an Ekel grenzender Miene an. Doch seinem scharfen Verstand entging auch nicht ihre Sorge um ihn. Das gefiel ihm nicht, aber er wusste auch, dass das Medikament ihm die nötige Zeit verschaffte, die er zum Ausruhen brauchte, um später zu neuen Höhenflügen ansetzen zu können.

»Na schön«, stimmte er dann mürrisch zu. »Her mit dieser schrecklichen Pille.«

Eine Stunde später war Marty an den Bildschirm zurückgekehrt und saß stumm davor. Peter und Randi hielten mit ihm Wache. Bis jetzt war keine Antwort von Jon eingetroffen.

30

Aalst, Belgien

Der Landsitz des Brabanter Zweiges der Familie La Porte befand sich etwas außerhalb des alten Marktfleckens Aalst. Obwohl das Dorf zu einem belebten Vorort von Brüssel angewachsen war, hatte sich das La-Porte-Anwesen gleichsam als Überbleibsel aus lang vergessenen Zeiten seine klassische Aura bewahren können. Es nannte sich Hethuis – »Burghaus« – nach der mittelalterlichen Herkunft dieses ehrwürdigen Baus und der Familie, die es bewohnte. Heute füllten die Limousinen von führenden NATO-Offizieren und Mitgliedern des Europarates, der sich diese Woche in Brüssel traf, den von Mauern umgebenen Hof.

Im Hauptgebäude hielt General le Comte Roland La Porte Hof. Seinem stattlichen Anwesen angemessen, wirkte La Porte wie ein mittelalterlicher Fürst, wie er jetzt vor dem mächtigen offenen Kamin in der Haupthalle des schlossähnlichen Besitzes stand. Die dunkel vertäfelten Wände zierten alte Waffen, Wappenschilde und die Gemälde großer holländischer und flämischer Maler – alles, was von Jan van Eyck bis hin zu Peter Brueghel Rang und Namen hatte.

EU-Kommissar Enzo Ciccione, der soeben aus Rom eingetroffen war, äußerte seine Meinung in englischer Sprache: »Diese Satellitenprobleme der Amerikaner sind beängstigend und haben viele von uns dazu veranlasst, unsere Ansichten zu überdenken, General La Porte. Vielleicht sind wir tatsächlich von den Vereinigten Staaten und seinen Streitkräften zu abhängig geworden. Schließlich sind die NATO und die USA

heutzutage ja kaum mehr voneinander zu unterscheiden.«

»Dennoch ist unsere Beziehung zu den Vereinigten Staaten nützlich gewesen«, erwiderte La Porte auf Französisch, obwohl er wusste, dass Ciccione die Sprache nicht beherrschte. Er legte eine kurze Pause ein, um Cicciones Dolmetscher, der hinter ihm saß, Zeit zu lassen, seine Bemerkung zu übersetzen. »Wir waren nicht bereit, unser Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen. Doch jetzt haben wir bei verschiedenen NATO-Operationen dringend benötigte militärische Erfahrungen gewonnen. Es kommt nicht einfach darauf an, die Amerikaner herauszufordern, sondern wir müssen unsere eigene wachsende Macht und Bedeutung unter Beweis stellen. Schließlich haben das ja die Amerikaner selbst immer wieder verlangt.«

»Militärische Macht lässt sich auch in wirtschaftlichen Einfluss im Wettbewerb um die internationalen Märkte übersetzen«, gab Kommissar Hans Brecht zu bedenken, der zwar französisch sprach, es aber aus Höflichkeit gegenüber Ciccione vorzog, in englischer Sprache zu antworten. Brecht kam aus Wien. »Und im Übrigen liegen wir ja mit den Vereinigten Staaten bereits im intensiven Wettbewerb um die Weltmärkte, wie Sie gesagt haben, General. Es ist bedauerlich, dass wir so häufig aus strategischen, politischen und militärischen Überlegungen daran gehindert sind, unseren ganzen Einfluss geltend zu machen.«

»Eine sehr ermutigende Ansicht«, bestätigte La Porte.

»Manchmal habe ich Sorge, dass wir Europäer den Willen zur Größe verloren haben, der unseren Vätern einstmals Ansporn war, die Welt zu erobern. Wir dürfen nie vergessen, dass wir nicht nur die Vereinigten Staaten, sondern auch alle anderen Nationen der westlichen Hemisphäre geschaffen haben. Bedauerlicherweise sind sie jetzt alle fest in amerikanischem Besitz.« Er seufzte und schüttelte sein mächtiges Haupt. »Manchmal denke ich, Gentlemen, dass auch wir bald im Besitz der Amerikaner sein werden.

Vasallenstaaten. England ist das für mich bereits schon. Welches Land wird das nächste sein? Wir alle?«

Die anderen hatten aufmerksam zugehört. Außer den italienischen und österreichischen Kommissaren waren hier auch belgische und dänische Mitglieder des Europarates und dieselben militärischen NATO-Führer versammelt, die erst vor wenigen Tagen auf der *Charles de Gaulle* ihr Gespräch geführt hatten: der spanische General Valentin Gonzalez mit seinen argwöhnischen Augen und der im kecken Winkel aufgesetzten Militärmütze. Der italienische General Ruggiero Inzaghi mit dem scharf geschnittenen Mund und den durchdringend blickenden Augen. Und der deutsche General Otto Bittrich, grobknochig und nachdenklich. Abwesend war natürlich der britische General Arnold Moore, dessen plötzlicher Tod sie alle erschüttert hatte. Für Männer, die ihr Leben dem Militär gewidmet hatten, waren Unfälle beleidigend; wenn ein Soldat schon nicht das Glück hatte, im Krieg zu fallen, dann sollte er zu Hause im eigenen Bett mit seinen Orden und Erinnerungen sterben.

Als General La Porte seine Ausführungen beendete, war ein Gewirr von Zustimmung und Widerspruch zu hören.

General Bittrich saß ein wenig abseits; er blickte nachdenklich, wie das seine Art war, aber an seinem versunkenen Schweigen war etwas Besonderes. Er beobachtete ausschließlich La Porte und hatte aus diesem Grund einen Stuhl gewählt, der etwas abseits stand. Unter seinem dichten, fast weißen Haar wirkte sein gerötetes Gesicht so konzentriert, als würde er durch das Okular eines Mikroskops auf ein Präparat blicken, das er gleich sezieren wollte.

Doch La Porte bemerkte davon nichts. Er konzentrierte sich auf die Sprecher, die sich allmählich der Vorstellung annäherten, die ihn schon lange beflügelte – die Vereinigten Staaten von Europa. Wieder betonte er seine Überzeugung: »Wir können ewig argumentieren, aber am Ende wissen wir alle, dass Europa von der Ostsee bis zum Mittelmeer, vom

Atlantik bis zum Ural, jawohl, bis zum Ural und vielleicht auch darüber hinaus, seine Zukunft selbst in die Hand nehmen muss. Wir *müssen* eine unabhängige, vereinigte Militärstreitkraft haben. Wir *sind* Europa, wir müssen Europa *sein*!«

Sein Ruf hallte beeindruckend durch die riesige Halle, doch seine Zuhörer blieben pragmatisch und vorsichtig.

Kommissar Ciccione schob sein Kinn vor, als ob ihm sein Kragen zu eng wäre.

»In ein paar Jahren werden Sie meine Stimme bekommen, General La Porte. Aber nicht jetzt. Die EU verfügt weder über die wirtschaftlichen Mittel noch den Willen für einen so gewaltigen Schritt. Außerdem ist es gefährlich. In Anbetracht der politischen Unsicherheiten, denen wir ausgesetzt sind … dem Sumpf auf dem Balkan, den andauernden Terroristen-anschlägen überall, der Unsicherheit im Nahen Osten, den Problemen in den diversen Nachfolgestaaten der Sowjetunion … können wir uns ein so großes Risiko einfach nicht leisten.«

Allgemeines zustimmendes Gemurmel war zu hören, obwohl deutlich zu erkennen war, dass einige der Politiker und sämtliche Generäle es bedauerten, dass man diese Idee nicht jetzt aufgreifen wollte.

Aus La Portes Augen zuckten Blitze. Er empfand die Andeutung, er sei voreilig, als beleidigend. »Und ich sage, wir können es uns nicht leisten, es *nicht* zu tun! Wir *müssen* militärisch, wirtschaftlich und politisch unseren Platz einnehmen. Und jetzt *ist* der Zeitpunkt dafür. Bald werden Sie abstimmen müssen. Das ist eine schwere Verantwortung, eine, die das Leben für alle besser machen kann. Ich weiß, Sie werden mit mir übereinstimmen, wenn Sie vor diesem Augenblick der Wahrheit stehen und Ihre Stimme abgeben müssen. Sie werden das Schicksal Europas nicht so sehen, wie es die letzten sechzig Jahre war, sondern so, wie es sein *kann.* Wie es sein *muss.*«

»Selbstverständlich.« Bittrich lächelte ebenfalls und murmelte dann, als er sich in den Speisesaal mit seiner von flämischen Gourmetspeisen überladenen Tafel begab. »Vielleicht.«

In der Region Chartreuse in Frankreich

Das Chalet mit seinem steilen Dach und der verwitterten, teilweise mit Brettern verkleideten Fassade fügte sich harmonisch in die majestätische Landschaft unter den schneebedeckten Alpengipfeln. Von duftenden Fichten umgeben, kauerte das Chalet auf einem steilen Hügel am Rand weitläufiger Felder und Wiesen in Sichtweite von La Grande Chartreuse, einem berühmten Kartäuserkloster. Von der einen Seite des Hauses bot sich ein weiter Panoramablick über das freie nach Süden abfallende Gelände, wo noch die letzten Schneereste und die frischen Spuren von Rotwild zu sehen waren. Die ersten Spitzen der jungen Frühlingsgräser lugten bereits aus dem Boden. Im Norden türmte sich dichter Fichtenwald am Abhang und schloss das Chalet von hinten ein.

All das war wichtig für Thérèse Chambord, die in einem Zimmer im ersten Stock eingesperrt war. Sie sah zu den zwei einzigen Fenstern ganz oben an der Wand hinauf und schob eine alte Bettstelle darunter. Empört und zugleich bedrückt, zerrte sie eine leere Kommode ans Bett und stemmte sie mit Mühe auf das Bettgestell. Dann trat sie einen Schritt zurück, legte die Hände auf die Hüften und schüttelte angewidert den Kopf. Selbst jetzt, mit dem Schrank auf dem Bett, waren die Fenster für sie noch unerreichbar. Sie war gerade dabei, einen thronähnlichen Sessel zum Bett zu schleppen, als sie hörte, wie die Tür aufgesperrt wurde. Ihr Vater kam mit einem Tablett mit Essen herein und sah ihr verblüfft zu, wie sie auf das Bett stieg und sich anschickte, den Sessel auf die Kommode zu hieven. Er stellte das Tablett auf ein Tischchen und schloss die Tür,

ehe sie vom Bett klettern konnte.

»Das wird dir nichts nützen, Thérèse«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Dieses Haus steht am Bergrand, und dein Zimmer überblickt einen steilen Abhang. Selbst wenn du durch diese Fenster klettern könntest, geht es dort mehr als drei Stockwerke in die Tiefe. Der Sturz könnte dich umbringen. Und außerdem sind die Fenster versperrt.«

Thérèse blickte wütend auf ihn hinab. »Das hast du ja schlau gemacht. Aber ich werde hier doch rauskommen, und dann gehe ich zur Polizei.«

Chambords faltiges Gesicht blickte traurig. »Ich hatte gehofft, dass du mich verstehen würdest. Dass du mir vertrauen und dich unserem Kreuzzug anschließen würdest, Kind. Ich hatte gehofft, dass ich Zeit haben würde, dir das alles zu erklären, aber dann ist dieser Jon Smith dazwischengekommen und hat mich gezwungen, mich zu offenbaren. Das war selbstsüchtig von mir, denke ich, aber …« Er zuckte die Achseln. »Obwohl du dich uns nicht anschließen willst, kann ich dich nicht entkommen lassen. Ich habe dir zu essen gebracht. Du solltest etwas essen. Wir werden dieses Haus bald wieder verlassen.«

Thérèse sprang wütend vom Bett. »Mich eurem Kreuzzug anschließen? Wie kann ich das? Du willst mir ja selbst jetzt noch nicht sagen, was du eigentlich vorhast. Ich sehe nur, dass du mit verbrecherischen Terroristen zusammenarbeitest, mit Männern, die ein Massaker planen und dazu deinen Computer einsetzen wollen. Mord! *Massenmord.*«

»Unser Ziel ist ein gutes, Kind«, sagte Chambord mit leiser Stimme, »und ich bin nicht mit diesen verbrecherischen Terroristen zusammen, wie du sie nennst. Wie ich schon deinem Freund Colonel Smith sagte, sind *sie mit mir* zusammen. Hauptmann Bonnard und ich haben völlig andere Ziele als sie.«

»*Was für* Ziele? *Sag es mir doch!* Wenn du willst, dass ich dir vertraue, musst du mir auch vertrauen.«

Chambord trat an die Tür, sah sich um und musterte seine Tochter mit seinen flinken, scharfen Augen, als hätte er den Röntgenblick. »Später vielleicht, wenn alles vorbei ist und wir den Gang der Geschichte verändert haben. Dann wirst du sehen, begreifen und uns Beifall spenden. Aber nicht jetzt. Du bist noch nicht so weit. Ich habe mich getäuscht.«

Er öffnete die Tür, ging schnell hinaus und versperrte sie hinter sich.

Thérèse stieß eine Verwünschung aus und kehrte zu dem Bett zurück. Sie kletterte auf die Kommode und dann den Stuhl. Als die Möbelpyramide unter ihr zu wanken begann, stützte sie sich an der Wand ab. Sie hielt den Atem an, wartete, dass der Möbelstapel unter ihr sich beruhigte. Schließlich nahm sie ihren ganzen Mut zusammen und richtete sich auf. *Geschafft!* Ihr Kopf reichte ans Fenster.

Sie blickte hinaus und stöhnte auf, als sie in die Tiefe blickte. Ihr Vater hatte die Wahrheit gesagt: Der Abgrund war viel zu tief. Sie blickte kurz auf das atemberaubende Panorama, das sich ihr bot, und seufzte. Dann zog sie an dem Fenster, rüttelte daran, aber auch in dem Punkt hatte ihr Vater die Wahrheit gesagt, das Fenster war mit Riegeln verschlossen, die ihrerseits mit kleinen Vorhängeschlössern gesichert waren. Die Schlösser würde sie vielleicht aufbrechen können, aber selbst wenn sie das tat und ein Fenster öffnen konnte, war der Abgrund einfach zu tief. Auf diesem Weg konnte sie nicht entkommen.

Sie spähte sehnsüchtig auf die herrliche Landschaft hinaus, die sich vor ihr erstreckte. In der Ferne konnte sie das Kloster aus dem elften Jahrhundert sehen, eine hübsche Unterbrechung in der lockenden, grünen Landschaft. Irgendwo in der Nähe lag die Stadt Grenoble. Sie kam sich vor wie ein Vogel, dem man die Flügel gestutzt und den man in einen Käfig gesperrt hat.

Aber sie war kein Vogel. Sie war eine praktisch denkende Frau. Sie würde ihre ganze Stärke brauchen, um ihren Vater von dem abzuhalten, was er vorhatte. Außerdem hatte sie Hunger. Sie kletterte vorsichtig aufs Bett hinunter, sprang auf den Fußboden und trug das Tablett zu einem der alten Thronsessel mit geschnitzter Lehne und Gobelinpolsterung. Sie aß ein ländliches Eintopfgericht aus Kartoffeln, Gemüse, Kaninchen- und Schweinefleisch, stippte Landbrot in den Eintopf und spülte alles mit einer Karaffe Rotwein hinunter. Es war leichter, angenehmer Wein, vermutlich Beaujolais, dem Geschmack nach zu schließen.

Als sie aufgegessen hatte und beim zweiten Glas Wein angelangt war, überkam sie tiefe Traurigkeit. Was machte ihr Vater da? Die Terroristen beabsichtigten eindeutig einen Angriff auf Israel und wollten dazu seinen DNS-Computer einsetzen. Aber warum hatte er sich mit ihnen eingelassen? Seine Mutter war Muslimin gewesen, aber er war nie religiös gewesen, hatte auch Algerien, soweit ihr das bekannt war, nie besucht, hasste Terroristen und hatte nichts gegen Juden oder Israel. Um Himmels willen, er war Wissenschaftler und war nie etwas anderes gewesen. Sein Leben bestand aus Vernunft, Logik und klarem Denken. In seiner Welt war nie Platz für gesellschaftliche Grenzen, Rassenbarrieren oder ethnische oder religiöse Unterschiede gewesen. Für ihn galten nur die Wahrheit und die harten Fakten.

Was war da passiert, was hatte ihn aus der Bahn geworfen, und was war das für eine große Zukunft, die er für Frankreich vorhersah? Sie versuchte immer noch das Rätsel für sich zu lösen, als sie hörte, dass draußen ein Fahrzeug eintraf, offenbar ein Kleinlaster oder ein Kombi. Hauptmann Bonnard und dieser schreckliche Mann, den sie Mauritania nannten, waren in einem solchen Fahrzeug weggefahren. Vielleicht kehrten sie jetzt zurück. Thérèse wusste nicht, wohin sie gefahren waren, aber wenn sie jetzt wieder auftauchten, hieß das, dass sie bald das

Chalet verlassen würden. Wenigstens hatte ihr Vater das erklärt.

Augenblicke später drehte sich der Schlüssel wieder im Schloss, und Hauptmann Bonnard trat ein. Er war jetzt in voller Uniform, der Felduniform der französischen Fremdenlegion mit Orden und Regimentsabzeichen. Sein kantiges Gesicht blickte grimmig, er hatte das Kinn vorgeschoben, und seine Augen musterten sie scharf. Seine Mütze bedeckte sein kurz gestutztes, blondes Haar. Er hielt seine Dienstpistole in der Hand.

»Er hat mich geschickt, Mademoiselle, weil ich schießen werde, wo er dazu nicht fähig wäre, Sie verstehen? Ich werde natürlich nicht schießen, um zu töten, aber ich bin ein ausgezeichneter Schütze, und Sie können mir glauben, dass ich nicht zulassen werde, dass Sie entkommen, *oui?*«

»Sie wirken auf mich wie ein Mann, der mit dem größten Vergnügen eine Frau erschießen würde, Hauptmann. Oder ein Kind. Die Legion ist ja für solche Dinge bekannt, *oui?*« verhöhnte sie ihn.

Bonnards Augen wurden düster und ausdruckslos, aber er gab keine Antwort, sondern bedeutete ihr lediglich mit seiner Pistole gestikulierend, den Raum zu verlassen. Sie gingen die Treppe hinunter, in den vertäfelten Wohnraum des Chalets, wo Mauritania über einen Tisch gebeugt stand, auf dem eine Landkarte ausgebreitet war. Ihr Vater stand hinter ihm und sah ihm zu. Sie konnte den seltsamen Ausdruck in seinem Gesicht nicht deuten und auch nicht die gedämpfte Erregung, die sie noch nie an ihm gesehen hatte, selbst dann nicht, wenn ihm ein wichtiges Forschungsvorhaben geglückt war.

Mauritania war am Reden. »Bitte, zeigen Sie mir, wo dieses andere Versteck ist. Ich werde veranlassen, dass uns dort weitere meiner Männer erwarten.«

Bonnard bedeutete Thérèse, auf einem Stuhl, ein gutes Stück von Chambord und Mauritania entfernt, Platz zu nehmen. »Setzen Sie sich«, forderte er sie auf. »Und rühren Sie sich

nicht von der Stelle.«

Thérèse ließ sich unsicher auf dem Stuhl nieder und sah Bonnard verwirrt zu, wie dieser auf die beiden Männer zuging. Sie sah, wie ihr Vater dieselbe Pistole herauszog, die sie schon in der Villa bei ihm gesehen hatte, und sah verblüfft, wie er eine schnelle Bewegung machte und die Waffe auf Mauritania richtete.

Sein Gesicht und seine Stimme waren hart wie Granit.

»Sie brauchen diese Information nicht, Mauritania. *Wir* wissen, wo das Versteck ist. Kommen Sie. Wir gehen jetzt.«

Mauritania hatte nicht aufgeblickt. »Wir können noch nicht gehen, Doktor. Abu Auda und meine übrigen Männer sind noch nicht hier. In dem Beil-Hubschrauber ist nicht genug Platz für uns alle. Wir brauchen also auch die zweite Maschine.«

»Das wird nicht nötig sein«, sagte Chambord. »Wir werden nicht auf sie warten.«

Mauritanias Blick hob sich langsam von der Landkarte. Dann richtete er sich auf und drehte sich um. Als er die Pistole in Chambords Hand sah, schien er zu erstarren. Er sah zu Hauptmann Bonnard hinüber, dessen Waffe jetzt ebenfalls auf ihn gerichtet war.

»Und?« Mauritanias Augenbrauen schoben sich ein paar Millimeter hoch, ließen leichte Überraschung über die beiden Franzosen erkennen.

»Sie sind ein intelligenter Mann, Mauritania. Tun Sie nichts, was Sie später bedauern würden.«

»Ich tue nie etwas, was ich bedauern würde, Doktor. Darf ich fragen, was Sie hier erreichen wollen?«

»Wir entledigen uns Ihrer Dienste. Sie sind nützlich gewesen. Wir danken Ihnen für Ihre gute Arbeit, aber von diesem Augenblick an würden Sie und Ihre Leute die Situation nur verkomplizieren.«

Mauritania schien zu überlegen. »Daraus schließe ich, dass Sie einen anderen Plan haben. Einen, von dem Sie vermuten, dass er uns nicht gefallen wird.«

»Mit der ersten Phase wären Sie einverstanden. Tatsächlich wären Ihre Gesinnungsgenossen in anderen Gruppen sogar begeistert. Aber wie Sie ja häufig betont haben, sind Sie Guerillas, nicht einfach nur Terroristen. Sie haben konkrete politische Ziele, auf die Sie sich konzentrieren. Realistisch betrachtet, ist Ihr Ziel nicht das unsere, und deshalb müssen wir uns von Ihnen trennen. Oder, um es genauer zu sagen, von Ihren Männern trennen. Sie selbst werden weiter bei uns bleiben, aber nur als unser ›Gast‹. Am Ende werden Sie uns eine Hilfe sein.«

»Das bezweifle ich.« Jetzt schien Mauritanias glatte Fassade einen Sprung zu bekommen. »Und wer soll den Hubschrauber fliegen? Mein Pilot wird nichts tun, was ich nicht ausdrücklich befehle.«

»Natürlich. Das hatten wir erwartet.« Émile Chambord sah den französischen Hauptmann an. »Bonnard, nehmen Sie Thérèse mit.«

Bonnard packte sie am Arm, zog sie in die Höhe und schob sie zur Tür.

Mauritanias helle Augen folgten ihnen. Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, blickte er zu Chambord auf.

Chambord nickte. »Ja, Hauptmann Bonnard ist ein ausgebildeter Hubschrauberpilot. Er wird uns hier herausfliegen.«

Mauritania sagte nichts, zuckte aber zusammen, als draußen schnell hintereinander zwei Schüsse peitschten.

Chambord ließ keinerlei Reaktion erkennen. »Nach Ihnen, Mauritania.«

Er schob Mauritania mit vorgehaltener Pistole zum Eingang des Chalets hinaus in die Frühlingssonne zu einer Lichtung

zwischen den Fichten, wo der Hughes-Helikopter parkte. Die Leiche des saudischen Piloten Mohammed lag neben dem Hubschrauber auf dem Boden. Er hatte zwei Einschusslöcher in der Brust, und um ihn herum bildete sich eine Blutlache. Bonnard, der jetzt seine Waffe auf Thérèse gerichtet hielt, stand über ihm. Entsetzt hielt sie sich die Hand über den Mund, als müsste sie sich gleich übergeben.

Chambord musterte sie prüfend, suchte nach Anzeichen, dass sie jetzt begriff, wie ernst ihm das alles war. Dann nickte er befriedigt und wandte sich Bonnard zu. »Der Hubschrauber ist aufgetankt und flugbereit?«

»Er war gerade fertig geworden.«

»*Bon.* Dann können wir starten.« Er lächelte verträumt. »Bis morgen werden wir den Lauf der Geschichte verändert haben.«

Bonnard kletterte als Erster in die Maschine, gefolgt von dem stoisch wirkenden Mauritania und der aschfahlen Thérèse. Chambord stieg als Letzter ein. Als sie sich anschnallten und die Rotorblätter sich pfeifend zu drehen begannen, sah der Wissenschaftler sich ein letztes Mal suchend am Himmel um. Augenblicke später hob der Hubschrauber ab.

31

Im Luftraum irgendwo über Europa

Die Hände waren der Schlüssel zu allem. Mit gefesselten Händen zu entkommen, war nur unter ganz außergewöhnlichen Umständen als ein Akt der Verzweiflung möglich. Um eine Chance zu haben, war es notwendig, die Hände frei zu haben. Deshalb hatte Jon, als die Terroristen ihm auf der Straße nach Tunis auf dem Lkw die Hände auf den Rücken gefesselt hatten, sie, so gut das ging, nebeneinander gelegt. In ihrer Hast, aus der Villa zu entkommen, hatten sie ihm die Handgelenke nicht neu zurechtgeschoben, und deshalb war ihm sein Trick zum Teil geglückt, obwohl sie die Fesseln kräftig angezogen hatten. Seitdem hatte er ständig Arme und Hände gedreht und sich immer wieder bemüht, das Seil auszudehnen. Trotzdem war es immer noch nicht locker genug. Und allmählich wurde die Zeit knapp.

Die Augenbinde war ein weiteres Hindernis. Und während er noch darüber nachdachte, spürte er, wie sein Magen durchsackte. Die Sikorsky verlor an Höhe, schlug einen Bogen, es fühlte sich wie eine Landung an. Die Zeit wurde jetzt knapp. Wenn er plötzlich angriff, behindert wie er war, könnte es ihm gelingen, die Sikorsky so weit zu destabilisieren, dass sie abstürzte. Aber die Maschine war schließlich massiv gebaut und durchaus imstande, Bruchlandungen zu überstehen, verfügte über speziell gelagerte Sitze, die ihre Insassen bei einem Absturz schützen sollten, und war mit einem selbst abdichtenden Treibstoffsystem ausgestattet. Seine Chance, einen Absturz zu bewerkstelligen und die Absturzstelle unversehrt zu verlassen, betrug höchstens zehn Prozent. Und

um einen Absturz herbeizuführen, brauchte er freie Hände.

Wenn er sich befreien konnte und mit seinem Angriff bis unmittelbar vor der Landung wartete, würde der Hubschrauber sich bereits dicht über der Erde befinden. Dann hatte er am ehesten eine Chance, ohne größere Verletzungen zu überleben und in der dann herrschenden Verwirrung zu entkommen. Die Chance war gering, aber eine andere Möglichkeit sah er nicht.

Während der Hubschrauber seinen Landeanflug fortsetzte, arbeitete Jon wie ein Verzweifelter an den Fesseln, aber es rührte sich einfach nichts. Und dann sagte vorn im Helikopter Abu Auda plötzlich mit zorniger Stimme etwas in arabischer Sprache. Jetzt waren auch die anderen zu hören, wurden lauter. Jon schätzte, dass sich mehr als ein Dutzend Terroristen an Bord befanden. Bald hatte es für ihn den Anschein, dass da eine heftige Auseinandersetzung über etwas stattfand, was sie auf dem Boden sehen konnten. Mehrere Sprachen hallten erregt durcheinander.

Eine der Stimmen fragte in englischer Sprache: »Was ist denn los?«

Abu Auda musste schreien, um den Lärm der Rotoren zu übertönen, und gab die schlechte Nachricht in Französisch weiter, mit englischen Brocken dazwischen für diejenigen, die kein Französisch verstanden: »Mauritania und die anderen erwarten uns nicht in dem Chalet, wie es geplant war. Er meldet sich auch am Funkgerät nicht. In der Nähe des Chalets steht ein leerer Lkw, aber der Helikopter ist nicht da. Ja, da liegt jemand in der Lichtung.« Er hielt inne.

Jon spürte die wachsende Spannung in dem dröhnenden Hubschrauber, der immer noch kreiste.

»Wer ist es denn?«, wollte jemand wissen.

»Ich habe ihn jetzt mit dem Feldstecher erfasst«, erklärte Abu Auda. »Es ist Mohammed. Er hat Blut an der Brust.« Er zögerte kurz. »Er bewegt sich nicht. Anscheinend ist er tot.«

Ein wütendes Stimmengewirr in Arabisch, Französisch und einem halben Dutzend anderer Sprachen ertönte. Während Abu Auda mit lauter Stimme versuchte, seine Leute unter Kontrolle zu behalten, lauschte Jon und reimte sich schließlich zusammen, dass Abu Auda erwartet hatte, an ihrem Landeplatz nicht nur Mauritania, sondern auch Dr. Chambord, Hauptmann Bonnard und Thérèse Chambord vorzufinden. Das Chalet befand sich an der Stelle, wo das Treffen stattfinden sollte und wo Chambord einen neuen DNS-Computer bauen würde.

Jetzt war eine neue Stimme zu hören. »Da siehst du, was passiert, wenn man Ungläubigen vertraut, Fulani!«

»Wir haben M. Mauritania gesagt, dass er nicht mit ihnen zusammenarbeiten soll!«

Abu Audas kräftiger Bass übertönte alle anderen. »Ihrem Geld hast du vertraut, Abdullah. Unser Ziel ist ein großes, und dafür haben wir die Apparatur dieses Franzosen gebraucht.«

»Und was haben wir jetzt? *Nichts!*«

Eine Stimme, dem Klang nach die eines älteren Mannes, fragte: »Meinst du, dass es eine Falle ist, Abu Auda?«

»Keine Ahnung. Das weiß nur Allah. Holt eure Waffen. Haltet euch bereit, sofort beim Aufsetzen herauszuspringen.«

Jon kam mit seinen Fesseln einfach nicht weiter. Aber das könnte seine Fluchtchance sein, eine bessere sogar als ein Versuch, bei einem Absturz des Helikopters den Tod zu riskieren. Wenn sie landeten, würden Abu Auda und seine Männer ganz andere Dinge als ihn im Sinn haben. Von vorne wirkte er völlig reglos. Nur das Zucken seiner Schultern deutete darauf hin, dass seine Hände und Handgelenke hinter der Sitzlehne ständig in Bewegung waren.

Der Hubschrauber zitterte und blieb in der Luft stehen, schwankte leicht hin und her. Jon zerrte immer noch an den Seilen. Seine Haut brannte von den Schürfwunden, aber das verdrängte er einfach. Jetzt setzte der Hubschrauber zu einem

langsamen Sinkflug an. Plötzlich kippte die ganze Maschine heftig zur Seite. Jon verlor das Gleichgewicht und wurde mit der Schulter heftig gegen die Sitzlehne gepresst. Etwas Scharfes bohrte sich ihm in den Rücken. Er hörte Rufe, als die ersten Männer hinaussprangen. Weitere folgten ihnen, dann fand der Hubschrauber sein Gleichgewicht und setzte sicher auf.

Als die Rotorblätter langsamer wurden, tastete Jon verzweifelt nach dem scharfen Vorsprung in der Seitenwand des Hubschraubers. Er rieb mit dem Rücken daran, bis er den Schmerz spürte, und das warme Blut an seinem Rücken ihm verriet, dass er die Stelle gefunden hatte. Immer noch auf der Seite liegend, wand er sich, presste sich gegen die Wand, suchte herum, bis seine Hände schließlich die Stelle fanden. Er betastete sie vorsichtig. Die Wandpolsterung hatte sich gelöst, und ein scharfes Metallstück stach durch den Riss. Ermutigt schabte er mit seinen Fesseln daran. Als die Motoren in Leerlauf geschaltet wurden, legte sich eine seltsame Stille über die Maschine, und er spürte, wie das Seil auszufransen begann.

Er fuhr fort, damit an der scharfen Metallkante zu schaben, bis das Seil plötzlich riss. Er spürte, wie ihm das Blut über die Hände rann, wo er sich aufgeschürft hatte. Er wickelte das Seil von seinen Handgelenken und blieb lautlos liegen, spürte wie seine Ohren vom angestrengten Lauschen zu schmerzen begannen. Wie viele Terroristen waren zurückgeblieben? Sie hatten es alle so eilig gehabt, hinauszuspringen, dass er vermutete, dass die meisten noch vor der eigentlichen Landung des Hubschraubers bereits auf dem Boden gewesen waren.

Draußen waren wütende Schreie und Flüche zu hören.

»Ausschwärmen!«, hallte Abu Audas Stimme. »Sucht sie. Überall suchen!«

»Hier ist eine Landkarte von Frankreich«, schrie jemand. »Ich habe sie in dem Chalet gefunden!«

Wieder laute Schreie, Flüche. Dann entfernte der Lärm sich

allmählich.

Jon versuchte im Hubschrauber Atemzüge zu hören, winzige Bewegungen. Doch da war nichts. Er atmete tief ein, um seine Nerven zu beruhigen, streifte die Augenbinde ab und ließ sie zwischen die Sitze fallen. Er sah sich um. Vorne war niemand. Er drehte sich zur Seite, blickte nach hinten, sah sich in der ganzen Kabine um. Wiederum niemand. Immer noch auf dem Boden liegend, riss er sich den Knebel heraus und sah sich in dem Hubschrauber nach einer Waffe um – einem Sturmgewehr, einer Pistole, einem Messer, das jemand fallen gelassen hatte. Irgendetwas. Das Messer, das er mit Klettverschluss an seinem Knöchel befestigt hatte, hatte man ihm bei seiner Gefangennahme abgenommen.

Aber da war nichts. Er kroch nach vorn zu den Plätzen des Piloten und Copiloten und entdeckte dort in einem Fach neben dem Sitz des Copiloten eine klobig aussehende Pistole. Eine Leuchtpistole.

Vorsichtig richtete er sich auf und spähte zu den Fenstern hinaus. Sie waren auf einem leichten Abhang am Rand eines dichten Fichtenwaldes in der Nähe eines Chalets mit spitzem Dach gelandet. Das Chalet war hoch und schmal und damit aus der Luft und von den Seiten nur schwer auszumachen. Die Fichten reichten bis dicht an das Haus heran. In einiger Ferne konnte man schneebedeckte Bergspitzen sehen. Jemand hatte etwas von Frankreich gesagt. Die Alpen?

Zwei der Terroristen, die ihre Waffen umgehängt hatten, waren dabei, die Leiche von Mauritanias Piloten aufzuheben. Zwei weitere suchten den Abhang ab, und Abu Auda stand mit zwei älteren Saudis auf einer Art Balkon im ersten Stock des Chalets und suchte das Terrain in der Ferne ab.

Aber Jons Aufmerksamkeit galt ganz dem dichten Wald. Wenn es ihm gelang, sich aus dem Hubschrauber zu schleichen und bis zu den Bäumen zu gelangen, würde das seine

Fluchtchancen deutlich verbessern. Und er musste jetzt handeln, solange die Terroristen noch anderweitig beschäftigt waren. Die Gefahr, dass Abu Auda und die anderen ihre Suche aufgeben und sich wieder an ihn erinnern würden, wuchs mit jeder Sekunde.

Flach auf den Boden gepresst, kroch er zu der Tür auf der Seite des Copiloten, der dem Chalet abgewandten Seite. Ohne auf seine Wunden zu achten, schob er sich über den Rand, hielt sich an der Landestrebe fest und ließ sich wie eine Schlange hinunter. Dann spähte er auf dem Bauch liegend unter dem Hubschrauber zu den Terroristen hinüber, die immer noch mit ihrer Suche beschäftigt waren. Zufrieden mit dem, was er sah, kroch er flach an den Boden gepresst, die Leuchtpistole in der Hand, auf das braune Gras am Rand des Fichtenwaldes zu. Zwischen den Gräsern lugten bereits die ersten Frühlingsblumen aus dem Boden. Der frische Duft nach feuchter Erde stieg ihm in den Kopf. Einen Augenblick lang war er wie benommen, gerade so, als stiege ihm die zurückgewonnene Freiheit in den Kopf. Aber er durfte jetzt keine Sekunde verlieren.

Er kroch schnell weiter, erreichte den Waldrand und tauchte von einem Gefühl der Dankbarkeit erfüllt in das Zwielicht des Waldes ein. Sein Atem ging schwer. Der Schweiß stand ihm in großen Tropfen auf der Stirn. Aber er hatte sich noch selten in seinem Leben besser gefühlt. Hinter einem Baumstamm kauernd, studierte er die Terroristen auf der Lichtung und um das Chalet. Sie hatten immer noch nicht bemerkt, dass er verschwunden war. Mit einem schiefen Lächeln sprang er auf und rannte davon.

Als er das erste Mal das Geräusch vor sich hörte, huschte er hinter einen Baum und ließ sich flach auf den Boden fallen. Als er dann hinter einer Fichte einen Kopf auftauchen sah, beschleunigte sich sein Herzschlag: Auf dem Kopf saß eine afghanische Puggaree, komplett mit dem langen, herunterhängenden Tuch und allem, was dazugehörte. Beinahe wäre er auf einen bewaffneten

Afghanen gestoßen, der immer noch den Wald nach Spuren von Chambord, Mauritania und den anderen absuchte.

Der Mann drehte sich langsam herum, und seine schwarzen Augen suchten die Schatten ab. Hatte er Jon gehört? Allem Anschein nach ja, denn er hob jetzt ein altes amerikanisches M16-Sturmgewehr und zielte damit in Jons Richtung. Jon hielt den Atem an, seine Hand krampfte sich um die Leuchtpistole. Dieses Ding jetzt abfeuern, war das Letzte, was er wollte. Wenn das Geschoss den Afghanen traf, würde der wie am Spieß schreien. Und wenn er ihn verfehlte, dann würde die Rakete heller als ein Feuerwerkskörper leuchten.

Er sah zu, wie der Afghane vorsichtig einen Schritt auf ihn zu machte. Der Terrorist hätte Verstärkung anfordern sollen. Vielleicht war er sich nicht sicher, was er gehört hatte, wusste nicht, ob da überhaupt etwas gewesen war. Dem Mienenspiel des Mannes nach zu schließen, war er dabei, sich seine Unruhe selbst auszureden. Er hatte nichts gehört. Ein Kaninchen. Den Wind. Seine Züge glätteten sich, und er wurde unvorsichtig. Jetzt, da sein Verdacht sich gelegt hatte, wurde er schneller. Als er die Stelle erreichte, wo Jon sich versteckte, bewegte er sich beinahe im Laufschritt.

Jon richtete sich auf und war über ihm, ehe der Mann reagieren konnte. Ein Schlag mit dem Kolben seiner schweren Leuchtpistole warf ihn zu Boden. Er presste dem Mann die Hand über den Mund und schmetterte ihm die Waffe auf den Kopf. Blut spritzte. Der Mann schlug um sich, war aber offenbar von dem ersten Schlag noch halb benommen. Jon schlug erneut zu, und der Terrorist sank schlaff auf das weiche Polster aus Fichtennadeln, die den Waldboden bedeckten. Schwer atmend, sah Jon auf die reglose Gestalt hinunter. Seine Lungen brannten, und er spürte den Druck auf seiner Brust. Er riss dem Mann die M16 weg und fand auch den krummen Dolch, den er im Gürtel trug.

Er beugte sich vor, um nach dem Puls des Mannes zu tasten.

Er war tot. Jon nahm der Leiche die zusätzlichen Ladestreifen für die M16 weg, drehte sich um und eilte im Laufschritt davon, tiefer ins Dunkel des Waldes hinein. Dabei arbeitete sein Verstand fieberhaft, und er versuchte, sich eine Vorstellung zu machen, was hier vor dem Eintreffen des Hubschraubers geschehen war. Warum war der saudische Pilot ermordet worden? Nach dem, was er von Abu Auda gehört hatte, waren Chambord, Thérèse, Bonnard und Mauritania in dem Chalet gewesen. Wo waren sie jetzt?

Und dann hörte er wieder Chambords Worte: *Ich bin nicht mit denen zusammen, Colonel Smith. Die sind mit mir zusammen.* Die beiden Sätze beschäftigten ihn ständig, ließen ihn ein Dutzend Theorien aufstellen und wieder verwerfen. Doch allmählich fügte sich aus den vielen Bruchstücken, die er seit Montag erfahren hatte, in seinem Bewusstsein das Mosaik zusammen und begann auf verrückte Art, Sinn zu machen. Weshalb waren Chambord und Bonnard *nicht* hier gewesen, um auf Abu Auda und seine Leute zu warten? Schließlich arbeitete der Halbmondschild angeblich doch für Chambord.

Chambord war *nicht* Angehöriger des Halbmondschilds. Er hatte betont, dass *sie* zu *ihm* gehörten.

Während er zwischen den Bäumen dahinhastete, schälte sich für ihn die einzig logische Erklärung für dieses Rätsel heraus: Ebenso wie die Schwarze Flamme eine Fassade gewesen war, um den Halbmondschild zu decken, konnte es gut sein, dass der Halbmondschild eine ähnliche Fassade für Chambord und den französischen Hauptmann Bonnard gewesen war.

Er konnte sich natürlich täuschen, aber das glaubte er nicht. Je länger er darüber nachdachte, desto logischer erschien ihm seine Folgerung. Er musste mit Fred Klein Verbindung aufnehmen, musste ihn so bald wie möglich warnen. Klein und die Hälfte aller Geheimdienste der Welt suchten nach Verbrechern, aber nach den falschen. Klein musste das erfahren, und Jon musste herausbekommen, wohin Chambord

und Bonnard gegangen waren und was sie im Schilde führten.

*

Das erste Anzeichen dafür, dass Jon noch keineswegs in Sicherheit war, war heftiges Maschinengewehrfeuer aus dem S-70A-Hubschrauber. Es peitschte über die Baumwipfel, als Jon eine kleine Lichtung überquerte. Fichtennadeln regneten auf ihn herunter, und der Hubschrauber kippte steil zur Seite ab, stieg in die Höhe, wendete und kam erneut auf ihn zu. Doch Jon hatte die Lichtung bereits wieder verlassen, und der Hubschrauber brauste über ihn hinweg den Abhang hinunter. Jon vermutete, dass das eine Finte war. Sie hatten ihn beim ersten Mal entdeckt und würden jetzt in einer weiteren Lichtung unten am Abhang landen. Anschließend würden die Terroristen zu Fuß ausschwärmen und ihm den Weg absperren. Wenn es genügend Männer waren, um das Gelände abzudecken, konnten sie das durchaus schaffen.

Er hatte die letzten zwei Stunden damit verbracht, sich langsam im weiten Bogen den Hügel hinaufzuarbeiten. Als er von den Männern des Halbmondschildes keine Anzeichen mehr bemerkte, hatte er sich sicher genug gefühlt, um sich hügelabwärts zu wenden, wo die Chancen besser waren, auf eine Straße zu stoßen. Er vermutete, dass er sich irgendwo im Südosten Frankreichs befand. Wenn das stimmte, dann konnte das irgendwo zwischen Mülhausen und Grenoble sein. Und mit jeder Stunde, die verstrich, ohne dass er Verbindung zu Klein aufnahm, wuchs die Gefahr. Und weil es ihm so zu einem Telefon drängte, war er das Risiko eingegangen, zu früh den Kurs zu wechseln. Er hatte sich nicht weit genug von dem Chalet entfernt, und deshalb hatte der Hubschrauber ihn entdeckt.

Er durfte ihnen nicht länger in die Hände spielen. Er machte kehrt, ging aber nicht wieder auf geradem Weg bergauf,

sondern arbeitete sich schräg über den Abhang hinauf, auf das Chalet zu, in der Hoffnung, Abu Auda überraschen zu können. Außerdem lag das Chalet vermutlich in der Nähe einer Straße. Der Lärm eines Rudels Krähen, die plötzlich von den Fichten in der Nähe aufstiegen, war das erste Anzeichen dafür, dass er wieder einen Fehler gemacht hatte. Und das zweite war irgendein Tier, das etwa hundert Meter zu seiner Linken aufgeschreckt davonhuschte.

Er hatte Abu Auda unterschätzt. Der Fulani hatte einige seiner Männer am Boden eingesetzt, die hinter dem Helikopter hergingen, für den Fall, dass Jon so reagieren würde, wie er es getan hatte. Jon suchte hinter einem Felsvorsprung zu seiner Rechten Deckung, von dem aus er den ganzen Wald vor sich beobachten konnte. Wie viele Männer mochte Abu Auda als Bodentruppen eingesetzt haben? Er verfügte insgesamt über zwölf Männer, es sei denn, er hatte inzwischen von anderswo Verstärkung bekommen. Hoch über ihm ächzten die Fichtenwipfel im Wind. Irgendwo in der Ferne summten Bienen und trillerten Vögel. Aber hier war der Wald geradezu unheimlich still, so als warte er ebenfalls. Es würde nicht mehr lange dauern.

Dann trat plötzlich ein Afghane aus dem Nebel hervor. Ein weiterer tauchte etwa fünfzig Meter rechts von Jon und etwas weiter unten am Abhang auf. Ein Dritter war in der gleichen Entfernung auf der anderen Seite zu erkennen.

Mehr Männer sah Jon nicht. Er lächelte. Abu Auda hatte also keine Verstärkung bekommen.

Drei gegen einen – und wie viele mehr vom Hubschrauber, die dahinter den Abhang heraufkamen? Vielleicht sechs oder sieben. Wenn er schnell handelte, würden diese sechs oder sieben ohne Belang sein. Diesmal hatte Abu Auda sich verrechnet. Er hatte nicht erwartet, dass Jon in so spitzem Winkel kehrtmachen und damit die drei Männer wesentlich früher erreichen würde, als er geschätzt hatte. Drei gegen einen, wenn der eine mit einer M16 bewaffnet war und sich in

Deckung befand, war keine schlechte Chance.

Jon sah, wie der vorderste Terrorist den Felsvorsprung entdeckte und seinen Begleitern ein Zeichen gab, weiterzugehen, während er sich genauer umsah. Jon nahm an, dass sie inzwischen wussten, dass er das Sturmgewehr hatte. Weil Abu Auda ein starker Anführer war, ein Denker, hatte er zweifellos seine Köpfe gezählt, ehe sie das Chalet verlassen hatten. Und das hieß, er hatte entdeckt, dass einer seiner bewaffneten Männer fehlte. Und wenn sie die Leiche gefunden hatten, würde Auda auch wissen, dass das M16 weg war.

Jon spähte vorsichtig aus seiner Deckung. Der Terrorist kam geradewegs auf die Felsen zu. Jon überlegte, wie schnell er sie alle drei außer Gefecht setzen konnte, um zu entkommen, ehe Abu Auda bemerkte, dass er verschwunden war. Aber sobald er den ersten Schuss abgab, würden die anderen gerannt kommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde sogar jemand den Hubschrauber alarmieren.

Er wartete, bis die beiden anderen auf einer Linie mit den Felsen waren, einer links, der andere rechts von ihm. Der Mann an der Spitze war zu diesem Zeitpunkt keine sechs Meter mehr von ihm entfernt. Höchste Zeit also. Jon richtete sich auf, gab schnell hintereinander drei Schüsse ab – zwei auf den ersten und den dritten Terroristen nach einer blitzschnellen Drehung zu dem Mann zu seiner Rechten und gleich darauf zwei weitere Schüsse auf den Mann links von ihm. Dann rannte er los.

Den ersten hatte er in die Stirn getroffen. Der Mann würde nicht wieder aufstehen. Die anderen beiden waren auch zu Boden gegangen, aber er war sich nicht sicher, wie schwer er sie verwundet hatte. Während er davonrannte, lauschte er, hörte in der Ferne einen Schrei … und dann nichts mehr. Keine schnellen Schritte, kein Splittern von Asten, kein Rascheln tief hängender Zweige. Nichts von all den Geräuschen, wie sie bei einer schnellen Verfolgung entstehen.

Vorsichtig, jede Deckung ausnutzend, rannte er weiter, eilte jetzt Hügel abwärts, bis er den Hubschrauber wieder hörte. Sofort duckte er sich hinter eine dicke Fichte und blickte nach oben, spähte durch das grüne Dach der Fichtenzweige, deren Nadeln in der Sonne schimmerten. Bald zog der Hubschrauber dicht über den Baumwipfeln vorbei, und Jon erkannte ein schwarzes Gesicht, das sich zur Seite herausbeugte. Abu Auda.

Der Sikorsky flog weiter. Jon konnte nicht hier bleiben, denn Abu Auda würde sich ganz sicherlich nicht damit begnügen, ihn ausschließlich in der Luft zu verfolgen. Einige seiner Männer würden weiterhin auf dem Boden hinter ihm her sein, und Jon musste jetzt eine Entscheidung treffen. Aber Abu Auda musste das auch. Er musste erraten, in welche Richtung Jon rannte.

Während Jon angespannt nach Geräuschen lauschte, die ihm die Landung des Hubschraubers verrieten, versuchte er sich in die Lage des Fulani zu versetzen. Schließlich gelangte er zu dem Schluss, dass Abu Auda erwarten würde, dass er sich auf geradem Weg von seinen Verfolgern entfernte, in dem Bemühen, möglichst großen Abstand zu ihnen zu gewinnen. Und das bedeutete – immer vorausgesetzt, dass seine Einschätzung zutraf –, dass der Hubschrauber im Süden von ihm landen würde. Jon drehte sich um und rannte nach rechts. Dann wurde er langsamer und hastete, jetzt bemüht, möglichst wenig Lärm zu machen, in westlicher Richtung durch den Wald.

Nach weniger als einer Stunde begann der Fichtenwald sich zu lichten. Schwitzend und von seinen juckenden Wunden geplagt, lief Jon über eine freie Wiese weiter und hielt dann an ein paar Bäumen an. Ein Stück unter ihm rollte auf einer Asphaltstraße ein Wagen vorbei. Seit er nach Westen gelaufen war, hatte er die Verfolger nicht mehr gehört, und die gelegentlichen Geräusche des Hubschraubers, der immer noch den Wald absuchte, waren weit links von ihm, im Süden, immer schwächer geworden. Er hielt sich zwischen den Bäumen, rannte in nördlicher Richtung

am Rand des kleinen Wäldchens entlang in der Hoffnung, dass die Straße bald den Wald schneiden oder zumindest näher zu ihm heranführen würde.

Als er an einen Bach kam, blieb er stehen und kauerte sich daneben nieder. Keuchend löste er den Knoten an dem weißen Ärmel, mit dem Thérèse ihm nach dem Raketentreffer auf die Villa den Arm verbunden hatte. Die Wunde war lang, aber nicht tief. Er wusch sie aus und säuberte auch die andere Wunde an seiner Seite, wo ihm eine Kugel die Haut aufgefetzt hatte, sowie seine Stirn, wo ihn fallende Trümmer verletzt hatten, und seine zerschundenen Handgelenke. Einige der Wunden waren rot gerändert, was auf leichte Infektion deutete. Aber nichts davon sah gefährlich aus.

Er spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, seufzte und setzte sich wieder in Bewegung. Hier waren die Geräusche, die aus dem Wald kamen, normal, die gedämpfte Stille, die man erwartete, wenn man einen Wald betrat. Und dann blieb er stehen. Hoffnung stieg in ihm auf. Zwischen den Bäumen waren eine Straßenkreuzung und ein Wegweiser zu erkennen. Er sah sich um und verließ dann vorsichtig seine Deckung, rannte auf die Straße zu, zu dem Wegweiser. Endlich wusste er, wo er sich befand: GRENOBLE, 12 km. Nicht beängstigend weit, und er war auch schon einmal dort gewesen. Aber wenn er auf der Straße blieb, würde er auffallen. Wenn der Hubschrauber hier suchte, würde er sofort entdeckt werden.

Er überlegte kurz, rannte dann in den Wald zurück und wartete. Als er ein Fahrzeuggeräusch hörte, lächelte er erleichtert. Es fuhr in die richtige Richtung. Er beobachtete aufmerksam, als das Fahrzeug um die Biegung herumkam – ein Lastwagen, der offensichtlich einem Bauern gehörte. Er ließ das M16 und sämtliche Munition zwischen den Bäumen liegen und deckte es mit Zweigen zu. Dann steckte er den Krummdolch des Afghanen in eine Jacketttasche, die Leuchtpistole in die andere und winkte mit beiden Armen.

Der Bauer hielt an, und Jon kletterte in das Fahrerhaus, begrüßte den Mann in französischer Sprache. Er erklärte ihm, dass er hier fremd in der Gegend sei und einen Freund besuchen wolle, der vor einer Weile nach Grenoble gezogen war. Sie wollten sich dort zum Abendessen treffen, aber sein Wagen sei nicht angesprungen und er habe sich deshalb dazu entschlossen, zu Fuß zu gehen und auf einen guten Samariter zu hoffen. Im Wald sei er gestürzt, und deshalb sähe er so mitgenommen aus.

Der Bauer schmunzelte mitfühlend und plauderte dann locker darüber, wie schön es hier doch sei. Er war sichtlich froh, Gesellschaft zu haben. Sie fuhren weiter, aber Jon blieb angespannt und wachsam.

Grenoble

Grenoble war eine beeindruckende Stadt mitten in den französischen Alpen – alt und voll historischer Bauten, bekannt und berühmt für seine herrlichen Skiabfahrten und die vielen Bauten aus dem Mittelalter. Der Bauer ließ Jon am linken Ufer der Isère an der Place Grenette aussteigen, einem belebten Platz mit zahlreichen Straßencafes. Ganz in der Nähe befand sich die Place St. Andre, das Herz Grenobles. Die warme Sonne hatte die Menschen auf die Straßen gelockt, und sie saßen in Hemdsärmeln an kleinen Tischen und genossen ihren Espresso.

Wie er sie betrachtete, wurde Jon erneut bewusst, wie mitgenommen seine Kleidung aussehen musste. Sie war schmutzig und rauchgeschwärzt, und er hatte keine Ahnung, ob es ihm gelungen war, sein Gesicht in dem kleinen Bach genügend zu säubern. So wie er aussah, erweckte er zweifellos Aufmerksamkeit, und zwar solche der falschen Art, und das konnte er ganz sicherlich nicht brauchen. Zum Glück hatte man ihm seine Brieftasche gelassen, und sobald er Fred Klein

angerufen hatte, würde er sich schleunigst neue Kleider kaufen.

Er drehte sich um, orientierte sich und ging in Richtung auf die Place St. Andre. Dort fand er das, was er am dringendsten benötigte – eine öffentliche Telefonzelle – und wählte die Nummer von Fred Klein.

Kleins Stimme klang überrascht. »Sie *leben* also?«

»Das klingt aber enttäuscht.«

»Jetzt werden Sie bloß nicht sentimental, Colonel«, erwiderte Klein trocken. »Umarmen können wir uns später. Da sind einige Dinge im Gang, die Sie sofort erfahren sollten.« Er schilderte die neueste Katastrophe – die geblendeten Satelliten. »Ich hatte gehofft, der Molekularcomputer sei zerstört und wir hätten es bloß mit einer hässlichen Panne zu tun.«

»Das haben Sie doch keine Sekunde lang geglaubt. Dazu ist der Schaden zu weit verbreitet.«

»Dann nennen Sie es eben naive Hoffnung.«

»Konnte Randi Russell vor der Explosion entkommen?«

»Wenn sie nicht entkommen wäre, hätten wir nicht erfahren, was wirklich in Algerien passiert ist. Sie ist jetzt in Paris. Wo sind Sie? Erzählen Sie.«

Randi hatte es also geschafft. Jon atmete erleichtert auf. Er berichtete über die Ereignisse, seit die Rakete in der Villa eingeschlagen hatte, und was er inzwischen erfahren hatte.

Klein stieß eine Verwünschung aus. »Dann glauben Sie, dass der Halbmondschild *auch* eine Fassade ist?«

»Nur so macht es Sinn. Ich kann mir Darius Bonnard einfach nicht als islamischen Terroristen vorstellen, auch wenn er noch so viele Beziehungen nach Algerien hat. Aber er war zur rechten Zeit am richtigen Ort, um dieses Telefonat aus der NATO-Zentrale zu führen. Er oder Chambord müssen den Piloten von Halbmondschild bei dem Chalet getötet haben, ehe wir dort eintrafen, und anschließend sind sie mit Thérèse

weggeflogen. Abu Auda war völlig verdutzt. Und wütend. Und er hat sich Sorgen gemacht, ob Mauritania wohl noch am Leben sein würde. So, wie ich das verstehe, haben wir es hier nicht einfach nur mit einer plötzlichen Meuterei der Schwachen zu tun. Nein, hier haben die Starken planmäßig das Heft in die Hand genommen.«

»Sie meinen, Émile Chambord steckt hinter allem?«

»Mag sein, vielleicht aber auch nicht. Es könnte auch Hauptmann Bonnard sein, der Chambord in seiner Gewalt hat und seine Tochter als Hebel benutzt«, sagte Jon, der sich Sorgen um Thérèse machte. Er blickte auf die Straße hinaus und hielt nach Abu Auda und seinen Männern Ausschau.

»Haben Sie etwas über Peter Howell und Marty gehört?«

»Nach dem, was meine Freunde in Langley mir sagen, sind sie alle in Paris. Marty ist bei Bewusstsein.«

Jon lächelte. Was für eine Erleichterung, dass Marty wieder auf den Beinen war. »Hat er etwas Nützliches über Émile Chambord gesagt?«

»Leider nichts, was wir nicht bereits wussten. Ich werde veranlassen, dass Randi Sie abholt.«

»Sagen Sie ihr, dass ich sie am Fort de la Bastille oben an der Seilbahnstation erwarte.«

Klein blieb eine Weile stumm. Dann meinte er: »Wissen Sie, Colonel, es könnte auch sein, dass jemand, von dem wir bis jetzt noch nichts wissen, hinter Chambord und Bonnard steckt. Es könnte sogar die Tochter sein.«

Jon überlegte. Nein, nicht Thérèse. Er konnte sich das einfach nicht vorstellen, aber was Klein sonst gesagt hatte, brachte ihn auf eine Idee. Eine Idee, der er schleunigst nachgehen musste.

»Holen Sie mich hier raus, Fred.«

32

Paris

Senior Captain Liberal Tassini spielte im Marine-Hauptquartier an der Place de la Concorde mit seinem Mont-Blanc-Füllhalter und musterte Peter Howell dabei aufmerksam.

»Seltsam, dass Sie hierher kommen, um diese Frage zu stellen, Peter. Darf ich fragen, was genau hinter Ihrem Interesse steht?«

»Nun, sagen wir einfach, dass MI6 mich gebeten hat, mich der Sache anzunehmen. Ich denke, es hat möglicherweise etwas mit einem kleinen Problem zu tun, das einen unserer Offiziere betrifft.«

»Und was wäre das für ein Problem?«

»Also, Libby, ich habe denen natürlich gesagt, sie sollten die normalen Kanäle benutzen, aber anscheinend handelt es sich um den Sohn von irgend so einem VIP.« Peter zog die Achseln hoch und tat verlegen. »Ich bin also bloß ein Botenjunge. Genau das ist einer der Gründe, weshalb ich ausgestiegen bin? Ich eigne mich für so etwas überhaupt nicht. Aber tun Sie mir den Gefallen, und beantworten Sie mir die Frage, dann lassen die mich in Ruhe, und ich verschwinde hier wieder.«

»Das geht nicht, *mon ami*. Was Sie da wissen wollen, hat mit einer ziemlich delikaten und komplizierten Situation zu tun, die uns selbst beschäftigt.«

»Was Sie nicht sagen. Na, da kann man dann wohl nichts machen. Tut mir Leid, ich …«

Captain Tassini fing wieder an mit seinem Füllhalter zu spielen. »Ganz im Gegenteil, ich würde meinerseits recht gern

wissen, was genau dieser, äh, Offizier, äh, mit der Frage zu tun hat, ob eine kürzlich stattgefundene Besprechung auf der *de Gaulle* nun autorisiert war oder nicht.«

»Nun …« Peter schmunzelte verschwörerisch. »Also schön, Libby. Wie es aussieht, hat der junge Mann eine Spesenabrechnung für die Teilnahme an einer solchen Konferenz eingereicht und angegeben, er sei als Ersatzpilot für einen unserer Generäle eingesetzt worden. Sein Zahlmeister will einfach wissen, ob dieser Anspruch gerechtfertigt ist.«

Captain Tassini lachte laut. »Du liebe Güte, diese Leute haben Sorgen. Was sagt denn der General?«

»Das ist ein wenig problematisch. Allem Anschein nach ist er gestorben. Erst vor ein paar Tagen.«

Tassinis Augen verengten sich. »Tatsächlich?«

»Leider, ja. Ist ja bei Generälen nicht so ungewöhnlich. Die sind ja alle recht alt.«

»Allerdings«, nickte Tassini. »Na schön. Im Augenblick kann ich Ihnen nur sagen, dass keine derartige Sitzung auf der *de Gaulle* autorisiert war, aber es ist tatsächlich möglich, dass eine stattgefunden hat. Wir stellen da auch gerade Erkundigungen an.«

»Hmm.« Peter stand auf. »Na schön. Ich werde denen ›kann weder bestätigt noch widerlegt werden‹ durchgeben. Dann kann sich's der Zahlmeister ja überlegen, ob er dem jungen Mann die Ausgaben ersetzt oder nicht. Liegt dann ganz bei ihm. Aber er wird keine offizielle Antwort bekommen.«

»Peinlich für den Jungen«, meinte Tassini mitfühlend.

Peter setzte sich in Richtung Tür in Bewegung. »Was hatte denn die *de Gaulle* überhaupt dort draußen verloren? Was sagt denn der Kapitän über dieses Treffen?«

Tassini lehnte sich zurück und musterte Peter erneut mit rätselhaftem Blick. Schließlich sagte er: »Er behauptet, eine solche Sitzung habe nicht stattgefunden. Er sagt, er sei dort

draußen gewesen, um eine taktische Nachtübung in feindlichen Gewässern durchzuführen und dass die Anweisung dazu von der NATO gekommen ist. Für uns ist das ein ziemliches Problem, da allem Anschein nach niemand bei der NATO einen solchen Befehl ausgegeben hat.«

»Autsch. Na, da bin ich aber froh, dass mich das nichts angeht.« Peter spürte Tassinis fragende Blicke, als er das Büro verließ. Er bezweifelte, dass es ihm gelungen war, seinen Freund zu täuschen, aber sie hatten beide ihr Gesicht gewahrt und, was noch wichtiger war, offiziell keine geheimen Informationen preisgegeben.

Berlin

Auf dem Kurfürstendamm, mitten in Berlin, herrschte reges Treiben. Der Prachtboulevard mit seinen teuren Läden und ebenso teuren Bürokomplexen war auf der ganzen Welt berühmt. Es hieß, dass der Ku'damm nie zur Ruhe kam, nie schlief. In einem der eleganten Restaurants, die die Straße säumten, ging Pieke Exner zwischen den weiß gedeckten Tischen auf den Mann zu, mit dem sie zum Mittagessen verabredet war. Das war ihr zweites Treffen in zwölf Stunden, und sie wusste, dass der junge Leutnant mehr als bereit war, er fieberte förmlich. Das war offensichtlich, wenn man sah, wie er aufsprang und auf preußische Art die Haken zusammenknallte, etwas, was ihm einen leichten Tadel von seinem Vorgesetzten, General Otto Bittrich, eingetragen hätte. Man konnte das auch daran erkennen, dass er seine Uniformjacke aufgeknöpft hatte, eine Vertrautheit, die sie in ihm den ganzen letzten Abend über aufgebaut hatte, ehe sie sich von ihm an ihrer Wohnungstür verabschiedet und ihn, vor Begehren beinahe keuchend, draußen stehen gelassen hatte. Genau das waren die Anzeichen, die sie hatte sehen wollen. Trotzdem gab es noch einiges zu

tun. Es reichte ihr nicht, dass er seine Krawatte gelockert hatte, was sie lockern wollte, war seine Zunge.

Sie lächelte und nahm auf ihrem Stuhl Platz, er schob ihn galant ein Stück zum Tisch hin und setzte sich dann selbst, und sie schenkte ihm dafür ein Lächeln, das echte Wärme verbreitete, so, als hätte sie die ganze Zeit, seit sie sich am vergangenen Abend an ihrer Wohnungstür von ihm verabschiedet hatte, nur an ihn gedacht. Nachdem er eine Flasche vom besten Wein aus dem Rheingau bestellt hatte, plauderte sie dort weiter, wo sie am Abend zuvor aufgehört hatte, erzählte ihm von ihren Träumen von Reisen in die Welt und ihrer Liebe zu all den schönen Dingen, die es im Ausland gab.

Bald sollte sie erkennen, dass sie ihre Arbeit zu gut geleistet hatte und der Leutnant zu sehr auf sie konzentriert war, um den Köder aufzunehmen. Das blieb während der ganzen Mahlzeit so, beim Wiener Schnitzel, einer zweiten Flasche Wein und einem ausgezeichneten Apfelstrudel, zu dem sie Kaffee und später einen Cognac tranken. Aber sosehr sie auch ihr Lächeln aufblitzen ließ und immer wieder nach seiner Hand griff, er sprach nie von seiner Arbeit.

Schließlich verlor sie die Geduld und sah ihm lang und tief in die Augen und schaffte es, damit ein ganzes Spektrum von Gefühlen zu vermitteln – scheu, nervös, etwas verängstigt, bewundernd, eifrig und sexuell erregt, und das alles zur gleichen Zeit. Diesem Talent waren schon ältere und erfahrenere Männer als Leutnant Joachim Bierhof erlegen.

Er reagierte, indem er schnell die Rechnung bezahlte, worauf sie das Lokal verließen. Als sie schließlich ihre Wohnung auf der anderen Seite des Brandenburger Tors im ehemaligen Ostberlin am Prenzlauer Berg erreicht hatten, das bei einer gewissen Boheme seit der Wende in Mode gekommen war, konnte er an nichts anderes mehr als an sie, ihre herrliche Wohnung und ihr Bett denken.

Im Apartment angelangt, zog er schnell die Vorhänge zu, damit die Nachmittagssonne nicht ins Zimmer fiel, und war gleich darauf nackt und fing an, an Piekes Busen herumzufummeln, als sie plötzlich seufzte und sich darüber beklagte, dass es zu kalt sei. Ein sehr kalter Mai war das dieses Jahr in Deutschland. Wie gerne sie doch jetzt mit ihm im sonnigen Italien oder Spanien wäre, oder noch besser … in dem herrlichen Süden Frankreichs.

Zu sehr mit ihrem Busen und ihrem grünen Bikinihöschen beschäftigt, murmelte Joachim: »Dort war ich gerade, in Südfrankreich. Herrgott, wie ich mir wünsche, jetzt mit dir dort zu sein.«

Sie lachte verspielt. »Aber du hattest doch deinen General.«

»Der war ja fast die ganze Nacht auf diesem französischen Flugzeugträger. Er und unser Pilot. Ich bin alleine am Kai auf und ab gegangen. Musste alleine essen. Einen herrlichen Wein habe ich dort entdeckt. Das hätte dir gefallen. Du lieber Gott, wie ich mir wünsche … aber jetzt sind wir hier und …«

An dem Punkt fiel Pieke Exner aus dem Bett und verrenkte sich dabei höchst schmerzhaft das Knie. Sie konnte ohne die Hilfe des Leutnants nicht gerade stehen. Als er ihr half, sich wieder ins Bett zu legen, bat sie ihn, er solle sie zudecken, weil ihr kalt war. Sie fröstelte. Er drehte die Heizung hoch und brachte eine zweite Decke. Sie hob bedauernd die Hand.

Sie war natürlich schrecklich enttäuscht und betrübt, und die Tränen traten ihr in die Augen. »Du armer Mann. Das muss schrecklich für dich sein. Es tut mir so Leid. Wirst du … wird es dir … auch nichts ausmachen? Ich meine, du warst so … so …«

Joachim Bierhof war immerhin ein Offizier und Gentleman. Er sah sich gezwungen, ihre Ängste zu beschwichtigen und ihr zu erklären, dass es ihm nichts ausmachte. Sie bedeutete ihm ja viel mehr als nur *das.*

Sie drückte seine Hand und versprach, sich mit ihm gleich

morgen früh zu treffen, falls ihr Zustand sich bis dahin gebessert hatte, hier, in ihrem Apartment. »Ich rufe dich morgen an!« Und schlief sofort ein.

Dem Leutnant blieb nichts anderes übrig, als sich wieder anzuziehen und sich leise hinauszuschleichen, sorgsam darauf bedacht, Pieke nicht zu wecken.

Gleich nachdem die Tür ins Schloss gefallen war, sprang sie aus dem Bett, zog sich an und griff nach dem Telefon.

»General Bittrich war in Südfrankreich«, meldete sie, »genau wie du vermutet hast. Er hat die halbe Nacht auf einem französischen Flugzeugträger verbracht. War das alles, was du wissen wolltest, Peter?«

»Kindchen, du bist ein Wunder«, erklärte Peter Howell in Paris.

»Merk dir das nur.«

Peter schmunzelte. »Ich hoffe, der Preis war nicht zu hoch, Angie, altes Mädchen.«

»Eifersüchtig, Peter?«

»In meinem Alter, meine Liebe, ist das sehr schmeichelhaft.«

»In jedem Alter. Außerdem bist du alterslos.«

Peter lachte. »Es gibt Teile an mir, die das nicht immer wissen. Aber wir müssen dieses Gespräch fortsetzen.«

»Ist das ein Antrag, Mr. Howell?«

»Angie, du könntest einen Toten verführen. Noch einmal, vielen Dank.«

Angela Chadwick legte auf, machte ihr Bett, griff nach ihrer Handtasche und verließ das Apartment, um in ihre eigene Wohnung auf der anderen Seite des Brandenburger Tors zurückzukehren.

Paris

Marty hatte einen neuen Laptop-Computer, den Peter mit Martys Kreditkarte gekauft hatte. Allein und unter Medikamenteneinfluss saß Marty im Schneidersitz auf der Steppdecke seines Betts. Er hatte in den letzten zwei Stunden bestimmt fünfzehn Mal die OASIS-Website – *Online Aspergers Syndrome Information and Support* – aufgesucht, aber ohne Ergebnis.

Zwischen tiefer Verzweiflung und entschlossenem Optimismus hin und her gerissen und halb im Sumpf seiner Medikamente versunken, merkte Marty erst, dass Randi und Peter sein Zimmer betreten hatten, bis sie ihn ansprachen.

»Gibt es etwas Neues, Mart?«, fragte Randi, ehe die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte.

Peter ließ ihn nicht zu Wort kommen. »MI6 hat nichts gehört. Verdammt ärgerlich.« Und dann fügte er leicht gereizt hinzu: »Wenn wir jetzt wüssten, für wen Jon tatsächlich tätig ist könnten wir mit denen direkt Verbindung aufnehmen und vielleicht eine klare Aussage bekommen.«

Marty starrte Randi mit ernster Miene an: »Was ist mit der CIA, Randi?«

»Nichts Neues«, erklärte sie bedrückt.

Marty runzelte die Stirn und ließ die Finger dann erneut über die Tastatur tanzen. »Ich werde noch einmal bei OASIS nachsehen.«

»Wann hast du das das letzte Mal versucht?«, fragte Peter.

Auf Martys Wangen wurden zwei rote Flecken sichtbar. »Wenn du denkst, dass *ich* anfange zu übertreiben, Peter, was ist dann mit dir? All die Anrufe!«

Peter nickte nur und lächelte.

Marty brummelte halblaut vor sich hin, als er sich in die Website einloggte. Als dann die Begrüßungsseite seinen

Bildschirm füllte, spürte er, wie sich seine Muskeln etwas entspannten. Das war, als kehrte man nach langer Abwesenheit nach Hause zurück. OASIS war für Aspergers Patienten und ihre Familien geschaffen und stets voll Informationen. Außerdem gab es auch einen Web-Ring. Marty besuchte die Site häufig, wenn sein Leben normal war – nun ja, aus seiner Sicht normal. Was der Rest der Welt als normal betrachtete, fand er qualvoll langweilig. Er konnte sich überhaupt nicht vorstellen, wie jemand den Wunsch haben konnte, so zu leben. Bei OASIS andererseits hatte er das Gefühl, dass man dort sofort zur Sache kam. Die Leute, die die Website betrieben, wussten, wovon sie redeten. Was für eine Seltenheit, dachte er bei sich. Er freute sich schon darauf, das neue Buch *Der OASIS Leitfaden für Aspergers Syndrom* von Patricia Romanowski Bashe und Barbara L. Kirby zu lesen. Es erwartete ihn auf seinem Schreibtisch zu Hause.

Er überflog die Mitteilungen auf dem Bildschirm, aber da war wieder nichts. Er lehnte sich zurück, schloss die Augen und seufzte tief.

»Nichts?«, fragte Peter.

»Nein, verdammt.«

Enttäuschtes Schweigen legte sich über den Raum. Als das Telefon klingelte, griff Randi danach. Es war Doug Kennedy, ihr Vorgesetzter in Langley. Sie lauschte eine Weile, dann leuchteten ihre Augen erregt auf. »Ja, ich weiß, wo das ist. Ich kenne die Gegend. Ja. Eine herrliche Nachricht. Vielen Dank, Doug. Keine Sorge. Ich komme damit klar.« Sie legte auf und drehte sich zu Marty und Peter herum. Sie starrten sie an, warteten gebannt.

»Jon lebt. Ich weiß, wo er ist.«

Grenoble

Der kalte Bergwind zerzauste Jon das Haar und wehte ihm eisig ins Gesicht, als er sich mit anderen Touristen hoch über Grenoble über die Brüstung des Fort de la Bastille aus dem sechzehnten Jahrhundert beugte. Trotz der Kälte schienen die Touristen den Blick auf die verblüffende Mischung aus mittelalterlichen und ultramodernen Gebäuden in der Tiefe zu genießen. Grenoble war für seine Hightech-Firmen und seine erstklassigen Universitäten bekannt und dehnte sich vor dem dramatischen Panorama der Alpengipfel mit ihren in der Nachmittagssonne glitzernden Schneespitzen über die Landfläche am Zusammenfluss der Flüsse Drac und Isere.

Jons Interesse seit seinem Eintreffen in der alten Festung galt freilich nicht diesem Panorama, sondern den Seilbahnkabinen, die von der Stadt heraufschwebten.

Er stand bereits seit einigen Stunden an der Brüstung, jetzt mit neuen Jeans, einem grünen Pullover, einer Bomberjacke und einer dunklen Sonnenbrille bekleidet. In den tiefen Vordertaschen seiner Jacke steckten der Krummdolch des Afghanen und die Leuchtpistole aus dem Hubschrauber, die einzigen Waffen, über die er augenblicklich verfügte. Er stand noch immer unter dem Eindruck der guten Nachricht, dass Randi am Leben war und Marty aus seinem Koma aufgewacht war und sich wohl fühlte.

Doch er war unruhig. Sie hätte längst hier eintreffen sollen, und ihm war in zunehmendem Maße bewusst, dass Abu Auda und seine Männer jeden Augenblick ebenfalls hier auftauchen konnten. Dass sie ihre Suche auf Grenoble, die einzige größere Stadt in der Nähe der Villa, ausweiten würden, war unvermeidbar. Jon wusste viel zu viel, und es bestand immerhin die Chance, dass er bis jetzt noch nicht mit seinen Vorgesetzten Verbindung aufgenommen hatte. Vielleicht hatten sie sogar

den MI6-Karabiner und die Munition gefunden, die er in dem Waldstück an der Straße versteckt hatte.

Und so lehnte er jetzt im eisigen Bergwind, Schulter an Schulter mit Touristen aus aller Welt unauffällig an der Brüstung und studierte jede der Gondeln, die in regelmäßigen Abständen Passagiere von der Talstation am Quay Stéphane-Jay zu der Festung herauftrugen. Um den Touristen den Blick auf das herrliche Alpenpanorama zu ermöglichen, waren die Gondeln fast ganz aus Glas gebaut.

Und das war Jon ganz recht so, weil er so jeden einzelnen Fahrgast beobachten konnte. Nach fünf Uhr entdeckte er schließlich nicht Randi, sondern einen der Killer vom Halbmondschild. Sein Herzschlag wurde schneller.

Er wollte nicht auf sich aufmerksam machen, also blieb er weiter entspannt stehen, ein Besucher, der wie all die anderen das Panorama genoss, und versuchte dabei, das Gesicht in der Kabine zu analysieren und einzuordnen. Ein glatt rasierter Saudi, der der Terroristengruppe angehört hatte, die aus der Villa entkommen war. Er stand vorne in der Gondel, als diese langsam der Festung entgegenschwebte. Obwohl er der einzige Terrorist war, den Jon in der Gondel erkannte, hatte Jon Zweifel daran, dass er alleine war. Vermutlich hielten sich weitere Angehörige des Halbmondschilds in der Nähe auf.

Jon hatte keine Zweifel an der Identität des Mannes und schob jetzt leger die Hände in die Jacketttaschen, wo seine Waffen steckten, und schlenderte auf den Fußweg zu, der sich durch den Park Guy Pape zur Stadt hinunterschlängelte. Für den Fall, dass Randi doch noch auftauchte, wollte er den vereinbarten Treffpunkt nicht verlassen. Aber wo es ein Mitglied des Halbmondschilds gab, würden auch andere sein, und er musste damit rechnen, dass Randi nie erscheinen würde.

Als er außer Sichtweite der Brustwehr war, beschleunigte er seine Schritte. Die Zahl der Touristen verringerte sich

allmählich. Es fing an, spät zu werden, und der eiskalte Wind hatte wahrscheinlich viele von ihnen verjagt. Er selbst nahm die Kälte nicht länger wahr, verließ jetzt die Festung und wandte sich einem bergab führenden Weg zu und ging in lockeren Laufschritt über. Und in dem Augenblick sah er fünf weitere Killer vom Halbmondschild.

Er hielt sofort inne und duckte sich hinter eine hohe Hecke. Sie waren den Weg heraufgekommen, auf dem er hatte in die Stadt hinuntergehen wollen, und an ihrer Spitze erkannte er Abu Auda selbst. Sie trugen alle normale westliche Kleidung. Abu Auda hatte sich eine Baskenmütze aufgesetzt, man konnte ihm ansehen, wie unbehaglich er sich fühlte, ein Hai, der versuchte, sich auf Land zu bewegen. Jon kehrte um und eilte zum hinteren Bereich der Festung, wo ebenfalls ein Parkgelände war. Er schlüpfte hinter eine hohe Eiche, suchte das Areal ab, aus dem er soeben gekommen war, und ließ dann den Blick zur Stadt und den beiden Flüssen im Tal wandern.

Er lauschte angespannt. Ja, er hatte Recht. Hinter ihm näherten sich schnelle Schritte. Er zog die Leuchtpistole und das Messer heraus und wirbelte herum.

Randi zuckte zusammen. Sie hielt den Zeigefinger an die Lippen.

»Randi!«, tadelte er sie.

»Schsch. Sei jetzt nett.«

Er grinste erleichtert. »Du musst wohl immer das letzte Wort haben.«

Ihre hoch gewachsene, athletisch schlanke Gestalt war mehr als nur ein willkommener Anblick. Sie trug eine dunkle Hose und ein Jackett, dessen Reißverschluss sie nur zu einem Drittel zugezogen hatte, um besser an ihre Waffen zu kommen. Sie hatte sich eine schwarze Wollmütze über die Ohren gezogen, um damit ihr blondes Haar zu verbergen. Dazu trug sie eine dunkle Sonnenbrille mit dunklen Seitenteilen, die hinten

gesichert war, um nicht herunterzufallen, falls sie in Aktion treten musste.

Jetzt trat sie neben ihn in den Schutz der Eiche und sah ihn an. »Peter ist auch hier. Zweipersoneneinsatz, weißt du.«

Sie holte ein Minifunkgerät heraus und schaltete es ein. »Ich habe ihn. Wir kommen.«

»Die kommen auch.« Er deutete mit einer Kopfbewegung zum Fort de la Bastille hinüber, wo der glatt rasierte Saudi jetzt auf ihr Versteck zeigte. Er redete erregt auf Abu Auda ein. An den Männern waren keine Waffen zu erkennen. Jetzt wenigstens noch nicht.

»Komm.«

»Wohin?«

»Keine Zeit für Erklärungen.« Sie rannte los.

Die Männer vom Halbmondschild rannten auf sie zu, schwärmten auf Abu Audas Anweisung nach beiden Seiten aus. Jon zählte sechs, und das bedeutete, dass noch weitere, etwa fünf irgendwo in der Nähe sein mussten. Während er hinter Randi durch den Park und in höheres Gelände lief, fragte er sich, wo die anderen wohl sein mochten.

Randi eilte voraus, sie vergrößerten den Abstand zwischen sich und dem Fort de la Bastille und den Seilbahnkabinen und damit auch zwischen sich und den Verfolgern immer mehr. Heftig atmend, sah er sich um und konnte jetzt die Terroristen nicht mehr sehen. Dann hörte er das Geräusch eines Hubschraubers. *Verdammt.*

»Das ist deren Chopper!«, rief er Randi zu und suchte den Himmel ab. »Ich weiß, dass die nicht alle im Park waren.«

»Lauf weiter!«, rief sie zurück.

Sie rannten weiter, nichts als Flucht im Sinn, und dann sah Jon den Hubschrauber – es war nicht der Sikorsky des Halbmondschilds, sondern wieder ein Hughes-OH-6-Loach-

Scout-Helikopter. Er sah aus wie eine überdimensionierte Hummel, als er jetzt vielleicht sechs Meter vor ihnen herunterkam. Randi rannte winkend auf die Maschine zu, als Peter, mit einem schwarzen Overall bekleidet, aus der Tür sprang. Außer Randi war Jon niemals ein Anblick willkommener gewesen. Peter trug eine schwarze Mütze und eine verspiegelte Sonnenbrille und hielt ein britisches Sturmgewehr schussbereit in der Hand.

Jons Erleichterung sollte nur von kurzer Dauer sein. Ein wütender Schrei ertönte hinter ihnen. Dann kam von links einer der Terroristen zwischen den Bäumen hervorgeschossen. Irgendwie war er schneller als die anderen vorangekommen. Seine Waffe war auf Randi gerichtet, als er auf den Hubschrauber zurannte, und Peter sprang wieder an Bord zurück.

In einer einzigen fließenden Bewegung wirbelte Jon herum, zielte mit der Leuchtpistole und drückte ab. Der gewaltige Knall der Explosion wurde vom Rotorengeräusch des Hubschraubers übertönt. Eine lange Rauchfahne hinter sich herziehend, schoss die Leuchtrakete auf den Terroristen zu und traf ihn mitten in der Brust.

Das Geschoss traf mit solcher Wucht, dass der Mann nach rückwärts in die Bäume geschleudert wurde. Er ließ die Waffe fallen und griff nach der Rakete, die unter seiner Brust herausragte. Er brüllte wie am Spieß, und der Schrei jagte Jon eisige Schauer über den Rücken, weil er ebenso wie der Terrorist wusste, was jetzt gleich geschehen würde. Das Gesicht des Mannes war vor Entsetzen verzerrt.

Das Geschoss explodierte. Als der Körper des Terroristen zerfetzt wurde, sprang Jon mit einem langen Satz hinter Randi in den Hubschrauber. Peter wartete nicht, bis die Tür geschlossen war, sondern hob sofort ab. Abu Auda und seine Männer verzichteten jetzt auf jede Tarnung und eröffneten mit Pistolen und Maschinenpistolen das Feuer. Die Kugeln peitschten auf den Hubschrauber ein, trafen das Landegestell

und fetzten durch die Wände, während Jon auf den Boden gepresst versuchte, sich an den Sitzen festzuhalten, um nicht durch die offene Tür hinauszurutschen.

Randi packte ihn hinten am Hosenbund. »Ich hab dich!«

Jons Hände waren kalt und mit Schweiß bedeckt, und er spürte, wie seine Finger den Halt verloren. Wenn er jetzt loslassen musste, würde selbst Randi ihn nicht retten können. Und um es noch schlimmer zu machen, kippte Peter den Hubschrauber scharf nach rechts ab, versuchte den Schüssen auszuweichen und außer Reichweite der Terroristen zu kommen. Aber dadurch rutschte Jon wieder auf die offene Tür zu, dem sicheren Tod entgegen.

Randi stieß einen Fluch aus und packte ihn mit der anderen Hand unter dem Arm. Jons Rutschpartie kam zum Stillstand. Aber Wind und Schwerkraft zerrten weiter an ihm. Im Kugelhagel jagte Peter den schweren Hubschrauber über die Flüsse. Jon spürte, wie seine Finger erneut loszulassen drohten. Sein Atem ging rasselnd, als er sich verzweifelt abmühte, wieder eine der Sitzstreben zu fassen.

»Wir sind außer Schussweite!«, brüllte Peter.

Und das war keine Sekunde zu früh. Während er den Hubschrauber stabilisierte, lösten sich Jons Finger von den Streben. Er packte danach, bekam aber nur Luft zu fassen. Randi fiel über ihn, nahm ihn mit den Beinen in die Zange und klammerte sich ihrerseits an den Streben fest. Jetzt hatte der Hubschrauber sich so weit aufgerichtet, dass sie Jon Halt geben konnte. Er spürte sie über sich, spürte ihr Gewicht, ihre Beinmuskeln, und dann ging ihm plötzlich durch den Kopf, dass ihm diese Nähe unter anderen Umständen vielleicht ganz angenehm sein könnte. Und dann war der kurze Gedanke wieder verflogen, und der Schrecken kehrte zurück.

Lange Sekunden verstrichen. Der Schwerpunkt verlagerte sich, jetzt zerrte die Schwerkraft nicht mehr an seinen Füßen,

sondern er spürte sie am ganzen Körper. Der Hubschrauber war endlich auf geradem Kurs. Er blieb reglos und wie benommen liegen.

»Gott sei Dank, das wäre vorbei.« Randis Stimme krächzte heiser, als sie sich aufrichtete, über ihn hinwegsprang und die Tür zuknallte. »Das möchte ich nie wieder erleben.«

Im Inneren des Hubschraubers war plötzlich Stille. Jons Muskeln zitterten. Geschwächt rappelte er sich hoch und fiel in den hinteren Sitz. Er blickte auf und sah zum ersten Mal, seit er sich in den Hubschrauber geworfen hatte, Randis Gesicht, in das langsam die Farbe zurückkehrte. Sie musste vor Angst kalkweiß gewesen sein.

»Schnall dich an«, befahl sie. Und dann lächelte sie plötzlich, ein breites Lächeln der Erleichterung, das ihr ganzes Gesicht leuchten ließ.

»Danke.« Seine Kehle war wie zugeschnürt, und sein Herz pochte wie ein Dampfhammer. »Das ist zwar ein viel zu schwaches Wort, aber ich meine es wirklich ernst. Vielen Dank.« Er ließ den Schließmechanismus seines Sitzgurtes einschnappen.

»Ist schon gut. Keine Ursache.« Als sie sich wieder nach vorn wandte, trafen sich ihre Blicke. Einen Augenblick lang sahen sie einander tief in die Augen, ein Blick, der Verständnis und Verzeihung ausdrückte.

33

Der Hubschrauber nahm Nordwestkurs auf Paris und hatte Grenoble bald hinter sich gelassen. In der Kabine herrschte Schweigen, als jeder von ihnen sich klar machte, wie nahe sie alle dem Tod gewesen waren. Jon, der ganz hinten saß, löste sich langsam aus seiner tranceähnlichen Erschöpfung. Er seufzte tief und kostete das befreiende Gefühl aus, endlich nicht mehr unter ständigem Druck zu stehen. Schließlich löste er den Sitzgurt und beugte sich zwischen Peter und Randi, die auf den beiden Pilotensesseln saßen.

Randi grinste und tätschelte ihm den Kopf. »Braves Hundchen.«

Jon schmunzelte. Er hätte sie in die Arme nehmen können. Freunde waren das Beste, was man auf der Welt haben konnte, und zwei der Besten davon, waren jetzt bei ihm. Randi hatte sich Kopfhörer über die Mütze gestülpt, und ihre schwarze Sonnenbrille wanderte ständig hin und her, während sie den Himmel nach Flugzeugen absuchte, die sie verfolgen könnten.

Peter trug ebenfalls Kopfhörer und beobachtete durch seine dunkle Brille die Treibstoffanzeige und den Kompass. Links von ihnen hing die allmählich untergehende Sonne wie ein roter Feuerball am Himmel und hüllte die Baumwipfel und die schneebedeckten Felder in einen rosa Schimmer. Weit vorne konnten sie die ersten Hügel des Rhônetals mit ihrem charakteristischen Flickwerk aus Weingärten erkennen.

Die Kabine der alten OH-6 war eng, und mit Jon zwischen den beiden Piloten wirkten die drei wie auf einem gemütlichen Familienfoto. Er hob die Stimme, um den Lärm der Rotorblätter zu übertönen, und verkündete: »Ich wäre jetzt so weit, dass ihr mich auf den neuesten Stand bringen könnt. Wie geht’s Marty?«

»Der Junge ist nicht nur aus dem Koma erwacht, sondern brennt nach Taten«, meldete Peter vergnügt. Er schilderte Jon ihre Flucht in die Privatklinik, wo er Marty jetzt versteckt hielt. »Und er ist auch gut gestimmt, seit wir ihm sagen konnten, dass du am Leben bist.«

Jon lächelte. »Ein Jammer, dass er uns mit dem DNS-Computer und Chambord nicht weiterhelfen kann.«

»Ja«, nickte Randi. »Und jetzt zu dir. Erzähl uns, was in der Villa in Algerien abgelaufen ist. Als ich dort die MP-Schüsse hörte, war ich sicher, dass sie dich erwischt hatten.«

»Chambord war gar nicht entführt worden«, erklärte er ihnen. »Er hat von Anfang an gemeinsame Sache mit dem Halbmondschild gemacht. Tatsächlich haben *die* sich *ihm* angeschlossen, zumindest behauptet er das. Und nach allem, was ich jetzt weiß, gibt das sogar Sinn. Er hat auch das Täuschungsmanöver aufgebaut, dass er Gefangener sei. Das hat er für Thérèse getan. Er hatte keine Ahnung, dass Mauritania sie in seine Gewalt gebracht hatte, und deshalb war er ebenso überrascht, sie zu sehen, wie das umgekehrt der Fall war.«

»Das erklärt eine ganze Menge«, nickte Peter bedächtig.

»Aber wie in drei Teufels Namen haben die es geschafft, den Prototyp aus der Villa herauszuholen, ehe die Rakete dort eingeschlagen hat?«

»Das haben sie nicht«, erklärte Jon. »Der ist mit Sicherheit zerstört worden. Was ich nicht verstehe, ist, wie Chambord so schnell einen neuen Prototyp bauen und in Betrieb nehmen konnte, um damit unsere Satelliten lahm zu legen.«

»Ich weiß«, stimmte Randi ihm zu. »Das ist wirklich verblüffend. Aber unsere Leute sagen, dass kein anderer Computer die Rechenkapazität hat und schnell und leistungsfähig genug ist, um die Satelliten mit all ihren Codes, Firewalls und sonstigen Schutzvorrichtungen umzuprogrammieren. Die meisten dieser Sicherungssysteme sind noch streng geheim,

und es ist angeblich unmöglich, sie auch nur zu entdecken, geschweige denn zu durchbrechen.«

Peter sah auf die Uhr, vergewisserte sich dann, welche Strecke sie bisher zurückgelegt hatten, und studierte dann die Treibstoffanzeige. »Vielleicht habt ihr beide Recht«, meinte er dann. »Aber wäre es denn nicht möglich, dass es einen zweiten Prototyp gegeben hat?«

Jon und Randi sahen einander an.

»Das ist eine Idee«, sagte Randi.

Und Jon meinte bedächtig: »Einer, der bereits existiert. Einer, zu dem Chambord entweder Zugang hatte oder den er so eingerichtet hat, dass er ihn aus der Ferne programmieren kann. Und dann ist es natürlich auch möglich, dass er jemand anderen dazu ausgebildet hat, ihn nach seinen Anweisungen zu bedienen. Übrigens jemanden, von dem Mauritania anscheinend nichts gewusst hat.«

»Na, Klasse«, knurrte Randi. »Ein zweiter DNS-Computer. Das hat uns gerade noch gefehlt.«

»Klingt aber recht logisch, besonders im Zusammenhang mit etwas, was ich noch gar nicht erwähnt habe.«

»Das klingt ja vielversprechend«, sagte Peter. »Raus damit, Jon.«

Jon starrte durch die Windschutzscheibe des Hubschraubers auf die von kleinen Bächen und Kanälen durchzogene und mit weit verstreuten Bauernhäusern gesprenkelte Landschaft. »Ich habe euch gesagt, dass ich in der Villa erfahren habe, dass Chambord von Anfang an an den terroristischen Anschlägen beteiligt war«, sagte er, »und dass er wahrscheinlich dabei mitgeholfen hat, den Angriff auf uns zu planen.«

»Richtig. Und?«, drängte Randi.

»Vor ein paar Stunden, kurz bevor ich schließlich Abu Auda entkommen konnte, wurde mir klar, dass nicht nur der

Halbmondschild die Basken als Tarnung benutzt hat, sondern dass Chambord und Bonnard ihrerseits den Schild als Tarnung eingesetzt haben. Der Halbmondschild verfügt über eine ziemlich große, flexible Organisation mit ausgebildeten Terroristen und konnte deshalb Dinge tun, die Bonnard und Chambord alleine niemals geschafft hätten. Aber ich glaube, der Schild hat ihnen noch etwas geliefert … einen Sündenbock! Eine Gruppe, der man die Schuld für sämtliche Schreckenstaten zuschieben konnte, die sie in Wirklichkeit planen. Und wer würde sich dafür besser eignen als eine islamistische Extremistengruppe unter der Führung eines Mannes, der einmal im Führungsstab von Osama bin Laden war? Ich vermute auch, dass das der Grund ist, weshalb sie Mauritania mitgenommen haben. Sie könnten vorhaben, ihn persönlich zum Sündenbock zu machen.«

Randi runzelte die Stirn. »Du meinst also, dass Chambord und Bonnard hinter diesen elektronischen Angriffen auf die USA stecken. Aber warum? Was für ein Motiv könnten denn ein weltberühmter Wissenschaftler und ein angesehener französischer Offizier für so etwas haben?«

Jon zuckte die Achseln. »Wenn du mich fragst, wollen die ganz bestimmt nicht einen taktischen Mittelstreckenmarschflugkörper mit Atomsprengkopf auf Jerusalem oder Tel Aviv abwerfen. Das würde mir beim Halbmondschild einleuchten, aber nicht bei zwei Franzosen wie Chambord oder Bonnard. Ich vermute, dass die etwas anderes planen, höchstwahrscheinlich gegen die Vereinigten Staaten, da sie jetzt unsere Satelliten lahm gelegt haben. Aber ihr Motiv ist mir nach wie vor ein Rätsel.«

Während draußen der Wind vorbeirauschte und über ihnen die Rotorblätter des Hubschraubers knatterten, wurde es in der engen Kabine still.

»Und der Schild weiß nichts über die Pläne Bonnards und Chambords?«, brach Randi schließlich das Schweigen.

»Nach allem, was ich mithören konnte, würde ich sagen, dass die nie auf die Idee gekommen sind, dass Bonnard und Chambord nicht *ihre* Werkzeuge waren. So geht es Fanatikern manchmal, sie sehen nur das, was sie sehen wollen.«

Peters Hände krampften sich um das Joch. »Wahrscheinlich hast du Recht mit dem, was du da von wegen Sündenbock gesagt hast. Das, was bisher geschehen ist, könnte schon recht unangenehme Folgen für die Täter haben, ganz gleich, was für Gemeinheiten die noch für die Zukunft geplant haben. So wie das, was nach dem Angriff auf das World Trade Center und das Pentagon passiert ist. Unser General und unser Wissenschaftler sind bestimmt nicht scharf darauf, dass man sie dafür zur Verantwortung zieht.«

»Genau«, pflichtete Jon ihm bei. »Ich denke, Chambord rechnet durchaus damit, dass sich wieder Nationen zusammentun, um Jagd auf die Täter zu machen. Also braucht er einen Sündenbock, jemanden, dem die Welt eine solche Tat zutraut. Und dafür eignen sich Mauritania und der Halbmondschild geradezu ideal. Das ist eine nur wenig bekannte Terroristengruppe – wer würde also denen schon glauben, wenn sie sich als unschuldig bezeichnen, besonders, wenn es so aussieht, als ob man sie auf frischer Tat ertappt hätte? Und dann deutet ja auch alles daraufhin, dass sie Chambord entführt haben, was er beschwören wird. Der Mann kann gut genug lügen, dass man ihm glaubt. Ich habe ihn schließlich selbst erlebt.«

»Und was ist mit Thérèse?«, wollte Randi wissen. »Sie weiß doch inzwischen Bescheid, oder?«

»Ich weiß nicht, ob sie die ganze Wahrheit kennt, aber das mit ihrem Vater weiß sie. Sie hat zu viel erfahren, und das beunruhigt Chambord sicherlich. Es würde mich nicht wundern, wenn er sie am Ende opfern würde, um seinen Plan zu retten. Oder Bonnard nimmt ihm die Entscheidung aus der Hand und erledigt das selbst.«

»Die eigene Tochter.« Randi schauderte.

»Er ist entweder völlig durchgedreht oder ein Fanatiker«, sagte Jon. »Einen anderen Grund für einen so plötzlichen Gesinnungswandel kann ich mir einfach nicht vorstellen – vom berühmten Wissenschaftler zum schmutzigen Terroristen.«

Peter blickte mit angespannter Miene nach vorn und studierte die Straßen, die unter ihnen die Landschaft durchzogen. »Wir müssen jetzt unsere Diskussion kurz unterbrechen.« Sie näherten sich einer kleinen Stadt an einem Fluss.

»Das ist Mâcon, an der Grenze von Burgund. Der Fluss nennt sich Saône. Sieht doch recht friedlich aus, oder? Und das ist dieses Städtchen auch. Randi und ich haben hier getankt, als wir hinter dir her waren, Jon. Das ging völlig problemlos, und deshalb werde ich wieder hier landen. Unser Treibstoffbehälter hat Durst. Wann hast du übrigens das letzte Mal gegessen, Jon?«

»Keine Ahnung.«

»Dann sollten wir vielleicht nicht nur tanken, sondern auch ein wenig einkaufen.«

Peter landete die OH-6 im langen Nachmittagsschatten auf dem kleinen Flughafen.

Außerhalb von Bousmelet-sur-Seine

Émile Chambord lehnte sich in seinem Schreibtischsessel zurück und streckte sich. Die steinernen Wände mit den gefährlich aussehenden mittelalterlichen Waffen, die daran hingen, die verstaubten Rüstungen, die hohe Gewölbedecke und sein fensterloser Arbeitsplatz wirkten bedrückend, auch wenn ein dicker Berberteppich auf dem Boden lag und ein paar Stehlampen warmes Licht verbreiteten. Aber er hatte sich diesen fensterlosen Raum in der Waffenkammer selbst als Arbeitsplatz ausgesucht. Keine Fenster, keine Ablenkung, und

jedes Mal, wenn die Sorge um Thérèse ihn zu quälen begann, verdrängte er diese Gedanken wieder.

Er blickte liebevoll auf seinen Prototyp auf dem langen Tisch. Obwohl er von seinem Werk begeistert war, empfand er vor der Geschwindigkeit und der Leistungsfähigkeit des Geräts doch geradezu Ehrfurcht. Es prüfte jede mögliche Antwort auf jedes Problem *simultan* und nicht etwa sequenziell, wie selbst die größten und schnellsten auf Siliziumchips basierenden Computer arbeiteten. In der Cybersprache hieß das, dass die schnellsten Silizium-Supercomputer der Welt ausgesprochen langsam waren. Und dennoch waren sie wesentlich schneller als jedes menschliche Gehirn. Aber am schnellsten von allen war sein Molekularcomputer, seine Geschwindigkeit war beinahe unvorstellbar.

Und die Grundlage von all dem lag in den Gelpacks, in der speziellen DNS-Sequenz, die er geschaffen hatte. Die DNS-Spirale einer jeden einzelnen lebenden Zelle – das Grundmuster aller Lebewesen – war für ihn das gewesen, was für einen Maler die Palette ist. Und sein Wunderwerk konnte all die bislang unlösbaren Probleme lösen, vor denen auch der höchstentwickelte Supercomputer kapitulieren musste – Probleme, wie sie in künstlichen Intelligenzsystemen auftauchten, beim Bau komplexer Computernetzwerke wie der so genannten Datenautobahn oder bei komplizierten Spielen, wie beispielsweise dreidimensionalem Schach. Schließlich war all das nur eine Frage der Auswahl des richtigen Pfades durch eine enorme Zahl möglicher Entscheidungen.

Und dann faszinierte ihn auch die Fähigkeit seines Wunderwerks, ständig die Identität zu wechseln und dabei nur den hundertsten Teil seiner Rechenkapazität einzusetzen.

Sein DNS-Computer nutzte dazu einfach eine Firewall, die ihren Zugangscode schneller wechselte, als ein konventioneller Computer ihn knacken konnte. Im Grunde genommen »entwickelte sich« sein Molekularapparat während des Ein-

satzes, und je mehr er eingesetzt wurde, desto mehr entwickelte er sich. Chambord lächelte in seinem kalten Verlies, als er sich an das erste Bild erinnerte, das er vor Augen gehabt hatte, als er diese spezielle Fähigkeit entwickelt hatte. Sein Prototyp war vergleichbar den in stetiger, sekundenschneller Entwicklung begriffenen Borg in der amerikanischen Fernsehserie »Star Trek«, die diese Fähigkeit nutzten, um ständig neue Abwehrmittel gegen jeglichen Angriff zu finden. Und jetzt benutzte er seine in stetiger Entwicklung befindliche Maschine, um sich gegen den heimtückischsten Angriff zu wehren, den es überhaupt gab – einen Angriff auf die Seele Frankreichs.

Um Inspiration zu suchen, wanderte sein Blick zu der Reproduktion des edlen Gemäldes über seinem Schreibtisch, und dann fuhr er fort, entschlossen nach Hinweisen zu suchen, wo Marty Zellerbach sich verbergen mochte. Er hatte sich bereits mühelos Zugang zu Martys Computersystem in dessen Haus in Washington verschafft und sich in Sekundenschnelle sozusagen tänzelnd durch die speziellen Abwehrvorrichtungen des Computer-Gurus bewegt. Unglücklicherweise hatte Marty seit der Bombennacht im Pasteur sein Computersystem nicht mehr besucht, und deshalb fand Chambord dort auch keine Hinweise auf seinen gegenwärtigen Aufenthalt. Enttäuscht hinterließ er ein »Geschenk« und zog weiter.

Er kannte den Namen von Martys Bank, und deshalb war es ihm ein Leichtes, dort seine Unterlagen einzusehen. Aber auch in der Bank hatten in letzter Zeit keinerlei Aktivitäten stattgefunden. Er überlegte einen Augenblick, und dann kam ihm ein neuer Gedanke – Martys Kreditkarte.

Als eine Liste von Martys Käufen auf dem Bildschirm erschien, ging ein Lächeln über Chambords asketisches Gesicht, und seine Augen blitzten. *Oui!* Gestern hatte Marty in Paris einen Laptop gekauft. Er griff nach dem Handy, das neben ihm auf dem Tisch lag.

Vaduz, Liechtenstein

Durchschnittstouristen übersahen das kleine in die zauberhafte Berglandschaft zwischen der Schweiz und Österreich eingezwängte Fürstentum Liechtenstein häufig, dafür schätzten es aber wohlhabende Ausländer umso mehr, die einen sicheren Zufluchtsort für ihr Geld suchten.

In Vaduz, der Hauptstadt des Fürstentums, herrschte Zwielicht, und über der am Rheinufer entlang verlaufenden Durchfahrtsstraße lagen dunkle Schatten. Abu Auda war das recht. Immer noch in westlicher Kleidung schritt er dahin, vermied jeden Augenkontakt, bis er vor der Tür des kleinen, unauffälligen Hauses angelangt war, das man ihm beschrieben hatte. Er klopfte dreimal, wartete und klopfte dann viermal. Er hörte, wie drinnen ein Riegel zurückgezogen wurde, dann öffnete sich die Tür einen Spalt.

»*Breet bate*«, sagte Abu Auda. Das war Arabisch und hieß: Ich brauche ein Zimmer.

Eine Männerstimme antwortete: »*May-fah-hem-tiksh.*« Ich verstehe nicht.

Abu Auda wiederholte den Code und fügte hinzu: »Die haben Mauritania.«

Die Tür öffnete sich, und ein kleiner dunkelhäutiger Mann sah ihn besorgt an: »Ja?«

Abu Auda trat ein. Das Haus war eine wichtige europäische Station der *hawalala,* einer arabischen »Untergrundbahn«, auf der Geld bewegt, deponiert, gewaschen und investiert wurde. Das streng geheime Netzwerk abseits jeglicher Zugriffsmöglichkeit irgendwelcher Regulierungsbehörden finanzierte nicht nur Individuen, sondern auch größere Aktionen. Im vergangenen Jahr war beinahe eine Milliarde US-Dollar allein durch dieses europäische System geschleust worden.

»Wo hat Mauritania sein Geld herbekommen?«, fuhr Abu Auda in arabischer Sprache fort. »Die Quelle. Aus welcher Geldbörse kam die Finanzierung?«

»Sie wissen, dass ich Ihnen das nicht sagen kann.«

Abu Auda zog die Pistole aus dem Halfter, das er unter dem Arm trug. Er richtete sie auf den Mann, worauf dieser einen Schritt zurücktrat. Abu Auda folgte ihm. »Mauritania wird von den Leuten mit dem Geld festgehalten. Sie gehören nicht zu unserer Bewegung. Ich weiß, dass das Geld von einem Hauptmann Bonnard oder einem Dr. Chambord bezahlt wurde. Aber ich glaube nicht, dass sie alleine dahinterstecken. Und deshalb *werden* Sie jetzt reden, und zwar ausführlich.«

Im Luftraum über Frankreich

Eine halbe Stunde, nachdem sie in Mâcon wieder gestartet waren, hatten Jon, Peter und Randi die Sandwiches vertilgt, die sie in dem kleinen Flughafen gekauft hatten, und setzten jetzt ihre Analyse der Lage fort.

»Was auch immer wir beschließen, um Chambord und Bonnard ausfindig zu machen, sollten wir in aller Eile tun«, meinte Peter. »Die Zeit läuft gegen uns. Was immer diese Leute planen, die wollen das sehr, sehr bald tun.«

Jon nickte. »Mauritania hatte geplant, Israel heute Vormittag anzugreifen. Jetzt, wo wir wissen, dass irgendwo dort draußen noch ein funktionsfähiger Molekularcomputer im Einsatz ist und dass Chambord und Bonnard in Freiheit sind, glaube ich, haben wir uns zwar ein wenig Spielraum verschafft, aber nicht viel.«

Randi überlief es eiskalt. »Vielleicht nicht genug.«

Die Sonne war untergegangen, und langsam kroch Dunkelheit über das Land. Vor ihnen funkelte ein Lichtermeer aus dem Zwielicht. Paris. Während sie auf die riesige Stadt der Lichter

starrten, wanderten Jons Gedanken zum Pasteur-Institut zurück und dem ursprünglichen Bombenattentat, das ihn nach Paris und zu Marty geführt hatte. Das alles schien eine Ewigkeit zurückzuliegen, dabei war Fred Klein erst am letzten Montag in Colorado aufgetaucht und hatte ihn gebeten, den Auftrag zu übernehmen, der ihn durch zwei Kontinente geführt hatte.

Jetzt waren sie dem Ziel näher, und der Preis für ein Scheitern ihres Einsatzes war immer noch unbekannt, auch wenn sie sich alle darüber einig waren, dass er hoch sein würde. Sie mussten Émile Chambord und seinen Molekularcomputer finden. Und wenn sie ihn fanden, brauchten sie einen gesunden Marty in Vollbesitz seiner sämtlichen Sinne.

34

Paris

Dr. Lochiel Cameron konnte erkennen, dass Marty unruhig und gereizt war. Die Wirkung der Medikamente ließ nach, und er ging steif und etwas unsicher im Zimmer auf und ab, während Dr. Cameron ihn von einem bequemen Sessel aus mit leicht amüsiertem Lächeln beobachtete. Cameron war ein im Grunde optimistischer, unkomplizierter Mensch, der genug Krieg und Verwüstung miterlebt hatte, um seine neue Karriere angenehm zu finden, die darin bestand, für alternde Schönheiten beider Geschlechter in seiner exklusiven Klinik die Uhr ein paar Jahre zurückzudrehen.

»Sie machen sich also Sorgen um Ihre Freunde«, meinte Dr. Cameron zu Marty gewandt.

Der blieb stehen und fuchtelte mit seinen etwas dicklichen Armen. »Was mögen die nur tun? Während ich hier in diesem üppigen und, wie ich überzeugt bin, überteuerten Fleischerladen allmählich verfaule, habe ich keine Ahnung, wo sie sind! Wie lange dauert es denn, nach Grenoble zu fliegen und wieder zurück? Liegt Grenoble etwa auf dem Pluto? *Ich glaube das einfach nicht.*«

Er fuhr fort, erregt durch das Zimmer zu stampfen. Die Vorhänge waren vorgezogen und versperrten den Blick auf den Nachthimmel. Der Raum mit seinen hübschen Möbeln und dem warmen Licht der Stehlampen war behaglich – nichts von den grellen Neonlichtern, die die meisten Krankenhauszimmer so unwirklich erscheinen lassen. Selbst der erfrischende Duft eines Peonienbouquets lag in der Luft. Aber an Marty war all

das verschwendet. Ihn beschäftigte nur ein Gedanke: Wo waren Jon, Randi und Peter? Er hatte Angst, dass sie in Grenoble nicht etwa Jon vor dem Tode bewahrt, sondern alle selbst ums Leben gekommen waren.

»Also sind Sie aufgeregt«, sagte Dr. Cameron mit milder Stimme.

Marty hielt mitten im Schritt inne und fuhr entsetzt zu dem Arzt herum. »Aufgeregt? *Aufgeregt!* Das glauben Sie also? Ich bin *entsetzt*, ich bin am Rande der Verzweiflung. Meine Freunde sind in Gefahr, das weiß ich. *Verletzt.* Sie liegen irgendwo verzweifelt *in ihrem eigenen Blut!*« Er krampfte die Hände ineinander und schüttelte sie vor sich, als in seinen Augen plötzlich ein Gedanke aufblitzte. »Ich werde sie befreien. *Das* werde ich tun. Ich werde herabstoßen und sie aus den Krallen des Bösen zerren. Aber ich muss genau wissen, wo sie sind. Das ist alles so *bedrückend* …«

Die Tür ging auf, und Marty fuhr herum, eine scharfe Bemerkung für den, der es wagte, ihn in seinem Elend zu stören, auf den Lippen.

Aber da stand Jon, groß, muskulös und in seiner dunklen Bomberjacke imposant wirkend. Obwohl er ein paar Schrammen im Gesicht hatte, grinste er breit, als er Marty ansah. Hinter ihm drängten sich Peter und Randi durch die Tür, grinsten ebenfalls. Als Junge hatte sich Marty nicht sonderlich gut darauf verstanden, die Gefühle anderer Menschen zu deuten. Er hatte eine Weile gebraucht, um zu lernen, dass ein nach oben gezogener Mund ein Lächeln war, was Freude bedeutete und dass eine gerunzelte Stirn Traurigkeit, Zorn oder eine ganze Anzahl anderer weniger erfreulicher Gefühle signalisieren konnte. Aber jetzt sah Marty nicht nur, dass seine Freunde glücklich darüber waren, hier zu sein, sondern sie hatten auch alle ein Gefühl der Dringlichkeit an sich, als ob sie nur gekommen wären, um gleich wieder wegzugehen. Die Dinge standen nicht gut, aber sie gaben sich Mühe, sich das

nicht anmerken zu lassen.

Jetzt traten sie nacheinander ins Zimmer, und Jon sagte: »Da sind wir, Mart. Schön, dich zu sehen. Du brauchst dir keine Sorgen um uns zu machen.«

Marty stieß einen Freudenschrei aus und trat dann einen Schritt zurück und blickte finster. »Na ja, war ja auch höchste Zeit. Ich hoffe, ihr drei habt euch gut amüsiert.« Er richtete sich zu seiner ganzen Größe auf. »Ich hingegen habe in diesem langweiligen Schlachthaus vor mich hin vegetiert, mit niemand außer diesem … diesem« – er sah zu Dr. Cameron in dem Sessel hinüber – »schottischen *Barbier* …«

Cameron schmunzelte. »Wie Sie sehen, ist er prächtig in Form. Tipptopp und auf dem Wege zur vollständigen Genesung. Aber Sie sollten ihn trotzdem vor weiteren Verletzungen bewahren. Und falls ihm übel wird oder schwindlig, dann muss man natürlich seinen Kopf untersuchen.«

Marty setzte zum Protest an, aber Jon lachte nur und legte Marty den Arm um die Schultern. Marty grinste und musterte Jon, Randi und Peter von oben bis unten. »Na ja, zumindest seid ihr zurück. Und ihr scheint ja auch alle noch in einem Stück zu sein.«

»Das sind wir, Junge«, nickte Peter.

»Und das ist Randi und Peter zu verdanken«, fügte Jon hinzu.

»Zum Glück war Jon in der Stimmung, sich retten zu lassen«, erklärte Randi.

Jon wollte den Arm von Martys Schultern nehmen, aber ehe er das konnte, drehte der sich schnell um und drückte ihn an sich. Dann ließ er ihn los und sagte mit leiser Stimme: »Himmel noch mal, Jon. Du hast mir wirklich eine *Heidenangst* eingejagt. Ich bin so froh, dass du in Sicherheit bist. Ohne dich wäre es wirklich schlimm. Lange Zeit habe ich tatsächlich gedacht, du wärst tot. Könntest du nicht anfangen, ein etwas sesshafteres Leben zu führen?«

»Du meinst so wie du?« Jons blaue Augen blitzten.

»Schließlich bist du doch derjenige, der sich bei dem Bombenattentat im Pasteur-Institut eine Gehirnerschütterung zugezogen hat, und nicht ich.«

Marty seufzte. »Ich habe mir schon gedacht, dass du das aufs Tapet bringen würdest.«

Während Dr. Cameron sich verabschiedete und das Zimmer verließ, sanken die drei müden und ziemlich mitgenommenen Agenten auf ihre Sessel. Marty kehrte zu seinem Bett zurück, schob sich die Kissen zu einem weißen Berg zusammen und ließ sich auf ihnen nieder, ein wohl genährter Sultan auf einem Baumwollthron. »Ich spüre Dringlichkeit«, erklärte er. »Heißt das, dass es noch nicht vorbei ist? Ich hatte gehofft, ihr würdet mir sagen, dass wir jetzt nach Hause gehen können.«

»Das würde ich mir auch wünschen«, sagte Randi. Sie zog sich das Band herunter, das ihren Pferdeschwanz zusammengehalten hatte, und schüttelte ihr Haar aus. Dann massierte sie sich mit beiden Händen die Kopfhaut. Unter ihren schwarzen Augen konnte man blaue Halbkreise sehen. »Wir glauben, dass die bald wieder zuschlagen werden. Ich hoffe nur, dass wir genügend Zeit haben, um sie daran zu hindern.«

Martys Augenbrauen schoben sich zusammen. »Wo? Wann?«

Um Zeit zu sparen, schilderte Jon nur die Höhepunkte des Geschehens seit seiner Gefangennahme in der Villa in Algerien und endete mit der Schlussfolgerung, dass Émile Chambord und Hauptmann Bonnard den Halbmondschild nicht nur dazu benutzt hatten, um den größten Teil ihrer Dreckarbeit zu erledigen, sondern auch zur Tarnung ihrer Komplizenschaft in einem Plan, den DNS-Prototyp zu terroristischen Zwecken einzusetzen. Jetzt waren die beiden mit Thérèse Chambord verschwunden.

»Ich nehme an«, schloss Jon, »dass sie einen zweiten Prototyp haben. Ist das möglich?«

Marty fuhr in die Höhe. »Ein *zweiter* Prototyp? Selbstverständlich! Émile hatte zwei, um gleichzeitig unterschiedliche Molekularsequenzen auf Effizienz, Rechengeschwindigkeit und Kapazität prüfen zu können. Molekularcomputer codieren das jeweilige Problem in der Sprache der DNS – in den vier Werten A, T, C und G. Wenn man die als Zahlensystem benutzt, kann man die Lösung jedes vorstellbaren Problems an einem DNS-Strang codieren und …«

Jon fiel ihm ins Wort. »Danke, Marty. Aber bring das zu Ende, was du über Chambords zweiten Prototyp gesagt hast.«

Martys Augen öffneten sich weit. Er sah, dass Peter und. Randi völlig verständnislos blickten, und seufzte theatralisch. »Oh. Na schön.« Und fuhr dann, ohne mit der Wimper zu zucken, dort fort, wo er aufgehört hatte. »Dann ist also Émiles zweiter Apparat verschwunden. Hat sich einfach in Luft aufgelöst! Émile hat gesagt, er hätte ihn zerlegt, weil wir so kurz vor der Fertigstellung standen, dass ein zweites System nicht mehr benötigt wurde. Mir wollte das nicht recht einleuchten, aber die Entscheidung lag bei ihm. Schließlich hatte er ja alle Probleme ausgebügelt, und es ging nur mehr um die Feinabstimmung des Hauptsystems.«

»Wann ist das zweite Gerät denn verschwunden?«, wollte Randi wissen.

»Keine drei Tage vor dem Bombenattentat, obwohl alle noch verbliebenen größeren Probleme schon mehr als eine Woche zuvor ausgebügelt waren.«

»Wir müssen diesen zweiten Prototyp schnellstens finden«, erklärte Randi. »War Chambord längere Zeit aus dem Labor verschwunden? Ein Wochenende vielleicht? Oder hat er Urlaub genommen?«

»Nicht, dass ich mich daran erinnern könnte. Er hat häufig auf einem Bett in seinem Labor geschlafen. Das hatte er eigens aufstellen lassen.«

»Denk nach, Junge«, drängte Peter. »Ein paar Stunden vielleicht?«

Martys Gesicht verzog sich zu einer Grimasse höchster Konzentration. »Ich bin gewöhnlich abends immer auf ein paar Stunden in mein Hotel gegangen, um mich schlafen zu legen.«

Aber er dachte weiter nach, rief sein Gedächtnis so auf, wie Computer das tun. Beginnend mit der Stunde, in der die Bombe im Pasteur explodiert war, arbeitete sich sein Bewusstsein Minute für Minute, Tag für Tag nach rückwärts, und seine neuralen Stromkreise arbeiteten diese umgekehrte Chronologie auf bemerkenswert exakte Weise ab, bis er schließlich heftig nickte. Er hatte es.

»Ja, zweimal! In der Nacht, in der der Prototyp verschwand, hat er gesagt, wir würden Pizza brauchen, aber Jean-Luc war irgendwo unterwegs, ich weiß nicht genau, wo, also bin ich gegangen. Ich war vielleicht eine Viertelstunde weg, und als ich zurückkehrte, war Émile nicht da. Er kam nach einer weiteren Viertelstunde zurück, und dann haben wir die Pizza in unserer Mikrowelle aufgewärmt.«

»Dann war er also wenigstens eine halbe Stunde weg?«, vergewisserte sich Jon.

»Ja.«

»Und das zweite Mal?«, drängte Randi.

»An dem Abend, *nachdem* ich bemerkt hatte, dass der zweite Prototyp verschwunden war, war Chambord fast sechs Stunden weg. Er sagte, er sei so müde, dass er nach Hause fahren wollte, um einmal wieder in seinem eigenen Bett zu schlafen. Es stimmte auch, er war wirklich fertig. Beide waren wir fertig.«

Randi zog ihre Analyse: »Dann war Chambord also in der Nacht, in der der Prototyp verschwunden ist, nicht lange weg. In der nächsten Nacht war er etwa sechs Stunden weg. Dann hat er ihn in der ersten Nacht wahrscheinlich einfach bloß nach Hause gebracht und dann in der zweiten Nacht an einen Ort im

Umkreis von drei Autostunden von der Stadt, vielleicht auch weniger.«

»Warum glaubst du, dass er gefahren ist?«, wollte Peter wissen. »Warum nicht fliegen oder mit der Bahn fahren?«

»Der Prototyp ist zu groß, zu klobig, hat zu viele Einzelteile«, erklärte Jon. »Ich habe einen gesehen, und der ist ganz bestimmt nicht ohne weiteres transportabel.«

»Jon hat Recht«, pflichtete Marty ihm bei. »Um ihn zu transportieren, hätte man mindestens einen Lieferwagen gebraucht, selbst in zerlegtem Zustand. Und Émile hätte niemand außer sich selbst genügend Sorgfalt zugetraut, um ihn zu bewegen.« Er seufzte betrübt. »Das ist alles so unglaublich.«

Peters Miene hatte sich verfinstert. »Wenn er drei Stunden gefahren ist, könnte das Versteck überall zwischen Brüssel und der Bretagne liegen. Aber selbst wenn wir einen Ort suchen, der weniger als zwei Stunden entfernt ist, dann sind das immer noch hunderte von Quadratmeilen rings um Paris.« Er sah Marty an. »Könntest du deinen elektronischen Zauberkasten irgendwie dazu benutzen, um unser Problem zu lösen? Den verdammten Prototyp für uns ausfindig machen?«

»Tut mir Leid, Peter.« Marty schüttelte den Kopf. Aber dann nahm er seinen neuen Laptop vom Nachttisch und stellte ihn auf seine übereinander geschlagenen Beine. Das Modem war bereits mit der Telefonleitung verbunden.

»Selbst wenn wir davon ausgehen, dass Émile die Sicherheitssoftware, die wir dafür entwickelt haben, an Ort und Stelle gelassen hat, hätte ich hier nicht genügend Rechenkapazität, um da durchzubrechen. Émile hat reichlich Zeit gehabt, alles zu ändern, einschließlich der Codes. Ihr dürft nicht vergessen, wir haben es hier mit dem schnellsten und leistungsfähigsten Computer zu tun, den die Welt je gekannt hat. Er *entwickelt* seine Codes, um sich auf jeden Lokalisierungsversuch so schnell anzupassen, dass wir diese Codes mit nichts, was wir

heute haben, anpeilen können.«

Jon beobachtete ihn. »Weshalb hast du dann deinen Laptop eingeschaltet? Das sieht für mich so aus, als wolltest du selbst online gehen.«

»Sehr scharf beobachtet, Jon«, antwortete Marty vergnügt. »Ja, das möchte ich tatsächlich. Ich bin gerade dabei, mich in meinen Supercomputer zu Hause einzuloggen. Ich werde ihn einfach von diesem Laptop aus betreiben. Mithilfe meiner ganz persönlichen Software hoffe ich, genau das zu schaffen, was ich gerade als unmöglich bezeichnet habe. Was habe ich schon zu verlieren, und es macht sicherlich Spaß …«, er verstummte plötzlich, und seine Augen weiteten sich erstaunt. Dann schlug sein Ausdruck in Verärgerung um.

»Oh du *liebe Güte!* Was für ein gemeiner *Trick*. Verdammt sollst du sein, Émile. Du hast mein großzügiges Wesen missbraucht!«

»Was ist denn?«, fragte Jon und trat neben das Bett, um auf Martys Bildschirm zu sehen. Eine Mitteilung in französischer Sprache war darauf zu lesen.

»Was ist denn passiert?«, fragte Randi besorgt.

Marty blickte immer noch finster auf den Bildschirm, und seine Stimme wurde vor Empörung schrill. »Wie kannst du es *wagen*, in die Heiligkeit meines Computersystems einzudringen. Du … du *hinterhältiger* Satrap! Dafür wirst du bezahlen, Émile. *Du wirst bezahlen!*«

Während Marty noch wetterte, las Jon Peter und Randi die Mitteilung laut und ins Englische übersetzt vor:

Martin,

Sie müssen mit Ihrer Abwehrsoftware vorsichtiger sein. Sie war meisterhaft, aber mir und meinem Computer sind Sie nicht gewachsen. Ich habe Sie

offline genommen, Ihre Hintertür verschlossen und Sie total blockiert. Sie sind hilflos. Der Lehrling muss dem Meister weichen.

Émile

Martys Kinn schob sich trotzig vor. »Unmöglich, dass der mich besiegen kann. Ich bin der Paladin, und der Paladin steht auf der Seite von Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich werde ihn überlisten! Ich … ich …«

Jon trat einen Schritt zurück, und Martys Finger flogen über die Tastatur, und sein Blick konzentrierte sich ganz auf den Bildschirm, als er versuchte, sein System zu Hause dazu zu überreden, wieder hochzufahren. Jon, Peter und Randi sahen ihm bedrückt zu. Die Zeit schien viel zu schnell zu verfliegen. Sie mussten Chambord und den Prototyp finden.

Martys Finger wurden langsamer, jetzt glänzten ein paar Schweißtropfen auf seiner Stirn. Er blickte niedergeschlagen auf. »Ich kriege ihn noch. Aber nicht so.«

Außerhalb von Bousmelet-sur-Seine

In seinem fensterlosen Arbeitszimmer inspizierte Émile Chambord die Nachricht auf seinem Bildschirm. Zellerbach hatte wie erwartet Kontakt mit seinem Computersystem in Washington aufgenommen, seine Nachricht erhalten, und daraufhin hatte sich sein System abgeschaltet. Chambord lachte laut auf. Er hatte den arroganten kleinen Amerikaner überlistet. Und jetzt, wo er ihn angepeilt hatte, würde er ihn auch finden können. Er tippte schnell, leitete das nächste Stadium seiner Suche ein.

»Dr. Chambord.«

Der Wissenschaftler blickte auf.

»Etwas Neues?«

Hauptmann Bonnard setzte sich auf den Stuhl neben Chambords Schreibtisch. »Ich habe gerade einen Bericht aus Paris bekommen.« Sein kantiges Gesicht wirkte beunruhigt.

»Unsere Leute haben dem Angestellten in dem Computerladen Ihr Foto von Dr. Zellerbach gezeigt. Der Mann hat gesagt, Zellerbach sei nicht mit dem Mann zusammen gewesen, der mit der Kreditkarte den Laptop gekauft hat. Es klang so, als ob er einer von Jon Smith' Komplizen sein könnte. Aber als mein Mann dann die Daten für den Verkauf überprüft hat, hat er als Adresse Washington D. C. gefunden. Keinerlei Hinweise auf eine Pariser Adresse oder Telefonnummer. Da Zellerbach natürlich den Mann einfach nur in den Laden geschickt haben kann, haben unsere Leute mit dem Foto weitere Nachforschungen angestellt. Aber wieder ohne Ergebnis. Niemand hat Zellerbach erkannt.«

Chambord lächelte leicht. »Sie sollten noch nicht aufgeben, mein Freund. Ich habe gerade etwas Neues gelernt – die Macht des DNS-Computers ist so grenzenlos, dass man sein eigenes Denken erst an diese neuen Möglichkeiten anpassen muss.«

Bonnard schlug die Beine übereinander, wippte ungeduldig mit dem rechten Fuß. »Sie haben eine andere Möglichkeit, ihn ausfindig zu machen? Das müssen wir nämlich unbedingt. Er und die anderen wissen zu viel. Sie werden uns jetzt nicht mehr aufhalten können. Aber später … ah, ja. Das könnte katastrophal für unsere Pläne sein. Wir müssen sie schnell eliminieren.«

Chambord ließ sich seine Verstimmung nicht anmerken. Schließlich wusste er besser als Bonnard, was auf dem Spiel stand. »Zum Glück hat Zellerbach sein Computersystem zu Hause besucht. Ich gehe davon aus, dass er vorher Sicherheitsvorkehrungen getroffen hat und dass er das Signal wahrscheinlich von Land zu Land geschickt hat, um die

Telefonnummer zu kaschieren, an die er sein Modem angeschlossen hat. Möglicherweise hat er seinen Weg auch dadurch weiter getarnt, dass er eine größere Zahl von Servern eingeschaltet und mehrere falsche Namen verwendet hat.«

»Wie können Sie das alles verfolgen?«, fragte Bonnard. »Das ist doch die übliche Methode, um eine elektronische Spur zu verwischen. Das ist deshalb üblich, weil es funktioniert.«

»Aber nicht gegen meinen Molekularapparat.« Dr. Chambord wandte sich voll Zuversicht wieder seiner Tastatur zu.

»Wir werden in wenigen Minuten die Telefonnummer in Paris haben. Und dann wird es ein Leichtes sein, die zugehörige Adresse ausfindig zu machen. Und sobald wir so weit sind, habe ich einen kleinen Plan, der *jede* Verfolgung für alle Zeiten beenden wird.«

35

Paris

»Also, die Situation stellt sich im Augenblick folgendermaßen dar«, erklärte Jon Randi, Peter und Marty. »Unsere sämtlichen Dienste sind im Einsatz. Unsere jeweiligen Regierungen sind in höchstem Alarmzustand. Unsere Aufgabe ist es, das zu tun, wozu sie nicht imstande sind. Nach dem, was Marty uns über den zweiten Prototyp gesagt hat, müssen Chambord und Bonnard irgendwo im Umkreis von etwa zwei Stunden von Paris gewesen sein. So, was wissen wir sonst noch, und was wissen wir *nicht?*«

»Ein Wissenschaftler und ein subalterner französischer Offizier«, sinnierte Randi. »Ich frage mich, ob die das alles alleine getan haben.«

»Das frage ich mich auch.« Jon beugte sich in seinem Sessel vor, und seine blauen Augen blickten nachdenklich. »Die ganze Operation riecht danach, dass da jemand anderer die Drähte gezogen hat. Da haben wir also Hauptmann Bonnard, der sich, während der Bombenanschlag stattfand, ohne jede erkennbare Verbindung mit dem Überfall auf das Pasteur in Paris befand, und Dr. Chambord, der von den Basken ›entführt‹ wurde. Die Basken schaffen Chambord nach Toledo und übergeben ihn dort dem Halbmondschild. Dann kehren sie sofort nach Paris zurück, schnappen sich Thérèse und schaffen sie ebenfalls nach Toledo. Unterdessen ist Mauritania manchmal in Paris und manchmal in Toledo, während Dr. Chambord und Hauptmann Bonnard allem Anschein nach bis zu ihrer Zusammenkunft in der Villa in Algerien keinen

Kontakt zueinander haben. Mauritania glaubt, gleichberechtigter Partner von Bonnard und Chambord zu sein, bis er in Grenoble erfährt, dass das keineswegs der Fall ist. Also … wer überwacht die ganze Geschichte, zieht an den Fäden, koordiniert die einzelnen Personen und das Geschehen? Es muss jemand sein, der den beiden Franzosen nahe steht.«

»Jemand mit Geld«, fügte Peter hinzu. »Diese ganze Operation ist ganz offenkundig sehr teuer. Wer finanziert sie?«

»Mauritania jedenfalls nicht«, erklärte Randi. »In Langley heißt es, dass Mauritanias Mittel, seit er sich von Bin Laden getrennt hat, immer sehr beschränkt waren. Außerdem, wenn Chambord und Bonnard den Halbmondschild benutzt haben, waren sie mit Sicherheit diejenigen, die diese Zusammenarbeit eingefädelt haben, also haben sie vermutlich auch dafür bezahlt. Ich bezweifle, dass ein Hauptmann in der Infanterie oder ein reiner Wissenschaftler wie Chambord über so viel Geld verfügt.«

Das schien das Stichwort für Marty zu sein. »Ganz bestimmt nicht Émile.« Er schüttelte heftig seinen runden Kopf. »Du liebe Güte, *nein.* Émile ist alles andere als wohlhabend. Ihr solltet sehen, wie bescheiden er lebt. Außerdem fällt es ihm schon schwer, Ordnung in seiner Schreibtischschublade zu halten. Ich bezweifle stark, dass er so viele Leute und Aktivitäten in irgendeiner Weise systematisch einsetzen könnte.«

»Eine Weile dachte ich, dass es Hauptmann Bonnard sein könnte«, meinte Jon. »Schließlich hat er es vom gemeinen Soldaten zum Hauptmann gebracht. Das ist nicht leicht und irgendwie auch bewundernswert. Trotzdem wirkt er auf mich nicht wie ein echter Organisator und Führer, jemand, der die Dinge im Griff hat. Jedenfalls ist er ganz sicherlich kein Napoleon, der auch durch die Ränge aufgestiegen ist. Nach dem, was ich in seiner Akte gelesen habe, stammt Bonnards jetzige Frau aus einer prominenten französischen Familie. Da ist Geld vorhanden, aber nicht in dem Maße, wie wir es suchen.

Wenn ich also nichts Wichtiges übersehen habe, scheidet er in beiden Punkten ebenfalls aus.«

Während Jon, Randi und Peter weiterhin Theorien aufstellten, verschränkte Marty die Arme vor der Brust und ließ sich in seine Kissen sinken. Er schloss die Augen und ließ sein Bewusstsein über die letzten paar Wochen wandern, flog förmlich durch ein dreidimensionales Flickwerk aus Bildern, Lauten und Gerüchen. Seine Erinnerung half ihm dabei, die Vergangenheit noch einmal zu durchleben und sich in freudiger Klarheit an die Arbeit mit Émile zu erinnern, die Erregung, die ein kleiner Erfolg nach dem anderen ihm gebracht hatte, die heftigen Diskussionen, die Mahlzeiten, die sie sich ins Labor hatten bringen lassen, die langen Tage und noch längeren Nächte, die Gerüche der Chemikalien und ihrer Gerätschaften, die ganze Art und Weise, wie er allmählich mit dem Labor und dem Büro vertraut geworden war, sich immer mehr zu Hause gefühlt hatte.

Und dann hatte er es. Er ließ die Arme sinken, setzte sich auf und schlug die Augen auf. Er hatte sich ganz genau ins Gedächtnis gerufen, wie das Labor und das Büro ausgesehen hatten.

»Das ist es!«, verkündete er mit lauter Stimme.

Alle drei starrten ihn an. »*Was* ist es?«, fragte Jon.

»Napoleon.« Marty breitete großspurig die Arme aus.

»Du hast Napoleon erwähnt, Jon. Und das hat mich darauf gebracht. Wonach wir in Wirklichkeit suchen, ist eine Anomalie, etwas, das irgendwie nicht in die normale Umgebung passt. Eine Unregelmäßigkeit, die auf das fehlende Glied in der Gleichung deutet. Du weißt doch bestimmt, dass man nie die richtige Lösung findet, wenn man die Dinge die ganze Zeit unverändert und ohne neue Gesichtspunkte betrachtet. Völlige Zeitverschwendung.«

»Was fehlt also, Mart?«, fragte Jon.

»*Warum*«, sagte Marty. »Das hat gefehlt. *Warum* tut Émile das? Vielleicht ist Napoleon die Antwort.«

»Er tut es für Napoleon?«, sagte Peter. »Und das ist deine große Erkenntnis, Junge?«

Marty warf Peter einen finsteren Blick zu. »Du hättest dich auch daran erinnern können, Peter. Ich habe dir davon erzählt.« Während Peter sich den Kopf zerbrach, was Marty damit meinte, fuchtelte dieser erregt mit den Händen über dem Kopf herum. »Der *Druck*. Am Anfang schien er mir nicht wichtig, aber jetzt sehe ich ihn riesengroß vor mir. Das ist tatsächlich eine *Anomalie*.«

»Was für ein Druck?«, fragte Jon.

»Émile hatte im Labor einen hervorragenden Druck eines Gemäldes an der Wand hängen«, erklärte Marty. »Ich glaube, das ursprüngliche Ölgemälde war von Jacques-Louis David, einem berühmten französischen Maler, der um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts gelebt hat. Der Titel hieß so ähnlich wie *Die Rückkehr der Grande Armee aus Moskau*. Ich erinnere mich nicht mehr genau. Nun« – er stellte den Laptop auf den Tisch, sprang auf, konnte nicht mehr still sitzen – »*dieses* Gemälde zeigte Napoleon völlig niedergeschlagen. Ich meine, wer wäre das nicht, wenn er gerade Moskau erobert hat und dann den Rückzug antreten muss, weil jemand den größten Teil der Stadt niedergebrannt hat, es nichts zu essen gibt und der Winter eingesetzt hat? Napoleon ist mit über vierhunderttausend Soldaten ausgezogen, aber als er nach Paris zurückkehrte, hatte er davon keine zehntausend mehr. Das Gemälde zeigt also Napoleon, wie er völlig niedergeschlagen und mit bis auf die Brust herunterhängendem Kinn dasitzt.« Marty zeigte ihnen Napoleons Haltung. »Er reitet auf seinem großen Schimmel, und die tapferen Soldaten seiner Alten Garde trotten zerlumpt und in jämmerlichem Zustand hinter ihm durch den Schnee. Es ist so traurig.«

»Und dieser Druck fehlte in Chambords Labor?«, sagte Jon. »Wann?«

»Er war in der Nacht, in der die Bombe hochging, verschwunden. Als ich dort ankam, um mein Buch zu holen, war der erste Schock, den ich bekam, die Leiche. Dann bemerkte ich, dass der DNS-Prototyp verschwunden war. Und schließlich sah ich, dass der Druck ebenfalls nicht mehr da war. Damals schien mir das Fehlen des Bildes unwichtig. Gleichgültig, wie ihr euch ja vorstellen könnt. Jetzt hingegen kommt es mir äußerst seltsam vor. Wir *müssen* das beachten.«

»Warum sollten die Basken ein Gemälde stehlen«, rätselte Randi. »Ein Gemälde, das eine fast zweihundert Jahre zurückliegende Tragödie in der französischen Geschichte darstellt?«

Marty rieb sich erregt die Hände. »Vielleicht haben sie das gar nicht.« Er legte eine Kunstpause ein. »Vielleicht hat Émile es mitgenommen!«

»Aber warum?«, wunderte sich Randi. »Es war ja nicht einmal das Original.«

Jon fiel ihr ins Wort. »Ich glaube, Mart will sagen, der Grund, weshalb er den Druck mitgenommen hat, könnte uns verraten, was Chambord beschäftigt hat, als er mit den Terroristen weggegangen ist, und vielleicht auch den Grund für das, was er die ganze Zeit getan hat und weiterhin plant.«

Peter ging ans Fenster. Er zog den Vorhang ein Stück zurück und blickte auf die finstere Straße hinunter. »Ich habe euch bis jetzt nichts von einem anderen kleinen Problem gesagt, das MI6 mir aufgehalst hat. Wir haben vor ein paar Tagen einen hohen General verloren – Sir Arnold Moore. Eine Bombe in seinem Tornado. Der General befand sich auf dem Flug nach London, um dem Premierminister etwas so Geheimes zu berichten, dass er über Telefon nur Andeutungen machen wollte.«

»Und was war das für eine Andeutung?«, fragte Jon schnell.

»Er sagte, das, was er wüsste, könnte in Verbindung mit den

Kommunikationsproblemen von euch Amerikanern stehen. Also dem ersten Angriff, von dem ihr Yankees uns berichtet habt.« Peter ließ den Vorhang wieder vor das Fenster fallen und drehte sich um. Er sah seine Freunde ernst an. »Ich habe Moores Bewegungen über verschiedene Kontaktpersonen zurückverfolgt. Alles, was ich erfahren habe, deutet auf ein Geheimtreffen hoher Generäle auf dem neuen französischen Flugzeugträger *Charles de Gaulle* hin. Da war natürlich Moore, als Vertreter von Großbritannien, und Generäle aus Frankreich, Italien, Spanien und Deutschland. Wer der Deutsche war, weiß ich – Otto Bittrich. Und jetzt kommt das Ungewöhnliche: Diese Zusammenkunft war allem Anschein nach schrecklich geheim. Eigentlich nichts Ungewöhnliches. Aber als ich dann weiter nachbohrte, hat sich herausgestellt, dass der oberste französische Lamettaträger bei der NATO sie selbst organisiert hat, Jons ›Freund‹ – General Roland La Porte. Und die Anweisung, dieses große, teure Kriegsschiff in Marsch zu setzen, kam allem Anschein nach von der NATO, aber dort hat niemand einen entsprechenden Befehl finden können.«

»Roland La Porte ist der stellvertretende oberste Befehlshaber der NATO«, erklärte Jon.

»Ja, das ist er«, sagte Peter mit ernster und irgendwie angespannter Miene.

»Und Hauptmann Bonnard ist sein Adjutant.«

»Das ist ebenfalls richtig.«

Jon ließ sich das stumm durch den Kopf gehen. »Interessant. Ich dachte, dass Hauptmann Bonnard vielleicht La Porte für seine Zwecke benützt – aber was ist, wenn es umgekehrt wäre? La Porte selbst hat zugegeben, dass das französische Oberkommando und vermutlich er selbst auch Chambord und seine Arbeit sorgfältig beobachtet haben. Was wäre, wenn La Porte ihn wesentlich sorgfältiger als alle anderen beobachtet und das, was er dabei in Erfahrung gebracht hat, für sich

behalten hätte? Er hat übrigens auch gesagt, dass er und Chambord persönlich befreundet seien.«

Marty, der die ganze Zeit unruhig auf und ab marschiert war, blieb plötzlich stehen. Peter nickte bedächtig, »Da kommen einem die schlimmsten Gedanken«, sagte Randi.

»Roland La Porte hat Geld«, fügte Marty hinzu. »Ich erinnere mich daran, dass Émile über General La Porte gesprochen hat. Er hat ihn als wahren Patrioten bewundert, als einen Mann mit einer Vision von der großen Zukunft seines Landes, der Frankreich über alles geliebt hat. Nach Émiles Worten ist La Porte stinkreich.«

»So reich, dass er diese Operation finanziert haben könnte?«, fragte Jon.

Alle Augen wandten sich Marty zu. »Für mich klang das durchaus so.«

»Da soll mich doch der Teufel holen!«, sagte Peter. »Der stellvertretende oberste Befehlshaber selbst.«

»Unglaublich«, sagte Randi. »Bei der NATO hat er Zugang zu allen möglichen anderen Ressourcen, darunter auch zu einem großen Kriegsschiff wie der *de Gaulle.*«

Jon erinnerte sich an den majestätisch wirkenden Franzosen mit seinem Stolz und seinem Argwohn. »Dr. Chambord hat gesagt, La Porte sei ein ›wahrer Patriot mit einer Vision der großen Zukunft Frankreichs‹, und Napoleon war und ist immer noch der Höhepunkt französischer Größe. Und jetzt sieht es so aus, als hätte Chambord in jener Nacht neben dem DNS-Prototyp nur noch einen Druck aus seinem Labor mitgenommen, der den Anfang vom Ende für Napoleon zeigte. Den Anfang des Endes von Frankreichs ›Größe‹. Denkt ihr alle jetzt auch, was ich denke?«

»Wahrscheinlich«, meinte Peter immer noch mit ernster Miene. »Der Ruhm Frankreichs.«

»Dann habe ich vielleicht auch eine Anomalie zu melden«, fuhr Jon fort. »Mir war das nur beiläufig aufgefallen und schien mir nie besonders wichtig. Aber jetzt bekomme ich da meine Zweifel.«

»Was denn?«, fragte Marty.

»Eine Burg«, erwidert Jon. »In ausgebranntem Rot – wahrscheinlich aus rotem Sandstein gebaut. Ich habe ein Ölgemälde dieser Burg in General La Portes Pariser Villa gesehen. Und dann ein Foto davon in seinem Büro bei der NATO. Das Bild ist ihm also offenbar wichtig. So wichtig, dass er es in irgendeiner Form immer bei sich hat.«

Marty rannte zu seinem Bett und griff nach seinem Laptop. »Mal sehen, ob ich es finde und herausbekomme, ob Émile hinsichtlich der Finanzen von *monsieur le general* Recht hatte.«

Randi sah Peter an. »Worum ging es denn bei der Konferenz auf der *de Gaulle?* Das könnte uns auch eine ganze Menge verraten.«

»Das sollten wir herausfinden, nicht wahr?«, sagte Peter und ging zur Tür. »Randi, wärst du so nett, in Langley nachzufragen? Und Jon, wie wär's, wenn du das auch mit deinen Leuten tun würdest?«

Während Marty sich in das Internet einloggte und damit die einzige Leitung in Beschlag nahm, über die das Zimmer verfügte, rannten die drei hinaus, um Telefone zu finden.

*

In Dr. Camerons Büro wählte Jon die gesicherte Leitung Fred Kleins an.

»Haben Sie Émile Chambord und diese verdammte Kiste gefunden?«, fragte Klein, ohne Smith richtig zu Wort kommen zu lassen.

»Schön wär's. Sagen Sie mir mehr über Hauptmann Darius Bonnard und General La Porte. Ich muss genau wissen, in welcher Beziehung die beiden zueinander stehen.«

»Die sind schon lange Zeit zusammen. Eine uralte Beziehung, so, wie ich es geschildert habe.«

»Gibt es irgendwelche Hinweise darauf, dass Hauptmann Bonnard General La Porte irgendwie in der Hand hat? Dass Bonnard vielleicht der eigentlich Mächtige von den beiden ist?«

Klein blieb eine Weile stumm, überlegte. »Der General hat im Golfkrieg Bonnard das Leben gerettet, als Bonnard noch Sergeant war. Bonnard steht tief in der Schuld des Generals. Das sagte ich aber bereits.«

»Und was haben Sie mir über die beiden *nicht* gesagt?«

Eine lange, nachdenkliche Pause, dann fügte Klein weitere Einzelheiten hinzu.

Jon hörte zu, und allmählich begann ihm einiges einzuleuchten. Schließlich war Klein fertig und fragte: »Was ist da im Gange, Jon? Verdammt nochmal, die Zeit wird knapp. Ich spüre das, es ist wie eine Schlinge, die sich um meinen Hals zusammenzieht. Wieso dieses plötzliche Interesse für Bonnards Beziehung zu General La Porte? Haben Sie etwas herausgefunden, was ich nicht weiß? Planen Sie etwas? Ich kann das nur hoffen.«

Smith berichtete von dem zweiten Prototyp.

»Was! Ein *zweiter* Molekularcomputer?«, erregte sich Klein. »Warum haben Sie Chambord nicht getötet, als Sie dazu Gelegenheit hatten?«

Die Spannung, die in der Luft lag, forderte auch von Jon ihren Tribut, und er herrschte Klein an: »Verdammt nochmal, niemand hat etwas von einem zweiten Prototyp geahnt. Ich dachte, ich könnte Chambord retten, damit er weiter zum

Nutzen der ganzen Menschheit arbeiten kann. Ich habe aus meiner Kenntnis der Lage heraus eine Entscheidung getroffen, die ich für richtig gehalten habe. Ich hatte keine Ahnung, dass man uns etwas vorgespielt hat, nur um zu vertuschen, dass Chambord den Ton angibt, und Sie wussten das auch nicht.«

Klein wurde ruhiger. »Na schön, was geschehen ist, ist geschehen. Aber wir müssen jetzt unbedingt an diesen zweiten Computer herankommen. Wenn Sie auch nur die leiseste Ahnung haben, wo dieses Teufelsding ist, und bereits einen Plan haben, dann möchte ich das wissen.«

»Ich habe keinen Plan, und ich habe nicht die leiseste Ahnung, wo das verdammte Ding steckt, nur, dass es irgendwo in Frankreich ist. Und wenn die einen Schlag gegen uns führen wollen, dann wird das bald sein. Warnen Sie den Präsidenten. Glauben Sie mir, ich melde mich, sobald ich etwas Konkretes weiß.«

Jon brach die Verbindung ab und eilte in Martys Zimmer zurück.

*

Im Büro des Buchhaltungschefs des Krankenhauses telefonierte Peter mit Berlin. »General Bittrich, Sie missverstehen mich! Das ist …«

»Ich verstehe sehr gut, dass MI6 Informationen haben möchte, über die ich nicht verfüge, Herr Howell.«

»General, ich weiß, dass Sie an der Konferenz auf der *de Gaulle* teilgenommen haben. Ich weiß auch, dass einer unserer Generäle, Sir Arnold Moore, der vor ein paar Tagen ums Leben gekommen ist, ebenfalls teilgenommen hat. Was Sie möglicherweise nicht wissen, ist, dass sein Tod nicht auf einen Unfall zurückzuführen ist. Das war eindeutig ein Attentat. Und jetzt glaube ich, dass dieselbe Person vorhat, die Verteidigung

der USA unter Einsatz eines DNS-Computers lahm zu legen und dann anzugreifen. Ich muss unbedingt wissen, worum es bei diesem von General La Porte einberufenen Geheimtreffen ging.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte eine Weile Schweigen. »Moore ist also *tatsächlich* ermordet worden?«

»Eine Bombe. Er war auf dem Wege nach London, um unseren Premierminister über etwas äußerst Wichtiges zu informieren, das er bei dieser Sitzung erfahren hat. Und das müssen wir jetzt von Ihnen hören. Was hat General Moore erfahren? Was war diese vernichtende Erkenntnis, dass jemand sein Flugzeug in die Luft gesprengt hat, um ihn davon abzuhalten, dieses Wissen weiterzugeben?«

»Sind Sie sicher, dass es eine Bombe war?«

»Ja. Wir haben den Rumpf der Tornado gefunden und gründlich untersucht. Es steht zweifelsfrei fest.«

Diesmal schien Peter das Schweigen endlos.

Schließlich war Otto Bittrichs Stimme wieder aus dem Telefon zu vernehmen: »Nun gut.« Er sprach langsam und bedächtig, achtete darauf, jedem Wort das nötige Gewicht zu verleihen. »Der französische General La Porte wünscht sich eine völlig integrierte europäische Armee, die unabhängig von der Amerikas und dieser zumindest gleichwertig ist. Die NATO reicht ihm dafür nicht und die Schnelle Eingreiftruppe der EU ebenfalls nicht. Er stellt sich ein wahrhaft vereinigtes Europa vor. Eine kontinentale Weltmacht, die eines Tages die Vereinigten Staaten übertreffen soll. Er besteht hartnäckig darauf, der Hegemonie der Vereinigten Staaten ein Ende zu machen, und behauptet, Europa habe heute schon alle Voraussetzungen dafür, in diesem Wettbewerb der Supermächte zu bestehen. Wenn wir diese uns rechtmäßig zustehende Position nicht einnehmen, so behauptet er, werden wir am Ende nicht mehr als ein Vasallenstaat der USA sein – eine große und geschätzte Kolonie im besten Fall, aber am Ende trotzdem

Sklaven der amerikanischen Interessen.«

»Wollen Sie damit sagen, dass er gegen Amerika Krieg führen will?«

»Er behauptet, dass wir uns in vieler Hinsicht bereits im Krieg mit den Vereinigten Staaten befinden.«

»Und was sagen Sie, General?«

Wieder blieb Bittrich eine Weile stumm. »In vielen Punkten stimme ich mit ihm überein, Herr Howell.«

Peter war das leichte Zögern des Deutschen nicht entgangen. »Ich höre da ein *aber*, Sir. Was wollte General Moore meinem Premierminister sagen?«

Wieder kurzes Schweigen. »Ich glaube, er hatte den Verdacht, dass General La Porte den Beweis dafür liefern wollte, dass wir uns nicht auf Amerika verlassen sollen, indem er demonstriert, dass die Amerikaner nicht fähig sind, sich zu verteidigen.«

»Und wie wollte er das anstellen?«, fragte Peter und hörte dann mit wachsender Bestürzung, was der Deutsche antwortete.

*

Im Erdgeschoss knallte Randi in derselben Telefonzelle, die sie schon bei anderer Gelegenheit benutzt hatte, den Hörer auf die Gabel. Sie war besorgt und wütend zugleich. Langley verfügte über keinerlei neue Erkenntnisse über General La Porte oder Hauptmann Bonnard. Während sie durch die Lobby eilte und dann die Treppe hinauf, hoffte sie, dass die anderen mehr erreicht hatten. Als sie Martys Zimmer betrat, stand Jon an dem einzigen Fenster Wache und sah auf die Straße hinunter, während Marty immer noch auf seinem Bett saß und seinen Laptop bearbeitete.

»*Nada*«, verkündete sie, während sie die Tür hinter sich schloss. »Langley hat uns überhaupt nicht weiterhelfen

können.«

»Ich habe etwas Nützliches erfahren«, sagte Jon, ohne seinen Platz am Fenster zu verlassen. »General La Porte hat Bonnard im Golfkrieg das Leben gerettet. Seitdem ist ihm Bonnard absolut ergeben und lässt sich keine Gelegenheit entgehen, die Größe des Generals in übertriebener Weise hervorzuheben.« Er sah erneut auf die Straße und hatte einen Augenblick lang das Gefühl, dort würde sich in einer angrenzenden Straße etwas bewegen. »Bonnard wird alles – *wirklich alles* – tun, was der General von ihm verlangt, und dann hechelnd darauf warten, dass er erneut Gelegenheit bekommt, seinem Idol eine Freude zu machen.« Er suchte die Straße nach der Gestalt ab, die er entdeckt hatte, die aber inzwischen wieder verschwunden war. Er studierte den Verkehr und die wenigen Fußgänger in der Umgebung des Gebäudes.

»Na, ich muss schon sagen. So viel Reichtum.« Marty blickte vom Bildschirm seines Computers auf. »Okay, die Antwort ist, dass General La Porte und seine Familie hunderte von Millionen US-Dollar wert sind. Insgesamt vielleicht eine halbe Milliarde.«

Jon atmete tief. »Damit könnte man eine hübsche kleine Terroristenaktion aufbauen.«

»Oh ja«, pflichtete Marty ihm bei. »General La Porte passt perfekt in unser Profil, und je mehr ich darüber nachdenke, umso deutlicher erinnere ich mich jetzt, wie Émile mir immer häufiger endlose Vorträge über Frankreich gehalten und sich immer wieder beklagt hat, dass sein Land nicht den Respekt genießen würde, der ihm zukam. Dann hat er wieder von der grandiosen Geschichte Frankreichs geschwärmt, und dass seine Zukunft noch viel ruhmreicher sein könnte als seine Vergangenheit, wenn nur die richtigen Leute das Sagen hätten. Hie und da hat er offenbar vergessen, dass ich Amerikaner bin, und Dinge gesagt, die eigentlich beleidigend sind. Ich erinnere mich einmal, als er davon schwärmte, was für eine großartige

Führungspersönlichkeit General La Porte sei – er hat gesagt, er sei für seinen augenblicklichen Posten eigentlich viel zu groß und es sei geradezu Ekel erregend, dass der große General La Porte unter einem Amerikaner dienen müsse.«

»Ja«, bestätigte Jon. »Das wäre General Carlos Henze. Er ist der oberste Befehlshaber der NATO.«

»Ja, das würde passen. Aber es ging gar nicht darum, dass es General Henze ist. Worauf es ihm ankam, war, dass er Amerikaner ist. Versteht ihr? Es ist jetzt offensichtlich, dass Émile deshalb diesen Druck von Napoleon und seiner Grande Armee mitgenommen hat, weil ihn der inspiriert – Frankreich wird zu neuer Größe aufsteigen.«

»Hast du diese finanziellen Details online gefunden?«, wunderte sich Randi.

»Das ist so leicht wie ein Ei aufschlagen«, versicherte ihr Marty. »Es war einfach, seine Bank ausfindig zu machen – natürlich französisch. Dann habe ich mir ein paar Softwareprogramme vorgenommen, mit denen ich vertraut bin, sie ein wenig aufgemotzt und eine Firewall geknackt und mir dann ein paar Einzelheiten geholt.«

»Und was ist mit der roten Burg?«, fragte Jon.

Marty war sichtlich geknickt. »Die habe ich völlig vergessen. La Porte hat mich so fasziniert. Das mache ich jetzt gleich.«

Jetzt kam Peter zur Tür herein, er rannte fast. Sein kantiges Gesicht wirkte angespannt. »Ich habe gerade mit General Bittrich gesprochen. Die Konferenz auf der *de Gaulle* war von La Porte persönlich einberufen, um für eine völlig integrierte europäische Militärstreitmacht zu plädieren. Und am Ende, wie Bittrich glaubt, ein vereinigtes Europa. Eine einzige Nation. Bittrich war verdammt vorsichtig, aber als ich ihm sagte, dass unser General Moore ermordet worden war, hat er schließlich ausgepackt. Was Moore beunruhigt hatte – und wie sich zeigt, auch Bittrich – war, dass La Porte auf den Ausfällen in den

elektronischen Anlagen herumritt, die bei den amerikanischen Streitkräften eingetreten waren, und mit Nachdruck andeutete, dass es weitere solche Ausfälle geben würde – ein Beweis, dass das amerikanische Militär nicht einmal das eigene Land verteidigen kann.«

Jons Augenbrauen schoben sich in die Höhe. »Bei dem Treffen auf der *de Gaulle* konnte General La Porte unmöglich von unseren Problemen mit unseren Energieversorgungssystemen und Kommunikationsnetzen gehört haben. Nur unsere eigenen Leute und höchste Stellen in Großbritannien waren darüber informiert.«

»Genau das ist es. La Porte kann nur deshalb darüber Bescheid gewusst haben, weil er selbst hinter diesen Angriffen stand. Bittrich hat damals seine Skepsis als Überreaktion abgetan, auch weil er befürchtete, von seiner persönlichen Antipathie gegenüber La Porte beeinflusst zu sein – er hat ihn als aufgeblasenen französischen Gockel bezeichnet.«

Sein Blick wanderte über ihre Gesichter. »Im Wesentlichen sagt Bittrich, dass er den Verdacht hat, dass La Porte einen Angriff gegen Amerika starten wird, wenn sämtliche Verteidigungssysteme ausgeschaltet sind.«

»Wann?«, fragte Jon.

»Er hat angedeutet«, Peters Stimme wurde jetzt hart und bitter, »dass es, ›wenn ein so unmöglicher Gedanke in irgendeiner Weise zutreffen könnte, was ich natürlich keinen Augenblick glaube‹, genau das sein würde, was wir die ganze Zeit befürchtet haben – noch heute Nacht.«

»Warum glaubt er das?«, fragte Randi.

»Weil am Montag in einer Geheimsitzung des Rates der europäischen Nationen eine wichtige Abstimmung darüber stattfinden wird, ob eine paneuropäische Militärstreitkraft ins Leben gerufen werden soll. La Porte war wesentlich am Zustandekommen dieser Geheimsitzung beteiligt.«

Der einzige Laut, der in dem Krankenzimmer jetzt zu hören

war, war das Ticken der Uhr auf Martys Nachttisch.

Jon, der seinen Platz am Fenster nicht verlassen hatte, bemerkte jetzt zwei Männer. Er war sich ziemlich sicher, dass sie bereits zweimal an dem Gebäude vorübergegangen waren.

»Aber *wann* heute Nacht?«, fragte Randi erneut.

»Aha!«, verkündete Marty aus seinem Kissenthron. »Château la Rouge. ›Rote Burg‹, ist es das?«

Jon verließ seinen Beobachterplatz und sah auf den Bildschirm. »Das ist die Burg auf La Portes Gemälde und dem Foto.« Er kehrte zum Fenster zurück und sah die drei anderen an. »Wollt ihr wissen, wann? Wenn ich La Porte wäre, würde ich Folgendes tun. Wenn es in New York und Washington sechs Uhr abends ist, ist es in Kalifornien drei Uhr Nachmittag. Zu der Zeit herrscht im ganzen Land dichter Verkehr. In den Großstädten an beiden Küsten – Stoßzeit. Aber hier in Frankreich ist es Mitternacht. Still. Dunkel. Die Nacht verbirgt vieles. Um den Vereinigten Staaten den größten Schaden zuzufügen und zugleich meine Tat zu tarnen, würde ich meinen Schlag irgendwann um Mitternacht von Frankreich aus führen.«

»Wo ist dieses Château la Rouge, Marty«, fragte Peter.

Marty sah auf den Bildschirm. »Es ist alt, mittelalterlich … Normandie! Es befindet sich in der Normandie.«

»Zwei Stunden von Paris«, sagte Peter. »Also an einem Ort, wo Chambord den zweiten Computer versteckt haben könnte.«

Randi sah auf die Uhr an der Wand. »Es ist beinahe neun Uhr. Wenn Jon Recht hat …«

»… sollten wir uns beeilen«, beendete Peter den Satz für sie.

»Ich habe gesagt, dass ich den militärischen Geheimdienst anrufen würde.« Jon wandte sich vom Fenster ab. Er musste Fred sofort alarmieren, warf aber noch einmal einen Blick auf die Straße. Dann stieß er eine Verwünschung aus. »Wir bekommen Besuch. Sie sind bewaffnet. Zwei betreten soeben

das Krankenhaus durch die Eingangstür.«

Randi und Peter griffen nach ihren Waffen, und Randi eilte zur Tür.

»Du meine Güte!«, sagte Marty, und seine Augen weiteten sich verängstigt. »Das ist *schrecklich.* Ich habe gerade die Verbindung zum Internet verloren. Was ist passiert?«

Peter zog die Verbindungsschnur des Modems heraus und probierte das Telefon. »Es ist tot.«

»Die haben die Telefonleitungen gekappt!« Martys Gesicht verlor jede Farbe.

Randi öffnete die Tür einen Spalt und lauschte.

36

Auf dem Flur vor Martys Zimmer herrschte Stille. »Kommt!«, flüsterte Randi. »Ich habe einen zweiten Ausgang entdeckt, als ich im Erdgeschoss nach einer Telefonzelle gesucht habe.«

Marty steckte seine Medikamente ein, während Jon den Laptop zuklappte. Mit Randi an der Spitze schlichen sie aus dem Zimmer und an den geschlossenen Türen anderer Krankenzimmer vorbei den Korridor hinunter. Eine Schwester in einer gestärkten weißen Uniform hatte gerade an eine der Türen geklopft. Sie verharrte verblüfft in ihrer Bewegung, ohne die Hand vom Türknauf zu nehmen. Sie rannten ohne ein Wort an ihr vorbei.

Von der Treppe hallte Dr. Camerons empörte Stimme zu ihnen herauf: »*Halt!* Wer sind Sie? Wie können Sie es wagen, Waffen in mein Krankenhaus zu bringen!«

Sie beschleunigten ihre Schritte. Martys Gesicht war puterrot, und er hatte einige Mühe, mit den drei anderen Schritt zu halten. Sie rannten an zwei Aufzugtüren vorbei, und als sie schließlich das Ende des Korridors erreicht hatten, stieß Randi die Tür zur Feuertreppe gerade noch rechtzeitig auf, als hinter ihnen Schritte die Treppe heraufkamen.

»Oh, oh! Wwwohin?«, stammelte Marty.

Randi bedeutete ihm, still zu sein, und alle vier liefen die grau gestrichenen Betonstufen hinunter. Unten angelangt, schickte Randi sich an, die Tür zu öffnen, aber Jon hinderte sie daran.

»Was ist dort auf der anderen Seite?«, fragte er.

»Wir sind unter dem Erdgeschoss, ich vermute also irgendwelche Kellerräume.«

Er nickte. »Lass mich mal.«

Sie zuckte die Achseln und trat zur Seite. Jon gab Marty den Laptop und zog den Krummdolch heraus, den er dem Afghanen abgenommen hatte. Er schob die Tür ein paar Zentimeter weit auf und wartete darauf, dass die Angeln quietschten. Als das nicht der Fall war, schob er weiter und sah einen Schatten, der sich bewegte. Er bemühte sich lautlos zu atmen, sah sich um und hielt sich den Finger an die Lippen. Seine Begleiter nickten stumm.

Er studierte erneut den Schatten, sah, wo die Deckenlampe sein musste, die den Schatten warf, überlegte noch einmal kurz und zwängte sich dann durch den Türspalt.

Ein leichter Benzingeruch lag in der Luft. Sie befanden sich in einer mit Autos voll geparkten Kellergarage. Die Aufzüge waren in der Nähe, und ein hellhäutiger Mann in normaler Kleidung, der eine Uzi in der Hand hielt, entfernte sich von den Aufzugtüren.

Jon ließ die Tür los und fing, als sie zurückschwang, zu laufen an. Der Mann drehte sich um, und seine blauen Augen verengten sich. Es war zu früh. Jon hatte gehofft, sich von hinten an ihn heranschleichen zu können. Der Mann hob die Waffe, den Finger am Abzug. *Keine Zeit.* Jon warf das Messer. Es war kein Wurfmesser, die Gewichtsverteilung stimmte nicht, aber etwas anderes hatte er nicht. Während es noch durch die Luft flog, machte Jon einen Satz.

In dem Augenblick, in dem der Mann den Abzug drückte, traf ihn das Messer an der Seite, verriss ihm das Ziel. Drei Kugeln prallten vor Jons Füßen vom Betonboden ab. Splitter flogen durch die Luft. Jon rammte dem Mann die Schulter gegen die Brust, schleuderte ihn nach rückwärts gegen einen Volvo. Jon bremste seinen Schwung und schmetterte ihm die Faust ins Gesicht, sodass ihm das Blut aus der Nase spritzte. Aber der Mann stieß nur einen Grunzlaut aus und schlug mit der Uzi nach Jons Kopf. Der duckte sich weg, während hinter ihm ein Schuss aus einer schallgedämpften Waffe peitschte.

Als Jon aufblickte, spritzte Blut aus der Brust des Mannes. Jon fuhr herum.

Peter stand ein Stück abseits, seine 9-mm-Browning in der Hand. »Tut mir Leid, Jon. Für einen Boxkampf war jetzt keine Zeit. Wir müssen schleunigst hier raus. Mein Mietwagen steht draußen. Mit dem habe ich Marty aus dem Pompidou-Hospital geholt, und ich glaube nicht, dass jemand ihn entdeckt hat. Randi, räum dem armen Teufel die Taschen aus. Wir wollen wissen, wer das ist. Jon, nimm seine Waffe. Gehen wir.«

Bousmelet-sur-Seine

Es gibt Augenblicke, die das Leben eines Menschen bestimmen, und General Roland La Porte wusste tief in seinem Innersten, dass dies einer jener Augenblicke war. Er lehnte an der Balustrade des höchsten Turms seiner im dreizehnten Jahrhundert erbauten Burg und blickte in die Nacht, zählte die Sterne, wusste, dass das Firmament ihm gehörte. Seine Burg stand auf einem Hügel aus rotem Granit, sein Urgroßvater hatte sie im neunzehnten Jahrhundert gründlich restaurieren lassen. Weiches Mondlicht fiel in dieser Nacht auf ihre Zinnen und Türme.

In der Nähe ragten die zerfallenen skelettartigen Überreste einer Karolinger Burg aus dem neunten Jahrhundert auf, die auf dem Gelände einer alten Frankenfestung gebaut worden war, welche wiederum auf den Überresten eines befestigten römischen Lagers errichtet war. Die Geschichte dieses Landes, seiner Bauten und seiner Familie war eng ineinander verknüpft. Sie war Teil der Geschichte Frankreichs, einer Geschichte, die ihre Herrscher in ferner Vergangenheit einschloss und La Porte immer wieder mit Stolz erfüllte – Stolz, in den sich das Bewusstsein tiefer Verantwortung mischte.

Als Kind hatte er sich auf seine regelmäßigen Besuche in der Burg gefreut. In Nächten wie dieser hatte er sich vor dem

Einschlafen gewünscht, von dem bärtigen Frankenkrieger Dagovic zu träumen, der in der Familientradition als Erster in einer ununterbrochenen Reihe von Ahnen geehrt wurde, aus denen schließlich die La Portes entsprossen waren. Als Zehnjähriger hatte er in den prunkvoll illuminierten mittelalterlichen Manuskripten der Familie aus den Zeiten der Karolinger und Kapetinger geblättert, obwohl er zu jener Zeit weder das Lateinische noch das Altfranzösische beherrscht hatte. Er hatte die alten Folianten immer ehrfürchtig auf dem Schoß gehalten, wenn sein Großvater ihm die aus ferner Zeit überlieferten Geschichten erzählt hatte. La Porte und Frankreich, Frankreich und La Porte … für seinen damals noch prägbaren Geist war zwischen den beiden Begriffen kein Unterschied gewesen. Und als Erwachsener war sein Glaube nur noch stärker geworden.

»*Mon général?*« Darius Bonnard kam durch die Turmtür und trat neben La Porte an die Brüstung. »Dr. Chambord sagt, dass er in einer Stunde fertig sein wird. Es ist Zeit, dass wir beginnen.«

»Irgendwelche Nachrichten über Jon Smith und seine Kollegen?«

»Nein, *mon général*.« Bonnard schob sein kantiges Kinn vor, aber seine Augen blickten beunruhigt. Er trug keine Kopfbedeckung, und sein kurz gestutztes, blondes Haar war im Mondlicht kaum wahrzunehmen. »Nicht seit der Klinik.« Er dachte wieder an den Mann in der Kellergarage, den sie ermordet hatten.

»Bedauerlich, dass wir einen Mann verloren haben«, sagte La Porte, als könne er seine Gedanken lesen. Aber in der Beziehung waren sich alle guten Befehlshaber ähnlich. Ihre Männer kamen an zweiter Stelle, der Einsatz an erster. Er bemühte sich, seiner Stimme einen freundlichen, großmütigen Klang zu verleihen, als er fortfuhr: »Wenn das hier alles vorbei ist, werde ich persönlich an die Familie schreiben und meine Dankbarkeit für ihr Opfer zum Ausdruck bringen.«

»Das ist kein Opfer«, versicherte ihm Bonnard. »Wir verfolgen ein großes, edles Ziel, das jeden Preis wert ist.«

Auf der Straße nach Bousmelet-sur-Seine

Als sie Paris hinter sich gelassen und sich überzeugt halten, dass niemand ihnen folgte, hielt Peter an einer großen Tankstelle an. Im Schein der hellen Neonröhren rannten Jon, Peter und Randi zu den Telefonzellen, um ihren Vorgesetzten ihren Verdacht hinsichtlich La Porte, Chambord, der Burg und dem bevorstehenden Schlag mitzuteilen. Der Taschеninhalt des Mannes, den Peter erschossen hatte, hatte keine neuen Erkenntnisse geliefert. Er hatte keinerlei Ausweispapiere bei sich getragen, nur Zigaretten, Geld und ein Päckchen M&M. Aber an einem seiner Finger hatte ein Ring mit den Insignien der französischen Fremdenlegion gesteckt.

Jon war der Erste, der den Hörer abnahm. Kein Wählton zu hören. Er warf Münzen ein, aber auch jetzt kam kein Wählton. Er bewegte die Gabel ein paar Mal auf und ab, aber die Leitung reagierte nicht, ganz wie das Telefon in Martys Zimmer. Verblüfft und in beginnender Sorge verließ er die Zelle. Kurz darauf traten Peter und Randi zu ihm.

»Habt ihr eine Leitung bekommen?« Aber schon als er die Frage aussprach, kannte Jon die Antwort. Er brauchte dazu nur in ihre besorgten Gesichter zu sehen.

Randi schüttelte den Kopf. »Meine Leitung war tot.«

»Meine auch«, meinte Peter. »So stumm wie ein Friedhof um vier Uhr morgens. Gefällt mir überhaupt nicht.«

»Dann lass uns mutig sein.« Randi holte ihr Handy heraus, knipste es an und tippte eine Telefonnummer ein. Als sie das kleine Gerät an ihr Ohr hob, entgleisten ihre Züge. Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. »Nichts. Was geht hier vor?«

»Wäre schon schön, wenn wir uns melden könnten«, meinte Peter. »Ein wenig Unterstützung von unseren jeweiligen Organisationen wäre ganz angenehm.«

»Also, mir würde es gar nichts ausmachen«, fügte Randi hinzu, »wenn jemand ganz oben jetzt ein bis drei Bataillone Marines schicken würde, die uns an La Portes Burg erwarten.«

»Das kann ich dir nachfühlen.« Jon ging mit schnellen Schritten zum Ladenbereich der Tankstelle. Durch die Glasscheiben konnte er drinnen einen Angestellten sehen. Jon trat ein. An der Wand war ein Fernseher angebracht, der aber nicht eingeschaltet war. Ein Radio dudelte vor sich hin. Als er auf den Angestellten zuging, der hinter seiner Theke beschäftigt war, setzte die Musik aus, und ein Ansager meldete sich mit der örtlichen Stationsbezeichnung.

Jon sagte dem jungen Mann in Französisch, dass er versucht habe, das Telefon draußen zu benutzen. »Es funktioniert nicht.«

Der junge Mann zuckte sichtlich nicht überrascht die Achseln. »Ich weiß. Da haben sich schon eine ganze Menge Leute beklagt. Die halten hier an, weil sie mit ihren Handys nirgends durchkommen. Das Fernsehen ist auch ausgefallen. Ich bekomme zwar die örtlichen Sender rein und das Radio, aber sonst nichts. Alle Kabelstationen sind ausgefallen. Schrecklich langweilig.«

»Seit wann haben Sie das Problem?«

»Oh, etwa seit neun. Seit fast einer Stunde.«

Jons Gesichtsausdruck blieb unverändert. Neun Uhr war genau der Zeitpunkt, an dem in Paris Martys Telefonleitung ausgefallen war. »Dann hoffe ich, dass Sie das bald reparieren lassen.«

»Ich wüsste nicht, wie. Wie soll ich das denn ohne Telefon melden?«

Jon eilte zum Wagen zurück, wo Randi inzwischen mit dem

Tanken fertig war. Peter klappte den Kofferraum auf, und Marty stand, ein wenig benommen blickend, neben ihm. Er hatte seine Medikamente abgesetzt in der Hoffnung, sie würden den Molekularcomputer finden und er würde dann in genügend kreativer Verfassung sein, um dem ein Ende zu setzen, was Chambord mit dem Computer plante.

Jon sagte ihnen, was er in Erfahrung gebracht hatte.

»Émile!«, rief Marty sofort. »Diese abscheuliche Ratte! Du liebe Güte, ich wollte das nicht erwähnen, aber ich war sehr beunruhigt. Das bedeutet, dass es passiert ist. Er hat sämtliche Verbindungen, drahtlos wie regulär, abgeschnitten.«

»Aber stört ihn das denn nicht selbst auch?«, fragte Randi.

»Wenn wir nicht online gehen können, wie kann er das dann?«

»Er hat ja den DNS-Computer«, meinte Marty ruhig. »Er kann mit den Satelliten sprechen. Und sie jederzeit einsetzen, wenn er das will.«

»Wir müssen weiter«, sagte Peter. »Kommt her. Sucht euch etwas aus.«

Marty sah in den Kofferraum und fuhr überrascht zurück.

»Peter! Das ist ja das reinste Waffenlager.«

Der Kofferraum enthielt ein wahres Musterlager von Karabinern, Pistolen, Munition und anderem Kriegsgerät.

»Verdammt nochmal, Peter«, sagte Jon. »Das ist ja ein Arsenal wie für einen mittleren Krieg.«

Er hatte bereits die Uzi, die er dem Mann in der Garage abgenommen hatte, und wählte sich deshalb jetzt eine Pistole.

Marty schüttelte heftig den Kopf. »Nein.«

Randi achtete nicht auf ihn. »Hast du so etwas Ähnliches wie CIA Klettergerät und eine Luftpistole, Peter? Diese Burgmauer sah ziemlich hoch aus.«

»Genau das.« Peter zeigte ihr einen Zwillingsbruder des

Klettergeräts, das ihr die CIA-Station in Barcelona besorgt hatte. »Das habe ich mir vor einer Weile ausgeborgt und muss dann wohl vergessen haben, es zurückzugeben, ts-ts.«

Sie stiegen wieder in den Wagen, und Peter steuerte ihn auf die Fernstraße, die sie in westlicher Richtung zu der Burg führen würde, wo sie sich sehnlich erhofften, General La Porte und den DNS-Computer zu finden.

Marty rang auf dem Rücksitz die Hände. »Ich nehme an, das bedeutet, dass wir jetzt ganz auf uns allein gestellt sind.«

»Ja, wir können auf keinerlei Hilfe rechnen«, gab Jon ihm Recht.

»Das macht mich ganz nervös, Jon«, klagte Marty.

Außerhalb von Bousmelet-sur-Seine

Émile Chambord stand zögernd vor der schweren eisenbeschlagenen Tür des Zimmers, in dem seine Tochter gefangen gehalten wurde. Obwohl er sich alle Mühe gegeben hatte, Thérèse seine Ansichten zu erklären, hatte sie sich geweigert, ihm zuzuhören. Chambord tat das weh. Er liebte Thérèse nicht nur, er hatte großen Respekt für sie und bewunderte ihre Arbeit und ihr Bemühen, ohne dabei irgendwie an finanziellen Lohn zu denken. Sie hatte standhaft alle Einladungen abgelehnt, nach Hollywood zu kommen. Sie war Bühnenschauspielerin mit einer Vorstellung von Kunst, die nichts mit populären Erfolgen gemein hatte. Er erinnerte sich an einen amerikanischen Verleger, der einmal gesagt hatte: »Ein guter Schriftsteller ist ein reicher Schriftsteller, und ein reicher Schriftsteller ist ein guter Schriftsteller.« Wenn man statt Schriftsteller »Schauspieler« oder »Wissenschaftler« sagte, wurde einem sofort die seichte Ethik Amerikas bewusst, unter der die Welt bis zur Stunde zu leben verdammt war.

Er seufzte, atmete tief durch und schloss die Tür auf. Er trat leise ein und verzichtete darauf, die Tür hinter sich wieder zu versperren.

Thérèse saß in eine Decke gehüllt auf einem der von La Porte so geschätzten hochlehnigen herrschaftlichen Sessel am Fenster der kleinen Kammer. Weil der General großen Wert auf historische Authentizität legte, gab es in der Burg außer den dicken Teppichen auf den Steinböden und den Gobelins an den Steinwänden nur wenig Komfort. In dem großen offenen Kamin loderte ein Feuer, das aber die Kälte nicht verdrängen konnte, die die Wände des höhlenähnlichen Raums ausstrahlten. Die Luft roch feucht und muffig.

Thérèse würdigte ihn keines Blickes. Sie sah zum Fenster hinaus, beobachtete die Sterne. Er trat neben sie, aber sie blickte zu Boden. Draußen fiel gelbes Mondlicht auf das Land und zeigte das dunkle Gras in dem Burggraben und dahinter die flachen Hügel der Normandie mit ihren Weiden und Wäldern. Ein in Schatten gehüllter Hain mit alten knorrigen Apfelbäumen schmiegte sich an die Burg.

»Es ist beinahe so weit, Thérèse«, sagte er. »Fast Mitternacht.«

Endlich blickte sie zu ihm auf. »Mitternacht wollt ihr es also tun. Ich hatte gehofft, ihr würdet noch zu Vernunft kommen, und dass du hier bist, um mir zu sagen, dass du dich geweigert hast, diesen gewissenlosen Männern zu helfen.«

Chambord wurde wütend. »Warum kannst du eigentlich nicht erkennen, dass uns das, was wir tun, retten wird? Wir bieten Europa eine neue Morgendämmerung. Die Amerikaner erdrücken uns mit ihrer vordergründigen kulturellen Wüste. Sie besudeln unsere Sprache, unsere Ideen und unsere Gesellschaft. Wenn sie den Ton angeben, hat die Welt keine Vision und nur wenig Gerechtigkeit. Für die Amerikaner gibt es nur zwei Werte: Wie viel kann ein Mensch um den höchstmöglichen Preis konsumieren, und wie viel kann er für den niedrigstmöglichen

Lohn produzieren?« Seine Oberlippe kräuselte sich angewidert.

Thérèse fuhr fort, ihn anzustarren, als ob er ein Insekt unter einem seiner Mikroskope wäre. »Was auch immer für Fehler sie haben mögen, sie sind keine Massenmörder.«

»*Doch*, das sind sie! Wozu hat den ihre Politik in Afrika, Asien und Lateinamerika geführt?«

Sie überlegte kurz. Dann schüttelte sie den Kopf und lachte bitter. »Das ist euch doch gleichgültig. Was euch leitet, ist nicht Selbstlosigkeit. Ihr wollt bloß ihre Macht. Und du bist genau wie General La Porte und Hauptmann Bonnard.«

»Ich will, dass Frankreich wieder groß wird. Europa hat das Recht, über sein eigenes Schicksal zu bestimmen!« Sie wandte sich ab, damit sie den Schmerz in seinen Augen nicht sehen konnte. Sie war seine Tochter … weshalb konnte sie nicht verstehen, was ihn bewegte?

Thérèse blieb stumm. Schließlich nahm sie seine Hand, und ihre Stimme wurde weich. »Ich wünsche mir auch eine einzige Welt, aber eine Welt, in der Menschen einfach nur Menschen sind, und nicht eine, in der einer die Macht über alle anderen hat. ›Frankreich?‹ ›Europa?‹ ›Die Vereinigten Staaten?‹« Sie schüttelte bedrückt den Kopf. »Das sind alles anachronistische Begriffe. Was ich will, ist eine *geeinte* Welt. Eine Welt, in der niemand einen anderen im Namen Gottes, seines Landes, seiner Kultur, seiner Rasse, seiner sexuellen Orientierung oder was weiß ich noch alles hasst oder ermordet. Wir sollten die Unterschiede, die es zwischen uns gibt, feiern, statt sie zu bekämpfen. Weil sie Stärken sind und nicht Schwächen.«

»Glaubst du denn, dass die Amerikaner diese eine Welt wollen, Thérèse?«

»Willst du sie denn, du und dein General?«

»Jedenfalls hast du dafür mit Frankreich und Europa eine bessere Chance als mit ihnen.«

»Erinnerst du dich, wie uns die Amerikaner nach dem Zweiten Weltkrieg beim Wiederaufbau geholfen haben? Uns allen haben sie geholfen, den Deutschen und den Japanern auch. Sie haben den Menschen auf der ganzen Welt geholfen.«

So weit konnte Chambord nicht gehen. Sie wollte einfach die Wahrheit nicht erkennen. »Um einen Preis«, herrschte er sie an. »Im Austausch gegen unsere Individualität, unsere Humanität, unseren Geist, unsere Seele.«

»Und nach dem, was du mir sagst, könnte dein Preis heute Nacht Millionen von Leben sein.«

»Du übertreibst, Kind. Was wir tun, wird für die Welt eine Warnung sein und ihr klar machen, dass Amerika sich nicht einmal selbst verteidigen kann, und die Zahl der Opfer wird relativ niedrig sein. Darauf habe ich bestanden. Und wir befinden uns im Krieg mit den Amerikanern. Wir müssen jede Minute, jeden Tag kämpfen, sonst überwältigen sie uns. Wir sind nicht wie sie. Wir werden wieder groß sein.«

Thérèse ließ seine Hand los und starrte wieder zum Fenster hinaus, auf die Sterne. Als sie wieder zum Reden ansetzte, klang ihre Stimme niedergeschlagen, aber klar. »Ich werde alles tun, was in meiner Kraft steht, um dich zu retten, Papa. Aber ich muss dich auch an dieser schrecklichen Tat hindern.«

Chambord blieb einen Augenblick lang unbewegt stehen, aber sie sah ihn nicht wieder an. Er ging aus dem Zimmer, sperrte die Tür hinter sich ab.

37

Sie hielten erneut an, diesmal an einer kleinen Tankstelle an der Ortseinfahrt von Bousmelet-sur-Seine. Der Tankwart nickte auf Jons Frage: »*Oui, bien,* der Graf ist in Château la Rouge. Ich habe heute Mittag seine Limousine aufgetankt. Wir freuen uns alle, weil wir diesen großen Mann nicht mehr so oft zu sehen bekommen, seit er die NATO übernommen hat. Und wer würde sich dafür besser eignen, frage ich Sie?«

Jon lächelte und nahm stumm zur Kenntnis, dass der Lokalpatriotismus La Porte in der Kommandostruktur der NATO um eine Stufe befördert hatte.

»Ist er alleine?«, fragte er.

»Ja, wie traurig.« Der Tankwart nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich. »Die Gräfin ist vor vielen Jahren verstorben.« Er sah sich verstohlen um, obwohl weit und breit sonst niemand da war. »Eine Weile war da eine junge Dame in der Burg, aber seit einem Jahr hat man die nicht mehr gesehen. Manche sagen, dass das gut ist. Dass der Graf ein Beispiel geben muss. Aber ich sage immer, schließlich haben die Grafen dort oben seit Jahrhunderten Frauen genommen, die nicht ihre Frauen waren. Und was ist mit den Bauernmädchen? Schließlich war es eine Gerberstochter, die den großen Herzog Willhelm zur Welt gebracht hat. Außerdem denke ich, ist der Graf einsam, und er ist noch jung. Eine große Tragödie, ja?« Und dann lachte er brüllend.

Randi lächelte und sah ihn mitfühlend an. »Soldaten sind oft mit dem Militär verheiratet. Ich bezweifle, dass Hauptmann Bonnard seine Frau mitgebracht hat.«

»Ah, der. Der hat für niemanden Zeit, nur für den Grafen. Er ist seiner Durchlaucht ganz ergeben. Es wundert mich, dass er

überhaupt verheiratet ist.«

Als Jon bezahlte, musterte der Tankwart ihn und die Insassen des Wagens. »Sie haben nur wenig Benzin gebraucht. Was wollen Sie denn vom Grafen?«

»Er hat uns eingeladen, dass wir ihn auf der Burg besuchen sollen, falls wir einmal in die Gegend kommen.«

»Da haben Sie Glück. Er ist wirklich nicht oft hier. Seltsam übrigens. Vor etwa einer Stunde hat noch jemand nach ihm gefragt. Ein großer Schwarzer. Er hat gesagt, dass er mit dem Grafen und mit Hauptmann Bonnard in der Legion gedient hat. Das stimmt ja wahrscheinlich. Er hat das grüne Käppi getragen, nur nicht ganz richtig, wissen Sie, eher so wie die Engländer ihre Mützen tragen. Irgendwie arrogant, der Bursche. Er hatte seltsame grüne Augen. Ich habe an einem Schwarzen noch nie solche Augen gesehen.«

»Was trug er denn sonst noch?«, erkundigte sich Jon.

»Was Sie auch tragen, Hosen, ein Jackett.« Der Tankwart sah Randi an. »Bloß, dass die seine neu aussah.«

»Danke«, nickte Jon, und dann stiegen er und Randi wieder in den Wagen. Als Peter anfuhr, fragte Jon ihn und Marty: »Habt ihr das gehört?«

»Ja«, nickte Peter.

»Ist der Schwarze Abu Auda?«, fragte Marty.

»Den Augen nach wahrscheinlich, ja«, nickte Randi.

»Und das könnte darauf hindeuten, dass der Halbmondschild auch glaubt, dass Bonnard und Chambord hier sind. Vielleicht sind sie auf der Suche nach Mauritania.«

»Ganz zu schweigen, dass sie wahrscheinlich immer noch hinter dem DNS-Computer her sind«, vermutete Peter, »und außerdem, um sich an Chambord und Hauptmann Bonnard zu rächen.«

»Wenn der Halbmondschild hier ist, kompliziert das die Dinge«, überlegte Jon, »aber es könnte sich auch als nützlich

erweisen.«

»Inwiefern?«, wollte Randi wissen.

»Ablenkung. Wir wissen nicht, wie viele seiner ehemaligen Legionäre La Porte bei sich hat, aber ich wette, dass es nicht zu wenige sind. Es wäre gar nicht schlecht, wenn jemand anderer die beschäftigen würde.«

Sie fuhren schweigend etwa zehn Minuten durch die Mondscheinnacht; die Straße schlängelte sich vor ihnen wie ein fahles Band durch die Landschaft. Außer ihnen waren jetzt keine anderen Fahrzeuge mehr unterwegs. Die Lichter von Bauernhäusern und der einen oder anderen Herrschaftsvilla funkelten gelegentlich hinter Apfelhainen und den Hütten und Scheunen hervor, in denen vermutlich die eine oder andere Schwarzbrennerei hausgemachte Konkurrenzprodukte zu dem Calvados herstellte, für den die Region berühmt war.

Schließlich deutete Randi nach vorn. »Dort ist es.«

Marty, der, seit sie die Hauptstraße verlassen hatten, meist stumm geblieben war, sagte: »Mittelalterlich! Ein Herrensitz! Ihr erwartet doch hoffentlich von mir nicht, dass ich an diesen lächerlichen Mauern hochklettere?«, äußerte er sich besorgt. »Ich bin ja schließlich keine Bergziege.«

Das Château la Rouge war kein so prunkvoller Landsitz, wie dieser Name vielleicht in der Gegend von Bordeaux oder im Loire-Tal hätte erwarten lassen. Es war einfach eine brütende, mittelalterliche Burg mit dicken Mauern und zwei Türmen. Im Mondlicht schimmerten die Granitsteine in blutigem Rot. Hoch auf einem schroffen Hügel, neben den zerfallenen Überresten einer wesentlich älteren Burg, war dies das Château la Rouge, das Jon auf dem Gemälde und auf dem Foto gesehen hatte.

Peter studierte den mächtigen Bau mit kritischem Blick.

»Wir sollten uns Belagerungsmaschinen kommen lassen. Das Ding ist verdammt alt. Spätes zwölftes oder angehendes dreizehntes Jahrhundert, würde ich sagen. Normannisch-englisch.

Die Franzosen haben ihre Festungen etwas eleganter gebaut. Wahrscheinlich so alt wie Heinrich II., aber ich bezweifle …«

»Spar dir die Geschichtslektion«, unterbrach ihn Randi.

»Wie kommst du darauf, dass wir an diesen Wänden hochklettern können, ohne entdeckt zu werden?«

»Ich klettere nicht«, verkündete Marty.

»Sollte nicht schwierig sein«, begeisterte sich Peter.

»Sieht so aus, als ob der Bau irgendwann im letzten Jahrhundert renoviert worden wäre. Der Burggraben ist aufgefüllt, die Zugbrücke ist weg, und die Einfahrt ist weit offen. Heute Nacht wird der Zugang natürlich bewacht sein. Die haben den Hügel bis hin zu den Mauern glatt gewalzt, das ist ein Vorteil für uns. Und um siedendes Öl, Armbrustschützen und solches Zeug brauchen wir uns auch keine Sorgen zu machen.«

»Siedendes Öl.« Marty schauderte. »Vielen Dank, Peter. Jetzt hast du mich richtig aufgemuntert.«

»Ist mir ein Vergnügen.«

Peter schaltete die Scheinwerfer ab, und sie rollten an den Fuß des Felshügels und hielten dort an. Im Mondlicht bot sich ihnen hier ein guter Ausblick auf die Zufahrt, die in Serpentinen zum Schloss und dessen tunnelartiger Einfahrt hinaufführte. Wie Peter vermutet hatte, gab es kein Tor und auch keine sonstige Sperre. Beiderseits der Zufahrt blühten in gepflegten Beeten Frühlingsblumen. Die La Portes des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts hatten offenbar keine Angriffe befürchtet. Zwei bewaffnete Männer in Zivil am offenen Portal ließen allerdings erkennen, dass der La Porte des einundzwanzigsten Jahrhunderts da anderer Ansicht war.

Peter betrachtete die beiden Wachen. »Soldaten. Franzosen. Wahrscheinlich Legion.«

»Das kannst du doch unmöglich wissen, Peter«, tadelte

Marty. »Das ist doch alles nur Annahme.«

»*Au contraire, mon petit ami.* Das Militär einer jeden Nation hat seine Traditionen, Methoden und Exerzierregeln, und die führen zu unterschiedlichem Aussehen und Verhalten. Ein amerikanischer Soldat schultert die Waffe auf der rechten Schulter, die Briten auf der linken. Und Soldaten bewegen sich je nach Land unterschiedlich, nehmen unterschiedliche Hab-Acht-Haltung ein, marschieren, grüßen und halten sich anders. Jeder Soldat kann sofort feststellen, wer die Armee einer Nation der Zweiten oder Dritten Welt ausgebildet hat, indem er sie einfach nur beobachtet. Diese Wachen sind französische Soldaten, Junge, und ich würde den Weinkeller dieser Burg darauf verwetten, dass sie aus der Fremdenlegion stammen.«

»Papperlapapp«, widersprach Marty verstimmt. »Selbst dein Französisch taugt nichts.«

Peter lachte und fuhr ein Stück auf der Landstraße weiter.

Jon entdeckte einen Hubschrauber. »Da, schau! Dort oben!«

Der Hubschrauber stand auf einem massiven Vorwerk in fünfzehn Meter Höhe, und seine Rotorblätter ragten über die Balustrade hinaus. »Ich wette, dass Chambord und Bonnard damit in Grenoble waren und hierher geflogen sind. Wenn wir jetzt die militärischen Wachen, La Portes Anwesenheit und den Halbmondschild mit ins Kalkül ziehen, würde ich sagen, dass der DNS-Computer hier ist.«

Während Peter den Wagen weiter um die Burg herumlenkte, sagte Randi: »Na, prima. Jetzt müssen wir bloß noch sehen, wie wir *hinein*kommen.«

Jon sah den Hügel hinauf. »Mit unserem Gerät sollten wir da hochklettern können. Fahr hier an den Rand, Peter.«

Peter schaltete den Motor ab und ließ den Wagen zwischen ein paar Apfelbäumen am Straßenrand ausrollen. Der Wagen polterte dahin, bis er schließlich an einem Punkt zum Stillstand kam, wo der Hügel zur Mauer emporführte. Jon, Peter und

Randi stiegen aus. Peter deutete stumm auf Kopf und Schultern eines Wachpostens, der sich im Mondlicht an der Brüstung entlangbewegte.

Sie unterhielten sich im Flüsterton. Der Schall trug hier sehr weit.

»Hat jemand noch andere gesehen?«, fragte Jon.

Nachdem sie die Mauer nach beiden Richtungen studiert hatten, schüttelten beide den Kopf.

»Dann wollen wir mal die Runde von dem hier stoppen«, sagte Peter.

Sie klickten die Stoppuhrfunktion an ihren Uhren und beobachteten. Mehr als fünf Minuten verstrichen, ehe sie den Kopf des Postens in die entgegengesetzte Richtung verschwinden sahen. Sie warteten, und der Mann kam diesmal schneller zurück. Weniger als zwei Minuten.

»Okay«, entschied Jon. »Wenn er nach rechts geht, haben wir fünf Minuten. Das sollte dafür ausreichen, dass wenigstens zwei von uns es bis oben schaffen.«

Peter nickte. »Ja, das sollte reichen.«

»Außer er hört uns«, gab Randi zu bedenken.

»Wir müssen eben hoffen, dass er das nicht tut«, erklärte Jon.

»Da, schau!«, flüsterte Peter und deutete nach links.

In einiger Entfernung arbeiteten sich geduckte dunkle Silhouetten den Abhang hinauf, auf den Eingang der Burg zu. Der Halbmondschild.

*

Mit Handsignalen dirigierte Abu Auda seine Männer durch den alten Apfelhain und den Abhang hinauf zu dem breiten Toreingang zwischen den beiden niedrigen Türmen. Er hatte

fast den ganzen Tag seit seiner Rückkehr aus Liechtenstein gebraucht, um seine Verstärkungen zu versammeln, die meisten aus anderen islamischen Zellen und Splittergruppen. Als er herausgefunden hatte, wo dieser General La Porte und sein Lakai, diese hinterhältige Schlange Bonnard, den verlogenen Dr. Chambord und seinen langjährigen Waffenbruder Mauritania hingebracht hatten, hatte er telefonisch Unterstützung angefordert.

Jetzt waren seine Leute mehr als fünfzig. Er und sein kleiner Kader erfahrener Krieger führten die neuen Männer zum Eingang hinauf. Seine Späher hatten die Wachen und Posten gezählt und berichtet, dass am Tor nur zwei stationiert waren und dass weniger als fünf auf der Mauer patrouillierten. Was ihn beunruhigte, war, dass er nicht wusste, wie viele französische Soldaten in der Burg selbst verborgen waren. Doch am Ende hatte er entschieden, dass das nicht wichtig war. Seine fünfzig Kämpfer konnten das Doppelte … das Dreifache ihrer Zahl besiegen, falls das notwendig sein sollte.

Doch das war Abu Audas kleinere Sorge. Wenn sie unterlagen, könnten diese französischen Renegaten möglicherweise Mauritania ermorden, ehe er ihn sehen konnte. Und deshalb war es notwendig, zuerst Mauritania zu erreichen, hatte Abu Auda schließlich entschieden. Und dazu würde er eine kleine, schlagkräftige Gruppe nehmen und mit ihr die Mauern dort übersteigen, wo die französischen Wachen am dünnsten waren, und Mauritania befreien.

*

»Gehen wir«, sagte Jon, während Peter wieder den Kofferraum aufklappte.

Die drei bereiteten ihre Ausrüstung vor, während Marty im Wagen sitzen blieb. Randi stopfte ihr Klettergerät und eine

zweite H&K-MP5K-Maschinenpistole in einen SAS-Beutel, den sie am Gürtel trug, und Peter verstaute einen kleinen Würfel Plastiksprengstoff, ein paar Zünder und eine Anzahl Handgranaten in einen weiteren Beutel. Er sah, wie Jon ihm dabei zusah. »Das hilft bei versperrten Türen, dicken Mauern und dergleichen. Sind wir bereit?«

Marty kurbelte sein Fenster herunter. »Viel Spaß beim Klettern. Ich werde den Wagen bewachen.«

»Du kommst raus, Mart«, sagte Jon. »Du bist unsere Geheimwaffe.«

Marty schüttelte stur den Kopf. »Ich benutze Türen, um Gebäude zu betreten, ganz besonders, wenn es sehr hohe Gebäude sind. Im äußersten Notfall könnte ich ein Fenster in Betracht ziehen. Im Erdgeschoss natürlich.«

Randi sagte nichts. Sie arbeitete sich bereits lautlos den Abhang hinauf. Jon wechselte Blicke mit Peter und deutete dann mit einer Kopfbewegung auf die andere Seite des Wagens. Peter ging hinten um ihn herum.

»Jetzt ist keine Zeit, sich zu zieren, Marty«, sagte Jon vergnügt. »Da ist die Mauer. Du wirst da hinaufgehen, so oder so.« Er öffnete die Tür und griff nach Marty.

Marty fuhr zurück – und damit geradewegs in Peters Arme, der ihn protestierend, wenn auch nicht zu laut, aus dem Wagen zog. Randi hatte inzwischen bereits den Sockel der Burg erreicht und bereitete ihr Klettergerät und das Geschirr vor, mit dem sie Marty nach oben ziehen würden. Jon und Peter drängten den sich immer noch leicht sträubenden Marty den Hügel hinauf.

Randi vergewisserte sich, dass sie ihr folgten, sah, dass das der Fall war, und nickte. Sie trat einen Schritt zurück und schickte sich an, ihren Widerhaken über die Mauer zu schießen. Aber in dem Augenblick stolperte Marty über ihr Gerät und stieß sie gegen die Mauer. Der Haken klirrte in der

Nacht. Sie erstarrten.

Über ihnen war das unverkennbare Geräusch schnell laufender Stiefel zu hören.

»Alle an die Wand pressen!«, flüsterte Peter. Er zog seine SAS-Browning-9mm-Pistole und schraubte den Schalldämpfer auf.

Über ihnen tauchte ein Gesicht auf, ein Posten, der sehen wollte, wer oder was hier die nächtliche Stille störte. Aber sie waren dicht an der Mauer, im Mondschatten und für ihn im toten Winkel. Der Posten beugte sich immer weiter hinaus, bis er halb über die Brüstung hing. Er sah sie im gleichen Augenblick, in dem Peter, die Waffe mit beiden Händen haltend und sorgfältig zielend, auf ihn feuerte.

Ein leises *Plopp* war zu hören und gleich darauf ein schwacher Grunzlaut. Der Posten kippte lautlos über die Mauer und landete mit einem dumpfen Aufprall fast vor ihren Füßen. Die Pistole in der Hand beugte Jon sich über ihn.

Er blickte auf. »Tot. Französische Insignien an seinem Ring.«

»Ich gehe hinauf«, ließ Randi sie wissen, ohne den toten Soldaten eines Blickes zu würdigen.

Sorgfältig zielend, schoss sie den Kletterhaken nach oben. Ein leichtes Klirren war zu hören, als seine Titanspitzen sich in den Stein krallten. Sie hastete mit ihrer automatischen Ratsche nach oben und beugte sich Sekunden später über die Mauer und winkte den anderen zu, dass alles klar sei.

Das Geschirr flog herunter. Peter und Jon legten es schnell dem stummen Marty um, der inzwischen zu protestieren aufgehört hatte und die Leiche mit bleicher Miene und aus großen Augen anstarrte.

Seine Stimme zitterte etwas, aber er versuchte zu lächeln, als er sagte: »Ich würde wirklich einen Lift vorziehen. Oder vielleicht eine Kabinenbahn?«

Sekunden später peitschten am Eingang der Burg die ersten Schüsse, zerrissen die nächtliche Stille.

»Jetzt!«, sagte Jon. »Hinauf mit dir!«

38

An Bord von Air Force One auf Westkurs von Washington D. C.

Die Sekretärin des Präsidenten, Mrs. Estelle Pike, streckte den Kopf in den fliegenden Konferenzsaal, ihr krauses Haar wirkte noch zerzauster als gewöhnlich. Sie schob eine Augenbraue hoch und sagte: »Blau.«

Sie wartete noch ein oder zwei Sekunden, während der Präsident sich in seinem Sessel herumdrehte und sich damit von den verblüfften Gesichtern von Charles Ouray, Emily Powell-Hill, den Vereinigten Stabschefs und dem DCI abwandte, die um den langen Konferenztisch versammelt waren, und den Hörer eines blauen Radiotelefons aufnahm, das neben dem Unheil verheißenden roten Telefon stand.

»Ja?« Er lauschte. »Und er ist sich seiner Sache sicher? Wo *ist* er? Was!« Man konnte die mühsam gebändigte Erregung aus seiner Stimme heraushören. »Das *ganze* Land? Gut. Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

Präsident Castilla drehte seinen Sessel zurück und stellte sich den auf ihn gerichteten Blicken. Sie bildeten jetzt die vorderste Front, sie alle, die hier an Bord des fliegenden Weißen Hauses versammelt waren. Der Secret Service hatte darauf bestanden, dass es unter den gegebenen Umständen geboten war, die Air Force One als beweglichen Standort zu übernehmen. Die Öffentlichkeit war bisher noch nicht informiert worden. Alle möglichen Schritte waren eingeleitet, aber solange es keine konkreten Möglichkeiten gab, um das Land zu warnen und Evakuierungsmaßnahmen einzuleiten, hatte der Präsident sich

zu der schweren Entscheidung durchgerungen, den Medien die anhaltenden Kommunikationsprobleme als ein gefährliches Virus darzustellen, an dessen Lokalisierung und Unschädlichmachung gearbeitet wurde.

Der Vizepräsident und Ersatzleute für alle an Bord der Präsidentenmaschine Anwesenden waren voll informiert und in unterirdischen Bunkern in North Carolina untergebracht. Sie standen ständig mit der Air Force One in Verbindung, um die Regierungsgeschäfte, falls es zum Schlimmsten kommen sollte, ungestört weiterführen zu können. Ehepartner und Kinder waren ebenfalls an verschiedene geheime unterirdische Zufluchtsorte evakuiert worden. Obwohl dem Präsidenten bewusst war, dass es für den Rest des Landes keine derartigen Vorkehrungen gab und dass so etwas auch schlicht unmöglich sein würde, litt er Höllenqualen. Sie mussten einfach Mittel und Wege finden, um das Schreckliche zu verhindern.

Jetzt teilte er mit ruhiger Stimme den im Raum versammelten Beratern mit: »Ich bin soeben darüber informiert worden, dass der Angriff heute oder heute Nacht stattfinden könnte. Genaueres ist nicht bekannt.« Seine Züge verfinsterten sich, und er schüttelte bedrückt den Kopf. »Und wir haben nicht die leiseste Ahnung, wer dahintersteht oder was diese Leute planen.«

Der Präsident sah die Frage in all den Gesichtern, die ihn anstarrten: Woher stammte seine Information? Mit wem hatte er gesprochen? Und wenn *sie* es nicht wussten, wie verlässlich konnte diese Informationsquelle dann sein? Er hatte nicht die leiseste Absicht, ihre Wissbegierde zu befriedigen: Covert-One und Fred Klein würden nach wie vor streng geheim bleiben, bis er sie an seinen Nachfolger weiterreichte, verbunden mit der ausdrücklichen Empfehlung, sowohl die Organisation wie auch die strenge Geheimhaltung beizubehalten.

Schließlich fragte Emily Powell-Hill, seine Sicherheitsberaterin: »Und ist das eine bestätigte Tatsache, Mr. President?«

»Es ist die bestinformierte Schlussfolgerung, die uns zur Verfügung steht oder zugänglich ist.« Castilla musterte ihre düster blickenden Gesichter und wusste, dass sie durchhalten würden. Wusste, dass er durchhalten würde. »Aber wir wissen jetzt in groben Zügen, wo sich der DNS-Computer befindet, und das bedeutet, dass die Chance recht gut ist, dass wir ihn noch rechtzeitig zerstören können.«

»*Wo*, Sir?«, fragte Admiral Stevens Brose.

»Irgendwo in Frankreich. Jegliche Kommunikation in oder aus dem Land ist dort soeben lahm gelegt worden.«

»Verdammt!« Die Stimme des Stabschefs des Weißen Hauses, Ouray, zitterte. »*Jegliche* Kommunikation? *Ganz* Frankreich? Unglaublich!«

»Wenn die alle Kommunikationswege abgeschnitten haben«, sagte Powell-Hill, »dann müssen sie jetzt dicht davorstehen, wirklich zu handeln. Für mich sieht das so aus, als ob es heute geschehen würde.«

Der Blick des Präsidenten schweifte über die Gruppe.

»Wir hatten fünf Tage Zeit, unsere besten Verteidigungsanlagen vorzubereiten. Wir sollten also trotz all dieser Cyberangriffe bereit sein. Sind wir das?«

Admiral Stevens Brose räusperte sich, gab sich alle Mühe, sich das Entsetzen, das ihn gepackt hatte, nicht anmerken zu lassen. Der Admiral war so tapfer und entschlossen, wenn er unter Beschuss stand, wie jeder andere Berufssoldat, und ein Soldat war auch dazu ausgebildet, all die Unsicherheiten des Wann und Wo zu ertragen. Doch dieses Gefühl blinder Hilflosigkeit, das Wissen, einem tausendfach überlegenen Computer gegenüberzustehen, der sich ein unbekanntes Ziel ausgesucht hatte, war für ihn ebenso wie für alle anderen, die in der Präsidentenmaschine versammelt waren, schier unerträglich.

»Wir sind so bereit, wie das nur gerade möglich ist«, antwortete er. »Aber man muss dabei bedenken, dass unsere

sämtlichen Satelliten und anderen Kommunikationsanlagen außer Betrieb und unsere Kommandocodes kompromittiert sind. Wir haben rund um die Uhr gearbeitet und zehn Stunden darüber hinaus, um alles wieder online zu bringen und unsere Codes umzustellen.« Er zögerte. »Aber ich bin nicht sicher, dass uns das wirklich etwas nützen wird. So, wie man mir die Leistungsfähigkeit dieses Teufelsapparats geschildert hat, werden wahrscheinlich auch die neuesten Chiffriercodes geknackt werden, und wir werden binnen weniger Minuten, wenn nicht sogar Sekunden, wieder gelähmt sein.« Er sah seine Kollegen von den anderen Waffengattungen an. »Der einzige Trumpf, den wir noch in der Hand haben, ist unser neues geheimes Raketenverteidigungssystem, auch wenn es sich noch im Versuchsstadium befindet. Da die nicht wissen, dass wir darüber verfügen, könnte das ausreichen.« Wieder sah der Admiral seine Kollegen an. »Falls der Angriff mit einer Rakete erfolgt.«

Der Präsident nickte. »Nach dem wenigen, was wir über die Terroristen und die Fähigkeiten ihres Computers wissen, ist das höchstwahrscheinlich.«

Die Stimme von Bruce Kelly, dem Stabschef der Air Force, klang entschlossen, als er zustimmte: »Kein einziges ICBM von irgendwo auf der Welt wird durch das neue Raketenabwehrsystem kommen. Das garantiere ich.«

»Und Sie sind sicher, dass die nicht wissen, dass wir es haben?«

Die Stabschefs und der DCI nickten nur.

Admiral Brose fasste es in Worte: »Wir sind sicher, Mr. President.«

»Dann brauchen wir uns ja keine Sorgen zu machen, oder?«, sagte der Präsident und sah sich lächelnd in dem Raum um, über den sich Schweigen gelegt hatte. Aber niemand sah ihm in die Augen.

Château La Rouge

In der fensterlosen Waffenkammer ganz oben in der Burg, umgeben von Rüstungen und Kettenhemden, hob Dr. Émile Chambord den Kopf und lauschte. Draußen waren Schüsse zu hören. Was ging da vor? Schoss da jemand auf die Burg? Die dicken Wände dämpften den Lärm, aber für ihn bestand kein Zweifel, dass das Schüsse waren.

Dann erlosch der Bildschirm vor ihm plötzlich.

Er nahm eilig ein paar Schaltungen vor und hatte kurz darauf wieder volle Kontrolle über das System. Es war immer schwierig gewesen, den Prototyp in Gang zu halten, und er war auch in der Vergangenheit häufig ausgefallen. Zweimal hatte er die Kommandocodes der alten Sowjetrakete, die General La Porte ausgewählt hatte, fest im Griff gehabt, einer Rakete, die immer noch in ihrem tausende von Meilen entfernten Silo ruhte, und zweimal hatte er die Codes wieder verloren, als sein nervöses Gebilde aus Lichtleitern und Gelpacks sich destabilisiert hatte. Er musste seine ganze Konzentration und seine Fingerfertigkeit einsetzen, und dabei war es nicht gerade hilfreich, wenn draußen geschossen wurde.

Wurden die Schüsse lauter? Kamen sie näher? Wer konnte das sein? Etwa dieser Colonel Smith mit amerikanischen und englischen Soldaten?

Beunruhigt blickte er zu seinem Lieblingsbild über dem Schreibtisch. Der geschlagene Napoleon und die Überreste des ganzen Stolzes von Frankreich auf dem Rückmarsch von Moskau, nur um erneut geschlagen zu werden, diesmal von den englischen Schakalen, die auf der Lauer lagen. Er hatte den Druck als junger Mann gekauft und ihn immer bei sich behalten, als Erinnerung an die vergangene Macht seines Landes. Für ihn hatte sich mit dem Tod seiner Frau alles verändert. Alles, nur nicht seine glühende Liebe zu Frankreich.

Die Zukunft Frankreichs war sein Ein und Alles geworden.

Er entschied für sich, dass die Schüsse vom Halbmondschild stammen mussten, dass die hier waren, um Mauritania zu befreien. Aber vielleicht würden sie diesmal den Molekularcomputer wirklich stehlen und ihn wirklich entführen.

Er zuckte die Achseln. Das war ohne Belang. Sie kamen alle zu spät.

Als er sich wieder seiner Arbeit zuwandte, öffnete sich die Tür. Roland La Porte musste sich unter dem niedrigen Türrahmen ducken und trat jetzt in seiner ganzen imposanten Gestalt ein. »Ist der Flugkörper programmiert?«, fragte er. Er richtete sich auf und schien mit seiner Größe und seiner Persönlichkeit den ganzen Raum zu füllen. Seine Kleidung war leger: Breeches, ein bretonisches Hemd und eine Safarijacke. Seine schwarzen Schaftstiefel waren auf Hochglanz poliert, und sein dichtes, dunkles Haar war glatt nach hinten gekämmt.

»Machen Sie mich nicht nervös«, sagte Chambord gereizt. »Mir reicht schon diese Schießerei draußen. Wer ist das?«

»Unsere alten islamischen Freunde, der Halbmondschild. Machen Sie sich deswegen keine Gedanken. Bonnard und die Legionäre werden sie zurückschlagen, und dann werden uns ihre Leichen die Garantie liefern, dass man ihnen die Schuld gibt und auf sie Jagd macht. Schade, dass man Sie gestört hat, ehe Sie den Schlag dieser Gruppe gegen Israel landen konnten. Das wäre uns eine zusätzliche Tarnung gewesen.«

Chambord sagte nichts. Beide wussten, dass die Zeit nicht ausgereicht hatte, die ganze Operation aus Algerien abzuziehen, alles neu aufzubauen und die Rakete auf Jerusalem abzuschießen. Der Angriff gegen die Vereinigten Staaten war und blieb das erste und wichtigste Ziel. Jetzt musste alles schnell zu Ende gebracht werden, damit La Porte am Sonntag mit gezielt eingesetzten Telefonaten sicherstellen konnte, dass der EU-Rat am Montag in der Abstimmung die richtige

Entscheidung traf.

Chambord hatte Probleme. Er hätte jetzt Zellerbachs Erfahrung dringend brauchen können. »Es ist wesentlich schwieriger, diese Codes zu knacken, als die der Rakete, die ich für Mauritania umprogrammiert habe«, beklagte er sich. »Der Flugkörper ist genauso alt, aber seine Codes sind neu …«

General La Porte fiel ihm ins Wort. »Lassen Sie das für den Augenblick. Ich habe einen anderen Auftrag für Sie.«

Chambord sah auf seine Uhr. »Wir haben nur eine halbe Stunde! Ich muss den russischen Satelliten zum exakt richtigen Zeitpunkt anpeilen, damit mein Fenster klein bleibt. Die Kommunikation mit Satelliten ist gar nicht so leicht.«

»Für Ihren Wunderapparat ist genug Zeit, Doktor. Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, dass die Amerikaner ein geheimes Raketenabwehrsystem im Versuchsstadium zur Verfügung haben. Ich habe nicht damit gerechnet, dass sie es zum Einsatz bringen, aber ich habe gerade erfahren, dass sie das doch getan haben. Es ist noch nicht freigegeben, aber ich weiß, dass die bisherigen Tests erfolgreich waren. Wir dürfen das Risiko nicht eingehen, dass es funktioniert oder dass unser Projekt scheitert. Sie müssen dieses neue Raketenabwehrsystem ausschalten, so wie Sie das mit allen anderen Abwehrsystemen der Amerikaner getan haben.«

»Wie kommt es, dass Sie so viel wissen?«

»Wir bespitzeln einander alle, selbst angebliche Verbündete«, sagte La Porte mit einem leichten Achselzucken. »Zwischen Nationen gibt es keine Freundschaft, nur Interessen.«

*

Das von den eigentlichen Burgmauern reflektierte Mondlicht fiel auf die kahlen Wehrgänge, sodass sie aussahen, als fließe

dort Blut. Jon, Randi und Peter orientierten sich schnell. Marty ging mit Peter. Auf dem Wehrgang waren noch zwei weitere Posten eingesetzt, die schnell unschädlich gemacht wurden, dann kamen die vier wieder zusammen.

Mit einem FAMAS-Sturmgewehr in der Hand, das er erbeutet hatte, sagte Peter ruhig: »Nichts.«

Jon und Randi meldeten das Gleiche. »Noch zweiundzwanzig Minuten bis Mitternacht«, fügte Randi hinzu. »So wenig Zeit.«

Sie rannten hintereinander zu der langen, dunklen Wendeltreppe, die wie ein schwarzer Abgrund in die Tiefe führte. Marty blieb etwas zurück, er hielt die gleiche H&K MP5K wie Randi in der Hand, als hinge sein Leben davon ab. Sein Blick huschte nervös herum.

»Die Legionäre sind alle am Eingang beschäftigt«, ließ Jon sie wissen. »Deshalb sind keine hier oben. Wir müssen jetzt vier Stockwerke und die Türme absuchen. Wir sollten uns teilen. Jeder kann ein Stockwerk übernehmen. Und wenn jemand Hilfe braucht, sollten wir die Walkie-Talkies benutzen.«

»Das ist gefährlich, Jon, uns zu trennen«, wandte Randi ein.

»Ich weiß, aber noch gefährlicher ist es, Zeit zu verlieren. Mart?«

»Ich gehe mit Peter.«

Jon nickte. »Dann übernehmt ihr beide das Erdgeschoss. Ich nehme den ersten Stock und Randi den zweiten. Wir treffen uns oben. Los.«

Sie rannten die Steintreppe hinunter, Peter und Marty an der Spitze, und dann trennte sich Randi von ihnen und schließlich Jon.

Unten angelangt, schlich Peter sich in den Korridor, und Marty folgte ihm. Die schwachen Lampen an der Decke waren in weiten Abständen angeordnet und brachten nur wenig Licht in die Dunkelheit. Links und rechts waren in tief in die dicken

Wände eingelassenen Nischen einige Türen zu sehen. Sie fanden niemand. In den ersten Räumen gab es keinerlei Mobiliar, was darauf hindeutete, dass zumindest ein Teil der riesigen Burg ständig unbenutzt war.

»Hast du eine Ahnung, wie viel es kostet, ein solches Monstrum aus dem Mittelalter zu heizen?«, flüsterte Peter rhetorisch.

Marty hielt nichts von rhetorischen Fragen. »Nein, aber wenn ich einen Computer hätte, könnte ich das in ein paar Sekunden berechnen.« Er nahm eine Hand vom Kolben des schweren Sturmgewehrs und schnippte mit den Fingern.

Peter schnaubte, und sie setzten die Suche fort. Gelegentlich waren von draußen Schüsse zu hören, offenbar lief inzwischen ein weiterer Angriff. Dann herrschte wieder längere Zeit Stille, bis erneut sporadisch Schüsse hallten. Hier in den Tiefen des alten Gemäuers war nur schwer festzustellen, wo gekämpft wurde, und unmöglich zu erkennen, ob der Kampf inzwischen entschieden war und wenn ja, zu wessen Gunsten.

Als sie sich schließlich vergewissert hatten, dass sich Dr. Chambord, sein DNS-Computer, General La Porte und Hauptmann Bonnard nicht in diesem Stockwerk befanden, liefen sie ins oberste Geschoss, wo Jon und Randi zu ihnen stießen.

Die vier gingen durch den breiten Korridor, als plötzlich zwei Soldaten um eine Ecke gerannt kamen und beinahe mit ihnen zusammengestoßen wären. Während Marty ein paar Schritte zurücktrat und seine drohende Maschinenpistole bereithielt, für den Fall, dass die Soldaten ausbrachen, stürzten sich Randi und Jon auf den ersten und rissen ihn zu Boden, und Peter nahm sich den zweiten mit seinem Fairbairn-Sykes-Dolch vor. Ein kurzes Stöhnen, ein Schuss aus einer schallgedämpften Pistole, und die beiden Soldaten lagen reglos auf dem Boden.

Marty schluckte. Er hasste jede Art von Gewalt, aber sein sonst so sanft blickendes, rundes Gesicht zeigte

Entschlossenheit, als er den Korridor bewachte, während die anderen die Leichen in einen leeren Raum zerrten. Die Tür schloss sich, und die vier eilten weiter, bis Jon, der jetzt die Spitze übernommen hatte, an einer Ecke stehen blieb und Schweigen gebietend die Hand hob.

Er winkte den anderen zu. Sie rückten leise nach und blieben stehen. Vor ihnen stand ein einzelner Posten vor einer der üblichen eisenbeschlagenen Holztüren. Er lehnte träge an der Steinmauer und rauchte eine Zigarette. Sein Blick war ganz auf die Tür konzentriert, die er offenbar bewachen sollte, sodass er die vier nicht bemerkte. Der Mann trug Zivilkleidung, Armeestiefel und eine dunkelgrüne Baskenmütze, die er über das linke Ohr gezogen hatte. Sein FAMAS-Sturmgewehr hing über seiner Schulter. Offenbar auch ein französischer Legionär.

Während der Posten einen langen Zug aus seiner Zigarette nahm und dann herzhaft gähnte, winkte Jon den anderen erneut zu. Sie warteten, während er sich lautlos hinter den Mann schlich und ihm dann mit dem Lauf seiner Uzi einen heftigen Schlag gegen die Schläfe versetzte. Der Mann sackte bewusstlos und ohne einen Laut von sich zu geben zu Boden. Peter und Jon zerrten ihn in einen leeren Raum, knebelten ihn und fesselten ihn anschließend mit seinem eigenen Gürtel. Randi durchsuchte seine Taschen und entdeckte darin einen überdimensionierten eisernen Schlüssel. Jon nahm das FAMAS-Sturmgewehr und die Munition aus den Taschen des Mannes an sich, und dann kehrten sie zu der Tür zurück, die er bewacht hatte.

Peter lauschte. »Drinnen bewegt sich jemand«, flüsterte er. Er versuchte, die Tür zu öffnen und schüttelte den Kopf. Abgesperrt. »Chambord würden die nicht bewachen.«

»Höchstens zu seinem Schutz«, meinte Randi.

»Wovor würden die ihn denn schützen wollen?«, fragte Marty.

»Den Männern vom Halbmondschild, die dort unten

angreifen«, erklärte Randi.

»Sehen wir doch nach.« Jon schob den Schlüssel ins Schloss. Es war frisch geölt, der Schlüssel ließ sich daher fast lautlos drehen.

Randi schob die Tür ein Stück auf und zwängte sich in den Raum. Peter schlüpfte nach ihr hinein, während Jon und Marty draußen Wache hielten.

In dem Raum war es wärmer als in den meisten anderen, die sie bisher durchsucht hatten, weil in einem großen offenen Kamin ein Feuer loderte. Der Raum war mit einer eigenartigen Mischung aus schweren mittelalterlichen Stücken und ein paar modernen Möbeln eingerichtet und wirkte leer. Randi und Peter ließen ihre Waffen im Halbkreis durch den Raum wandern, ohne ihren Standort an der Tür zu verlassen. Als sie niemanden sahen, rückten sie vorsichtig weiter.

Thérèse Chambord erhob sich wie ein weißes Gespenst hinter einer langen, massiven Kommode, sie hielt einen schweren Kerzenhalter in der Hand. »Agent Russell?«, fragte sie dann mit überrascht klingender Stimme.

»Wo ist Ihr Vater?«, wollte Randi wissen. »Der DNS-Computer?«

»In der Waffenkammer. Ich kann Sie hinbringen.« Sie legte den Kerzenhalter weg und zupfte an einer Decke, die sie sich über die Schultern gelegt hatte. Darunter trug sie immer noch ihr inzwischen fast völlig zerfetztes weißes Abend-Outfit. »Ich habe Schüsse gehört. Waren das Sie? Sind Sie gekommen, um La Porte und meinen Vater an ihrem schrecklichen Plan zu hindern?«

»Ja, aber diese Schüsse, das sind nicht wir. Da draußen ist der Halbmondschild.«

»Du meine Güte.« Thérèse sah sich schnell um. »Jon? Ist er …«

Jon trat in das Zimmer. »Für wann ist der Angriff geplant?«

»Mitternacht. Wir haben nicht viel Zeit.«

»Acht Minuten«, nickte Jon finster. »Sagen Sie uns alles, was Sie wissen.«

»Nach dem, was mein Vater angedeutet hat und was ich mitgehört habe, wollen die eine Rakete auf die Vereinigten Staaten abschießen. Das genaue Ziel kenne ich nicht.«

»Das reicht für den Augenblick. Da, nehmen Sie das.«

Er gab ihr das Sturmgewehr, das er dem Posten abgenommen hatte, und sie rannten aus dem Zimmer.

Air Force One, im Luftraum über Iowa

Im Konferenzraum lauschte Präsident Castilla dem gleichmäßigen Dröhnen der vier Düsenaggregate und warf dann einen Blick auf die Uhr an der Wand. Sie war mit der Atomuhr im Naval Observatory synchronisiert, die ihrerseits mit achtundfünfzig Atomuhren in Reihe geschaltet und deshalb phänomenal genau war – auf zehn Nanosekunden genau. Während der Präsident auf das Display blickte, veränderte sich die letzte Stelle, und das Display zeigte Null Fünf Fünf Zwei an. Wann würden die Killer zuschlagen? Der lange Tag, den sie in der Luft verbracht hatten, hatte sie mitgenommen und ihre Nervenenden freigelegt.

»So weit, so gut«, verkündete er locker, ohne dabei jemanden Bestimmten zu meinen und obwohl die Gesichter seiner militärischen und sonstigen Berater ihn besorgt musterten.

»Yessir.« Admiral Stevens Brose brachte ein knappes Lächeln zustande. Er räusperte sich, als ob er Schluckbeschwerden hätte. »Wir sind bereit. STRATCOM ist in der Luft, unsere sämtlichen Flugzeuge befinden sich in Alarmzustand, und das neue Raketenabwehrsystem ist bereit, jederzeit

anzugreifen, sobald wir ihm ein Ziel zuweisen. Alles ist getan.«

Samuel Castilla nickte. »Alles, was getan werden *kann*.«

In der Stille, die sich jetzt wie ein Leichentuch über den langen Konferenztisch legte, antwortete Emily Powell-Hill, die nationale Sicherheitsberaterin, die den Namen eines der größten und tragischsten der konföderierten Generäle im Bürgerkrieg trug: »Das ist alles, was ein Mensch tun kann, Mr. President.«

39

Château La Rouge

In der alten Waffenkammer mit ihren Schwertern, Streitkolben und Schlachtäxten stand General La Porte, die mächtigen Pranken hinter dem Rücken verschränkt, neben Émile Chambord und starrte auf den Bildschirm des Computers, über den reihenweise Ziffernfolgen zogen. La Portes breites Gesicht war ohne jede Regung, und er blickte starr auf den Bildschirm, obwohl er nicht die leiseste Ahnung von dem hatte, was Chambord tat.

»Ist das Raketenabwehrsystem der Amerikaner schon ausgeschaltet?«, fragte er ungeduldig.

»Eine Minute noch.« Chambord schlug ein paar Tasten an. »Ja … ja … das war's. Jetzt hab ich's.« Er lehnte sich zurück, sichtlich befriedigt, und sein Gesicht rötete sich. »Ein äußerst lästiges Raketenabwehrsystem, abgeschaltet und dicht.«

Man konnte die Freude in La Portes Gesicht sehen. Er nickte. Nur sein Mund war wie ein harter, gerader Strich, und seine Stimme klang schroff und fordernd: »Programmieren Sie jetzt die Rakete zu Ende, Doktor. Ich möchte, dass sie aktiviert und startbereit ist.«

Chambord blickte zu La Porte auf und setzte seine Arbeit fort, fühlte sich dabei aber unbehaglich. Der große General, so fand er, war nicht nur ungeduldig, er war offenkundig erregt. Chambord hatte Verständnis für Ungeduld und respektierte sie. Schließlich erwuchs sie aus dem Eifer. Aber erregt zu sein, war etwas völlig anderes. Irgendetwas an dem General hatte sich verändert, oder vielleicht war das schon immer einer seiner

Wesenszüge gewesen, und der General konnte ihn jetzt, wo sie dem Erfolg so nahe waren, nicht mehr verbergen.

*

Jon und Randi hoben den Kopf über den Rand der Turmtreppe und sahen sich auf dem Treppenabsatz vor der Waffenkammer um. Die Lüftung war hier oben nicht so gut, und der muffige Geruch nach Schimmel und altem Gemäuer war hier ausgeprägter als in den anderen Teilen der Burg. In dem schwachen Licht würde sie niemand sehen können, falls ihm nicht zufällig zwischen den Schatten ihre Bewegungen auffielen.

Jon sah auf die Uhr. Sieben Minuten bis Mitternacht. Zu *wenig Zeit.*

Ungeduldig studierte er die Tür zur Waffenkammer, die Thérèse Chambord ihnen beschrieben hatte. Sie war vielleicht sechs Meter von ihnen entfernt und wurde von zwei Soldaten bewacht – aber das waren keine Männer wie der gelangweilte, unaufmerksame Posten an Thérèses Tür. Sie standen wachsam und breitbeinig da und hielten ihre Waffen – wieder zwei kurzläufige FAMAS-Sturmgewehre – in der Hand, und ihre Blicke schweiften ständig nach allen Seiten und auch immer wieder zu der Tür, die sie bewachten. Es würde wesentlich schwieriger sein, sie zu überraschen, und außerdem war es auch durchaus möglich, dass in der Waffenkammer selbst weitere Soldaten waren.

Jon und Randi duckten sich und rannten die Treppe wieder hinunter. Im Stockwerk darunter waren die anderen am Treppenabsatz versammelt und warteten besorgt.

Jon schilderte ihnen die Situation. »Die Treppe führt nach ganz oben in den Turm. Der Flur vor der Waffenkammer ist etwa sechs Meter breit. Es gibt dort oben elektrisches Licht,

aber nur ganz wenige Lampen. Eine Menge Schatten.«

»Können wir sie aus der Flanke angreifen?«, fragte Peter.

Randi schüttelte den Kopf. »Unmöglich, hinter die zu kommen.«

Ihre Worte wurden fast völlig von dem plötzlich heftiger werdenden Gewehrfeuer draußen übertönt. Es schien näher gekommen zu sein, hallte laut in dem alten Gemäuer, als ob es dem Halbmondschild schließlich gelungen wäre, eine wichtige Verteidigungslinie zu durchbrechen. Vielleicht waren sie inzwischen in die eigentliche Burg eingedrungen.

Jon fuhr fort: »Danach zu schließen, wie die beiden Wachen immer wieder auf die Tür der Waffenkammer dort oben sehen, vermute ich, dass der General mit Chambord dort drinnen ist.«

»Das glaube ich auch«, pflichtete Randi ihm bei.

»Vielleicht ist es bloß Hauptmann Bonnard«, sagte Peter.

»Oder beide.«

»Irgendjemand muss auch die Abwehr gegen den Halbmondschild leiten«, sagte Randi. »Hauptmann Bonnard wäre dafür die logische Person.«

»Richtig«, nickte Peter. »Meine große Sorge ist, dass diese beiden Wachen sich in die Waffenkammer zurückziehen und sie die ganze Nacht halten könnten. Schließlich ist es eine Waffenkammer. Und Waffenkammern waren noch in allen Burgen am besten gesichert. Lasst uns das auskundschaften. Wir müssen irgendeine Möglichkeit finden, in diesen Raum zu kommen, ohne dass sie etwas merken.«

»In sechs Minuten ist Mitternacht«, gab Randi besorgt zu bedenken.

»Oh, du meine Güte!«, flüsterte Marty.

Nachdem sie sich mit kurzem Kopfnicken verständigt hatten, huschten sie den Korridor entlang auf das Fenster an seinem Ende zu, durch das Mondlicht hereinfiel. Ein paar Meter davor

zweigte senkrecht ein anderer Gang ab. Wo sich die beiden Gänge kreuzten, bewegte sich etwas. Jon sah es gerade noch rechtzeitig, um der Entdeckung zu entgehen.

»Runter!«, herrschte er seine Begleiter im Flüsterton an.

Vor ihnen bewegten sich Gestalten, jeweils in Zweier- und Dreiergruppen. Mondlicht fiel auf ihre Gesichter. Eines glänzte schwarz wie Ebenholz.

»Abu Auda«, sagte Randi leise. »Das ist eine kleine Gruppe. Sie sind sehr leise, aber ich höre, wie sich Türen öffnen und wieder schließen. Die suchen etwas.«

»Mauritania«, entschied Jon.

»Ja, Mauritania«, pflichtete Randi ihm bei. »Die wollen Mauritania hier rausholen.«

»Aber zuerst müssen sie ihn finden«, meinte Peter. »Deshalb sehen sie in allen Räumen nach.«

»Das könnte uns nützen«, meinte Jon. »Wenn es zu einem Schusswechsel kommt, lockt das vielleicht La Porte und seine anderen Männer heraus, die bis jetzt noch nicht am Kampf beteiligt sind.«

»Sobald die mal weg sind, ist es eine Kleinigkeit, in die Waffenkammer zu kommen«, sagte Randi.

Peter nickte. »Dann wollen wir diesen Mistkerlen ein Feuergefecht liefern.«

Während Marty folgsam hinter ihnen hereilte, rannten sie auf den Schnittpunkt der beiden Korridore zu. Jon spähte um die Ecke. Ganz unten am Korridor, unmittelbar vor der nächsten Biegung, hantierte Abu Auda mit Einbrecherwerkzeug an einer Tür, während seine Männer den Korridor bewachten.

Jon berichtete den anderen im Flüsterton, was er sah. »Jetzt schiebt Abu Auda die Tür nach innen«, sagte er. »Die sind alle mit diesem Raum beschäftigt. Das ist jetzt unsere Chance.« Er wies die anderen an, was sie zu tun hatten, und dann rannten

alle vier aus ihrem Versteck in den düsteren Gang.

Er und Randi knieten nieder, während Peter, Marty und Thérèse hinter ihnen stehen blieben. Alle fünf eröffneten das Feuer auf die Terroristen.

Ihre Kugeln peitschten gegen Wände und Decken und prallten pfeifend davon ab. Einer der Terroristen ging mit einem Schrei zu Boden. Abu Auda und die anderen fuhren herum, ließen sich auf den Boden fallen und erwiderten das Feuer. Mauritania kroch aus der Kammer in den Flur. Er griff sich die Waffe des zu Boden gegangenen Mannes und eröffnete ebenfalls das Feuer. Der Lärm in dem steinernen Gang war ohrenbetäubend.

*

Während ganze Reihen scheinbar unverständlicher Ziffern, Symbole und Buchstaben über seinen Bildschirm zogen, mühte Dr. Chambord sich ab, die alte sowjetische Lenkwaffe in der arktischen Taiga umzuprogrammieren. Er begriff nicht, weshalb ihn das so viel Mühe kostete, weshalb die Codes neu waren.

»Wir hätten bei der ersten Rakete bleiben sollen, die Sie ausgewählt hatten, General«, sagte er über die Schulter zu La Porte gewandt, der hinter ihm an der Wand saß. Zwei Soldaten hielten zu beiden Seiten des Generals Wache. »Zu der konnte ich mir ebenso leicht Zugang verschaffen wie zu der, die der Halbmondschild auf Jerusalem abschießen wollte. Aber die hier hat ganz andere Codes, wesentlich schwieriger. Wie mir scheint, neuester Stand.«

»Sie müssen einen Weg finden, Doktor«, beharrte der General. »Und zwar sofort.«

Dr. Chambord reagierte überhaupt nicht. Seine Finger huschten weiter über die Tastatur. Dann hielt er inne und sah besorgt auf den Bildschirm. Schließlich verkündete er

erleichtert. »Sehr gut. Es ist geschafft. Ein neu programmiertes ICBM. Gezielt, scharf geschaltet und bereit, automatisch um Mitternacht zu starten.«

Er hatte dazu angesetzt, sich zu La Porte umzudrehen, hielt aber plötzlich wie gelähmt inne. Seine Stirn runzelte sich, und sein Blick wanderte beinahe im Zeitlupentempo zu seinem Bildschirm zurück. Von Angst gepeinigt, drückte er ein paar Tasten nieder und sah, wie die Antwort auf seine Frage auf dem Bildschirm erschien. *Er hatte Recht.*

Seine Hände zuckten von der Tastatur zurück, als ob er einen elektrischen Schlag bekommen hätte. Sein Stuhl wirbelte herum, und seine Stimme wurde lauter: »Auf diesem Flugkörper, den ich programmieren sollte, ist ein Atomsprengkopf! Der ist *nicht* entfernt worden. Die Rakete ist *voll* einsatzfähig! Deshalb die neuen Codes. *Mein Gott!* Wie konnten Sie einen solchen Fehler machen? Das ist ein Atomsprengkopf, General. Ein Atomsprengkopf! Das ist kein einfacher Raketenschlag, um unsere Fähigkeiten zu beweisen!«

Er drehte sich wieder zu seiner Tastatur um. Sein Atem ging stoßweise, Wut und Empörung funkelten in seinen Augen.

»Es ist noch Zeit«, murmelte er. »Ich muss das abschalten … noch ist Zeit …«

Eine Kugel pfiff an Chambords Ohr vorbei und spritzte Steinsplitter in sein Gesicht. »Was!« Er sprang auf, drehte sich um und sah die Pistole in der Hand des Generals.

La Portes Stimme klang ruhig und berechnend. »Weg von der Tastatur, Doktor.«

Dr. Chambord atmete scharf ein, hatte plötzlich Angst. Er war wütend, fing aber zugleich an zu begreifen, dass sein eigenes Leben in Gefahr war. »Sagen Sie mir, dass Sie diese teuflische Gemeinheit nicht beabsichtigt haben, General. *Ein Atomangriff!* Unglaublich!«

Auf seinem thronartigen Sessel sitzend, ließ La Porte die

Pistole sinken. Seine dröhnende Stimme klang verschwörerisch. »Das war kein Fehler, Doktor. Ein konventioneller Sprengkopf hätte nicht den gewaltigen Schock geliefert, den Europa und Frankreich brauchen. Auf diese Weise kann es kein Zögern geben. Die werden sehen, dass wir einen neuen Anfang brauchen. Nach dem hier werden sie am Montag so abstimmen, wie ich das wünsche.«

In Dr. Chambords Gesicht spiegelte sich das blanke Entsetzen. »Aber Sie haben doch gesagt … Sie haben mir erklärt …«

La Porte seufzte sichtlich gelangweilt. »Ich habe einfach nur bestätigt, was Ihr bourgeoises Gewissen hören wollte. Sie sind immer noch von dieser albernen Bauernangst erfüllt, den letzten Schritt zu wagen. Lassen Sie sich von mir raten, Doktor: *Scheuen Sie nie vor dem höchsten Wagnis zurück.* Wer wagt, gewinnt, mein armer Chambord. Selbst die Engländer und die unergründlichen Amerikaner haben gelegentlich erkannt, dass darin die einzige Wahrheit liegt.«

Dr. Chambord war ein introvertierter Mensch und nicht gewöhnt, Gefühle auszudrücken. Er konnte weder richtig weinen noch lachen, ein Ausdruck von Gefühlskälte, über den sich seine Frau gelegentlich beklagt hatte. Jetzt fehlte sie ihm ungemein. Aber tatsächlich hatte er sie seit ihrem Tod ständig vermisst. Er hatte ihr immer erklärt, dass der Verstand ein unendlich kompliziertes System sei und dass er, selbst wenn er seine Gefühle nicht so gut ausdrücken konnte, ähnlich tief wie sie empfand.

Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, spürte er, wie er ruhiger wurde. Ihm wurde klar, was er tun musste. »Mit diesem ICBM werden Sie mit einem Schlag wenigstens eine halbe Million ermorden. Und danach wird die Strahlung dann zahllose weitere Millionen töten. Damit verwüsten Sie …« Er hielt inne und starrte La Porte an.

Der General hatte seine Pistole wieder gehoben, sodass sie

jetzt auf Chambords Herz gerichtet war. Wie er so mit arroganter Miene auf seinem hohen Sessel saß, drängte sich Chambord plötzlich der Eindruck auf, dass das wirklich kein Sessel, sondern ein Thron war.

»*Das ist es!*«, erregte sich Dr. Chambord empört. »Sie haben das von Anfang an so geplant. *Deshalb* haben Sie Omaha ausgewählt. Nicht bloß, weil dort das Hauptquartier des strategischen Kommandos der USA ist und damit ein viel wichtigeres Ziel als selbst das Pentagon. Und auch nicht, weil dort ein Knotenpunkt der Informationsdienste und der Telekommunikationsindustrie ist. Sie haben Omaha gewählt, weil das das Herzland ist, wie die Amerikaner es nennen, wo die Menschen sich sicher fühlen, weil sie mitten im Kontinent sind. Die ganzen Vereinigten Staaten halten den Mittleren Westen für sicher. Und Sie wollen mit einem einzigen Schlag zeigen, dass man dort nicht in Sicherheit ist, indem Sie ihr ›Herzland‹ in eine Wüste verwandeln und zugleich die militärische Macht Amerikas lähmen. So viele Tote, nur um etwas zu beweisen. Sie sind ein Ungeheuer, La Porte! Ein Monstrum.«

General La Porte zuckte die Achseln. »Es ist notwendig.«

»Armageddon.« Chambord konnte kaum mehr atmen.

»Aus der Asche wird Frankreich – wird Europa – wie ein Phönix erneut aufsteigen.«

»Sie sind wahnsinnig, La Porte.«

La Porte stand auf, und wieder dominierten seine hünenhafte Gestalt und seine Persönlichkeit die enge Waffenkammer. »Mag sein, dass ich das bin, Doktor. Aber bedauerlicherweise für Sie bin ich nicht verrückt. Wenn die Behörden hier eintreffen, wird man die Leichen von Mauritania, Hauptmann Bonnard und Ihnen finden.«

»Und Sie werden nicht mehr da sein.« Chambords Stimme klang selbst für ihn selbst wie die eines Toten. »Es wird sein, als ob Sie nie hier gewesen wären. Niemand wird wissen, dass

Sie hinter all dem stehen.«

»Natürlich. Falls Sie und Hauptmann Bonnard überleben würden, hätte ich doch nicht die leiseste Chance, jemandem zu erklären, wie es möglich sein konnte, dass Sie meine Burg für Ihr widerliches und schreckliches Komplott benutzen durften. Ich bin Ihnen für Ihre Hilfe wirklich äußerst dankbar.«

»Unser Traum war eine Lüge.«

»Keine Lüge. Nur nicht so klein, wie Sie gedacht haben.«

Die zwei Pistolenschüsse des Generals hallten von den steinernen Wänden wider. »Adieu, Chambord. Sie haben Frankreich gut gedient.«

Mit weit offenen Augen fiel der Wissenschaftler schlaff aus seinem Stuhl.

Im gleichen Augenblick hallten draußen überall Schüsse. La Portes Muskeln spannten sich. Der Halbmondschild war am anderen Ende der Burg gewesen. Wie konnte es sein, dass sie jetzt so nahe gerückt waren?

Er rannte zur Tür, bedeutete den beiden Soldaten in der Waffenkammer, dass sie ihm folgen sollten. Im Korridor blieb er stehen und erteilte den zwei Wachen draußen mit bellender Stimme Befehle. Dann hetzten alle fünf die Treppe hinunter.

*

»Zurück!«, warnte Jon im lauten Kugelhagel.

Sie brauchten jetzt nicht länger darauf zu achten, Lärm zu vermeiden, und deshalb rannten sie durch den Korridor zurück zu der Wendeltreppe, die in den Ostturm hinaufführte. Zwischen den engen Steinmauern hallten die Schüsse hinter ihnen, als ob eine ganze Armee im Einsatz wäre.

Über ihnen flog die Tür der Waffenkammer krachend auf, dann ertönten Befehle in französischer Sprache. Auch von

unten kam jetzt Lärm. Schwere Stiefel trampelten die Treppe herauf. Die Legionäre!

Jon, Randi, Peter, Marty und Thérèse hasteten in zwei leere Räume beiderseits des Korridors.

Schwer atmend, schob Jon seine Tür einen Spalt weit auf und sah, dass Peter auf der anderen Seite des Flurs dasselbe tat. Sie sahen, wie La Porte in Zivil und vier Legionäre vorbeirannten, auf die Stelle zu, wo der Einsatztrupp des Halbmondschilds sich, wie Jon vermutete, gegen die Legionäre verteidigte. General La Porte brüllte einen Befehl, der aber von dem heftigen Schusswechsel übertönt wurde.

Jon und Peter schlichen sich wieder in den Flur hinaus, die anderen hinterher. Sie rannten auf die Treppe zum Turm zu, während hinter ihnen das Gefecht zwischen den Legionären und dem Halbmondschild in vollem Gange war.

Jon voraus, die vier anderen dicht dahinter, kletterten sie nach oben. Oben angelangt, blieben sie stehen und sahen sich um. Die Tür zur Waffenkammer stand weit offen, und aus ihr war nichts zu hören. Der im Halbdunkel liegende Treppenabsatz mit der schwachen elektrischen Beleuchtung und den schmalen Schießscharten war verlassen.

»Was hat das zu bedeuten?«, wollte Marty wissen.

Jon gebot mit einer Handbewegung Schweigen. Dann schickte er mit Handsignalen Peter und Randi in die Waffenkammer. »Marty, Thérèse und ich sichern die Treppe«, flüsterte er.

Unmittelbar darauf kam Randi wieder aus der Waffenkammer gerannt. »Kommt alle her.« Sie winkte sie herein.

»Schnell.«

Marty war als Erster in dem Raum und sah sich nach dem Prototyp um, Thérèse folgte dicht hinter ihm. Jon kam als Letzter, sah sich noch einmal um, ob sie verfolgt wurden. Dann blieben alle wie erstarrt stehen, als sie Émile Chambord neben

seinem Schreibtisch auf dem Teppich liegen sahen. Er lag auf dem Gesicht, als ob er vornüber aus seinem Sessel gefallen wäre.

Thérèse griff sich mit beiden Händen ins Gesicht. »Papa! Oh, nein!« Sie rannte zu ihm.

»Oh, du meine Güte, oh, du meine Güte.« Marty folgte ihr, tätschelte ihr die Schulter.

Thérèse ging schluchzend in die Knie und rollte ihren Vater auf die Seite. Seine Brust zeigte zwei Einschüsse, und sein Hemd war von Blut durchtränkt.

»Lebt er, Jon? Sagen Sie mir, ob er lebt!«

Während Jon sich neben sie kauerte, sah er auf die Uhr.

»Mart! Der Computer. Es sind nur noch zwei Minuten bis Mitternacht!«

Marty schüttelte den runden Kopf, wie um Klarheit in seine Gedanken zu bekommen. »Okay, Jon.« Er ließ sich in Émile Chambords Sessel fallen und machte sich an der Tastatur zu schaffen.

Peter rannte zur Tür. »Komm, Randi. Jemand muss ihnen Deckung geben.«

Sie nickte und lief ihm nach. Ihre dunkle Kleidung ging in den langen Schatten des Treppenflurs unter.

Jon hatte die Finger an Dr. Chambords Puls. »Anscheinend haben beide Kugeln Ihren Vater im Herzen getroffen. Es tut mir Leid, Thérèse. Er war sofort tot.«

Sie nickte, und Tränen flossen ihr über die Wangen.

Jon schüttelte den Kopf, stand auf und trat hinter Marty, um diesem bei Bedarf helfen zu können. Gleichzeitig wanderte sein Blick durch die alte Waffenkammer mit ihren mittelalterlichen Rüstungen, Schilden und Waffen, die an den Wänden hingen und in den Ecken standen. Es war ein ziemlich großer Raum, mit einer Menge Mobiliar, alles altes massives

Holz. Die Decke war hoch und die elektrische Beleuchtung unzureichend, um den Raum gründlich zu beleuchten. Tatsächlich schien es ihm, als ob wenigstens drei Viertel des großen Saals ohne Licht waren. Die Fassungen waren nur in diesem Teil in der Nähe der Tür angebracht. Dennoch konnte Jon weit genug sehen, um Stapel von Holzkisten zu erkennen, die vermutlich Munition enthielten.

»Schneller, du Monstrum«, redete Marty auf die stumme Apparatur ein. »Du willst dich wohl dem Meister widersetzen, wie? Du kannst den Paladin nicht besiegen. So, das ist besser. Aha! Du kannst dich winden und wegducken, wie du willst, aber du kannst dich nicht verstecken und …«, er zuckte zusammen und verstummte.

»Was ist denn, Marty?«, fragte Jon schnell. »Was siehst du?« Er starrte auf die Ziffern, Symbole und Buchstaben, die Zeile für Zeile über den Bildschirm zogen. Obwohl er über rudimentäre Programmierkenntnisse verfügte, hatte er keine Ahnung, was diese Zeichen zu bedeuten hatten.

Marty fuhr von dem Sessel hoch, als wäre er plötzlich glühend heiß. »Schlange! Drachen! Du kannst den Helden nicht besiegen, den Ritter, den Krieger. Ruhig … ruhig … so … ja … ah! Ich habe dich, du schmutziges Gewürm, du … oh Gott!«

»Irgendetwas ist passiert, Marty. Sag mir, was es ist!«

Marty blickte zu Jon auf, sein pausbäckiges Gesicht war leichenblass. »Émile hat ein einsatzfähiges russisches ICBM ausgewählt. Es ist scharf geschaltet. Mit einem *Nuklearsprengkopf*. Und jetzt ist es … ist es … gestartet worden!« Er stöhnte und fuhr fort, die Symbole und Ziffern auf dem Bildschirm zu interpretieren. »Der Flugkörper ist in der Luft. Er ist gestartet!«

Jon hatte das Gefühl, dass sich eisige Hände um seine Brust spannten. Sein Mund wurde trocken. »Wo fliegt es hin, Mart? Das Ziel?«

Marty riss die Augen auf. »Omaha.« Er starrte auf den Bildschirm und sah dann wieder Jon an, und in seinen Zügen mischte sich Leid und tiefes Entsetzen. »Wir kommen zu spät.«

40

Air Force One, im Landeanflug auf Omaha

Präsident Castilla saß allein in seiner Kabine, das machtvolle Dröhnen der vier Düsenaggregate in den Ohren, und starrte sein Spiegelbild im Fenster an, als die Räder von Air Force *One* sanft auf der Piste aufsetzten. Bald würden er und seine Leute hier auf dem Luftwaffenstützpunkt Offutt in den schwer befestigten unterirdischen Bunkern des strategischen Kommandos der USA – STRATCOM, wie es alle nannten – untergebracht sein. STRATCOM war so etwas wie das Herz der Landesverteidigung, ein Stützpunkt, der für die Planung und den Kriegseinsatz aller strategischen Streitkräfte des Landes zuständig war. Während NORAD den Himmel überwachte, koordinierte STRATCOM sämtliche Vergeltungsschläge.

Er sah zum Fenster hinaus: Ja, eine Maschine, die wie ein Zwilling von *Air Force One* aussah, jagte gerade die Startpiste entlang und setzte zum Start an. Eine Maschine dieser Flotte war stets für besondere Notfälle in STRATCOM stationiert. Mit diesem Manöver sollte die Aufmerksamkeit etwaiger feindlicher Kräfte abgelenkt werden, die vielleicht nach ihm suchten.

Der Präsident seufzte tief, fühlte sich für das Leben der Menschen verantwortlich, die jetzt Gefahren ausgesetzt wurden, um ihn und sein Amt zu schützen. Er wandte sich vom Fenster ab. Als die schwere Maschine langsamer wurde und allmählich ausrollte, griff er nach dem Mikrofon eines großen Kurzwellenfunkgeräts.

»Wie sieht’s bei Ihnen aus, Brandon?«

Vizepräsident Brandon Erikson meldete sich sofort aus seinem

Bunker in North Carolina: »Gut, Sam, gut. Und bei Ihnen?«

»Erträglich. Allmählich komme ich allerdings ins Schwitzen. Ich könnte jetzt eine Dusche gebrauchen.«

»Ich weiß.«

»Sind Sie bereit, den Laden zu übernehmen, Brandon?«

»Das wird nicht notwendig sein.«

Der Präsident schmunzelte, ohne besonders amüsiert zu sein. »Ihr Vertrauen hat mir immer gut getan, ich lasse wieder von mir hören.« Er schaltete ab. Als er sich ein wenig unbehaglich auf seinem Sessel zurechtsetzte, klopfte es laut an der Tür. »Herein!«

Chuck Ouray trat ein. Sein Gesicht wirkte wie eine graue Totenmaske, er sah aus, als würden ihm gleich die Beine den Dienst versagen. »Eine Meldung von STRATCOM, Sir. Die Raketenabwehr ist zusammengebrochen. Jetzt können wir nichts mehr unternehmen. Wir sind völlig hilflos. Die Stabschefs sprechen mit den Wissenschaftlern und versuchen, alles wieder in Gang zu bringen, aber sie machen sich keine große Hoffnung.«

»Ich komme.«

Château la Rouge

Die muffige alte Waffenkammer war von einer elektrisierenden Spannung erfüllt. Jon spähte besorgt über Martys Schulter auf den Bildschirm des Computers. Im Raum war es kalt und totenstill, nur aus der Ferne war gedämpft Gewehrfeuer zu hören und dazu das Klicken der Tastatur, an der Marty fieberhaft arbeitete.

Jon wollte Marty nicht stören. Trotzdem fragte er: »Kannst du die Rakete stoppen?«

»Ich versuche es ja.« Martys Stimme klang heiser, gerade als ob er das Reden verlernt hätte. Er blickte auf. »Verdammt, ich habe Émile zu viel beigebracht. Er hat eine Menge Schaden angerichtet … und ich bin Schuld!« Sein Blick wandte sich wieder dem Bildschirm zu, und er hämmerte auf die Tastatur, suchte nach einer Möglichkeit, das Geschoss abzufangen. »Émile hat schnell gelernt … jetzt habe ich es gefunden. Oh, *nein!* Die Rakete ist bereits auf halbem Weg über dem Atlantik!«

Jon spürte, wie er zu zittern begann. Seine Nerven waren angespannt wie Violinsaiten. Er atmete tief durch, um sich zu lockern, und legte dann Marty beruhigend die Hand auf die Schulter. »Du musst dir etwas einfallen lassen … *irgendetwas* … um diesen Nuklearsprengkopf aufzuhalten, Mart.«

*

Hauptmann Darius Bonnard lehnte an der Steinmauer, sein blutiger linker Arm hing hilflos herunter, und er presste sich ein zusammengeknülltes Hemd an die Seite und kämpfte darum, nicht bewusstlos zu werden. Die meisten Männer waren hinter einer Barrikade aus schwerem mittelalterlichem Mobiliar in Deckung gegangen. Er konnte hören, wie der General Befehle rief und sie aufmunterte. Bonnard hörte es mit einem leichten Lächeln im Gesicht. Er hatte damit gerechnet, einmal in einer glorreichen Schlacht der Legion gegen einen mächtigen Feind Frankreichs zu fallen, aber vielleicht würde dieses scheinbar so kleine Gefecht ihm einen noch würdigeren Abgang verschaffen. Schließlich war dies im wahrsten Sinne ein Kampf um die Zukunft seines Landes.

Während er sich mit diesen Gedanken tröstete, sah er, wie ein schweißüberströmter Soldat des zweiten Legionärsregiments auf ihn zugerannt kam.

Bonnard hob die Hand. »Halt. Bericht.«

»Wir haben Maurice gefunden, gefesselt und geknebelt. Er hat dieses Chambord-Weib bewacht. Er sagt, drei Männer und eine bewaffnete Frau hätten ihn angegriffen. Die Muslime haben bestimmt keine weiblichen Soldaten.«

Bonnard zuckte zusammen. Das musste diese CIA-Hexe sein, und das bedeutete, dass Jon Smith und seine Leute hier waren. Auf die Schulter des Legionärs gestützt, stolperte er um die Ecke, ließ sich hinter der Barrikade fallen und kroch zu La Porte hinüber, der dort geduckt Stellung bezogen hatte und auf die Wand aus Möbelstücken am anderen Ende des Ganges schoss.

Bonnard keuchte. »Colonel Smith ist hier, General. In der Burg. Er hat drei Leute bei sich.«

La Portes Gesicht verfinsterte sich, und er sah auf die Uhr. Nur noch wenige Sekunden bis Mitternacht. Ein kurzes, zufriedenes Lächeln. »Machen Sie sich keine Sorgen, Darius. Die kommen zu spät …« Er stockte, wurde sich bewusst, dass die Zahl bedeutsam war. *Vier*. Es sollten nur *drei* sein – Smith, der Engländer Howell und die Frau von der CIA. »Zellerbach! Die müssen *Zellerbach* mitgebracht haben. Wenn jemand den Angriff stören kann, dann er.« Er brüllte ein paar Befehle. Und dann: »Zurück! Zur Waffenkammer. Los!«

Als die Männer losrannten, blickte La Porte auf seinen langjährigen Adjutanten, der offenbar schwer verwundet war. Wenn er Glück hatte, würde der Mann an seinen Verletzungen sterben. Aber sich darauf zu verlassen, war riskant. Er vergewisserte sich, dass alle Legionäre ihm den Rücken wandten.

»Was ist, *mon général?*« Bonnard sah ihn mit schmerzverzerrter Miene, aber auch verwirrt an.

Einen Augenblick lang kam ein Gefühl in La Porte auf.

»Ich danke Ihnen für alle Ihre guten Dienste.« Dann zuckte er die Achseln und flüsterte: »*Bon voyage*, Darius.« Er jagte ihm eine Kugel in den Kopf, sprang auf und eilte hinter seinen

Soldaten her.

Omaha, Nebraska

Der Präsident und sein Gefolge wurden in drei schwer gepanzerte Offroad-Fahrzeuge gepackt und brausten über die Piste davon. Im Wagen knisterte das Funkgerät des Präsidenten. Er nahm den Hörer ab und lauschte, als eine körperlose Stimme aus dem Kommandozentrum meldete: »Wir kommen nicht voran, Mr. President.« Aus der Stimme des Mannes war kaum gezügelte Panik zu hören. »Die Codes stellen sich ständig neu ein. Wir haben keine Ahnung, wie die das geschafft haben. Ein Computer kann unmöglich so schnell reagieren …«

»*Dieser* Computer schon«, murmelte Stabschef Ouray.

Der Präsident und Emily Powell-Hill achteten nicht auf ihn, als die Stimme aus dem Funkgerät fortfuhr: »… der muss automatisch auf ein Zufallsmuster reagieren, wie ein Boxer im Ring. Warten Sie … verdammt, nein …«

Plötzlich tönte eine neue Stimme dazwischen. Eine Frau.

»Wir haben einen Bogie im Radar, Sir. Ein Geschoss. Im Anflug. Russisches ICBM. *Nuklear*, mein Gott. Es ist … was? Sagen Sie das noch einmal? Sind Sie sicher?« Ihr Tonfall änderte sich, wurde plötzlich ruhig, dienstlich. »Mr. President. Der Flugkörper ist auf Omaha gerichtet, Sir. Ich glaube nicht, dass wir ihn aufhalten können. Es ist zu spät. Sehen Sie zu, dass Sie in den unterirdischen Bereich kommen oder verlassen Sie sofort den Luftraum.«

Jetzt war wieder die erste Stimme zu hören, wurde lauter: »… ich kann nicht ankoppeln. Ich kann nicht …«

Abu Auda legte den Kopf zur Seite, lauschte. Die Lampen an der Decke waren alle ausgeschossen worden, und der ganze Korridor lag in rauchigem Zwielicht. Der Fulani richtete sich langsam hinter der Barrikade auf, und seine in der Wüste geschulten Augen studierten die Wand aus Möbelstücken ihm gegenüber.

»Die sind weg, Khalid«, sagte er zu Mauritania gewandt.

»*Inschallah!*«, jubelte er.

Die Männer des Halbmondschildes, müde und die meisten von ihnen verletzt, stießen Jubelrufe aus und kletterten über die Barrikade.

Mauritania hob Ruhe gebietend die Hand. »Hören Sie?«

Sie lauschten. Einen Augenblick lang war nirgends in der Burg Gewehrfeuer zu hören. Dafür aber das Geräusch laufender Schritte. Stiefel. Das mussten die Legionäre des französischen Generals sein, aber sie rannten nicht auf sie zu, sondern in die entgegengesetzte Richtung – auf den Hauptturm zu.

Mauritanias kalte, blaue Augen blitzten. »Kommen Sie, Abu Auda, wir müssen den Rest unserer Männer zusammenholen.«

»Gut. Wir werden diese verfluchte Burg verlassen und ein andermal gegen die Feinde des Islam kämpfen.«

Mauritania, der immer noch den zerfetzten Beduinenumhang trug, den er seit Algerien getragen hatte, schüttelte seinen Kopf. »Nein, mein Kriegerfreund. Wir verlassen diese Burg nicht ohne das, weshalb Sie hierher gekommen sind.«

»Wir sind gekommen, um *Sie* zu holen, Mauretanier.«

»Dann sind Sie ein Narr. Für unsere Sache brauchen wir Chambord und seinen Wunderapparat. Ohne den gehe ich hier nicht weg. Wir werden unsere restlichen Männer finden und dann den französischen General. Das Schwein La Porte. Wo er

ist, wird auch der Computer sein.«

*

In der düsteren Waffenkammer mit ihren verstaubten Waffen ließ Marty einen weiteren Monolog vom Stapel, während er sich abmühte, die Atomrakete abzulenken, die ihrem Ziel immer näher kam.

Thérèse Chambord, auf dem Teppich zu seinen Füßen, regte sich. Seit Jon erklärt hatte, dass ihr Vater tot sei, war sie unbewegt dort gesessen, leise weinend, und hatte wie in Trance seine Hand gehalten.

Als jetzt Marty plötzlich wieder zu toben anfing, hob sie den Kopf und lauschte …

»… du kannst nicht gewinnen, du unaufgeklärte Bestie! Mir ist ganz egal, wie kompliziert die Codes dieses diabolischen Émile sind. Ich werde dich bei lebendigem Leibe schinden und deine schuppige Haut an meiner Wand zur Schau stellen, neben all den anderen Feuer speienden Drachen, die ich im Kampf auf Leben und Tod besiegt habe. Da, du jämmerliche Kreatur, nimm *das!* Ja, das war wieder eine Abwehrschaltung … nimm *dies* … aha!«

Unterdessen kauerten Peter und Randi draußen vor der Tür der Waffenkammer und hielten Wache. Staub hing in der Luft, und von unten stieg ihnen der Pulvergestank in die Nase.

»Hörst du das, Peter?«, fragte Randi mit ihrer leisen, kehligen Stimme.

Ihre Waffe war auf den Treppenschacht gerichtet, der bis ins Erdgeschoss der Burg hinunterführte und zugleich auch in den Ostturm über ihnen. In jeder Etage gab es eine Öffnung, etwa von der Größe einer Zimmertür.

»Ja, ich höre es. Diese Dreckskerle geben einfach nicht auf.«

Peters Waffe war ebenfalls auf die Öffnung in den Treppenschacht gerichtet.

Sie hörten das Trampeln schwerer Stiefel, die immer näher kamen, obwohl ihre Träger sich offenbar bemühten, auf den Steintreppen nicht zu viel Lärm zu machen. Als der erste Legionär in der Öffnung erschien, feuerten Randi und Peter. Blut spritzte, als eine Kugel dem Mann die Schläfe zerschmetterte. Er fiel nach hinten. Man konnte hören, wie die restlichen Legionäre sich zurückzogen.

Peter drehte sich um und rief warnend in die Waffenkammer: »Kopf hoch. La Portes Männer sind eingetroffen!«

»Beeilt euch dort drinnen!«, schrie Randi. »Das klingt so, als ob das wesentlich mehr wären, als wir erwartet hatten!«

Thérèse, die immer noch neben der Leiche ihres Vaters auf dem Boden kauerte, schien plötzlich wieder Mut zu fassen.

»Ich helfe mit.« Sie drückte die tote Hand ihres Vaters und legte sie auf seine Brust. Dann legte sie seine andere Hand darüber, seufzte, hob das Sturmgewehr auf, das Jon ihr gegeben hatte, und stand auf. In dem düsteren Licht, das in der Waffenkammer herrschte, wirkte sie zerbrechlich und schwach.

»Alles in Ordnung bei Ihnen?«, fragte Jon.

»Nein. Aber das wird schon wieder.« Es war, als würde sie eine Welle von Energie durchfluten, und sie schien alle Kräfte zusammenzunehmen. Mit einem traurigen Lächeln um die Lippen blickte sie auf ihren Vater hinab. »Er hat ein gutes Leben gelebt und wichtige Arbeit geleistet. Am Ende hat er sich von einer Verblendung täuschen lassen. Ich werde ihn immer als großen Mann in Erinnerung behalten.«

»Ich verstehe. Seien Sie vorsichtig dort draußen.«

Sie nickte, nahm mit der linken Hand die Munition, die Jon ihr gegeben hatte, und ging auf die Tür zu.

Kaum, dass sie durch die Öffnung verschwunden war, hörte

Jon Schüsse aus ihrem FAMAS-Gewehr, mit denen sie mithalf, einen weiteren Angriff abzuschlagen. Ihr Feuer wurde wütend erwidert. Diesmal wehrten sich La Portes Soldaten. Die Schüsse hallten durch die Waffenkammer und jagten eisige Schauer über Jons Rücken. Jede Faser seines Körpers drängte ihn, jetzt dort draußen mitzuhelfen.

»Mart?«, fragte er. »Wie sieht's aus? Kommst du voran? Kann ich irgendwie helfen?« Wenn sie nur noch wenig Zeit zur Flucht hatten, dann war die Zeit, die Amerika blieb, noch knapper.

Marty war angespannt über seine Tastatur gebeugt. Er hatte etwas Erwartungsvolles an sich, beinahe wie Hoffnung. Sein korpulenter Körper war nach vorn gebeugt, angespannt wie eine Feder. »Stirb! Stirb! *Stirb!* Du monströses Ungeheuer von …«, er sprang auf.

»Was ist?«, fragte Jon. »Was ist geschehen?«

Marty tanzte eine Pirouette, hob beide Arme hoch über den Kopf und stieß die Fäuste erregt nach oben.

»Verdammt, Marty, sag mir, was passiert ist!«

»Schau doch! Schau doch!« Marty deutete auf den Bildschirm.

Während das Feuer draußen wieder nachließ, blickte Jon wie gebannt auf den Schirm. Statt der monotonen Zeilen mit Ziffern und Buchstaben funkelten auf dem schwarzen Bildschirm jetzt silberweiße Sterne, ein Bild des Nachthimmels. Auf der rechten Seite waren die Umrisse der französischen Küste zu sehen, auf der linken Markierungen, die wie eine Karte der Vereinigten Staaten aussahen, eine Karte, die bis weit in den Westen reichte, bis Omaha, Nebraska. Eine gepunktete, rote Linie bewegte sich bogenförmig auf Omaha zu. Am Ende der Linie, so als würde er sie hinter sich herziehen, war ein winziger roter Pfeil.

»Zeigt das, wie die Rakete vorankommt, die Chambord gestartet hat?«, fragte Jon. »Die mit dem Atomsprengkopf?«

»Ja. Schau auf den Schirm.« Marty blickte auf seine Uhr und zählte: »Fünf … vier … drei … zwei … eins!«

Der rote Pfeil explodierte, platzte in einer winzigen Explosion auseinander, wie ein Schlagsahneklecks.

Jon starrte auf den Bildschirm und hoffte das, was er sah, richtig zu begreifen. »Ist das der Flugkörper?«

»Das *war* der Flugkörper!« Marty tanzte eine Art Ringelreihen auf dem Steinboden. »*Er ist weg!*«

»Tatsächlich! Bist du auch sicher, Mart?« Jon starrte unverwandt auf den Bildschirm und gestattete sich den ersten Anflug von Erregung. »*Absolut sicher?*«

»Ich hab es dazu gebracht, dass er sich selbst sprengt! Als es noch über dem Ozean war. Es hat unsere Küste nie erreicht!« Er wirbelte herum und beugte sich über den Bildschirm, um ihm einen Kuss zugeben, und verlor dabei fast das Gleichgewicht. »Du wunderbarer Apparat! Ich liebe dich, Computer!« Eine Träne quoll ihm aus dem Augenwinkel. »Amerika ist in Sicherheit, Jon.«

41

Marty tanzte in der alten Waffenkammer im Kreis herum und feierte damit seinen Triumph über die Atomrakete, die Millionen Amerikanern den Tod gebracht hätte. Jon sah ihm ein paar Augenblicke dabei zu und war selbst noch damit beschäftigt, das ganze Geschehen zu verarbeiten, während draußen vor der Tür Schüsse peitschten und ihm verrieten, dass Peter, Randi und Thérèse die Stellung hielten und den Turm mit Erfolg gegen die Legionäre verteidigten.

Aber für alle Ewigkeit würden sie sie nicht aufhalten können; die Übermacht war erdrückend. Jetzt, wo die Gefahr eines Atomschlags vorbei war, mussten sie fliehen.

Marty hielt in seinem Tanz inne und sah Jon an; er war außer Atem, und seine Stimme klang so, als könnte er es selbst kaum glauben: »Amerika ist sicher, Jon. Amerika ist sicher!«

»Aber wir nicht, Marty.« Jon rannte zur Tür, um sich draußen umzusehen. »Kannst du die Satellitenkommunikation wiederherstellen?«

»Selbstverständlich.«

»Dann tu das.«

Marty wandte sich wieder dem Computer zu und ging an die Arbeit.

Jon lehnte sich zur Tür hinaus und sah, wie Peter, Randi und Thérèse die Treppe bewachten. Sie lagen oder knieten in der wenigen Deckung, die sich ihnen bot.

»Könnt ihr sie noch ein paar Minuten aufhalten?«, fragte er.

»Aber nur mehr ganz kurz«, warnte Randi mit besorgter Miene.

Er nickte und eilte zu Marty zurück. »Wie lang dauert es

noch?«

»Warte … warte … so!« Marty blickte grinsend zu ihm auf. »Verglichen mit dem Sprengen der Rakete war das fast ein Kinderspiel. Die Kommunikationssysteme stehen wieder.«

»Gut. Dann sende jetzt Folgendes«, bat Jon und leierte eine Zahlenreihe herunter, einen Code, der sicherstellte, dass seine Nachricht Fred Klein erreichte. »Und dann fügst du hinzu: *La Porte, Château La Rouge, Normandie, jetzt.*«

Martys Finger flogen über die Tasten. Er hüpfte förmlich in dem Sessel auf und ab, war immer noch höchst erregt und strahlte Optimismus aus. »Erledigt. Und jetzt?«

»Jetzt verschwinden wir hier.«

Marty sah ihn entsetzt an. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, Jon. Wir können den Computer nicht einfach hier lassen. Wir zerlegen ihn, dann können wir ihn mitnehmen.«

»Falsch«, widersprach Jon. Er hatte das bereits versucht, und die Schüsse draußen rückten immer näher heran. »Dafür haben wir keine Zeit.«

»Aber, Jon«, jammerte Marty. »Wir *müssen* den Prototyp mitnehmen. Was wäre denn, wenn General La Portes Leute ihn wieder in ihre Gewalt bekommen?«

»Das werden sie nicht.« Jon packte das immer noch protestierende Genie und zog ihn zur Tür.

»Lass los, Jon«, sagte Marty beleidigt. »Ich kann selber gehen.«

»*Dann lauf jetzt.*«

Auf dem Treppenabsatz hatten Peter, Randi und Thérèse die Legionäre erneut in das Stockwerk daruntergetrieben. Thérèse hatte sich den zweiten Ärmel abgerissen und damit eine stark blutende Fleischwunde an Peters Schenkel verbunden. Randi war am Oberarm getroffen, zum Glück ein glatter Durchschuss, der keinen größeren Schaden angerichtet hatte. Ein straffer Verband hatte die Blutung gestoppt.

»Was ist geschehen?«, fragte Randi. »Hat er den Raketenschlag stoppen können?«

»Darauf kannst du wetten«, versicherte ihnen Jon. »Marty hat es wieder geschafft.«

»Lang genug habt ihr ja gebraucht«, brummelte Peter, aber das breite Grinsen auf seinem ledernen Gesicht strafte sein Worte Lügen.

Jon kauerte neben Peter nieder. »Gib mir eine Handgranate.«

Als alter Soldat stellte Peter keine Fragen. Er holte eine Handgranate aus seinem Rucksack und reichte sie wortlos Jon hinüber.

»Bin gleich wieder da.«

Jon rannte in die Waffenkammer zurück, zog die Sicherungsnadel aus der Handgranate und legte sie auf den Behälter mit den Gelpacks. Dann rannte er aus der Kammer, als ob sämtliche Höllenhunde hinter ihm her wären.

Draußen warf er sich zu Boden: »Alle runter!«

Sie ließen sich auf den Steinboden fallen. Die Granate explodierte hinter ihnen, und ein Hagel von Holzsplittern und Granatenfragmenten fegte über sie hinweg. Ein Legionär, der sich auf der Treppe wieder nach oben gewagt hatte, schrie auf, das Blut spritzte ihm aus dem Gesicht, wo ihn ein Splitter getroffen hatte. Er stürzte in die Tiefe.

»Weshalb zum Teufel hast du das getan, Jon?«, wollte Randi wissen.

»Die Gelpacks«, erklärte Jon. »Die sind der Schlüssel zu dem Molekularcomputer. Sie enthalten die DNS-Sequenz, die Chambord geschaffen hat. Jeder Wissenschaftler, der auch nur annährend über Chambords Erfahrung verfügt, hätte damit Chambords Arbeit nachvollziehen können.«

Marty nickte bedrückt. »Die hätten dazu nicht einmal ein volles Gelpack gebraucht. Es hätte schon ausgereicht, ein paar

Reste zusammenzukratzen.«

»Die Gelpacks mussten völlig zerstört werden, für den Fall, dass sie in die falschen Hände fallen«, fügte Jon noch hinzu.

Sie verstummten, als sie wieder Schritte auf der Treppe hörten, und Peter, Randi und Jon rannten an den Schacht und feuerten nach unten. Es waren keine Legionäre zu sehen, aber die Kugeln prallten im Treppenschacht nach allen Seiten ab. Wütende Flüche hallten zu ihnen herauf und gleich darauf das Geräusch sich entfernender Schritte.

Marty hatte sich auf dem Treppenabsatz umgesehen und begann allmählich zu begreifen, was für ein verzweifelter Kampf hier draußen getobt hatte, während er in der Waffenkammer an dem DNS-Computer gearbeitet hatte. Er sah seine Freunde an und schluckte.

»Ist … ist das nicht eine große Schlacht, Peter?«

»Ja, groß«, sagte Peter, »aber wahrscheinlich recht kurz. Ich fürchte, dass diese Treppe der einzige Ausweg aus dem Turm ist. Und die Legionäre scheinen mir nicht in der Stimmung zu sein, uns sicheres Geleit zu gewähren.«

»Dann stecken wir also in der Falle?« Martys Gesicht verzog sich erschreckt.

»Es sei denn, es fällt uns noch etwas ein«, nickte Randi.

Wie als Echo auf diese düstere Prognose hallte jetzt die Stimme von General La Porte zu ihnen herauf: »Sie müssen sich ergeben, Colonel Smith! Wir sind in dreifacher Überzahl, und jeden Augenblick kommen weitere meiner Leute. Sie kommen nicht an uns vorbei.«

Randi meinte: »Der General wird nicht gerade in nachsichtiger Stimmung sein, wenn er erfährt, dass wir seinen Plan zum Platzen gebracht haben.«

»Davon ganz zu schweigen, dass er keinen von uns am Leben lassen kann, wenn er hier sauber rauskommen will«, gab Peter

zu bedenken.

»Wahrscheinlich hat er deshalb Dr. Chambord erschossen«, meinte Randi, »und die Stimme von Hauptmann Bonnard habe ich dort unten auch nicht gehört. Ihr etwa?«

Lautes Gewehrfeuer brachte sie zum Schweigen. Es klang, als käme es aus dem Stockwerk weiter unten. Sie bereiteten sich auf den nächsten Angriff vor, aber diesmal ließ sich im Treppenschacht niemand blicken. Die Schüsse entfernten sich vielmehr, wurden dabei aber heftiger. Sie hörten Rufe in Arabisch, Paschtunisch und anderen Sprachen.

»Der Halbmondschild ist ganz nahe gerückt«, sagte Thérèse.

»Die greifen La Portes Gruppe von hinten an«, entschied Peter. »Es mag ja etwas für sich haben, für sein Land zu sterben, aber ich hoffe doch, dass unsere islamischen Freunde uns das ersparen werden.«

Marty hatte die ganze Zeit Jon beobachtet, der nachdenklich den Treppenschacht studiert hatte. Jetzt fragte er: »Ich hoffe, du hast einen Plan, Jon?«

»Es gibt keinen Grund, nach unten zu gehen«, entschied der. »Wir werden nach oben in den Turm steigen. Mit Randis Klettergerät, Peters Plastique und ein paar Handgranaten ist das unsere beste Chance.«

»Und dann wäre da dieser hübsche kleine Hubschrauber draußen auf dem Vorwerk, den wir bei unserer Ankunft entdeckt haben«, erinnerte sie Peter.

»Großartig!« Marty fing an, die Treppe hinaufzuklettern.

Während die anderen hinter ihm herhetzten, jagten Peter und Jon einen letzten langen Feuerstoß in den Treppenschacht hinunter.

»Zwei Stockwerke, denke ich«, sagte Peter, als er sich umwandte und ebenfalls nach oben rannte.

Aber ein plötzlicher Hitzeschwall ließ ihn innehalten. Er drehte sich um und sah dicke Rauchschwaden aus der Tür der Waffenkammer quellen, dahinter züngelten Flammen. Die vielen alten Holzmöbel, die La Porte dort abgestellt hatte, mussten bei der Explosion der Handgranate Feuer gefangen haben.

Er hastete die Treppe hinauf und erinnerte sich dabei an die Munitionskisten, die er im hinteren Teil der Waffenkammer gesehen hatte. Unter ihm hämmerten die Stiefel von La Portes Männern und rückten näher. Jetzt hatte Jon die anderen eingeholt, und er und Peter packten den schwerfälligen Marty an den Armen und zogen ihn mit.

Thérèse, die leichtfüßig wie eine Gazelle die Stufen emporeilte, hatte sich an die Spitze gesetzt, und Randi fiel jetzt zurück, um die Nachhut zu sichern. Sie drehte sich immer wieder um, um die Verfolger mit Feuerstößen aus ihrer Maschinenpistole aufzuhalten.

»Auf die andere Seite des Turms!« Thérèse atmete schwer, sie war in der Dunkelheit nur als weißer Schemen zu erkennen.

»Randi und ich werden die Legionäre hier aufhalten«, erklärte Jon. »Thérèse, nehmen Sie Marty, und laufen Sie voraus und wählen sich ein Fenster. Aber keine von den Schießscharten, sondern ein breiteres, damit wir durchkommen, möglichst nahe an dem Vorwerk. Peter, du solltest inzwischen in etwa zehn Meter Entfernung etwas Plastique anbringen und einen Zünder einsetzen.«

Peter nickte, und Jon und Randi ließen sich auf den Boden fallen, um das Feuer auf die Verfolger wieder aufzunehmen. Die ersten beiden hatten den Treppenschacht bereits verlassen und gingen dicht daneben zu Boden, während der Dritte in den Schacht stürzte. Die beiden Verletzten bewegten sich nicht. Jetzt hatten sie einen Augenblick lang vor den Verfolgern Ruhe, und sie konnten hören, wie der Schusswechsel weit unter

ihnen heftiger wurde. Offenbar beschäftigten die Männer vom Halbmondschild La Porte und seine Legionäre so, dass die nur ein paar Leute für die Verfolgung erübrigen konnten. Aber das konnte sich schnell wieder ändern.

Jetzt hallten schwach Stimmen zu ihnen empor, und auch Schritte waren zu hören. Der Geruch von verbrennendem Holz lag in der Luft, nicht nur der Pulverdampf, der eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Jon überlegte, ob er den anderen etwas von den Munitionskisten in der Waffenkammer sagen sollte.

Am Ende entschied er sich dagegen. Sie konnten im Augenblick ohnehin nichts dagegen unternehmen, nur sich noch mehr beeilen. So schnell wie möglich entkommen. Und damit waren sie ja ohnehin schon beschäftigt.

»Erledigt«, rief Peter leise.

Jon und Randi feuerten auf einen Legionär, der soeben am Treppenschacht auftauchte, und jagten ihn wieder hinunter.

Dann rannten sie hinter Peter her. Die drei hatten jetzt einen Seitengang am anderen Ende des Turms erreicht, als Peters Plastique in einer gewaltigen Explosion detonierte, die sie alle drei zu Boden warf. Hinter ihnen zerbarst der Korridor in einem Regen von Steinbrocken. Dichter Qualm stieg auf. Vor ihnen stand Thérèse in der Tür zu einem der Turmzimmer und winkte ihnen zu, näher zu kommen.

Peter zog hustend eine Handgranate aus dem Gürtel und duckte sich, spähte in den Rauch und die Trümmer hinter ihnen.

Wieder rannten Randi und Jon los. Der Raum besaß drei schmale Fenster und ein breites, an dem Thérèse und Marty besorgt warteten.

»Wir können den Hubschrauber von hier aus sehen«, erklärte Marty Randi. Und fügte dann beunruhigt hinzu: »Aber er sieht sehr klein aus.«

»Der reicht schon, wenn wir nur hinkommen.« Randi befestigte den Widerhaken ihres Klettergeräts in einer Ritze an der Außenmauer vor dem Fenster und warf dann das nylonbeschichtete Seil zu dem Wehrgang hinunter, der sieben Stockwerke unter ihr den Burgfried umlief, schlüpfte in das Geschirr und ließ sich in die Tiefe fallen.

Als sie unten gelandet war, sagte Jon: »Jetzt du, Marty.«

»Oh, na schön.« Marty setzte sich auf den Fenstersims und schloss die Augen. »Ich bin ja die Gefahr gewöhnt.«

Gleich darauf kam das Geschirr wieder zurück, und Thérèse und Jon schnallten ihn an und ließen ihn hinunter. Marty landete, das Geschirr schoss wieder in die Höhe, und Thérèse folgte ihm nach unten, als draußen im Flur eine Handgranate explodierte.

Gleich darauf waren laute Schreie zu hören, und Peter kam in das Zimmer gerannt. »Ich bin da, Jon. Lass uns abhauen.«

Jon deutete aufs Fenster. »Du zuerst, Peter. Alter vor Schönheit.«

»Für diese Frechheit kannst du hier bleiben, mein Junge.«

Peter warf Jon die letzte Handgranate zu, als das Geschirr wieder nach oben kam.

Während Peter sich anschnallte und in der Tiefe verschwand, wartete Jon, den Blick auf die Tür gerichtet. Sein Herzschlag beschleunigte sich.

Als das Geschirr wieder auftauchte, schnappte er es sich und legte es an. In dem Augenblick kamen zwei Legionäre hereingerannt. Hoch über dem Vorwerk baumelnd, zog Jon die Sicherungsnadel aus der Granate und löste die Arretierung, um zur Burgmauer hinuntergleiten zu können.

Während er in die Tiefe glitt, ließ die Detonation das Drahtseil heftig zittern, und er spürte, wie der Haken sich lockerte. Er atmete tief ein und beschleunigte sein Tempo

gefährlich, hoffte, genügend Zeit zu haben, um den Wehrgang zu erreichen, ehe der Haken oben sich völlig löste. Dann stellte er entsetzt fest, wie viel grauer Rauch aus einem der Turmfenster quoll.

In dem Augenblick, in dem seine Füße den Boden berührten, platzte der Haken aus der Wand und fiel in die Tiefe, verfehlte ihn nur um wenige Zentimeter. Erleichtert sah er, dass Peter, Marty und Thérèse bereits zu dem Vorwerk rannten, wo der kleine Helikopter stand.

Jetzt hallten laute Rufe, aber nicht von oben, sondern von irgendwo auf dem Wehrgang.

»Das ist diesmal der Halbmondschild!«, rief Randi.

»Schneller!«

Jon und Randi hetzten hinter ihren Freunden her. Peter saß bereits am Steuerknüppel des Hubschraubers, die Rotorblätter kreisten, und Thérèse und Marty saßen angeschnallt auf ihren Sitzen. Jetzt sprangen auch Jon und Randi in die Kabine.

Peter hob ab, legte die Maschine schräg und beschleunigte von der Burg weg, als die ersten Männer des Halbmondschilds auftauchten und im Laufen auf sie feuerten.

Kugeln schlugen durch die Seitenwände und prallten pfeifend von den Landestreben ab. Alle hielten den Atem an. Sie sahen einander stumm an, brachten kein Wort heraus, als Peter den Hubschrauber immer weiter von La Portes roter Sandsteinburg weglenkte. Am Nachthimmel funkelten die Sterne unberührt, als ob nichts Ungewöhnliches geschehen wäre. Jon dachte an General La Porte, an den Halbmondschild und all das Schreckliche, das sie in den letzten paar Tagen miterlebt hatten, und fragte sich erneut, wie es möglich war, dass so viel Böses unter dem Vorwand des Guten geschehen konnte.

Sie waren jetzt beinahe eine Meile von der Burg entfernt und fingen gerade an, sich sicher zu fühlen, als sie ein gewaltiges Brüllen hörten, wie den Ausbruch eines Vulkans. Die

Druckwelle brachte den Helikopter zum Schwanken.

Sie fuhren in ihren Sitzen herum und sahen, wie der Ostturm des Château La Rouge in einer gewaltigen Fontäne aus Feuer und Steinbrocken verschwand. Dichte Rauchwolken quollen in den Himmel, gleich darauf schossen rotgoldene Flammen in den Nachthimmel. Man konnte einzelne Trümmerstücke durch die Luft wirbeln sehen.

»Du großer Gott, Jon«, sagte Peter. »Ich bin beeindruckt. Was ist da passiert?« Er drehte den Helikopter herum, sodass sie jetzt die Burg vor sich hatten, und ging in Schwebeflug über, damit sie das Geschehen beobachten konnten.

»Ja. Nun, das wollte ich noch erwähnen«, sagte Jon.

»Was erwähnen?«, fragte Randi sofort. »Was hast du uns verschwiegen?«

Jon zuckte die Achseln. »Munition. Munitionskisten, hinten in der Waffenkammer.«

»Du hast eine Handgranate in einem Raum mit Munition gezündet?«, erregte sich Peter. »Und hast uns nicht gewarnt?«

»Hey, dann habt ihr also die Kisten nicht gesehen?«, meinte Jon geringschätzig. »Muss ich euch denn alles zeigen? Außerdem war die Munition ziemlich weit weg.«

»Denk dir nichts, Peter«, redete Marty ihm zu. »Ich habe die Munition auch nicht gesehen.«

Thérèses Gesicht war totenbleich geworden. »Ich auch nicht, und dafür bin ich jetzt sehr dankbar.«

»Der ganze Zweck dieser langen, gefährlichen Übung war, der Gefahr des DNS-Computers ein Ende zu machen.«

Randi starrte Jon an und unterdrückte ein Lächeln über den schuldbewussten Ausdruck in seinem gut geschnittenen Gesicht. »Und das ist dir gelungen, Jon. Du hast ihn mit der Handgranate in die Luft gejagt.«

»Es ist *uns* gelungen«, korrigierte sie Jon, »trotz allem, was

die versucht haben.«

Peter nickte, und seine gelockerten Züge ließen erkennen, dass seine Wut schon wieder verflogen war. Jetzt lächelte er sogar. »Sind wir jetzt so weit, dass wir nach Hause gehen können?«

Sie betrachteten noch eine Minute lang die Feuersbrunst, die sich in der alten Burg ausbreitete. Dann steuerte Peter den Hubschrauber in einen weiten Bogen und nahm Kurs nach Südosten, auf Paris zu. Jon und Randi zogen ihre Handys heraus, um ihren Vorgesetzten zu berichten. Thérèse lehnte sich in ihren Sitz zurück und seufzte müde.

»Seht ihr diese winzigen, hellen Punkte am Himmel?«, fragte Marty, ohne dabei jemand Bestimmten zu meinen, und spähte nach Osten. »Die sehen aus wie Glühwürmchen. Kann mir jemand sagen, was das ist?«

Sie starrten in die Richtung, in die er blickte, und sahen, wie die Lichtpunkte größer wurden.

»NATO-Hubschrauber«, meinte Jon schließlich. »Ich zähle zwanzig.«

»Die haben Kurs auf die Burg«, entschied Randi.

»Dann ist deine Nachricht offenbar durchgekommen, Jon.« Marty schilderte den anderen, wie Jon ihm einen Code gegeben hatte, um seine Vorgesetzten auf die Burg aufmerksam zu machen. »Ich habe die Nachricht abgeschickt, unmittelbar bevor Jon den Prototyp zerstört hat.«

Plötzlich schien die Nacht um sie herum von Flugzeugen zu wimmeln – große Transporthubschrauber, neben denen ihr kleiner Bell Scout winzig wirkte. Sie flogen in perfekter Formation in nördlicher Richtung und schimmerten im Mondlicht wie Geschöpfe von einer anderen Welt. Ihre Rotorblätter sahen aus wie silberne, schnell kreisende Schwerter.

Ein atemberaubender Anblick. Die großen Hubschrauber

landeten, immer noch in Formation, auf den Feldern der Normandie. NATO-Soldaten sprangen heraus, schwärmten aus und rannten dann im Laufschritt auf die brennende Burg zu, wo die Flammen sich inzwischen ausgebreitet hatten und bereits die halbe Burg umfassten. Die Präzision und die Entschlossenheit, die dieses Manöver erkennen ließ, waren beruhigend.

»Schön, die NATO in Aktion zu sehen«, sagte Jon. Ein perfektes Understatement.

Marty nickte und seufzte dann. »Peter, wir haben genug gesehen. Bring uns zurück nach Paris. Ich möchte nach Hause.«

»Recht hast du«, sagte Peter, und sie setzten ihre Reise fort.

EPILOG

Ein Monat später Fort Collins, Colorado

Es war einer jener sonnigen Junitage, für die Colorado so berühmt ist: blauer Himmel, der aromatische Duft der Pinien, eine leichte Brise und die Luft weich wie Balsam. Jon betrat den schlichten Bau mit den geheimen CDC-USAMRIID-Labors, wo er und andere Wissenschaftler am Bau des »ersten« DNS-Computers der Welt arbeiteten. Er nickte und begrüßte die Laborassistenten, Sekretärinnen und Angestellten mit Namen, und sie grüßten zurück. Für die meisten war das das erste Mal, dass sie ihn seit seiner Abreise wieder zu Gesicht bekamen, und viele sagten, es sei schön, dass er hatte zurückkehren können. Und wie es seiner Großmutter gehe?

»Die hat uns allen ziemliche Angst eingejagt«, erklärte er immer wieder. »Die alte Dame wäre beinahe gestorben. Aber jetzt geht es ihr wieder besser.«

Als er vor zwei Tagen auf dem Gelände der Colorado State University eingetroffen war, waren die Ereignisse in Frankreich, Spanien und Algerien noch frisch gewesen, wenn auch die Spannung allmählich zu verblassen begann. Ein Segen, dass das menschliche Gedächtnis dazu neigt, das Gute zu behalten und das Schlechte zu vergessen. Er hatte zehn Tage mit Fred Klein verbracht und war mit ihm alle Einzelheiten durchgegangen. Die Akten von Covert-One wuchsen, und jedes neue Stückchen Information, jeder Name und jede Erkenntnis über gefährliche Organisationen wurden hier gespeichert und für künftigen Bedarf festgehalten. Ganz oben auf der Liste stand der

Terroristenführer mit dem Decknamen M. Mauritania, dem es irgendwie gelungen war, aus der Burg zu entkommen. Er war verschwunden, so flüchtig wie die flatternden, weißen Gewänder, die seine Gefolgsleute so schätzten.

Nach Jons Erkenntnissen musste auch einigen Mitgliedern des Halbmondschilds die Flucht gelungen sein. Man hatte nicht so viele tote Terroristen gefunden, wie Jon, Randi und Peter in ihren diversen Berichten gemeldet hatten. Die Leiche von Abu Auda freilich hatte man gefunden, mit einigen Einschüssen im Rücken. Niemand wusste natürlich, wer diese Kugeln abgefeuert hatte, da in den brennenden Überresten der Burg niemand lebend gefangen genommen worden war – kein Legionär und kein Terrorist.

Auch der französische General, der hinter allem gestanden hatte, Roland La Porte, war tot. Er hatte sich eine Kugel durch den Kopf geschossen, die seine halbe Schädeldecke abgerissen hatte. Irgendwie hatte er, ehe er sich erschoss, noch die Zeit gefunden, seine Uniform mit sämtlichen Orden und Medaillen anzulegen. Er hielt die Pistole noch in der Hand, sein makellos gebügelter Uniformrock war mit Blut durchtränkt.

In vieler Hinsicht ein trauriges Ende, überlegte Jon, als er die Treppe zu dem Konferenzsaal hinaufging. So viel vernichtet, aber für Anlässe wie diesen war Covert-One gegründet worden. Fred Klein hatte eine verwässerte Version von Jons Bericht an die militärische Abwehr geschickt, schließlich war Jon ja angeblich ein Mitarbeiter dieser Organisation. Auf die Weise würden General Carlos Henze oder Randi Russell oder selbst Thérèse Chambord, falls sie nachsahen, feststellen, dass er tatsächlich als freier Mitarbeiter eingesetzt gewesen war.

Niemand glaubte gern, dass das Leben so zerbrechlich war, wie es das tatsächlich war. Und deshalb hatten die verschiedenen Abwehrbehörden ihre Schutzmauern errichtet, und die CIA, das Verteidigungsministerium und das Oval Office an ihrer Darstellung von begabten Hackern und neuen

Viren und der soliden Stärke der amerikanischen Militärstreitkräfte und ihrer Kommunikationseinrichtungen festgehalten. Mit der Zeit würde sich die ganze Aufregung wieder legen. Das Leben ging weiter. Andere Krisen stellten sich ein. Die Titelseiten der Zeitungen hatten bereits andere Themen gefunden, und bald würde das ganze Geschehen unwiderruflich der Vergangenheit angehören.

Jon betrat den Konferenzraum und suchte sich einen Platz im hinteren Teil des Saals, während seine Forscherkollegen in den Raum strömten. Dies war die wöchentliche Sitzung, in der sie über vielversprechende neue Erkenntnisse in ihrem Bemühen um einen Molekularcomputer berichteten. Eine bunt zusammengewürfelte Gruppe versammelte sich hier, jovial, hochintelligent und praktisch unkontrollierbar. Alles Einzelgänger. Die besten Wissenschaftler waren alle so. Sonst würde sie unerforschtes Neuland nicht interessieren. Offenbar kochte jemand Kaffee, jedenfalls duftete es danach. Ein paar Wissenschaftler rannten los, um sich Tassen zu sichern.

Als alle eingetroffen waren, saßen etwa dreißig Männer und Frauen auf schlichten Klappstühlen. Als die Regularien der Sitzung erledigt waren, übergab der Teamleiter den Vorsitz an Jon.

Er trat in den vorderen Bereich des Saals. Hinter ihm konnte man durch die hohen Fenster auf die Grünflächen des Campus hinaussehen. »Sie haben sich wahrscheinlich alle gefragt, wo ich die letzten paar Wochen war«, begann Jon mit ernster Miene. »Nun …«

Von links rief Larry Schulenberg: »Waren Sie weg, Jon? Das wusste ich gar nicht.«

In das allgemeine Gelächter stimmten jetzt andere ein, »… nie bemerkt.«

»… sind Sie auch sicher, Jon? Ich habe das nicht bloß geträumt?«

»… wirklich?«

»Also schön«, sagte Jon und stimmte in das Gelächter ein. »Das habe ich wahrscheinlich verdient. Lassen Sie es mich anders formulieren. Falls jemand es zufällig bemerkt hat, ich war weg.« Seine Miene wurde wieder ernst. »Und während meiner Abwesenheit habe ich über unsere Arbeit nachgedacht. Und dabei sind mir vielleicht ein paar brauchbare Ideen gekommen. So ist mir beispielsweise in den Sinn gekommen, dass wir die Möglichkeit vernachlässigt haben, Licht emittierende Moleküle als Schalter zu benutzen. Damit hätten wir mehr als nur einen Ein-Aus-Schalter, wir hätten dann eine graduelle Schaltmöglichkeit, so etwas Ähnliches wie einen Dimmerschalter.«

Larry Schulenberg begriff sofort. »Sie meinen, man kann Moleküle nicht nur zum Rechnen, sondern auch zur *Entdeckung* der Berechnungen benutzen.«

»Das wäre ja gewaltig«, rief ein anderer erregt.

»Man könnte dann das Licht mit konventionellen Mitteln empfangen und sozusagen übersetzen«, überlegte ein Dritter. »Vielleicht könnte man die Lichtenergie mit einer irgendwie beschichteten Metallplatte auffangen, und diese Platte könnte dann Energie emittieren.«

Jon nickte, als unter seinen Kollegen erregte Diskussionen begannen.

Schließlich unterbrach er sie. »Ein weiteres Problem, das wir bisher nicht gelöst haben, besteht darin, den Informationsfluss ebenso ungehindert umzukehren, wie das ein auf Siliziumbasis gebauter Computer kann. Eine Lösung könnte sein, dass man zwischen den DNS-Molekülen und dem Schalter ein zweites Interface anbringt. Wir haben bisher immer nur an Festkörperlösungen gedacht – aber es gibt eigentlich doch keinen zwingenden Grund, weshalb die DNS an Chips angekoppelt werden muss. Warum nicht eine chemische Lösung benutzen?

Das würde uns viel mehr Flexibilität bringen.«

»Er hat Recht!«, rief jemand. »Warum nicht biomolekulare Gels verwenden? Roslyn, haben Sie nicht Ihre Doktorarbeit über Biopolymere geschrieben? Könnten wir diese neue Gelpack-Technik einsetzen?«

Dr. Roslyn James übernahm für ein paar Minuten die Diskussionsleitung und brachte die Gruppe mit ein paar schnell auf die Wandtafel gezauberten Skizzen auf den neuesten Erkenntnisstand über Biogel-Forschung.

Bald entwickelte sich in der Sitzung ein Eigenleben. Einige machten sich bereits Notizen. Andere diskutierten und brachten neue Gedanken vor. Eines führte zum anderen, und bald redeten alle durcheinander. Das Brainstorming dauerte den ganzen Vormittag, und Jon blieb die ganze Zeit bei ihnen. Vielleicht würde nichts dabei herauskommen. Schließlich musste es mehr als einen Weg geben, einen Molekularcomputer zu bauen, und Jon war nicht hinreichend über die Einzelheiten von Émile Chambords Meisterstück informiert, um ihnen alle Fragen beantworten zu können und die Möglichkeit zu liefern, den DNS-Computer einfach nachzubauen. Aber was er bieten konnte, waren gute Ansatzpunkte.

Schließlich unterbrachen sie die Sitzung, um zum Mittagessen zu gehen. Einige würden ihre Diskussionen während des Essens und danach fortsetzen, andere würden sofort in ihre Labors gehen, um dort ihre eigenen Arbeiten fortzusetzen.

Jon schlenderte über den Flur und hatte vor, die Caféteria aufzusuchen. Anschließend zog es ihn zurück in sein Labor. Er dachte gerade über bestimmte Polymere nach, als sein Handy klingelte.

Jon meldete sich.

»Hallo, Colonel. Hier Fred Klein.« Seine Stimme klang fröhlich, ganz anders als noch vor ein paar Wochen.

Jon schmunzelte. »Als ob ich Ihre Stimme nicht erkennen

würde.«

Jemand packte Jon am Arm. Er zuckte zusammen. Und fing sich sofort wieder. Wenn jetzt irgendwo eine Fehlzündung gewesen wäre, hätte er sich mit Sicherheit zu Boden geworfen und Deckung gesucht. Es würde eine Weile dauern, bis er sich an die relative Sicherheit des Alltagslebens gewöhnt hatte, aber er war bereit. Sein Verstand und sein Körper waren fast geheilt, und trotzdem … er war müde.

»Kommen Sie mit, Jon?«, fragte Larry Schulenberg und sah dabei auf das Handy, das Jon in der Hand hielt.

»Ja. Gleich. Jemand soll mir ein Stück Hackbraten aufheben. Ich muss zuerst diesen Anruf erledigen.«

Schulenberg grinste, und ein Strahl der Deckenbeleuchtung fiel auf den Diamanten, den er im Ohr trug; der blausilberne Lichtblitz erinnerte Jon an Chambords Gelpacks.

»Freundin?«, fragte Schulenberg höflich.

»Noch nicht«, versprach Jon. »Sie erfahren es als Erster.«

»Geht in Ordnung.« Schulenberg lachte herzlich und ging zum Aufzug.

»Warten Sie, Fred«, sagte Jon. »Ich gehe hinaus, dort können wir besser reden.«

Die Mittagssonne brannte heiß, und ihre Strahlen stachen wie Laser durch die klare Bergluft, als er zur Tür hinaus- und die Treppe hinunterging. Wenn er hier in den Bergen war, musste er immer an Peter denken. Als sie das letzte Mal telefoniert hatten, war Peter bereits wieder in seinen Schlupfwinkel in den Sierras zurückgekehrt, wo er sich vor White Hall versteckt hielt. Die hatten dort ein neues Projekt für ihn, und er zögerte noch. Um was es ging, hatte er Jon natürlich nicht gesagt.

Der setzte jetzt seine Sonnenbrille auf und sagte: »Jetzt bin ich ganz Ohr?«

»Haben Sie in letzter Zeit mit Randi gesprochen?«, fragte

Fred beiläufig.

»Selbstverständlich nicht. Sie ist wieder irgendwo im Einsatz. Aber Marty hat mir heute Morgen eine E-Mail geschickt. Er hat sich wieder zu Hause eingelebt und schwört heilige Eide, dass er dort nie mehr weggehen wird.«

»Das haben wir schon einmal gehört.«

Jon lächelte. »Das ist wohl ein Kontrollanruf?«

»So? Nun ja, es mag schon stimmen. Sie haben dort drüben einiges durchgemacht.«

»Das haben wir alle. Und Sie auch. Es nimmt einen mit, wenn man hinter der Bühne steht und warten muss und nichts weiß.« Da war noch ein offener Punkt, der Jon beunruhigte: »Was ist mit Mauritania? Gibt es neue Informationen über ihn?«

»Mauritania ist der Anlass für meinen Anruf. Ich habe gute Nachrichten. Er ist im Irak gesichtet worden. Ein Agent von MI6 hat jemanden gemeldet, auf den seine Beschreibung passt, und dann kamen noch andere Augenzeugen dazu, sodass wir jetzt sicher sein können. Jetzt werden wir uns Mauritania schnappen.«

Vor Jons innerem Auge tauchte das Bild Mauritanias, sein rundliches Gesicht und seine kalt blickenden Augen auf. Und dann musste er erneut daran denken, mit welcher Selbstverständlichkeit der Mann bereit gewesen war, den Tod anderer seinen Träumen zu opfern. »Gut. Sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie ihn gefunden haben. Inzwischen werde ich mich hier wieder an die Arbeit machen. Wir müssen einen DNS-Computer bauen.«

ENDE